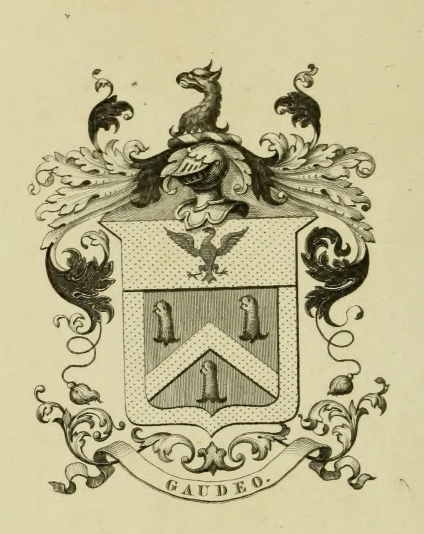
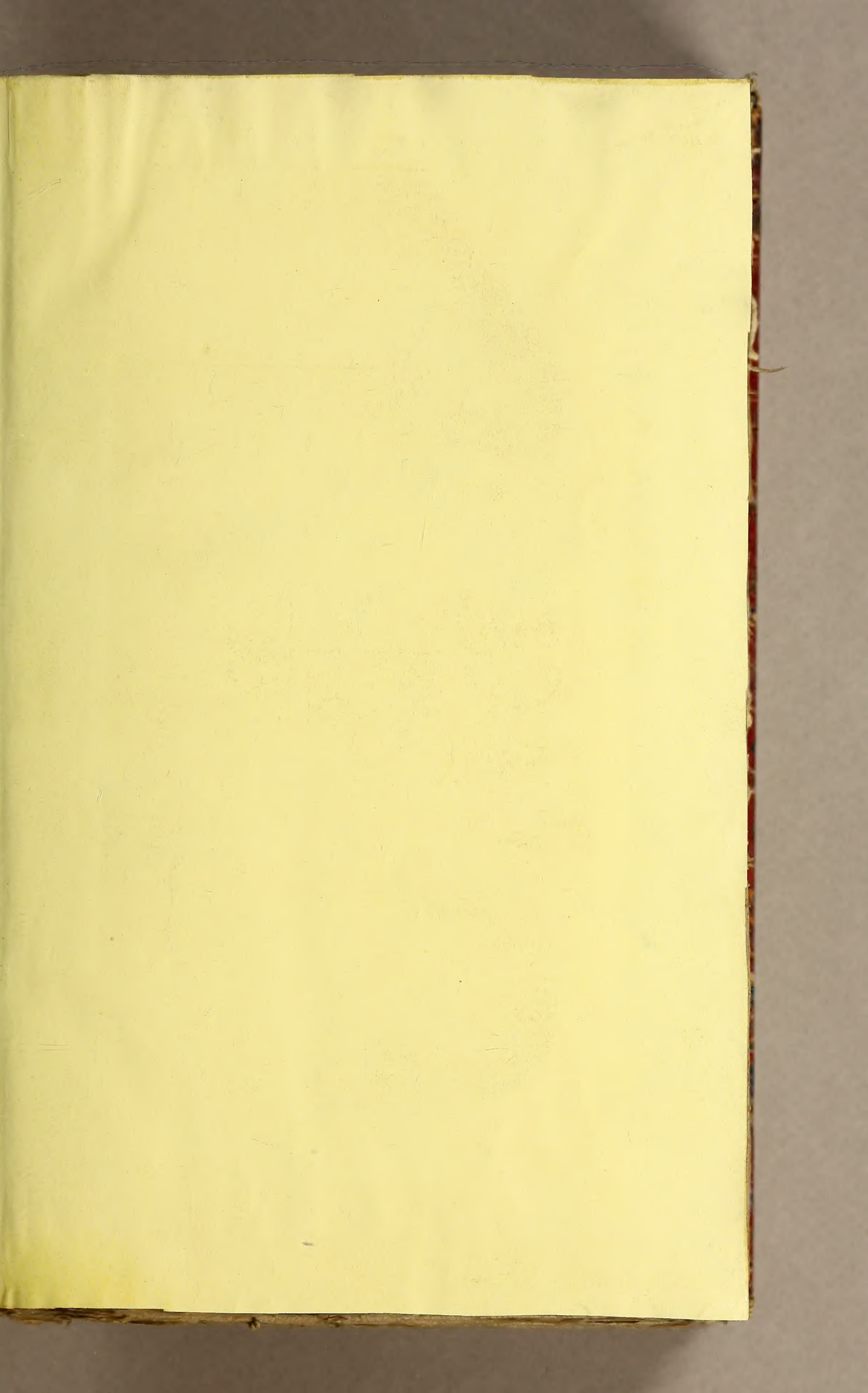
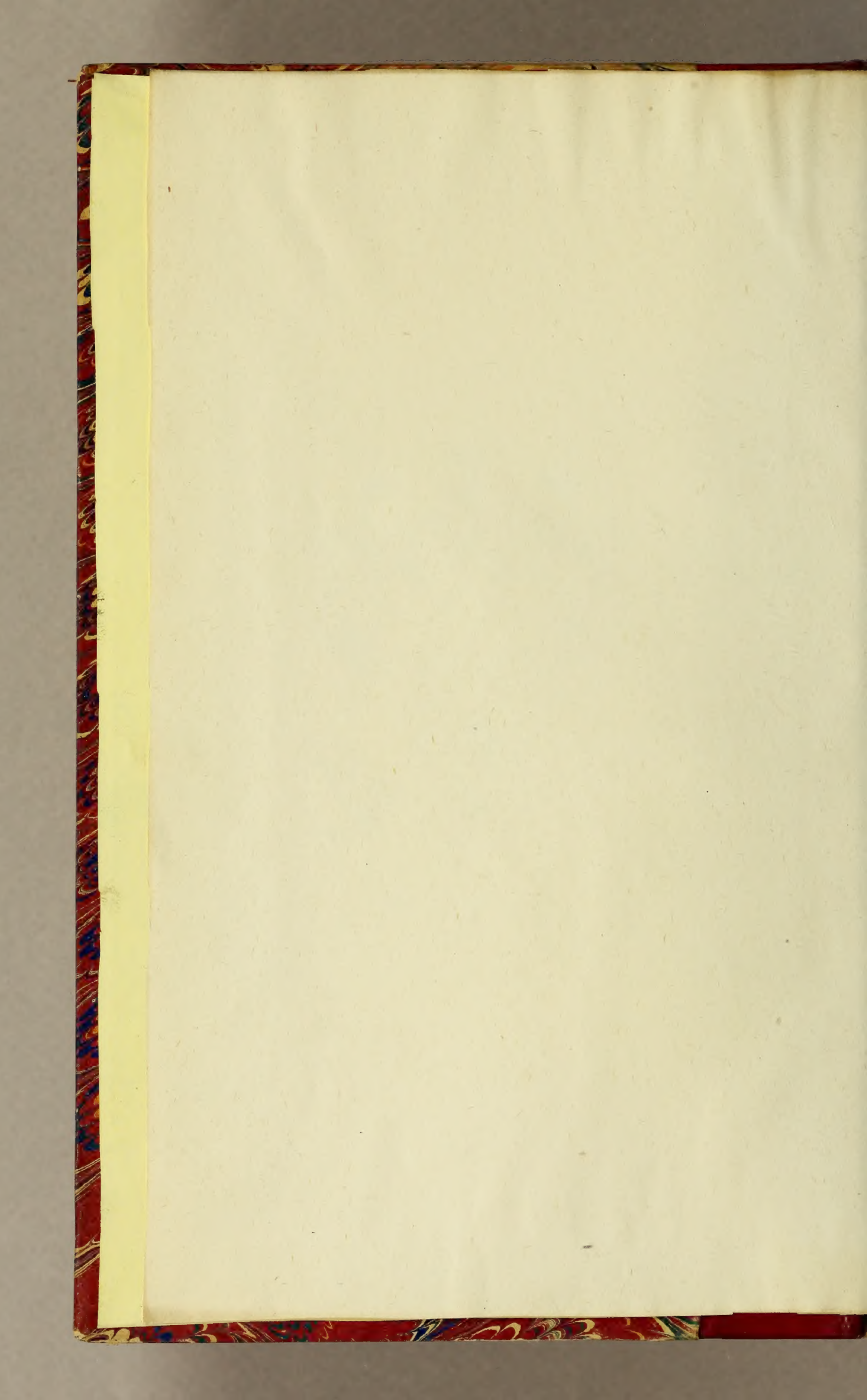
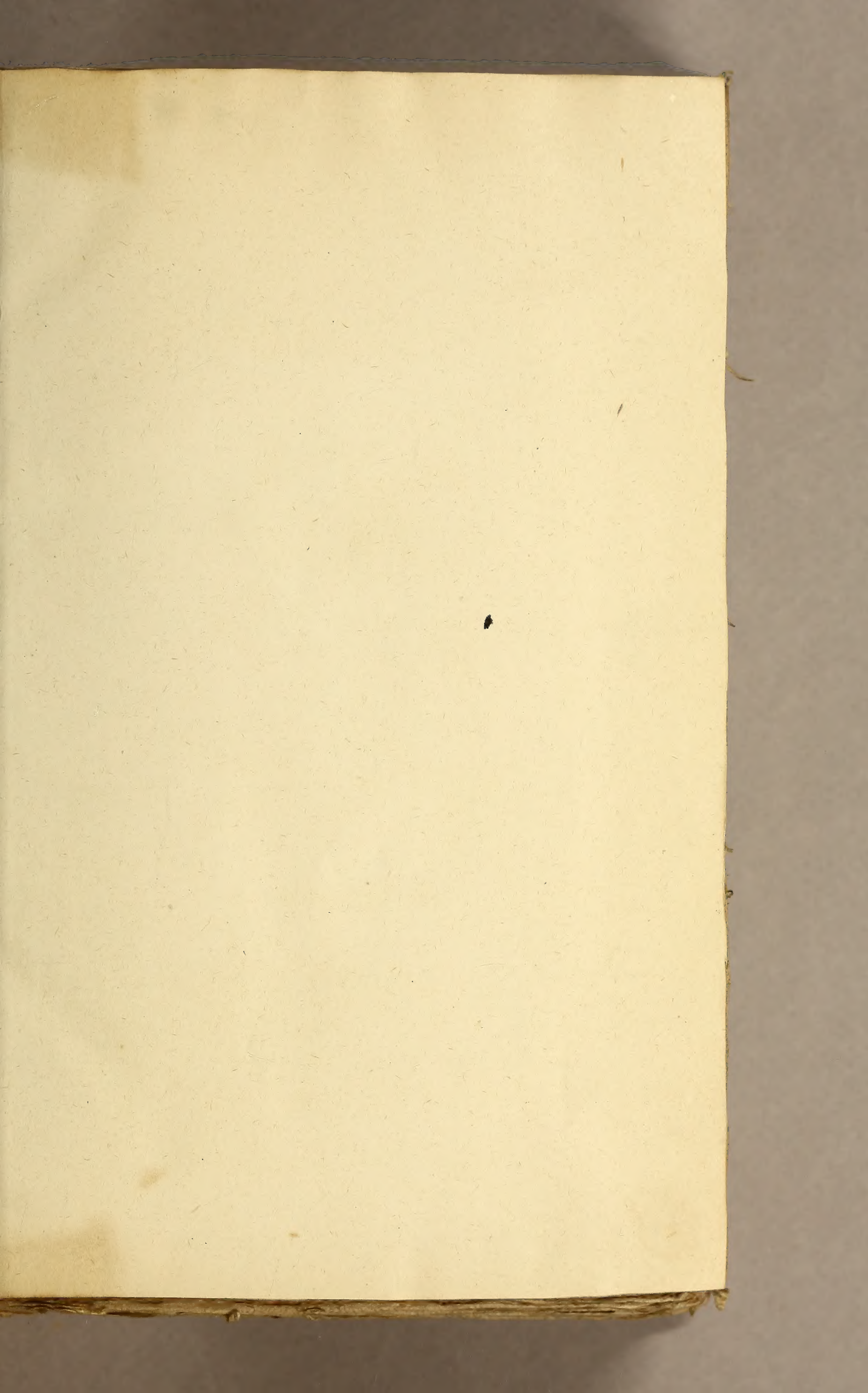


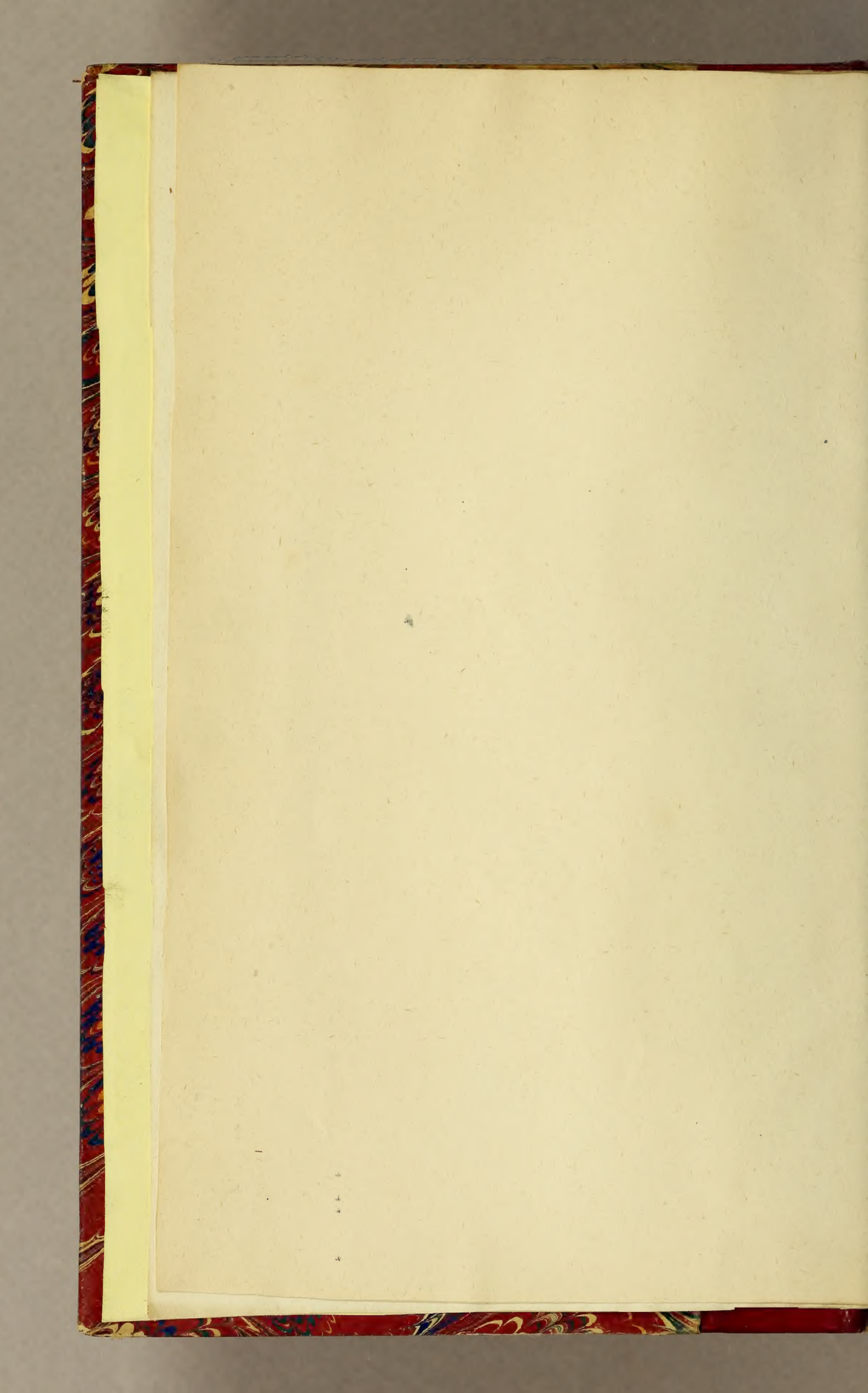


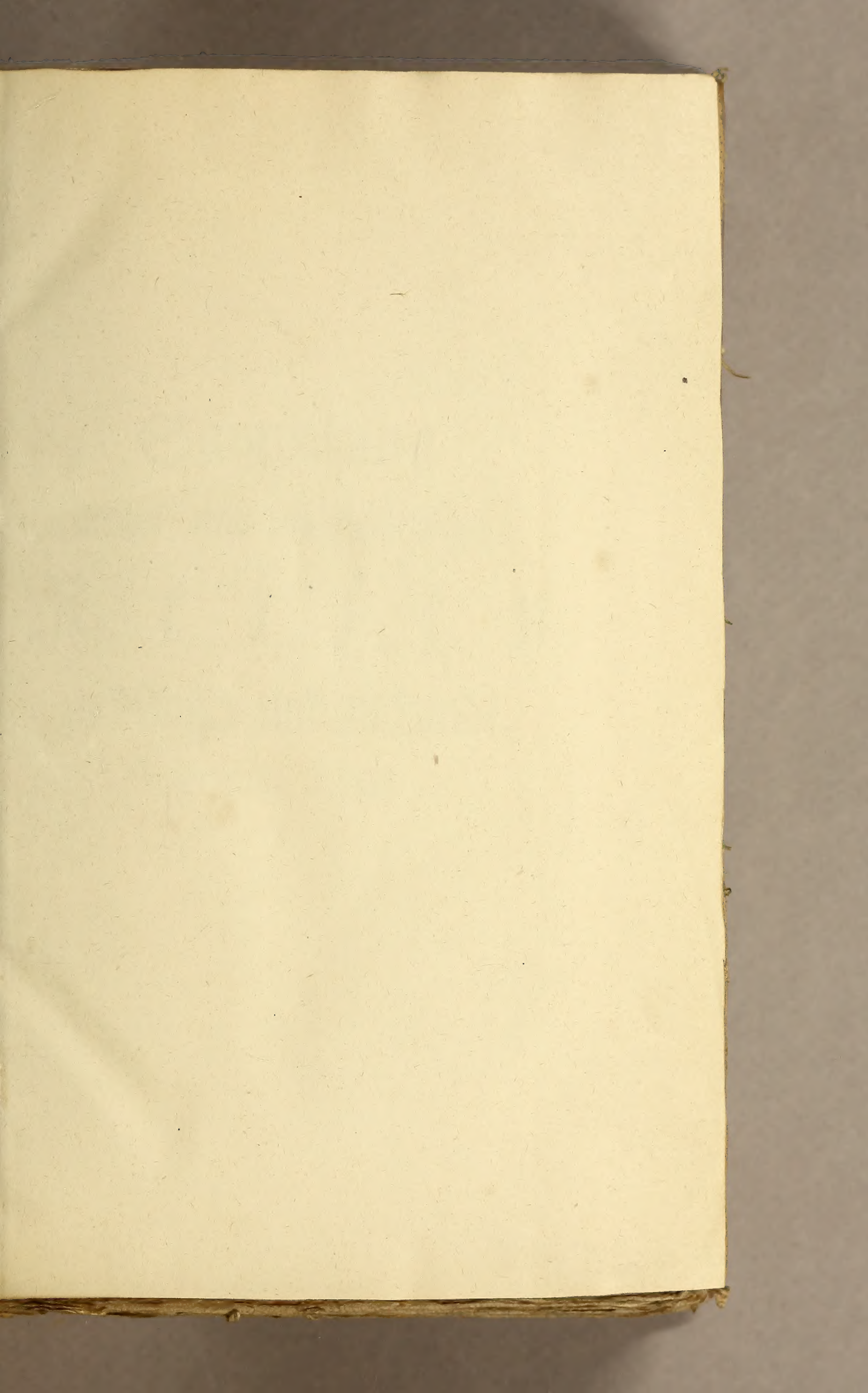
GAUDEO.
John Carter Brown.

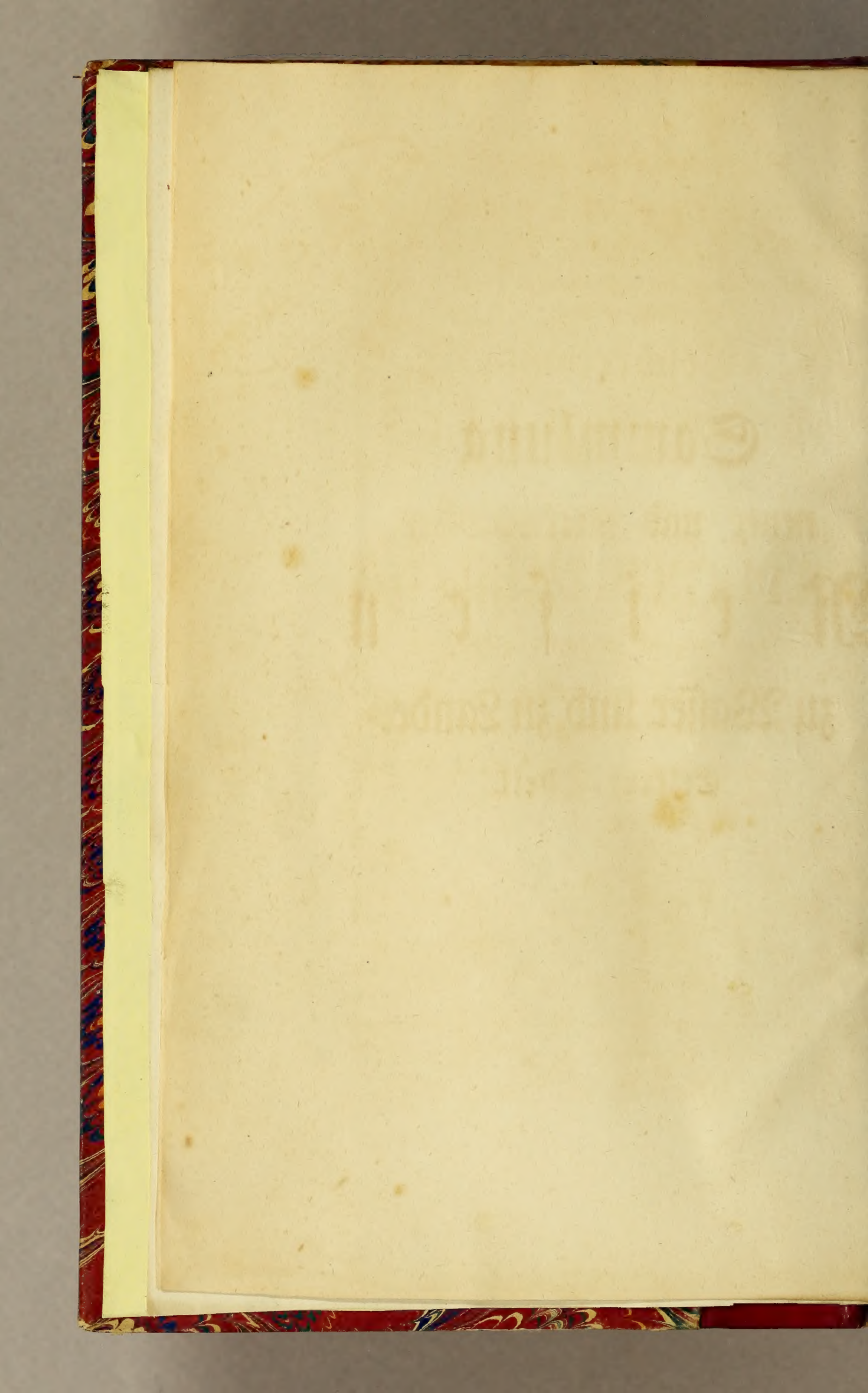














Sammlung
neuer und merkwürdiger
Reisen
zu Wasser und zu Lande.

Eilfter Theil.



Vorerinnerung des Uebersetzers.

Da der Herr Professor Kalm diesen neuen Theil seiner Reisebeschreibung ohne einigen Vorbericht herausgegeben hat: so dürfte ein solcher bey der Uebersetzung desselben um so viel mehr entbehrlich scheinen. Ich finde aber doch für nöthig, etwas weniges, theils von dem Werke selbst, theils von meiner Arbeit dabey, zu erinnern.

Der Herr Verfasser hatte beynahe den ganzen Winter, bis ohngefähr auf die Mitte des Mays im Jahr 1749, in Neuyersey, und zwar meistentheils zu Racoon, zugebracht, wo er das Vergnügen genoß, Leute vorzufinden, mit denen er sich in seiner Muttersprache unterreden konnte. Diesen Ort verließ er aber, um die Reise nach Norden anzutreten. Er begab sich daher nach Philadelphia, ob er gleich dießmahl nur kurze Zeit da verblieb, und reisete sodann auf der Dellaware nach Trenton. Hier mußte er den Landweg nach der Stadt Neuyork nehmen. Nachdem er sie erreichet hatte, segelte er auf dem Hudsonsflusse nach Albany, einer Pflanzstadt, deren Einwohner er uns

eben nicht zum vortheilhaftesten schildert. Jetzt eilete er nach Canada; und war das Fort St. Frederic oder Crownpoint, mit dem sich das Französische Gebiete damahls anfieng, der erste Ort, auf den er sein Augenmerk richtete. Auf diesem Wege war er genöthigt, sich zuerst mit kleinen Böten fortzuhelfen, indem der Hudsonsfluß hinter Albany sehr seicht wurde, und dann ferner bis nach dem Flusse Woodcreek, der ihn zuletzt zu dem Fort hinbrachte, zu Fusse zu wandern. Von demselben gieng er mit einer Jacht auf der See Champlain, nach dem das Jahr vorher erbaueten Fort St. Jean ab. Er fuhr darauf zu Lande nach Prairie de la Magdalene; von welchem Orte er sich über den Lorenzfluß nach Montreal rudern ließ. Herr Kalm kam also gegen das Ende des Julius in Montreal an. Weil er aber doch auf diese Stadt bey der Rückreise stossen muste: so verweilete er sich nur einige Tage daselbst; und beschleunigte vielmehr seine Reise auf dem Lorenzflusse über Trois Rivieres nach der Hauptstadt von Canada, Quebec, wo er etwas über einen Monat geblieben. Diesen Ort kann man als die Gränze ansehen, die sich Herr Kalm auf seiner Reise in Amerika nach Norden zu gesetzt hat. Doch hat er sich einmahl, während seines Aufenthaltes in Quebec, auf Veranlassung des Generalguvernörs, um eine angebliche Silbergrube zu untersuchen, 18 Meilen weiter nordwärts, nehmlich nach der Baye St. Paul, und von da ohngefähr 4 Meilen höher hinauf, nach Cap aux Oyes, begeben. Auf der Rückreise nach Montreal hat er eben die Route beobachtet: und müssen wir ihn hier unter dem 5ten des Octobers verlassen.

Dieß ist also der Entwurf von der fernern Reise des Herrn Professors, die der Leser in diesem dritten Theile beschrieben findet. Sie ist für so viel wichtiger

anzuse-

anzusehen, indem sie sich auf Oerter erstrecket, die der letztere Krieg sehr merkwürdig gemacht hat, und deren Andenken zum Theil noch jetzt durch die fortdaurenden feindseligen Unternehmungen der Wilden erneuert wird. Die vielfältige Gefälligkeit, welche Herr Kalm den Französischen Guvernören in Canada zu verdanken hat, hat ihm zu manchen Kenntnissen dieser Provinz verholfen, die ein anderer Reisender nicht so leicht erlanget hätte.

Der Herr Verfasser fährt auch in diesem Theile fort, seine Bemerkungen nach den Tagen, an denen er sie gemacht hat, mitzutheilen. Bey einer solchen Einrichtung der Reisegeschichte ist es öfters unumgänglich, die Beobachtungen, wenn sie gleich eine und dieselbe Sache betreffen, von einander zu trennen. Und hat es daher das Ansehen, als wenn man einerley Umstände zu verschiedenen mahlen angezeichnet fände. Gleichwohl hat man auf der andern Seite wieder einen Vortheil, der bey einer zusammenhängenden Erzählung der Merkwürdigkeiten vielleicht wegfallen würde. Denn man befindet sich gleichsam mit auf der Reise. Und so wie man dabey, wegen der beständig vorkommenden Abwechselung, fast alles Vergnügen mit fühlet, welches Reisen von dieser Art mit sich bringen: so ist man im Stande, sich desto lebhaftere Vorstellungen von der Lage, der Beschaffenheit, und den Merkwürdigkeiten des Landes zu machen; vornehmlich wenn in der Reisebeschreibung, die man vor sich hat, die Gegenden mit der Sorgfalt, die Herr Kalm angewandt, angemerket sind, und man damit recht gute Charten vergleichen kann. Die Route der gegenwärtigen Reise, läßt sich zwar schon einigermassen auf der Charte des Herrn d'Anville über das nördliche Amerika, und den beiden Charten des Herrn Bellin von

Canada, welche die Homannische Officin mit einigen Verbesserungen nachstechen lassen, erkennen; und muß man sich allenfalls damit begnügen. Allein es würde freilich viel besser seyn, wenn man die speciellen Englischen und Französischen Charten, die in den letztern Jahren herausgekommen sind, dabey zu Rathe ziehen könnte.

Ich bin durch das Beispiel meines geliebten Bruders, der die beiden vorhergehenden Theile übersetzt hat, insonderheit ermuntert worden, die Uebersetzung des gegenwärtigen zu übernehmen. Ausserdem habe ich auch geglaubt, den Freunden der Naturgeschichte und der damit verbundenen Oekonomie, die auch in diesem Theile manche angenehme und fruchtbare Anmerkungen finden werden, mich dadurch verbindlich zu machen. Wie glücklich ich in meiner Bemühung gewesen sey, überlasse ich der Nachsicht des Lesers zu beurtheilen. Die Deutsche Sprache ist mir zwar nicht gänzlich fremde. Dennoch dürfte unterweilen ein Ausdruck mit eingeschlichen seyn, woran man den gebohrnen Schweden erkennen möchte. Vielleicht ist dieser Mangel aber durch die Mühe, die ich mir gegeben habe, zuverläßig zu seyn, in etwas ersetzet.

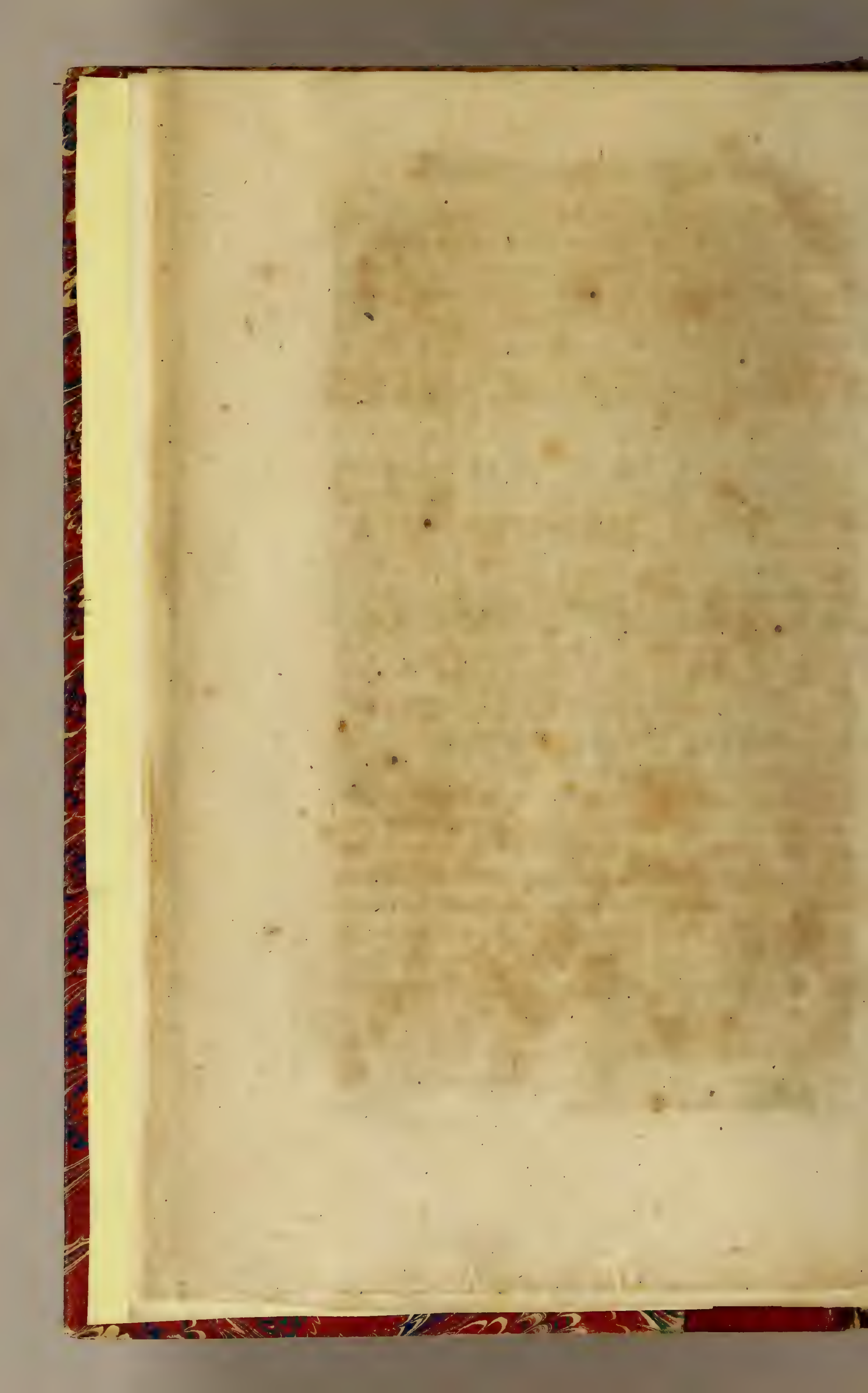
Göttingen.

Johann Andreas Murray.
M. D.

Des

Des Herrn Professors Kalm
Reise
nach dem
nördlichen Amerika.

Der dritte Theil.





Vom Jahre 1749.

Im Jenner.

Vom zweyten.* Ehe die Europäer, durch die Anweisung des Columbus, nach Westindien kamen, war den Wilden oder Indianern, die daselbst seit uralten Zeiten gewohnet hatten, das Eisen ganz unbekannt. Es muß uns dieses um so viel mehr befremden, da doch in dem nördlichen Amerika fast überall eine Menge von Eisenerzen befindlich ist. Sie waren daher genöthigt, diesen Mangel durch scharfeckige Steine, Muschelschalen, Klauen von Vögeln und wilden Thieren, Stücke von Knochen und andern Sachen von der Art, zu ersetzen, wenn sie Beile, Messer und ähnliche Werkzeuge verfertigen wollten. Man siehet hieraus,

* Nach der neuern Zeitrechnung.

wie elend ihre Lebensart gewesen seyn muß, und daß sie sich nur so eben haben forthelfen können. Die alten Schweden, die hier wohneten, und in ihrer Kindheit, als das Land noch voll von Indianern war, mit ihnen umgegangen waren, wußten noch vieles von ihrer damahligen Lebensart zu erzählen. Man findet auch noch heut zu Tage bey dem Pflügen und Graben in der Erde verschiedene von den Werkzeugen, deren sie sich bedienet haben, ehe sie von den Schweden und andern Europäern mit eisernen Geräthen versehen wurden. Denn man muß merken, daß die Indianer jetzt lauter Werkzeuge von Eisen und Metall gebrauchen, welche sie sich täglich von den Europäern verschaffen. Ich will hiervon unten ausführlicher handeln. Da ich aber Gelegenheit gehabt habe, eine Menge von den erwähnten ehemahligen Werkzeugen der Indianer theils zu sehen, theils zu sammlen: so will ich sie hier kürzlich beschreiben.

Ihre **Beile** waren gemeiniglich von Stein. Sie kommen der Gestalt nach, den Keilen, womit wir das Holz spalten, sehr nahe. Die Länge macht ohngefähr eine Viertelelle aus, und die Breite ist in dem Verhältniß darnach. Sie sind wie ein Keil, an dem einen Ende scharf: doch ist diese Schärfe etwas stumpfer, als bey unsern Keilen. Weil dieses Beil an einem Schafte befestigt werden muste: so war oben bey dem dicken Ende ein Rand rund um den Stein herum ausgegraben. Zur Befestigung haben sie einen Stock vorne gespalten, und den Stein dergestalt dazwischen gestecket, daß die gespalenen Enden des Stockes in den Furchen des Steines zu liegen gekommen. Und darauf haben sie die Spalte mit Stricken oder sonst etwas zusammen gebunden; fast

auf

auf eben die Weise, wie die Schmiede an einem zu äusserst gespaltenen Stocke die Eisenkeile, womit sie das Eisen abhauen, zu befestigen pflegen. Einige von diesen steinernen Beilen waren oben herum nicht so ausgegraben: und scheint es daher, daß man diese mehr in der Hand gehalten, um damit zu stossen oder zu hauen, als daß man sie an einem Schafte gebraucht hätte. Die meisten von den Beilen, die ich gesehen habe, bestunden aus harten Felssteinen: einige aber doch aus einem feinen, harten, feuerfesten Steine, von schwarzer Farbe. Wenn die Indianer einen dicken, starken Baum umhauen wollten, so taugten diese Beile nicht dazu: sondern in Mangel dienlicherer Werkzeuge bedienten sie sich des Feuers. Sie zündeten eine grosse Scheite Holz unten neben der Wurzel des Baums an, und brachten ihn auf diese Weise zum Umfallen. Damit aber das Feuer sich nicht höher, als sie wollten, verbreiten möchte: so verhinderten sie dieses mit Lumpen, welche sie vorne an einer Stange angebunden, und mit derselben in Wasser getunket hatten. Denn hiemit bestrichen sie den Stamm des Baums beständig, etwas oberhalb dem Feuer. Wenn sie einen dicken Baum zum Canoe oder Kahn aushöhlen wollten, legten sie trockene Reiser, gerade nach der Länge des Stammes, so weit sie den Baum auszuhöhlen gedachten. Sie zündeten alsdann die Reiser an; und so, wie diese verbrannten, wurden neue in die Stelle gelegt. Während des Brennens waren sie mit nassen Hadern und mit einem vorsichtigen Aufgiessen des Wassers beständig zu verhindern beschäftigt, daß sich das Feuer weder zu den Seiten, noch an den Enden, länger, als nöthig war, ausbreiten konnte. Wenn der Baum

dergestalt so tief, wie sie es für gut hielten, und ohne Gefahr des Holzes geschehen konnte, ausgebrannt war: nahmen sie nachgehends die oben beschriebenen steinernen Beile, oder scharfe Flinten- und Quarzsteine, oder auch scharfe Muschelschalen, zur Hand, um das Verbrannte wegzuschaben, und den Kahn inwendig eben zu machen. Auf diese Weise gaben sie ihm auch die Gestalt, die ihnen anstund. Anstatt mit einem Beile so lange Stücke von den Stämmen, als sie zu den Kähnen bestimmten, abzuhauen, mußte ihnen das Brennen wieder behülflich seyn. Ein solcher Kahn war bisweilen 15 bis 20 Ellen lang. Der vornehmste und gewöhnlichste Gebrauch aber, den sie von diesen steinernen Beilen machten, war, nach dem einstimmigen Berichte der Schweden, sich dadurch dienliche Felder zu ihren Mayspflanzungen zu verschaffen. Wenn nehmlich der Ort, wo sie eine solche Pflanzung anlegen wollten, waldicht war: so hackten sie mit diesen Beilen an einer Stelle die Rinde rings um den Baum herum ab, insonderheit zu der Zeit, da er den Saft von sich gab. Hierdurch vertrocknete der Baum, und zog nicht mehr Nahrung aus der Erde an sich. Das Laub verhinderte auch die Sonne nicht weiter, durchzudringen. Die kleinern Bäume riß man mit Gewalt aus, und hernach hackte man die Erde mit krummen und scharfen Zweigen auf.

Anstatt des **Messers** behalfen sie sich entweder mit einem scharfen Stück Flintenstein, oder Quarz, oder sonst einer harten Steinart, mit einer scharfen Muschelschale, oder einem Stück Knochen, welches sie scharf gemacht hatten.

Vorne

Vorne an den Pfeilen banden sie schmale und eckigte Stücke von Steinen fest. Denn weil sie kein Eisen hatten, um sie mit neuer Schärfe zu versehen, und die Bäume, die man hier fand, auch nicht die erforderliche Härte besassen: so gebrauchte man dergleichen zerbrochene Steine. Diese waren meistentheils von Flintensteinen oder Quarz, bisweilen auch von einer andern Steinart. Andere bedienten sich der Knochen von Thieren, Vogelsporen, oder Klauen von Thieren, hiezu. Einige von diesen alten Wurfpfeilen * sind ziemlich stumpf, und scheinet es daher, als wenn die Indianer wohl Vögel und kleine Thiere damit haben tödten können. Ob aber diese Stücke Stein mit der Kraft, die sie von dem Bogen erhalten, sich tief in den Körper eines Thieres oder Menschen hineindringen können, weiß ich nicht. Doch fand man einige, die sehr scharf und wohl gemacht waren.

Sie hatten steinerne Stösser von der Länge einer halben Elle, mehr oder weniger, und beinahe von der Dicke eines Mannsarmes. Diese bestehen meistentheils aus einer schwarzen Steinart, ** und wurden ehedem von den Indianern zum Zerstossen des Mays gebraucht. Der Mays ist, von uralten Zeiten her, die vornehmste und beinahe die einzige, Getraideart derselben gewesen. Sie hatten weder eine Hand- Wasser- noch Windmühle, um ihn zu zermalmen. Denn sie wußten nicht, ehe die Europäer hieher kamen, was eine Mühle wäre, noch wie sie aussähe. Ich habe mir von alten Franzosen in

* Harpouner.

** Saxum.

Canada erzählen lassen, in was für eine unbeschreibliche Verwunderung und ein Erstaunen, die Wilden gerathen sind, wie die Franzosen daselbst die erste Windmühle aufführen lassen. Sie stürmeten von allen, sogar von den entferntesten Orten, in Menge herbey, um ein solches Wunderwerk anzusehen, und konnten einige Tage auf dem Platze neben bey sitzen, um sie nur recht zu beschauen. Sie stunden lange in der Einbildung, daß sie nicht vom Winde, sondern von besondern Geistern, die darinn wohneten, getrieben würde. Eben dieß geschahe auch gewissermassen, als die erste Wassermühle daselbst gebauet wurde. Sie zerstiessen vorher alles ihr Getraide, oder ihren Mays, in ausgehöhlten Bäumen, mit den erwähnten steinernen Stössern. Ein grosser Theil von ihnen bediente sich auch nur hölzerner Stösser zu dieser Absicht. Der schwarze Stein, wovon sowohl die erwähnten Beile als Stösser gemacht worden waren, ist zu Wetzsteinen ungemein dienlich. Und wandten daher sowohl die Schweden als die Engländer hierzu vornehmlich diese Beile und Stösser der Indianer jetzt an, wenn sie dieselben erhielten.

Die **ehemahligen Grapen der Wilden** waren theils von Thon, theils von verschiedenen Arten Topfstein * verfertigt. Die ersteren bestunden aus einem dunkeln Thon, der mit groben weissen Sand- oder Quarzkörnern vermischt, und darauf im Feuer gebrannt wurde. An dem obern Rande sind bey verschiedenen zwey Löcher, eines an jedweder Seite, befindlich, wodurch die Wilden einen Stock steckten, und den Grapen auf die Weise, während

* Tälgsten.

während des Kochens, über das Feuer hielten. Sie sind fast alle ohne Füsse. Es ist besonders, daß man niemahls Töpfe von dieser Art, weder an der äussern, noch an der innern Seite glasiret gefunden hat. Einer und der andere von den ältesten Schweden konnte sich noch erinnern, daß sie die Wilden in ihrer Kindheit ihr Essen darinn kochen gesehen haben. Diese ihre Grapen von Topfstein sind meistentheils ganz dünn, und die Grösse ist verschieden. Sie sind theils aus einem grünlichen, theils aus einem grauen Topfsteine gemacht, einige aber auch aus einer Art Ährenstein. * Der Boden und der Rand sind öfters über einen Daumen dick. Ob sie gleich weder Eisen, Stahl, oder sonst ein Metall kannten, haben sie doch ganz behende diese ihre Grapen von Topfstein auszuhöhlen und gleichsam auszudrechseln gewust.

Die ehemahligen Tobackspfeifen der Indianer sind gleichfalls theils von Thon, theils von Topf- und Serpentinsteinsarten. Die erste Gattung hat ohngefähr die Gestalt wie unsere Tobackspfeifen, ob sie gleich weit gröber und nicht so nett gearbeitet sind. Der Schaft ist dick und kurz, kaum über die Länge eines Zolles, bisweilen aber doch zur Länge eines Fingers. Der Farbe nach sehen sie aus wie unsere Tobackspfeifen, wenn sie lange gebraucht worden sind. Ihre Topfsteinspfeifen bestehen aus eben den Arten Topfstein, wie ihre Grapen. Einige von ihnen sind ziemlich nett ausgearbeitet, ob sie gleich weder Eisen noch Stahl hatten. Aber ausser den genannten Steinarten, wovon sie ihre Tobackspfeifen gemacht haben, findet man noch eine andere Art Pfeifen,

* Sädsten.

fen, welche ganz künstlich aus einem feinen rothen Topfstein oder einer Serpentinmarmor Art ausgearbeitet sind. Diese sind sehr rar, und werden selten von andern, als den Indianischen Königen, gebraucht. Diese feine rothe Steinart ist gleichfalls sehr selten, und wird blos in dem Lande derjenigen Wilden, welche Ingouez genannt werden, gefunden. Dieses Land liegt auf der andern Seite des Misisippi, wie der Pater Charlevoix * anmerkt. Die Indianer selbst halten gemeiniglich eine Pfeife von dieser Steinart so theuer und von eben dem Werthe, wie ein gleich grosses Stück Silber, ja oft noch theurer. Von dieser feinen Steinart bestehet auch fast allzeit ihre sogenannte **Friedenspfeife**, ** der sie sich bei den Friedensschlüssen und Verbindungen bedienen. Es reden fast alle, die von diesen Völkern geschrieben haben, von derselben; und werde ich ihrer ebenfalls gelegentlich umständlich erwähnen.

Als **Fischangel** brauchten sie Hacken von Knochen und Vogelklauen. Ganz alte Schweden erzählten mir, daß in ihrer Kindheit eine Menge Indianer hier in dem neuen Schweden gewesen wären, welche in dem Fluß Dellaware mit den erwähnten Angeln Fische gefangen hätten.

Sie verschaffeten sich Feuer dadurch, daß sie beständig das Ende eines harten Holzes gegen ein anderes, das lockerer und trocken war, herumdreheten, und hiermit

* Man sehe sein *Journal historique d'un voyage de l'amer. T. V. p. m.* 311. und den 13ten Brief.

** Die Franzosen nennen sie Calumet de paix.

hiemit so lange fortfuhren, bis das Holz erst zu rauchen anfieng, und sich hernach entzündete.

Die oben beschriebenen steinernen Werkzeuge der Indianer, findet man noch, wie ich schon gemeldet, dann und wann bey dem Graben und Pflügen, in der Erde. Daß sie aber jetzt seltener, als in der Kindheit bejahrter Leute sind, kommt davon her, weil sie theils vertilget, theils zu tief in die Aecker durch das Fahren hinunter getrieben worden sind; zum Theil hat auch die Länge der Zeit sie tiefer in die Erde versenket, und einige sind durch das Alter zerrieben worden.

Von dieser Beschaffenheit waren die ehemahligen Werkzeuge der Indianer, und der Gebrauch, den sie davon machten, ehe die Europäer hieher kamen, und ehe sie die Vortheile des Eisens einsehen lerneten. Dieses Land ist voll von Eisenerzen, und die Indianer wohneten vor der Ankunft der Europäer überall im Lande herum, so daß man hier verschiedene Gegenden aufweisen kann, wo man nun Eisengruben aufgenommen hat, und woselbst nicht völlig hundert Jahre zurück, grosse Städte von den Wilden gestanden sind. Um so viel merkwürdiger und bewundernswürdiger ist es, daß sie das Erz, das sie täglich sahen, und worauf sie täglich traten, nicht kannten, noch verstunden, wozu dieses Metall taugte. Sie sassen und wohneten selbst auf der Eisengrube, und giengen doch oft lange Wege, um sich ein solches elendes Beil, Messer u. s. w. von Stein, wie oben vorgestellet worden, zu verschaffen. Sie waren überdem genöthigt, einige Tage anzuwenden, um es durch das Schleifen gegen einen Felsen oder andere Steine, einigermassen zu schärfen, ob der Nutzen gleich

bey weitem nicht ihre Arbeit belohnte. Denn mit einem solchen Beile konnten sie niemahls einen dicken Baum fällen, und kaum einen schmalen umhauen. Sie konnten keinen Baum ausgraben, und nicht den hundertsten Theil von den Arbeiten verrichten, wozu wir behende unsere eisernen Beile brauchen können. Demnach sehen wir, wie nachtheilig die Unwissenheit und eine freche Verachtung nützlicher Künste sey. Glücklich ist das Land, welches dieselben recht zu schätzen weiß!

Vom fünften. Der Weihnachtstag wurde heute sowohl von den Schweden als Engländern gefeyert; denn sie richteten sich beide nach der alten Zeitrechnung. Die von der Englischen Kirche machten kaum eine grössere Zubereitung zu diesem Tage, als zu einem andern Sontage. Und wenn er an einem Werkeltage einfiel, wurde er kaum mehr, als ein Aposteltag bey uns, gefeyert. Noch weniger Umstände machten die Quäcker deswegen. Denn weil sie keine andere Festtage als den Sontag annehmen: so betrift dieß auch den Weihnachtstag. Sie verrichten daher an demselben alle gewöhnliche Arbeiten, wofern er nicht an einem Sontage einfällt. In den vorigen Zeiten haben die Schweden in dem Weihnachtsfeste Lichter in den Kirchen angezündet, und es auf eben die Weise, wie in dem alten Schweden, gefeyert. Nun aber bedient man sich der Lichter weiter nicht, und die Feyer hat sehr abgenommen.

Vom sechsten. Man findet hier im Lande Hasen in ziemlicher Menge. Sie sind aber von unsern Schwedischen in dem Stücke unterschieden, daß die Amerikanischen weit kleiner, und nur etwas grösser, als die Caninchen, sind. Sie haben beides den Winter und Sommer beinahe

beinahe eben die graue Farbe, wie unsere Nordischen im Sommer. Die Spitze ihrer Ohren ist allzeit grau, und nicht schwarz. Eben so ist der Schweif auf der obern Seite zu aller Jahrzeit grau. Er wirft zu mehrern mahlen im Jahr Junge. Im Frühling soll er nehmlich, wie man sagte, in hohlen Bäumen werfen, und des Sommers, im Junius und Julius, in dem Grase. Wenn er erschreckt wird, nimmt er gemeiniglich seine Ausflucht in hohle Bäume. Von da nimmt man ihn entweder mit Hülfe eines Stockes, der vorne einen Hacken hat, heraus; oder man hauet eine Oefnung in den Baum, dem Orte gegen über, wo er sitzet; oder man treibet ihn vermittelst eines Rauches, den man äusserlich durch Feuer anrichtet, heraus. Die Hunde müssen bey allen diesen Fällen behülflich seyn. Man erzählte von diesen Hasen, daß sie niemahls bissen, sondern daß man sie sicher anfassen könnte. Am Tage liegen sie mehrentheils in hohlen Bäumen, und begeben sich alsdenn fast niemahls heraus, wofern sie nicht von Leuten und Hunden dazu genöthiget werden. Zur Nachtzeit aber ist die rechte Zeit für sie, hervor zu kommen, und ihre Nahrung zu suchen. Wenn das Wetter schlimm ist, und es schneiet, sollen sie ein oder ein paar Tage still liegen, ohne heraus zu treten. In den Kohlfeldern verursachen sie bisweilen Schaden; insonderheit aber leiden die Aepfelbäume durch sie, an denen sie alle Rinde neben der Erde abschälen. Es berichteten alle einstimmig, daß dieser Hase weit fetter des Winters sey, wenn ein starker Frost einfällt, als wenn es mild und naß Wetter, oder eine gelinde Witterung, ist. Man könnte verschiedene Ursachen durch Rathen angeben. Wenn sie hier einen Hasen lebendig

fiengen,

fiengen, so brachten sie ihn gemeiniglich auf die Art um, daß sie ihn mit der linken Hand bey den Hinterfüssen ergriffen, und den Rücken der rechten Hand etwas abwärts zukehreten; alsdenn gab man ihm mit der rechten einen oder mehrere Schläge an den Nacken, wovon er alsbald starb. Das Fell dieser Thiere kann zu nichts gebraucht werden, weil es so los ist, daß man es nicht abziehen kann: sondern wenn man es absondern will, so faßt man die Haare an, und alsdann folgen die Hautläppgen bey dem Ziehen zugleich mit. Man kann sie niemahls zahm machen. Sie waren allezeit, sogar mitten im Winter, von einer Menge der gewöhnlichen Flöhe geplaget.

Vom sechszehnten. **Mäuse** von der gemeinen Art fand man überall, sowol in den Städten, als auf dem Lande, in grosser Menge. Sie verursachen hier eben den Schaden, wie in den alten Ländern. **Oldmixon** *) schreibt, daß weder Mäuse noch Ratzen in dem nördlichen Amerika gewesen, ehe sie mit den Schiffen von Europa dahin gebracht worden wären. Wie gegründet dieß sey, kann ich nicht sagen. Das aber ist gewiß, daß ich verschiedentlich an wüsten Oertern, wo kein Mensch gewohnt hat, in Berg- und Steinritzen die kleinen gewöhnlichen Mäuse gesehen und umgebracht habe. Sollte man wohl glauben dürfen, daß alle diese, welche sich so verbreitet haben, ihrem ersten Ursprung nach, von Europa gekommen wären?

Die **Ratzen** gehören nicht zu den Ungeziefern, die diesem Lande den geringsten Schaden zufügten. Sie fanden

*) *British Empire in America*, *Vol. I. p.* 444.

fanden sich nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande, wo sie mit den Eßwaaren sehr übel umgiengen, ein. Ihre Grösse war fast eben dieselbe, wie bey unsern gemeinen Ratzen in Europa; der Farbe nach waren sie aber verschieden, welche bey diesen Amerikanischen blaugrau, oder grau, und etwas ins Blaue fallend, aussahe. Ich frug die Schweden, ob sie wüßten, ob diese, vor der Ankunft der Europäer, schon hier befindlich gewesen, oder erst mit Schiffen von Europa hergeführet worden wären. Es konnte mir aber keiner in dieser Sache eine zuverläßige Aufklärung geben. Darinn kamen doch alle überein, daß jährlich eine Menge von diesen schädlichen Thieren mit den Schiffen, welche von Europa und andern Orten anlangten, hinüber gebracht würden. Herr **Bartram** behauptete aber, daß diese Ratzen noch vor der Ankunft der Europäer sich hier aufgehalten hätten. Denn er hat eine Menge von ihnen bey den hohen Bergen, welche oberhalb den Englischen Pflanzstädten liegen, und **blew mountains** heissen, gesehen; woselbst sie unter und zwischen den Steinen, wie auch in den unterirrdischen Grotten, die daselbst befindlich sind, ihren Aufenthalt haben. Des Tages lagen sie allezeit stille, so daß man niemahls eine Ratze sahe noch erblickte: zur Nachtzeit aber begaben sie sich hervor, und erregten einen erstaunlichen Lermen. Wenn nun endlich die Kälte heftig zugenommen hatte, so schienen sie gleichsam erstarret zu seyn. Denn unter der ganzen Zeit, da es sehr kalt war, hörte man nicht das geringste Knacken oder Geräusch von ihnen. Es ist zu merken, daß weder bey den Schweden noch Engländern in irgend einem Hause Klappen vorhanden sind. Man hat kaum

Fül-

Füllung bey den Mitteldächern, sondern mehrentheils lose Breter. Sehr oft waren die Wände in den hölzernen Häusern nicht einmahl mit Moos verdichtet, so daß die Zimmer, die sie einheitzten, kaum wärmer, als in den Vorgebäuden zu seyn pfleget, waren. In den Stuben, worinn die Dienstboten schliefen, heitzte man fast niemahls ein, ob der Winter gleich bisweilen sehr streng war. Daher hatten diese Ratzen wenige oder gar keine Wärme im Winter. So bald aber die Witterung gelinde wurde, kamen sie wieder zum Vorschein. Wir beobachteten einigemahl diesen Winter, daß die Ratzen die Nacht vorher, ehe eine heftige Kälte eintreten sollte, sehr tobeten, herum liefen, und die ganze Nacht wider alle Gewohnheit lermeten. Es schien gleichsam, als wenn sie vorher gewust hätten, daß eine starke Kälte bevorstünde, und daß sie daher sich bey Zeiten satt essen, oder sich mit Nahrung, gegen die Ankunft der Kälte, versehen wollten. Bey gelindem Wetter hatten sie die Gewohnheit, Aepfel und andere Eßwaaren, die ihnen nicht zu schwer waren, weg zu schleppen. Wir konnten nachhero jederzeit, wenn sie in der Nacht ungewöhnlich lermeten, und gar zu gierig sich anstelleten, mit Sicherheit schliessen, daß eine strenge Kälte wieder erfolgen würde; und dieß schlug niemahls fehl. Daß die grauen Eichhörner hier im Lande eben die Eigenschaft haben, ist schon vorher * gemeldet worden. Wenn sowohl diese als die gewöhnlichen kleinen Mäuse den Mays verzehreten: so assen sie nicht die ganzen Körner auf, sondern blos den losen,

* Man sehe den zweyten Band meiner Reisebeschreibung auf der 451ten und 452sten Seite.

losen, süssen, weichen und schwarzen Kern, und liessen alles das übrige zurück.

Vom ein und zwanzigsten. Die Kälte war nun an diesem Orte, ob gleich so weit nach Süden, sehr heftig, so daß sie derjenigen in dem alten Schweden nicht viel nachgab. Das Thermometer des Celsius stund des Morgens 22 Grade unter 0 oder dem Gefrierungspuncte. Weil die Stuben und Kammern hier ohne Klappen, und ohne Füllung an dem Mitteldache, öfters auch die Fugen der Wände nicht mit Moos verdichtet waren, ja bisweilen keinen Heerd oder Feuerstätte hatten: so konnte der Winter bisweilen nicht anders, als demjenigen unangenehm fallen, der sich an unsere warme Winterzimmer gewöhnt hatte. Der beste Trost aber war der, daß er hier nicht so lange dauert. In einigen Tagen dieses Monats war das Zimmer, worinn ich mich befand, so beschaffen, daß ich keine zwey Zeilen schreiben konnte, ehe die Dinte in der Feder zu Eis gefror. Ich durfte nicht das Dintenfaß auf dem Tische oder Fenster, ausserhalb der Zeit, da ich schrieb, lassen, weil die Dinte sogleich gefror: sondern ich war genöthigt, so bald ich geschrieben hatte, das Dintenfaß entweder in den Heerd zu setzen, oder es bey mir zu stecken. Aber so kalt es auch nun die ganze Zeit über war, wie aus den Wettergeschichten, die ich zu Ende dieses Bandes liefere, erhellet, und ohngeachtet es bisweilen ganze Tage und Nächte so stark schneiete, daß der Schnee über eine Viertelelle hoch auf dem Felde lag: so mußte doch alles Vieh unter freyem Himmel, Nacht und Tag, den ganzen Winter über, aussen bleiben. Denn niemand, weder von den Schweden noch Engländern, hatte einen Vieh-

Schaaf- oder Pferdestall. Die Deutschen aber und Holländer hatten meistentheils die Gewohnheit ihres Vaterlandes beibehalten, und bedienten sich gewisser Häuser für ihr Vieh den Winter über. Fast alle alten Schweden berichten, daß sie, wie sie in den ältesten Zeiten zuerst in das Land gekommen wären, nach Schwedischer Art Viehställe angeleget hätten. Aber seit dem die Engländer sich mit dahin begeben, und nach dem Gebrauch ihres Vaterlandes ihrem Vieh den ganzen Winter kein Dach verstattet: so hätten sie von ihrer vorigen Gewohnheit abgelassen, und sich nach ihnen gerichtet. Sie gestunden gleichwohl, daß das Vieh nicht allein im Winter Noth litte, wenn es sehr kalt wäre, insonderheit, wenn es erst regnete, und gleich darauf fröre, sondern daß es auch in dem langen Winter des Jahres 1741 an vielen Orten erfroren sey. Das Vieh gieng nur zur Mittagszeit in den Wald, woselbst noch an den jungen Eichen das Laub übrig war. Sie berührten aber das Laub niemahls, sondern bissen nur das äusserste von den Zweigen und den Gipfel der zartesten Eichen ab, und verzehreten es. Die Pferde giengen in den Maysfeldern herum, woselbst die Stengel noch verschiedentlich nachgeblieben waren, und bissen die dürren Blätter davon ab. Die Schaafe liefen im Walde, und aussen auf den Aeckern den ganzen Tag. Die Hühner sassen in der Nacht auf den Bäumen in den Gärten; denn besondere Hühnerhäuser hatten sie nicht. Die Schweine lagen auch unter freyem Himmel innerhalb einer kleinen Verzäunung. Eine kleine Art Vogel, der von den Schweden **Snöfogel** * und von den Engländern **Chukbird** genannt

* Schneevogel, passer niualis, *Catesb.*

genannt wird, kam nun zu den Häusern geflogen. Sonst hielten sie sich an den Wegen auf, um ihre Nahrung zu suchen. Sie sind ausser der Zeit, da es schneiet, selten zu sehen. Der Fluß Dellaware war nun mit Eis, gerade Philadelphia gegenüber, wie auch ein Stück unterwärts, belegt, so daß man zu Fuß darüber gehen konnte; es wagte aber doch keiner zu Pferde den Versuch zu thun.

Vom zwey und zwanzigsten. **Rebhühner** fand man zwar hier im Lande; sie waren aber von einer besondern Art. Die Schweden nannten sie theils **Rapphöns**,* theils Aekerhöns.** Von den Engländern hiessen sie **Partridges**; einige Engländer in Bacoon nannten sie auch **Crails**. Die Gestalt ist fast dieselbe, wie bey unsern Europäischen, und die Eigenschaften und Natur auch dieselbe, nehmlich so zu laufen, und sich zu verstecken: dem Leibe aber nach waren sie kleiner, und in Ansehung der Farbe ganz verschieden. In dieser Schwedischen Reisegeschichte darf ich nicht die Beschreibungen, die ich von Vögeln, Insekten und andern Thieren, wie auch von Pflanzen aufgesetzt habe, einrücken, dieweil das Tagebuch dadurch zu weitläuftig gerathen würde. Ich will nun nur erinnern, daß die Füsse blos und nicht haarig, der Rücken sprenglich, von brauner, schwarzer und weisser Farbe, die Brust dunkelgelb, und der Magen weißlich mit schwarzen Querränden sind. Die Grösse ist ohngefähr wie bey einem Haselhuhn. Ueber einem jedweden Auge ist ein weißgelber schma-

* Rebhühner.
** Wachteln.

schmaler Rand. Von diesen fand man in dem neuen Schweden eine grosse Menge. Man hat nicht nöthig, sich weit weg zu begeben, ehe man grosse Striche von ihnen erblickt. Doch halten sie sich nicht ganz dichte an den Städten auf, weil sie durch das viele Schiessen vertilget oder abgeschrecket worden sind. Sie begleiten einander in grössern oder kleinern Haufen, fliegen nicht viel in die Luft, sondern laufen meistentheils auf dem Felde, und halten sich eigentlich unter und in den Gebüschen auf, wie auch neben den Zäunen, woselbst sie ihre Nahrung suchen. Hier hält man sie für ein sehr schönes Essen; es schmeckt auch ihr Fleisch sehr gut, und wird auf verschiedene Weise zugerichtet. Aus der Ursache fängt und schießt man sie auch so häufig. Man greift sie auch mit einem Sprenkel, welcher mehrentheils ein Sieb ist, oder ein von Brettern zusammengenagelter viereckiger Deckel, welchen man da, wo sie zu seyn pflegen, aufstellet. Er wird nehmlich, nachdem Haber unten hin gestreuet worden, vermittelst kleiner Stecken, auf der einen Seite erhoben, und so bald die Rebhühner sich dahin begeben, fällt das Sieb oder der Deckel zu, und sie werden lebendig eingeschlossen. Wenn das Glück gut ist, so kann man viele auf einmahl bekommen. Man kann bisweilen, wenn sie in den Gebüschen laufen, ihnen ganz nahe treten, ohne daß sie in die Höhe flögen. Wenn sie des Nachts schlafen, kriechen sie alle in einen Haufen zusammen. Sie scharren auf eben die Art, wie die gewöhnlichen Hühner mit den Füssen, nach der Speise, in den Gebüschen, und aussen auf dem Felde. Im Frühling legen sie ihre Nester entweder unter Gebüschen, oder in den Maysäckern, oder

auf

auf den Hügeln unter freyem Himmel, an; scharren ein wenig Streu zusammen, worin sie ohngefähr 13 Eyer, die der Farbe nach weiß sind, legen. Ihr essen sind verschiedene Arten Getraide und Samen von Gras. Die Beere von dem glatten Schlingbaume,* der hier Sumach genannt wird, hat man sie auch pflücken und essen gesehen. Einige haben sie zu sich genommen, wenn sie noch jung gewesen sind, und nachdem sie dieselben einige Zeit in einem Kefich verwahret, bis sie zahm geworden, hat man sie losgelassen, da sie alsdenn den Hühnern gefolget sind, und den Hof nicht verlassen haben, sondern so zahm, wie andere zu Haus gezogene Vögel, gewesen sind.

Die **Zäune**, die man sowol in Pensylvanien, als in Neu-Jersey, und insonderheit in Neu-York, gebrauchet, sind die von den Engländern so genannten **Wormfences**. Sie erhalten diesen Nahmen, weil sie, wegen ihrer Krümmungen, etwas mit den Würmern gemein haben. An diesen Zäunen bedienet man sich keiner Pfähle, sondern man leget die Zaunstangen, die alle von einer Länge, nehmlich beynahe von 2 Klaftern sind, an den Enden auf einander, fast auf eben die Weise, als wenn man zimmert; doch hauet man sie nicht in einander, sondern leget sie nur so los hin. Wenn die Stangen ** A B, C D, E F, G H der Erde am nächsten hingeleget worden, so leget man auf diese die Stangen B C, D E, F G; und dann wiederum andere Stangen A B, C D, u. s. w. Hiemit fähret man so

 wech-

* Rhus glabra.

** Die Beschreibung beziehet sich auf die erste Figur.

wechselsweise fort, bis der Zaun die Höhe, die man verlangt, erreichet, nehmlich zu 2 Ellen oder 10 Viertelellen, ja bisweilen zu 3 Ellen. Gegen die Zeit, daß der Zaun die beliebige Höhe erhält, und nur noch eine Stange aufzulegen ist, setzet man in jedweder Ecke, als bey B, C, D u. s. f. 2 Stangen kreutzweise, um dem Zaune eine Stütze zu geben, gegen einander. Diese stösset man mit dem einen Ende in die Erde nieder, mit dem andern aber gehen sie quer über den Zaun hinüber, und sind daran befestigt. Die Stangen zu diesem Zaune werden von verschiedenen Bäumen genommen; es sind aber nicht alle gleich gut und dauerhaft. Der rothe Ceder * wird von allen für den dauerhaftesten geachtet, indem er 30 Jahre und noch länger aushalten kann. Dieser aber ist sehr selten, und ist nur hieselbst an einem einzigen Orte befindlich, so daß kein Zaun davon aufgeführet werden kann. Es ist zwar an dem, daß rings um Philadelphia die Zäune größtentheils aus diesem Baume bestehen: er ist aber zu Wasser von **Eggharbour**, woselbst er in Menge wachsen soll, dahin geführet worden. Diese Cederzäune um Philadelphia sind auch von einer ganz andern Art, als die eben beschriebenen **Worm-fences**, und haben mit unsern sogenannten Fällkädgior ** die gröste Aehnlichkeit. Die in die Erde eingeschlagenen Stützen bestehen aus dem hier so genannten weissen Ceder, *** und die Zaunstangen, die dazwischen liegen,

* Iuniperus Virginiana.

** Faltenketten. Man sehe meine Bohusische Reisebeschreibung, auf der 284sten Seite.

*** Cupressus Thyoides.

liegen, aus rothem Ceder. Diese Stangen sind mit ihren Enden in die Löcher der Stützen eingefuget. Dem Ceder wird das Eichen- und Castanienholz, der Dauer nach, am nächsten gesetzet. Doch schreibt man dem Castanienholze noch Vorzüge zu. Es befindet sich aber an wenig Orten in der Menge, daß man daran zu den Zäunen genug haben sollte. Im Nothfall bedienet man sich auch anderer Arten von Eichen zu dieser Absicht. Wenn sie Verzäunungen anlegen wollen, so hauen sie nicht die kleinen und zarten Waldungen, wie bey uns geschiehet, um: sondern sie fällen dicke Bäume, hauen sie an verschiedenen Stellen zu der nöthigen Länge ab: und zerspalten sie in Stangen zu der gewöhnlichen Dicke. Auf diese Art erhalten sie von einem einzigen Baume eine grosse Menge Stangen. Verschiedene bejahrte Leute, die hier waren, erzählten, daß die Schweden, als sie hier zuerst ankamen, solche Zäune, die überall in Schweden gebräuchlich sind, mit Pfählen und Stangen angeleget haben. Sie sind aber nach Verlauf einiger Jahre davon abzulassen genöthiget gewesen, weil sie dieselben nicht haben erhalten können. Denn eine wiederholte Erfahrung belehrte sie, welches noch täglich bestätigt wird, daß eine Stange, wenn sie in die Erde eingestecket wurde, kaum 4 bis 6 Jahre aushielte, daß nicht der Theil davon, der in der Erde stund, gänzlich verfaulen sollte. Das vornehmste war aber dieses, daß sie hier keine dauerhafte Wieden bekommen konnten. Sie machten sich zwar Wieden von Hickery, welcher einer von den zähesten Bäumen, die man nur haben kann, ist, wie auch von weisser Eiche. Wenn aber ein paar Jahre verflossen, waren diese Wieden so verfaulet, daß der Zaun

von selbsten aus einanden fiel; weswegen sie auch ähnliche Zäune ganz haben abschaffen müssen. Verschiedene, die aus Schweden in spätern Zeiten hier angekommen sind, haben neue Versuche gemacht, Zäune von Pfählen und Wieden zu errichten; aber der Erfolg ist gleich fruchtlos gewesen. Es lassen sich also die Schwedischen Zäune hier nicht anbringen. Die oben erwähnten **Wormfences** oder Krummzäune sind daher hier unter die brauchbarsten zu zählen; vornehmlich da man von den hier wachsenden Bäumen keine solche Stangen erhalten kann, welche 4, 6 oder höchstens 8 Jahre, ohne in Fäulniß zu gerathen, in der Erde ausdauren können. Die Stangen sind überdem an diesem Orte an sich selbst sehr schwer, daß die Pfähle und Stützen sie nicht leicht tragen können, insonderheit wenn sich starke Sturmwinde erheben, welche hier zu Lande sehr gewöhnlich sind. Hierzu kommt, daß diese Zäune leicht aufzuführen sind. Eine manniqfaltige Erfahrenheit hat gezeiget, daß ein solcher Zaun von weissen Eichen oder Castanienholze, selten über 10 oder 12 Jahre stehen könne, daß nicht die Stangen so durch und durch faul würden, daß sie zu nichts anders als zur Feurung gebraucht werden können. Und wenn die Stangen von anderem Holze sind, so kann das Gehege kaum die bestimmte Zeit erreichen, und selten alsdenn über 6 oder 8 Jahre stehen. Wenn man nun erwäget, daß diese **Wormfences** in Krümmungen fortlaufen, und folglich weit mehr Stangen erfordern, als wenn sie eben fortgiengen, daß sie überdem so kurze Zeit nur brauchbar sind; so wird man sich vorstellen können, wie der Wald hier verzehret, und wie es hier nach 30 oder 50 Jahren,

ren, wofern keine Aenderung geschiehet, aussehen werde; zumahl da man hier im Lande das Holz auf eine unglaubliche Weise Tag und Nacht, den ganzen Winter, oder fast das halbe Jahr über, in allen Zimmern durch das Einheitzen verschwendet.

Im Hornung.

Vom achten. Die Biesemratzen, welche wegen ihres Geruchs so heissen, findet man ziemlich häufig über das ganze nördliche Amerika. Sie halten sich immer bey dem Wasser, insonderheit an den Ufern der Seen, Ströme, Flüsse und Bäche auf. Wenn man nach den Gegenden, wo sie befindlich sind, hinreiset, so erblickt man die Löcher, die sie in die Erde gegraben, dichte bey oder etwas oberhalb der Wasserfläche. In diesen Löchern haben sie ihre Nester und ihren Aufenthalt, wenn sie sich nicht in dem Wasser befinden, ihre Nahrung zu suchen. Die Schweden hier zu Lande nannten sie **Desmans-Råttor**, die Engländer **Musk-Rats**, und die Franzosen **Rat musquee.** Ihr Essen bestehet vornehmlich in Muscheln, die auf dem Grunde der Ströme und Seen liegen. Man siehet eine Menge von diesen Muschelschalen bey dem Eingange ihrer Höhlen. Man sagte auch, daß sie überdem verschiedene Arten von Wurzeln und Kräutern äßen. Diese Amerikanischen scheinen etwas von den Europäischen * verschieden zu seyn. Die Zähne sind bey beiden gleich; der Schwanz ist bey den Amerikanischen von den Seiten zu-

* Diese heissen: Castor cauda longa lanceolata plana. *Linn. syst. nat. T.* I. *p.* 59.

sammendrückt, so daß der eine scharfe Rand aufwärts, und der andere niederwärts gekehret ist. Bey den Hinterfüssen sind die Zähen nicht durch eine bewegliche Haut vereinigt,* sondern diese Füsse sind darin merkwürdig, daß, ob sie gleich sonst mit ganz kurzen Haaren bedeckt sind, dennoch sich auf jedweder Seite des Fusses selbst, lange, weisse, ganz dicht an einander liegende und wie bey einem Kamme,** abstehende Haare befinden. Eben solche Haare nimmt man an beiden Seiten der Zähen wahr, welche bey dem Schwimmen eben den Dienst thun, als hätten die Zähen eine besondere Haut zwischen sich. Die Grösse ist eben dieselbe, wie bey einer kleinen Katze. Die Länge des Cörpers selbst ist gemeiniglich gegen eine halbe Elle; der Schweif ist von eben der Länge, wie der Cörper. Die Farbe des Kopfes, Halses, Rückens, der Seiten und des äussern Theils der Lenden, ist schwarzbraun; die Haare sind weich und glänzend, und unter dem Halse, der Brust und den Lenden einwärts grau. Sie bauen auch ihre Nester in solchen Erdwällen und Dämmen, die man an den Ufern der Ströme und Flüsse aufgeworfen hat, um das Wasser von den Wiesen abzuhalten. Sie verursachen aber öfters dadurch grossen Schaden, indem sie diese Wälle durch das Graben verderben, und dadurch das Wasser auf die Wiesen durchlassen; da im Gegentheil der Bieber alle Löcher in den Wällen verstopfet. Sie bauen ihre Nester von Ruthen und andern dergleichen Dingen äusserlich, und tragen allerhand weiche Sachen für ihre Junge, um darauf

* Pedes palmati.
** pectinatim.

darauf zu liegen, hinein. Die Schweden versicherten, daß sie keine Abnahme von ihnen bemerken könnten, sondern glaubten, daß es deren wohl jetzt eben so viel, als ehedem, gäbe. Weil sie den Dämmen einen so beträchtlichen Schaden zufügen: so ist man sehr darauf bedacht, sie auszurotten, wenn man nur im Stande ist, den Ort, wo sie sich aufhalten, erreichen zu können. Eine Ermunterung hiezu ist noch diese, daß der Balg bezahlt wird. Ehedem hat man nur 3 Pences dafür gegeben; jetzt aber kostete er 6, 7, 8 bis 9 Pences. Er wurde insonderheit von den Hutmachern gebraucht, welche von den Haaren Hüte verfertigen, die den Bieberhüten an der Güte wenig nachgeben sollen. Man fängt sie gemeiniglich mit Fallen, worein sie Aepfel zur Lockspeise zu legen pflegten. In dem Lande der Jroquois sahe ich, daß die Wilden durch das Gräben und Abwerfen der Erde ihre Löcher so weit verfolgten, daß sie an den Ort, wo sie ihre Nester hatten, kamen; da sie dieselben alsdenn umbrachten. Das Fleisch wird von niemanden genossen. Ob die Wilden, welche gemeiniglich in der Wahl des Fleisches nicht so genau sind, ebenfalls mit diesem vorlieb nehmen, ist mir unbekannt. Die Geilen legt man zwischen die Kleider, um sie gegen den Wurm zu sichern. Es setzt ziemlich viel Mühe, sie zu vertilgen, nachdem sie sich in einen Damm von Erde wohl haben einnisteln können. Doch berichtete mir ein Schwede, daß er seinen Damm auf folgende Weise von ihnen befreyet hätte. Er suchte alle ihre Löcher auf, verstopfte sie mit Erde, und ließ nur ein einziges gegen die Seite, von welcher der Wind kam, offen. Nachdem legte er eine Menge Schwefel in das offene Loch hinein, zündete ihn an, und ver-

verstopfte die Oefnung, so daß nur ein kleines Windloch offen blieb. Der Schwefeldampf drung alsdenn in alle ihre Löcher, wo sie verborgen lagen, hinein, und erstickte sie. Wenn der Schwefel ausgebrannt war, muste er sich zwar die Mühe geben, einen Theil von der Erde des Dammes, wo ihre Höhlen waren, aufzugraben: er fand aber die Biesemratzen haufenweise todt liegen. Dadurch konnte er eine Menge Bälge verkaufen, die schon seine Mühe ersetzten, ohne darauf zu sehen, daß er seinen Damm von ihnen zu befreyen im Stande war.

Die **Biebern** hat man in den vorigen Zeiten, (wie alle alte Schweden zu erzählen wusten,) in Menge in dem neuen Schweden gefunden. Man sahe dazumahl in den Strömen und Bächen einen Damm nach dem andern, den die Bieber aufgeworfen hatten. Nachdem aber eine so grosse Menge Europäer herüber gezogen sind, und das Land stark angebauet haben: so sind die Bieber theils erschlagen und ausgerottet worden, theils haben sie sich auch weiter weg ins Land, wo wenige Leute wohnen, hinbegeben. Es ist daher nun blos ein einziger Ort in Pensylvanien und dem neuen Jersey, wo man noch einige wenige Biebern findet. Ihre vornehmste Nahrung hieselbst ist die Rinde des **Bieberbaumes**, * die sie vor allen übrigen erwählen. Die Schweden pflegten daher in den vorigen Zeiten, als eine Menge von Biebern hier im Lande befindlich war, Stengel, Hölzer und Zweige von diesem Baume neben den Bieberdämmen in die Falle, die sie ihnen aussetzten, hinzulegen; da sie denn

* Magnolia. Man sehe oben den 2ten Band, auf der 324sten Seite.

denn mehrentheils eines glücklichen Fangs gewiß seyn konnten. Einer und der andere in Philadelphia hat sie so zahm gehabt, daß sie öfters in den Strom zu fischen heraus gegangen, und immer von selbst zu ihren Eignern oder Herren zurück gekommen sind. Major Roderfert in Neu-York berichtete mir, daß er einen zahmen Bieber über ein halbes Jahr in seinem Hause gehabt hat. Er hat ihn los im Hause, wie einen Hund, gehen lassen. Das Essen, so er ihm gab, war blos Brod, und bisweilen Fisch, nach dem er grosse Begierde hatte. Er hatte immer so viel Wasser in seiner Schale, als er zum Trinken gebrauchte; mehr aber auch nicht. Alle Lumpen und andere weiche Sachen, die er auf der Diele gefunden, hat er zusammen geschleppet, und in dem Winkel, wo er zu schlafen gewohnt gewesen ist, unter sich gebettet. Da die Katze Junge bekommen, hat sie sich in sein warmes Bette einquartieret, welches er auch gerne nachgegeben; und wie die Katze weggegangen, hat er oft die Junge an sich genommen, sie oben zwischen den Forderfüssen gehalten, an seine Brust, um sie zu erwärmen, geleget, so daß er viel auf die junge Katze gehalten hat. So bald die Mutter zurück gekommen, hat er ihr die Junge wieder gelassen. Bisweilen hat er zwar gemurmelt, hat aber sonst keinen Schaden verursacht, und niemahls zu beissen versucht.

Minck wurde beides von den Schweden und Engländern ein anderes Thier genannt, welches hier im Lande gefunden wird, und sich gleichfalls gemeiniglich in oder neben dem Wasser aufhält. Ich hatte niemahls Gelegenheit, das Thier selbst, sondern nur seinen Balg, zu sehen. Aus dessen Gestalt aber, und der einstimmigen

Erzäh-

Erzählung, konnte ich mit ziemlicher Gewißheit schlies-
sen, daß es zum Geschlechte der Wiesel * gehörte. Der
größte Balg, den ich sahe, war eine Elle, und ein klei-
nerer eine halbe Elle lang, und, da er noch unaufgeschnit-
ten war, $\frac{2}{3}$ einer Viertelelle breit. Die Farbe war
dunkelbraun, und bey einigen fast schwarz; der Schwanz
war haarig, wie bey einem Marder; die Haare des
Felles waren dicht, und die Ohren kurz mit kurzen Haa-
ren. Die Länge der Füsse an dem kleinen Balge machte
3 Querfinger aus. Man sagte, er wäre der stinkenden
Wiesel ** so ähnlich, daß diese Thiere kaum von einan-
der unterschieden werden können. Von der Lebensar[t]
dieses Thieres gaben mir alle folgende Nachricht. Ma[n]
siehet ihn fast niemahls den Tag über, sondern zur Nacht-
zeit kommt er zum Vorschein. Er hält sich meistentheil[s]
neben den Stränden in hohlen Bäumen auf. Bi[s-]
weilen befindet er sich auch in den Schifwerften od[er]
Schifbrücken bey Philadelphia, wo er die Ratzen au[f]
grausamste verfolgt. Dann und wann gehet er bey d[er]
Nacht in die Höfe, und kriecht durch ein kleines Loch [in]
das Hühnerhaus hinein, woselbst er alle Hühner, [die]
darinn sind, zu Tode beisset, und das Blut bey ihn[en]
aussauget; er ißt doch selten eines auf. Wenn er unt[er-]
wegens Gänse, Hühner, Enten, oder andere Vög[el]
antrift, beißt er sie todt und verzehrt sie. Er lebt bl[oß]
vom Fleische, nehmlich von Fischen und Vögeln. We[nn]
Ströme und Bäche nahe bey den Höfen sind, wo die[ses]
Thier lebet, so kann man nicht leicht Enten und Gä[nse]
dase[lbst]

* Mustela.

** Mustela Putorius.

daselbst haben; denn der Minck beißt die jungen todt. er bringt erst so viele von ihnen, als er erhaschen kann, um, und hernach zieht er sie weg, und frißt sie auf. An den Erddämmen und Wällen gegen das Wasser, entweder neben den Wiesen, oder sonst wo, sollen diese gleichfalls Schaden verursachen, indem sie dieselben durch ihr Graben beschädigen. Um sie zu fangen, setzt man Fallen aus, in die man zur Lockspeise Köpfe von Vögeln, kleine Vögel, Fische oder ähnliche Fleischarten hinein geworfen. Der Balg wird in den Städten verkauft, und bezahlt man für einen solchen in Philadelphia 20 Pences bis 2 Schillinge, nach dem sie groß sind. Von diesen Bälgen lassen sich einige wenige Frauenzimmer Müffe machen; gröstentheils aber werden sie nach England verschickt, von wo sie nachgehends nach andern Ländern verführet werden. Die alten Schweden sagten, daß die Wilden ehedem das Fleisch von allen übrigen Thieren, nur nicht von diesem, gegessen hätten. Man hat sie bisweilen ganz zahm gehabt.

Von dem Bären, der **Raccoon** oder **Espan** genannt wird, habe ich schon vorher * etwas gemeldet. Hier will ich noch etwas von der Lebensart dieses Thieres in seinem Geburtsorte hinzu fügen. Er wurde von den Engländern hier überall **Raccoon** genannt; ein Nahme, den sie ohne Zweifel von den Wilden entlehnet haben. Die Holländer nannten ihn **Hespan**, die Schweden **Espan**, und die Iroquois **Attigbro**. Er hat gemeiniglich seine Wohnung und Aufenthalt in hohlen Bäumen,

* Man sehe die 246ste und 351ste Seite des 2ten Bandes in der Uebersetzung.

men, liegt des Tages still, und geht zu der Zeit niemahls aus, wofern es nicht sehr dunkel und trüb ist; in der Nacht hingegen wandert er herum, und sucht seinen Unterhalt. Es haben mir viele erzählet, daß er, wenn das Wetter schlimm ist, vornehmlich wenn es schneyet und dabey stürmet, die ganze Woche in dem Baume, wo er sein Nest hat, liegen könne, ohne sich hinaus zu begeben; und diese ganze Zeit soll er von nichts anders leben, als daß er seine Pfoten sauget und lecket. Seine Speise besteht in verschiedenen Arten von Früchten, als von Mays, wenn die Aehren noch weich sind. In den Gärten richtet er öfters ein grosses Unheil an den Aepfeln an. Die Castanien, Pflaumen und wilden Weintrauben sind unter seinen angenehmen Gerichten. Wenn er über die Vögel oder Vogelnester geräth, so vergißt er alle Barmherzigkeit. In den Hühnerhäusern ist er ein fürchterlicher Gast. Findet er die Hühner auf ihren Eyern, so beißt er sie erst zu Tode, und frißt hernach die Eyer auf. Er wird theils durch Hunde gefangen, die seinen Schlupfwinkeln und hohlen Bäumen, worinn er lieget, nachspüren, und dieselben entdecken, theils durch Sprenkeln und Fallen, in die man gemeiniglich ein Stück von einem Huhn, Vogel oder Fisch, zur Anlockung hinein leget. Er wirft seine Junge im May, macht alsdenn sein Nest in hohlen Bäumen, und bekömmt gemeiniglich 2 bis 3 Junge. Das Fleisch wird von einigen gegessen. Wenn er springt, läuft er mit allen Pfoten zugleich. Dieser und anderer Eigenschaften wegen rechneten ihn viele an diesem Orte zu dem Bärengeschlechte. Den Balg bezahlete man nun in Philadelphia mit 18 Pences. Man sagte, daß diese Thiere

sich jetzt sehr gegen die vorigen Zeiten verringert hätten: doch fand man sie tiefer ins Land hinein in Menge. Von dem Nutzen, den die Hutmacher von den Haaren ziehen, von der Leichtigkeit sie zu zähmen, von ihrer besondern Begierde nach allem, was süß ist, u. s. f. habe ich schon vorher an den oben angeführten Stellen Erwähnung gethan. Unter allen wilden vierfüßigen Thieren im nördlichen Amerika ist keines, das so zahm, als dieses, gemacht werden kann.

Vom zehnten. Des Morgens reisete ich nach Philadelphia, und kam daselbst am Abend an. Bey der Ankunft zu der Fähre bey dem Flusse Dellaware, fanden wir den Fluß ganz mit **Treibeis** angefüllet, so das wir anfänglich nicht übersetzen konnten. Nachdem wir aber eine Stunde gewartet und neben der Fähre eine Oefnung gemacht hatten, brach es doch etwas los, so daß wir zugleich mit vielen andern Reisenden uns durcharbeiten konnten, ehe noch mehr Treibeis zustieß. Wie es diesen Winter so heftig gleich nach Neujahr (alter Zeitrechnung) zu frieren anfieng, belegte sich der Fluß Dellaware mit Eis, welches nachgehends von der strengen Kälte so starck wurde, daß man bey Philadelphia mit Pferden hinüber fuhr. Dieses Eis blieb über den Fluß bis auf den 8ten des gemeldeten Monats liegen, da es sich etwas zu lösen anfieng; und von dem erschrecklichen Sturm, der den Abend einfiel, zerbrach es, und wurde dergestalt weggetrieben, daß wir den folgenden zwölften des Februars keine einzige Eisscholle mehr in dem Flusse fliessen sahen, sondern blos hier und da ein Stück an dem Strande wahrnahmen.

Die Krähen * sahe man heute in grossen Haufen fliegen, und sich zu oberst auf den Bäumen niederlassen. Während der ganzen Winterszeit vorhero merkte man kaum eine einzige, doch sagte man, daß sie den ganzen Winter über hier befindlich wären. Den übrigen Theil des Frühlings pflegten sie des Morgens in den Gipfeln hoher Bäume nicht in Haufen, sondern vertheilt, auf verschiedenen Bäumen, zu sitzen. Diese rechnet man auch unter den schädlichen Vögeln; denn sie essen vornehmlich allerhand Arten von Getraide. Wenn der Mays gepflanzet wird, scharren sie die Körner auf, und essen dieselben. Wenn er zu reifen anfängt, hauen sie ein Loch in den Balg der Aehre, wodurch der Mays verdirbt, indem der Regen sich durch das Loch durchdringt, und die Fäulniß zuwege bringt. Ausser dem Getraide rauben sie auch Hühner weg. Auf alte Aeser sind sie sehr verpicht. Vor einigen Jahren waren von der Regierung in Pensilvanien 3, und in Neu-Jersey 4 Pences auf jeden Krähenkopf ausgesetzet. Jetzt war aber dieses Gesetz abgeschaffet, weil die Ausgaben zu sehr anwuchsen. Ich sahe an verschiedenen Oertern, daß die Jungen mit ganz zahmen Krähen, denen die Flügel abgeschnitten waren, spielten. Diese hüpften auf den Feldern neben den Höfen, wo sie zu Hause waren, herum, und kamen wiederum zurück, ohne daß sie, bey aller der Gelegenheit, die ihnen offen stund, versucht hätten, wegzugehen. Diese Americanischen waren nur eine Abänderung von den Oehländischen Krähen.

Vom

* Ich habe von ihnen in dem 2ten Bande auf der 250sten Seite geredet.

Vom zwölften. Zur Nachmittagszeit begab ich mich von Philadelphia nach Bacoon herunter zurück.

Indem ich nach Bacoon zurück reisete, gab ich genau auf die Bäume Achtung, **welche noch ihr Laub übrig hatten.** Das Laub war blaß und vertrocknet, war aber noch nicht völlig abgefallen. Die Bäume waren folgende:

Die Buche.* Diese mochte groß oder klein seyn, so behielt sie doch einen grossen Theil ihres Laubes, den ganzen Winter über, bis auf den Frühling. Die grossen Bäume behielten das untere Laub.

Die weisse Eiche.** Der größte Theil von den jungen Bäumen, die weniger als eine Viertelelle im Durchschnitt betrugen, hatten ihr meistes Laub noch an sich. Die alten hatten aber größtentheils schon das ihrige fallen lassen, ausgenommen an den Stellen, wo einige Nebenschösse ausgeschlagen; denn da war das Laub noch rückständig. Die Farbe der verdorreten Blätter war bey dieser weit heller, als bey der schwarzen Eiche.

Die schwarze Eiche;*** so wie man sie hier überall nennet. Sie ist diejenige, die der Herr Ritter Linnäus unter dem Nahmen der rothen Eiche beschreibet. Einem grossen Theil von den jungen war das verdorrete Laub noch übrig geblieben. Die Farbe desselben war rothbraun, und dunkler als bey der weissen Eiche.

* Fagus.
** Quercus alba.
*** Quercus nigra. Quercus rubra, *Linn. Spec. plant. p.* 996.

Die Spanische Eiche, welche blos eine Abänderung von der schwarzen ist. Die jungen Bäume waren gleichfalls noch mit Laub versehen.

Eine seltene Art von Eiche, * welche sich durch ihre Blätter kenntlich macht. Diese haben nehmlich eine dreyeckige Spitze, deren Winkeln sich mit einem kurzen Borste endigen, und sind unten glatt und oben etwas wollicht. Bey den jungen war noch das Laub zu sehen.

Kurz, wenn ich in Gehölze kam, wo die genannten Eichbäume nur 20 Jahre, und darunter, alt waren, so fand ich noch alles Laub.

Es scheinet, daß die Vorsehung, ausser andern Absichten, auch diese bey den Bäumen, die ihr dürres Laub im Winter behalten, sich vorgesetzt habe, daß verschiedene Arten von Vögeln, indem es diese Zeit sehr kalt und sehr stürmisch ist, zwischen und unter diesem dürren Laube einen Schirm haben möchten. Ich sahe auch verschiedene mahle diesen Winter, wie die Vögel bey der starken Kälte und anderem Ungewitter sich vornehmlich in diese mit altem Laube bedeckten Bäume verkrochen.

Vom dreyzehnten. Indem ich heute eine Grube graben wollte; so fand ich verschiedene Insekte, die tief in die Erde hinein gekrochen waren, um daselbst den Winter im Schlummer zuzubringen. Als sie an das Licht kamen, bewegten sie sich etwas, hatten aber nicht Kräfte

* Quercus foliorum apice triangulo, angulis seta breui terminatis, inferne glabrorum, superne subpubescentium.

Kräfte genug zu gehen; die schwarzen Ameisen ausgenommen, welche etwas, obgleich nur langsam, krochen. Diese Insekte waren folgende:

Die schwarze Ameise. * Von der Art fand man ziemlich viele, und sie waren einigermassen munter. Sie lagen eine halbe Elle tief in der Erde.

Der breite Erdkäfer. ** Der eine und der andere lag gleich tief. Dieser ist sonst sehr gemein über das ganze nördliche Amerika.

Ein **castanienbrauner Käfer,** *** der ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Brachkäfer † hat, aber doch in vielen Stücken von demselben abgehet. Ich fand ihn zu einer merklichen Menge in der Erde.

Ein **schwarzer Grashüpfer.** †† Diese Art Insekte sahe ich eine halbe Elle tief in der Erde liegen. Sie waren nun ganz erstarret: so bald sie aber in die Wärme kamen, wurden sie lebendig und sehr munter. Ich habe im Sommer diese Grashüpfer in sehr grosser Menge an allen den Oertern des nördlichen Amerika, die ich durchreiset bin, wahrgenommen. Sie hüpften da ab und zu auf dem Felde, und haben einen solchen Laut, wie unsere gewöhnlichen Mauerheimchen, so daß es

* Formica nigra, *Linn. syst. T. 1. p. 580.*
** Carabus latus, *Linn.*
*** Scarabaeus castaneus; thorace piloso; elytris abdomine breuioribus, lineas varias longitudinales pilorum habentibus.
† Scarabaeus melolontha.
†† Gryllus niger, cauda biseta, alis breuissimis.

schwer fiel, nach dem Laute sie von einander zu unterscheiden. Sie erwecken bisweilen in dem Grase ein solches Geschrey, daß einem die Ohren wehe thun, und daß der eine Mensch schwerlich vernimmt, was der andere saget. An den Oertern, wo die Klapperschlangen sich aufhalten, sind diese sehr verdrießlich, und auf gewisse Weise gefährlich. Denn durch ihr starkes Gesumme und Geräusch verhindern sie, daß man nicht allezeit so genau das Warnungsgethöne, das diese fürchterliche Schlange mit ihrer Klapper erreget, vernehmen, und dadurch sich vor derselben verwahren kann. Daß diese gleichfalls ihr Winterquartier in die Camine nehmen, habe ich vorher angeführet. * Sie lagen hier den Winter über still in der Erde. Zu Anfange des Merzen aber, als es in der Luft warm wurde, kamen sie aus ihren Löchern hervor, und fiengen ihre Musik an, ob sie gleich anfänglich ziemlich lahm ließ, und sparsam gehöret wurde. Wenn wir bey unsern Reisen durch wüste Oerter, in dem Walde übernachten musten, und da so gut als wir konnten, für uns gebettet hatten, waren diese in der Nacht beides unter die Falten der Kleider und in dieselben gekrochen, so daß wir jeden Morgen genöthigt waren, eine Stunde zu stehen, und unsere Kleider ganz sorgfältig zu schütteln, ehe wir sie von uns abbringen konnten.

Die rothen oder bey uns in Schweden gewöhnlichen **Ameisen**, ** welche die grossen Ameishaufen aufwerfen, fand ich gleichfalls sowohl diesen als die folgenden Tage. Ich sahe sie aber nicht in der Erde: sondern

* Man sehe den 2ten Band auf der 491sten Seite.
** Formica rufa.

dern wenn mein Bedienter Jungström alte verdorrete Bäume umhauete, wurde man einer grossen Menge derselben in ihren Spalten gewahr. Diese Spalten befanden sich zu einigen Klaftern hoch oben in dem Baume, und die Ameisen waren daselbst hinauf gekrochen, um so hoch in der Luft ihre Winterwohnung zu nehmen. So bald sie in die Wärme kamen, fiengen sie an, sich stark zu bewegen.

Vom vierzehnten. Bläfogel wurden von den hier wohnenden Schweden ein kleiner sehr hübscher Vogel genannt, der mit einer hellblauen Farbe prahlete, und sich hier das ganze Jahr aufhielt. Die Engländer nannten ihn mit einem eben das bedeutenden Nahmen, blew Bird. Catesby hat ihn in natürlicher Grösse und mit lebhaften Farben abgezeichnet. * Bey seiner Abbildung ist zu erinnern, daß die Farbe der Brust schmutzigroth oder rothbraun seyn muß; die Schienbeine und Füsse aber kohlschwarz, und der Schnabel gleichfalls ganz schwarz seyn müssen; überhaupt muß die blaue Farbe weit höher, lebhafter und glänzender seyn. Wir besitzen, so viel ich weiß, in Schweden keinen Vogel, der eine so hellblaue glänzende Farbe, wie dieser, hätte.

 Der

* In dem ersten Bande seiner *Natural History of Carolina*, auf der 47sten Kupferplatte. Er nennt ihn daselbst S. 47, Rubecula Americana caerulea. Der Herr Ritter Linnäus bezeichnet ihn in seinen System durch Motacilla (Sialis) supra caerulea, subtus tota rubra. *Tom.* I. *p.* 187. Ich habe ihn in meinem Reisetagbuche Motacilla caerulea nitida; pectore rufo; ventre albo genannt. Man findet ihn auch mit lebhaften Farben in Eduards *Nat. History of Birds*, auf der 24sten Kupferplatte, u. d. 24sten S. vorgestellet.

Der Holzschreyer kann etwa eine ähnliche Feder haben; aber doch nicht überall. Seine Nahrung sind nicht blos Insekte, sondern auch Samen von Kräutern. Sie kommen daher im Winter, wenn weiter keine Insekte mehr vorhanden sind, zu den Höhen hin, um ihre Speise an dem Heusamen und andern kleinen Samenkörnern zu suchen.

Rödfogel ist ein anderer kleiner Vogel, der hier so von den Schweden, von den Engländern aber **Red Bird** genannt wird. Catesby hat ihn gleichfalls mit lebhaften Farben und in natürlicher Grösse abgebildet. * Er gehört zu den Vögeln, die den Bienen schädlich sind; indem er auf sie lauret, und sie auffrißt. Ich futterte ein Männchen von diesen 5 Monate in einem Bauer. Er aß beides Mäys und Buchweitzen: denn sonst warf ich ihm nichts vor. Durch sein Gesänge lockte er andere von seinem Geschlechte nach dem Hofe hin; und nachdem wir Mayskörner auf dem Boden unter dem Fenster, wo er eingesperret saß, hingeleget hatten, kamen die andern täglich dahin, um ihre Speise zu erhalten. Es fiel uns alsdann nicht schwer, vermittelst des Sprenkels mehrere zu fangen. Einige, vermuthlich alte, sowohl von den Männchen als Weibchen, betrübten sich zu Tode, da wir sie in dem Bauer verschlossen hatten. Die hingegen, welche zahm geworden waren, fiengen an zu singen, und zwar ungemein lieblich. Ihre Schläge kamen denje-

* Man sehe den 1sten B. seiner *Nat. Hist. of Car.* auf der 38sten Kupferpl. woselbst er ihn, S. 38, Coccothraustes rubra nennet. Der Ritter Linnäus (*Syst. Nat. T.1. p.172*) nennet ihn Loxia Cardinalis.

denjenigen einer Europäischen Nachtigall sehr nahe. Wegen ihres angenehmen Gesanges verschickte man sie in Menge nach England in Bauern. Sie haben eine grosse Stärke in ihrem Schnabel, so daß sie, wenn ihnen die Hand vorgesetzt wird, so tief zukneifen können, daß das Blut hervor kommt. In den Wäldern sitzen sie im Frühling des Morgens auf dem obersten Gipfel der höchsten Bäume, und singen. Im Bauer aber sitzen sie die eine Stunde still; und ruhen sich aus, zu einer andern aber hüpfen sie ab und zu; und so gehet es wechselsweise den ganzen Tag, und darzwischen lassen sie dann und wann ihre lieblichen Schläge hören.

Vom siebenzehnten. Die **Kraniche** * sahe man bisweilen am Tage in der Luft fliegen, und ihren Zug nach Norden hinrichten. Sie pflegen frühe im Frühling hier einige Zeit sich aufzuhalten: sie legen aber ihre Nester hier nicht an, sondern reisen weiter nach Norden zu. Es erzähleten mir alte Schweden, daß sich in ihrer Kindheit, da das Land nicht sonderlich angebauet war, zur Frühlingszeit eine unglaubliche Menge von Kranichen hier befunden hätten: jetzt aber lassen sich nicht so viele sehen. Verschiedene von den Leuten, die hier wohnen, essen ihr Fleisch, wenn ihnen einige zu schiessen erlaubt ist. Sie sollen weder dem Getraide, noch sonst einer Sache, schädlich seyn.

Vom drey und zwanzigsten. Des Morgens reisete ich hinunter nach Pennsneck, und kam des Abends wieder zurück.

* Tranor, Grus Canadensis. *Linn.*

Der Schnee lag noch an vielen Orten im Walde, vornehmlich da, wo die Bäume so dicht stunden, daß die Sonne ihre Wirkung nicht hatte zeigen können: er war aber nicht völlig eine Querhand hoch. Längs den Wegen war lauter Eis, vornehmlich in dem Gehölze; und daher fiel es schwer, mit übel beschlagenen Pferden zu reiten. Den hier wohnenden Leuten waren die Schlitten nicht sonderlich bekannt; sondern sie ritten alle, den ganzen Winter über, nach der Kirche, ob der Schnee gleich bisweilen gegen eine halbe Elle hoch war. Er blieb aber selten über eine Woche liegen, bevor er zerschmolz, und da fiel er zu Zeiten wieder aufs neue.

Maysdiebe * nannten die Schweden, die hier wohneten, eine Art von Vögeln, die diesem Lande den vornehmsten Schaden verursachen. Sie haben diesen Namen daher erhalten, weil sie den Mays beides heimlich und öffentlich, sowohl wenn er eben ausgesäet, und mit der Erde bedeckt, als wenn er reif geworden ist, aufessen. Die Engländer nennen sie **Black-birds**. Es giebt zwey verschiedene Arten von ihnen, welche beide von Catesby beschrieben und in der natürlichen Farbe abgebildet worden. ** Die eine ist bey ihm eine **purpurfarbene Dole**, und die andere ein **schwarzer Staar mit oberhalb röthlichen Flügeln**. Ob diese beiden gleich von verschiedener Art sind, so herrscht doch zwischen ihnen eine so grosse Einigkeit, daß sie sehr oft einan-

* Mays-Tiufwar

** *Nat. hist. of Carolina.* Die eine heißt daselbst Monedula purpurea, S. 12, K. 12; und die andere, Sturnus niger, alis superne rubentibus, S. 13. K. 13.

einander in vermischten Haufen begleiten. Doch sahe man hier in Pensylvanien gemeiniglich mehrere von der erstern Art, welche auch oft ganz allein für sich flogen, ohne sich mit denjenigen, die rothe Flügel haben, zu vermengen. Die erstern oder die, welche Catesby purpurfarbene Dolen nennet, haben in verschiedenen Stücken mit der Dole, dem Staar, und der Amsel * so viele Aehnlichkeit, daß es schwer ist zu sagen, zu welchem Geschlecht sie zu rechnen seyn. Doch scheinen sie fast dem Staar am nächsten zu kommen. Denn, dem Schnabel nach, ist dieser Vogel völlig eine Amsel: ** aber die Zunge, der Flug, das Sitzen auf den Bäumen, das Gesänge, und die Gestalt, machen ihn völlig zum Staar. *** Von weitem scheinen sie halb schwarz zu seyn: aber in der nähe stößt ihre schwarze Farbe sehr auf blau, doch nicht völlig so sehr, wie in der Catesbyischen Abbildung. †

Einige

* Kaja, Stare, Trast.
** Turdus.
*** Sturnus.
† Da diese ihrer Unart wegen so merkwürdig sind, so will ich eine kurze Beschreibung von ihnen geben, und zwar für die Vögelkenner, wie es gebräuchlich ist, auf Latein:

Magnitudo sturni. *Rostrum* subulato-conicum, rectum, conuexum, basi nudum, nigrum, maxillis fere aequalibus, superiori tamen tantillum longiori. *Nares* oblongo-quadratae, ad basin maxillae superioris oblique positae, nudae; tuberculum corneum s. prominentia parua a latere superiori. *Lingua* acuta, apice bifida. *Oculorum* iris pallida. *Capitis* frons, pars superior, nucha, *collum* superne et ad latera obscure caeruleo-viridia, nitida; latera capitis sub oculis obscure caerulea. *Dorsum* totum, tectricesque *alarum* purpureae, sed non ita manifeste in parte superiori uropygii, sed ibi magis fuligine subnigrae.

Einige wenige von diesen sollen sich den ganzen Winter über in Morästen, die mit einem dicken Gehölze überwachsen sind, aufhalten, und sich blos bey gelinder Witterung sehen lassen. Die meisten aber ziehen zu Anfang des Winters weiter nach Süden. Heute sahe ich sie in diesem Jahr zum erstenmahl. Sie flogen schon in grossen Haufen. Ihre vornehmste und angenehmste Speise ist der Mays. Wenn der Mays im Frühling kurz vorher gepflanzet worden ist, kommen sie in grossen Schwärmen. Sie scharren mit dem Schnabel das Mayskorn auf, und verzehren es. So bald der Keim des Mays hervorbricht, fassen sie denselben mit dem Schnabel, und reissen ihn zugleich mit dem Korn auf; so daß sie schon im Frühling dem Landmanne viel zu schaffen machen. Um ihre Lüsternheit für den Mays diese Zeit in etwas zu verringern, pflegen einige die Mayskörner in Wasser, das mit der weissen Nieswurzel * abgekocht worden,

grae. *Remiges* primariae 9 nigrae; ceterae secundariae nigrae, margine exteriori purpurascentes. *Rectrices* 12 nigro purpureae, apice rotundatae; quo lateribus propiores, eo breuiores, intermediae longissimae. *Cauda* explicata versus apicem rotunda videtur. *Gula* obscure caeruleo-viridis, nitida; *Pectus* etiam versicolor et pro varia inter lumen et oculum positura, iam nigrum, iam smaragdinum. *Venter* fuligineus, tectrices inferiores caudae obscure purpureae. *Pectus*, et abdomen sub alis purpurea; tectrices alarum inferiores fuligineae. *Alae* inferius nigrae; *Femora* plumis fuligineis. *Tibiae* et *pedes* nigri, nitidi. *Digiti* 4 more auium plurimarum. *Vngues* nigri, posticus ceteris maior.

Die hier beschriebene, oder Monedula purpurea *Catesb.* ist die Gracula Quiscula, *Linn. syst. T.* 1. *p.* 109.

* Veratrum Helleborus albus.

vorden, (wovon ich weiter unten bey dem dreyzehnten
es Merzen reden werde) einzutunken, und sie hernach
u verpflanzen. Wenn der Maysdieb ein oder ein Paar
on diesen Körnern isset, wird er so wüst im Kopf, daß
r taumelt; wodurch seine Cameraden erschreckt werden,
nd sich nicht dahin wagen. Sie nehmen ihren Scha-
en aber um so viel reichlicher gegen den Herbst wieder,
venn der Mays reif wird; denn alsdenn feyern sie recht
r Freudenfest. Sie sammeln sich alsdenn zu tausenden
uf den Maysfeldern, und nehmen da ihre derbe Scha-
ung. Hier sind sie sehr unverschämte und dreiste Gäste.
Denn wenn einer sie von da wegtreiben will, so fliegen
e blos von der Stelle, wo man gehet, weg, und setzen
h gleich auf einer andern nieder; so daß, wenn man
h an der einen Seite des Maysfeldes befindet, sie sich
le nach der andern hinbegeben. Und dergestalt wech-
ln sie, so wie man sie verfolget, um, ohne daß sie sich,
e sie satt geworden, entfernen sollten. Sie fliegen zur
erbstzeit in unglaublich grossen Haufen, so daß man
um begreifen kann, wo eine so ungeheure Menge her-
kommen ist. Wenn sie sich in die Höhe schwingen,
erden die Wolken und die Luft bisweilen ganz schwarz
d finster dadurch. Sie sind alsdann in so grossen
chwärmen und so dicht zusammen, daß man sich ver-
ndern muß, wie sie Platz, die Flügel zu bewegen,
den. Ich habe selbst gesehen, daß, wenn jemand
e ganze Menge von ihnen auf der einen Seite des
aysfeldes geschossen, die andern blos in die Höhe ge-
gen sind, und sich einen guten Büchsenschuß davon an
m andern Ende niedergelassen, und so bey der Annä-
rung ihres Verfolgers jedesmahl den Platz verwechselt
haben.

haben. Sie haben also eher den Schützen ermüden können, als daß er sie von dem Mays hat abschröcken können, ob er gleich deren viele bey jedem Schusse gefället hat. Sonst essen sie auch gerne die Samen der im Wasser wachsenden Zizania, * welcher spät im Herbst, nachdem der Mays eingeerndet worden, mehrentheils ihre Speise ist. Die Beere von der glatten ** nehmen sie auch vorlieb. Buchweitzen und Haber sollen sie gleichfalls essen. Einige behaupten, daß sie auch im Nothfall Weitzen, Rocken und Gersten äßen. Doch findet man niemahls, so viel mir bekannt worden, daß sie diesen Getraidearten Schaden zufügen sollten. Im Frühling saßen sie in Menge bey den Höfen in den Bäumen, und sungen ziemlich angenehm. Weil sie auf eine solche Weise den Maysäckern so nachtheilig sind, ist der Eifer auch hier so weit gegangen, daß man beides in den Pensylvanischen und Neujerseyschen Gesetze 3 Pences zur Belohnung für jedes Dutzend, das man todt aufweisen kann, ausgesetzt hat. Noch mehr aber ist man in Neu-England wider sie aufgebracht. Denn Herr Franklin berichtete mir im Frühling des Jahrs 1750, daß man vermittelst der Belohnungen, die man an dem letztgenannten Orte ausgesetzet, sie dergestalt vertilget hätte, daß sie nun an verschiedenen Orten selten zu werden anfiengen. Als aber im Sommer vom Jahr 1749 sich eine gräuliche Menge Würmer auf den Wiesen gezeiget, welche das Gras verzehret, und dadurch einen grossen Schaden veran-

* Fol. Avoine Zizania aquatica. *Linn.*

** Ich finde in der Urschrift kein Wort, worauch sich dieses beziehen sollte, ob gleich unter den Druckfehlern angezeiget worden, daß anstatt rufa, wie im Texte stehet, glabra zu verstehen sey.

veranlasset hätten, wäre ihnen die Reue angekommen, daß sie gegen diese Vögel so rachgierig gewesen; denn sie haben zu bemerken geglaubt, daß diese Maysdiebe diejenige Zeit des Sommers, da der Mays noch nicht reif gewesen, vornehmlich von diesen Gewürmen lebten, die sie folglich ausrotteten, oder wenigstens hinderten, sich so stark zu vermehren. Sie scheinen daher gewissermasen ein Recht zu haben, sich wieder ein wenig dagegen bezahlt zu machen. Nachdem nun aber die Feinde und Verfolger der Würmer, die Maysdiebe, ausgerottet worden sind, haben die erstern mehr Freyheit, sich zu vermehren, bekommen; daher sie auch nachher so überhand genommen, daß sie nun weit grössern Schaden, als die Maysdiebe zuvor, ausübten. Im vorher genannten Sommer des Jahres 1749, liessen diese Würmer so wenig Heu in Neu-England übrig, daß die Einwohner nicht allein genöthigt waren, sich Heu aus Pensylvanien, sondern auch sogar aus dem alten England in Europa, zu verschaffen. Diese Vögel haben, ausser den Menschen, auch andere Widersacher, nemlich kleine Habichte, welche sich sowohl von ihnen, als von andern kleinen Geflügel daselbst nähren. Ich sahe, wie einer oder mehrere von diesen kleinen Habichten, als die Maysdiebe in der größten Sicherheit bey einander waren, kamen, dieselben von einander trieben, und sie in der Flucht erhaschten. Das Fleisch von den violetten Maysdieben soll von niemand gegessen werden; dasjenige aber von denen mit den rothen Flügeln wird von einigen genossen. Alte Männer haben mir berichtet, daß nun in dem neuen Schweden eben so viel Maysdiebe, wie in ihrer Kindheit, vorhanden wären. Sie leiten die Ursache von

dem

dem Mays, der jetzt in weit grösserer Menge als damahls ausgesäet wird, her; und sie meynen, daß sie es daher jetzt weit leichter nach der Nahrung, als vorher, hätten.

Die **Amerikanischen Brombeere** * wachsen in grosser Menge über das ganze nördliche Amerika, an eben den Orten, wo unsere Brombeere in Schweden. Die Amerikanischen sind wohl etwas grösser, übrigens aber den unsrigen so ähnlich, daß sie mancher blos für eine Abänderung halten würde. Die Engländer nennen sie **Cranberries**, die Schweden **Tranbär**, und die Franzosen in Canada **Atopa**, ein Nahme, den sie von den Wilden entlehnt haben. Spät im Herbste bringt man sie häufig auf die Märkte, die jede Mittewoche und jeden Sonnabend in Philadelphia gehalten werden. Man kocht und richtet sie fast auf eben diese Weise zu, wie wir unsere rothen Heidelbeere; ** und braucht sie hernach den ganzen Winter und einen Theil des Sommers über in Torten und andern Arten von Backwerk. Weil aber die Beere ziemlich sauer sind: so fordern sie viel Zucker; welches doch in einem Lande, wo man nach den Zuckergegenden eben nicht so weit hat, nicht so gar kostbar ist. Man verschickt eine Menge von diesen Beeren eingemacht, beides nach Europa, und den Amerikanischen Inseln.

Im Merzen.

Vom zweyten. Muscheln *** fand man in Menge in kleinen Furchen, welche über die Wiesen hinliefen.

* Vaccinium hispidulum.

** Lingon.

*** Sie waren völlig diejenigen, welche Mytilus anatinus (*Linn. syst. T.* I. *p.* 706) genannt werden.

liesen. Von aussen war die Schale oft mit einer dünnen Eisencruste überzogen, in dem Falle nehmlich, wenn das Wasser in der Furche von einem Orte kam, wo Eisenerz gefunden wird. Die Schweden und Engländer, die hier wohnhaft waren, gebrauchten diese Muscheln selten zu etwas: da aber die Indianer in vorigen Zeiten hier gewesen sind, haben sie dieselben gebraten, und das inwendige Fleisch gegessen. Einer und der andere von den Europäern ißt sie doch auch bisweilen.

Der **Schnee** lag noch an einigen Stellen in dem Gehölze, wo es schattig war, nach; doch war an den meisten das Feld schon blos. Das Vieh, Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine giengen in dem Walde, und suchten ihre Nahrung, welche noch ziemlich mager war.

Vom dritten. Die Schweden nannten hier einen kleinen Vogel Snöfogel,* und die Engländer Snowbird, welches eben das bezeichnet. Die Ursache der Benennung ist diese, weil er sich niemahls im Sommer, sondern blos im Winter, wenn der Schnee gefallen ist, und das Feld bedecket, sehen läßt. Er kommt zu verschiedenen Wintern zu eben der Menge wie die Maysdiebe, hervor, fliegt alsdenn um die Häuser und Scheunen herum und in die Gärten, und ißt die Getraidekörner und Grassamen, die er auf den Hügeln ausgestreuet findet.

Diesen

* Schneevogel. Catesby hat ihn in seiner Naturgeschichte von Canada im 1sten B. auf der 36sten Seite und Kupferplatte unter dem Nahmen von Passer niualis beschrieben, und in seiner natürlichen Farbe vorgestellet. Der Ritter Linnäus nennt ihn Fringilla hyemalis. *syst. T.* I. *p.* 183.

Diesen Abend wurde man um 8 Uhr eines **Schneefeuers** am Himmel gewahr. Ich habe diese merkwürdige Lufterscheinung in den Abhandlungen der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften * beschrieben.

Die **wilden Tauben** ** flogen nun hier in einer unglaublichen Menge in den Gehölzen herum, und versicherte man, daß sie jetzt zahlreicher, als viele Jahre zuvor, wären. Sie kamen diese Woche an, und blieben hier ohngefähr 14 Tage, worauf sie fast alle verschwunden, oder weiter in das Land, woher sie gekommen waren, hinauf zogen. Ich werde an einem andern Orte weitläuftiger von ihnen handeln.

Vom siebenten. Verschiedene berichteten, es wäre ein altes und zuverläßiges Zeichen an diesem Orte, daß, wenn der Donner in Süd oder Südwest aufstiege, und sich nachgehends nach Ost und darauf nach Nord verbreitete, alsdenn ein schlimmes Wetter erfolgte; wenn er aber in Süd oder Südwest zwar aufstiege, aber sich nicht verbreitete, oder wenn er sich beides nach Ost und West verzöge: so entstünde gemeiniglich ein schönes Wetter darnach. Heute hörte man ihn blos in Südwest, ohne daß er sich verbreitet hätte. ***

Der **Frost** war bis jetzt noch immer in der Erde sitzen geblieben, so daß, wenn jemand eine Grube graben wollte, er mit einem Beil durchhauen muste. Doch gieng

* Man sehe die Abhandlungen vom Jahr 1752, S. 154. 155.
** Columba macroura.
*** Man sehe die Meteorologischen Beobachtungen zu Ende dieses Theils.

gieng der Frost nicht über eine Querhand hinunter. Heute aber hatte er sich fast gänzlich weggezogen. Hiedurch wurde das Erdreich so weich, daß das Pferd überall, wenn man ritte, sogar in dem Gehölze unter den Bäumen, tief hinunter sank.

Ich erkundigte mich sowohl heute, als sonst zu mehrern mahlen, bey verschiedenen alten Schweden und Engländern, ob sie nicht etwa bemerkt hätten, daß bey sehr strengem Winter, einige oder gewisse Bäume davon entweder ausgestorben wären, oder einen besondern Schaden erlitten hätten? Mir wurde zur Antwort gegeben, daß bey sehr starker Kälte verschiedene von den jungen Hickerybäumen auszugehen pflegen. Eben dies Schicksal pflegt auch alsdann jungen schwarzen Eichen zu wiederfahren. Ja, bisweilen sind auch schwarze Eichen, die eine Viertelelle im Durchschnitt gehabt haben, bey einem sehr kalten Winter ausgestorben; bisweilen, obgleich sehr selten, hat man auch einen einzelnen Maulbeerbaum davon ausgehen gesehen. Sehr oft aber trägt es sich zu, daß die Pfirschenbäume davon umkommen, so daß sehr kalte Winter nicht selten alle Pfirschenbäume auf einmahl an verschiedenen Orten verderbet haben. Man hat bey diesen Bäumen zu mehrern mahlen bemerket, daß diejenigen, die an erhabenen Oertern stehen, in sehr strengen Wintern weit besser, als die, welche in Thälern gepflanzet worden, fortkommen; sogar, daß, wenn die in den Thälern durch einen kalten Winter völlig ausgestorben sind, diejenigen, die auf den Anhöhen gestanden, nicht den geringsten Schaden erlitten haben. Daß aber der schwarze Wallnußbaum, Sassafras, oder andere Bäume, im Winter sehr mitgenommen worden wären, ver-

sicherten sie, nicht beobachtet zu haben. Was den Frost im Frühling und Sommer anbelangt, so hatten sie verschiedentlich wahrgenommen, daß, wenn die Bäume schon mit einem ziemlich grossen Laube versehen gewesen, eine oder die andere Frostnacht eingefallen, wodurch ein grosser Theil des Laubes erfroren ist. Es ist aber immer ein neues Laub in die Stelle des erfrornen hervor gewachsen. Bey diesen Frostnächten ist insonderheit, wenn sie im May oder Junius sich hieselbst ereignen, werkwürdig, daß die Kälte vornehmlich den zärtern Bäumen schadet, und zwar auf die Weise, daß das Laub von dem Boden bis ohngefähr 4 bis 6 Ellen hoch fast durchgehends von dem Frost angegriffen wird, oben aber ganz unbeschädigt bleibt. Dieß ist eine Beobachtung, von der ich nicht allein von verschiedenen alten Schweden und Engländern vergewissert worden, sondern die mir auch der sehr aufmerksame Ingenieur, Herr **Levis Evans**, in seinen geschriebenen Wahrnehmungen angemerkt gewiesen hat. Eine solche Frostnacht ist hieselbst im Jahr 1746 zwischen dem vierzehnten und funfzehnten des Junius, nach der neuen Zeitrechnung, mit eben dieser Wirkung eingefallen, wie die Wahrnehmungen des Herrn Evans ausweisen. Die Bäume, die alsdann in der Blüthe gestanden, haben beides das Laub und die Blume, an dem Theile, der dem Boden am nächsten gewesen ist, verlohren; nachdem hab'en sie doch einige Zeit hernach neues Laub, aber keine neue Blüthen erhalten. Es ist noch weiter bey den Frostnächten, die den Frühling oder Sommer einfallen, zu merken, daß sie vornehmlich niedrig liegende und feuchte Oerter, selten aber die Anhöhen, treffen, und daselbst Schaden anrichten. Besonders ist

es

es auch, daß diese Frostnächte an solchen Oertern vornehmlich merklich sind, wo der Kalkstein gefunden wird. Denn wenn gleich das übrige Land nichts empfindet, soll man doch daselbst gemeiniglich ein oder das anderemal die Frostnächte des Sommers verspüren. Ja öfters liegen die Gegenden, wo der Kalkstein befindlich ist, ziemlich hoch: aber nichts desto weniger leiden sie von den Frostnächten, da doch das niedrigere Land ein Stück davon, wo kein Kalkstein ist, keine Ungelegenheit leidet. Herr Evans hat zuerst diese Anmerkung gemacht, und habe ich die Wahrheit davon verschiedentlich auf meinen Reisen eingesehen, wovon ich weiter unten mich ausführlicher erklären werde. Bey solchen Frostnächten nehmen die kleinen Hickerybäume eher als andere Bäume, an ihrem Laub Schaden; und darauf junge schwarze Eichen, welches andere erst beobachtet, und ich hernach mit eigenen Augen in den Jahren 1749 und 1750 gefunden habe.

Vom eilften. Von dem Geschlechte der Spechte fand man hier alle diejenigen Arten, welche Catesby in dem ersten Bande seines kostbaren Werkes, der natürlichen Geschichte von Carolina, beschrieben, und mit lebendigen Farben abgebildet hat. Ich will sie hier nur herrechnen, und kürzlich eines und das andere von ihren Eigenschaften beibringen: die ausführliche Beschreibung aber von ihnen will ich für eine andere Gelegenheit aufbehalten.

Der Königsspecht. * Er wird hier, ob gleich

 sehr

* Picus principalis *Linn.* oder Picus maximus, rostro albo, *Catesb. Nat. hist. of Carol. Vol.* 1. *p.* 16. *t.* 16.

sehr selten, und nur zu einer gewissen Jahrszeit, gefunden.

Der Specht mit dem Federbusch.* Ich habe seiner schon vorher erwähnet.

Der Goldguckguck.** Er war an diesem Orte häufig genug, und wurde von den Schweden Hittock, und von andern Piut genannt. Beide Nahmen sollen sich auf seinen besondern Laut beziehen. Er sitzt fast beständig auf dem Boden, und man nimmt nicht wahr, daß er in den Bäumen so hackt. Er nährt sich gemeiniglich von Insekten; wird aber bisweilen selbst den Habichten zur Beute. Meistentheils ist er sehr fett, und hat ein wohlschmeckendes Fleisch. Weil er sich hier den ganzen Winter aufhält, und zu einer Zeit, da er die Insekte nicht so leicht bekommen kann; so wird er ohne Zweifel alsdann einige Arten von Gras oder Kräutern auf dem Felde essen. Sein Aussehen und andere Eigenschaften zeigen, daß er mit Recht von den Spechten getrennet worden ist.

Der Carolinische Specht.*** Er lebt gleichfalls hier. Seine Farbe ist hochröther und glänzender, als sie bey dem Catesby vorgestellet worden.

Der

** Picus pileatus, *Linn.* Man sehe meine Reisebeschreibung auf der 292sten S. des zweyten Bandes.

** Cuculus auratus, *Linn.* oder Picus varius maior, alis aureis. *Catesb.* am angez. Orte *Vol.* I. *p.* 18. *t.* 18.

*** Picus Carolinus *Linn.* oder Picus varius ventre rubro. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* I. *p.* 19. *t.* 19.

Der bunte gleichsam zottigte Specht, von der mittlern Grösse. * Man findet ihn hier in Menge. Den Aepfelbäumen ist er bisweilen nachtheilig, indem er überall Löcher in sie einhackt.

Der rothköpfige Specht. ** Er war hier im Lande gar nicht selten, und wurde von den Schweden schlechtweg Hackspik genannt. Diesen Nahmen gaben sie auch allen übrigen Vögeln, die ich jetzt nenne, wenn der Goldguckguck nur ausgenommen wird. Dieser ist beides den Maysfeldern und den Aepfelgärten schädlich; denn er zerhackt die Maysähren und ißt die Aepfel auf. In einigen Jahren findet er sich in grosser Menge ein, insonderheit wo süsse Aepfel wachsen; und diese verzehret er dergestalt, daß weiter nichts als die leere Schale nachbleibt. Vor einigen Jahren erhielt man 2 Pences für einen jedweden Kopf dieses Vogels aus der allgemeinen Casse, damit diese schädlichen Vögel ausgerottet würden: nachdem aber ist dieses Gesetz aufgehoben worden. Es schmecken ihnen die Eicheln auch sehr gut. Meistentheils reisen sie gegen den Winter nach Süden weg. Wenn sie aber zu Anfang des Winters häufig in den Wäldern zurück bleiben; so weissaget das Volk einen ziemlich gelinden Winter daraus.

Der kleinere bunte Specht, mit dem gelben Unterleibe. *** Vor diesem waren weit mehrere, als man=

* Picus varius medius quasi villosus. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* 1. *p.* 19. *t.* 19. Dieser dürfte so beschrieben werden können: Picus per mediam longitudinem dorsi subuillosus, rectrice prima laterali tota alba.

** Picus erythrocephalus, *Linn.* oder Picus capite toto rubro. *Catesb. Vol.* 1. *p.* 20. *t.* 20.

*** Picus varius minor, ventre luteo. *Catesb.* am ang. O. *Vol.* 1. *p.* 21. *t.* 21.

mancher wollte, vorhanden. Denn dieser sowohl, als der nächst vorhergehende, und der folgende, waren den Aepfelbäumen sehr schädlich.

Der kleinste bunte Specht.* Diesen sieht man hier sehr häufig. Er ist unter allen Spechten den Aepfelgärten am schädlichsten, weil er dreister als die andern ist. Er hauet kleine Löcher dicht an einander, zu 3 bis 4 Linien tief, in die Aepfelbäume. Und wenn er an einem Orte des Stammes ein solches Loch eingehauen hat, so macht er gleich ein anderes neben dem ersten, nach einer horizontalen Richtung, und fährt gemeiniglich so fort, bis er einen Kreis von solchen Löchern rings um den Baum gemacht hat. Daher sind die Aepfelbäume hier in den Gärten um den Stamm herum voll von Kreisen, die über einander liegen, und oft nur einen halben geometrischen Zoll unter sich entfernt sind. Zuweilen hauen sie diese Löcher so dicht neben einander, daß der Baum dadurch vertrocknet. Diesem ist, wie Catesby gleichfalls anmerkt, der bunte Specht von der mittlern Grösse, in Ansehung der Farbe und anderer Eigenschaften, so ähnlich, daß man sie leicht für einerley Vögel nehmen könnte, wofern jener nicht einen guten Theil kleiner, als dieser, wäre. Sie kommen beide darinn überein, daß sie die schädliche Gewohnheit haben, Löcher in die Aepfelbäume einzuhauen.

Es

* Picus varius minimus. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* 1. *p.* 21. *t.* 21. Diesen könnte man nennen: Picus medio longitudinali dorsi subuilloso, rectrice prima laterali alba maculis quatuor nigris.

Es wurde hieselbst von den Schweden eine Art Frösche Sill-häppetåssor * genannt, welche diese Jahrszeit des Abends und in der Nacht in den Morästen, wie auch grossen Pfützen und Teichen, zu schreyen anfiengen. Sie haben den Nahmen daher erhalten, weil sie im Frühling sich eben zu der Zeit zuerst hören lassen, wenn man zu dem Fange des hier so genannten Herings** schreitet, der doch in vielen Stücken von dem Fische gleiches Nahmens in Europa abgehet. Diese Frösche hatten einen besondern Laut, der nicht mit demjenigen, den unsere gewöhnliche Europäische Frösche von sich geben, sondern eher mit dem Zwitschern der grössern Vögel übereinstimmt, und sich ohngefähr durch Piit, Piit wird können ausdrücken lassen. Hiemit fuhren sie nachgehends einen guten Theil des Frühlings fort, fiengen gemeiniglich ihr Geschrey gleich nach dem Untergang der Sonne an, und endigten dasselbe nicht eher, als bis sie wieder aufgieng. Der Laut war zwar fein: aber doch so durchdringend, daß er in einer weiten Entfernung vernommen werden konnte. Wenn sie Regen erwarteten, schrien sie weit ärger, als sonst, und fiengen alsdenn bisweilen mitten am Tage, oder wenn es wölkig wurde, an; und gemeiniglich erfolgte der Regen 6 Stunden darauf. Als es den sechszehnten des folgenden Merzen schneiete, und dabey den ganzen Tag stürmete, merkte man des Abends keine einzige Anzeige von ihnen; und während der ganzen Zeit, da es kalt war, und der Schnee auf dem Lande noch lag, hatte die Kälte sie so still gemacht, daß man nicht den geringsten Laut verspürete.

* Heringhüpfer.
** Sillen.

rete. So bald aber eine gelinde Witterung wiederum einfiel, fiengen sie aufs neue mit gleich vollem Halse, wie vorher, an. Sie sind diese Zeit über sehr furchtsam, so daß man nicht so leicht einen fangen konnte. Denn so bald jemand dem Orte, wo sie sich aufhalten, etwas nahe kam, wurden sie alle still, und keiner ließ sich sehen. Es scheint, als wenn sie sich ganz und gar unter dem Wasser verbergen und blos das äusserste der Nase, wenn sie schreyen, hervorstecken sollten. Denn wenn ich leise zu der Stelle, wo sie waren, hinzu trat, merkte ich nicht, daß ein einziger in das Wasser hinein hüpfte. Ich konnte keinen von ihnen eher sehen, ehe ich eine ganze Pfütze, wo sie ihren Aufenthalt hatten, ausschöpfte. Ihre Farbe ist ein schmutziges Grün, das hier und da mit braunen Flecken besprengt ist. Wenn man sie berührt, geben sie einen Laut von sich, und winseln. Sie nehmen auch alsdenn bisweilen eine solche Gestalt an, als wenn sie den hintern Theil des Rückens gleichsam aufbliesen, so daß sich daselbst eine hohe Erhebung erzeuget; und alsdenn weichen sie nicht aus der Stelle, wenn man sie gleich anstößt. Wenn man sie lebendig in Weingeist legte, so starben sie innerhalb einer Minute. *

Vom zwölften. Den Vogel, den die Engländer und Schweden **Robbin-redbreast** ** nennen, findet

* Sie dürften genannt werden können: Rana virescens plantis tetradactylis fissis, palmis pentadactylis semipalmatis, macula depressa fusca pone oculum.

** Catesby hat ihn unter dem Nahmen Turdus pilularis migratorius in seiner *Nat. Hist. of Carol. Vol.* I. *p.* 29 beschrieben, und auf der 29sten Kupferpl. abgemahlet.

findet man hier in ziemlicher Menge das ganze Jahr durch. Er ist aber sehr von demjenigen, den man in England mit diesem Nahmen beleget, unterschieden. Er singt sehr lieblich, ist nicht sonderlich furchtsam, sondern hüpft auf der Erde, dicht an den Häusern. In Philadelphia hält man ihn wegen seines Gesänges in Bauern.

Die **Haselstauden** * fiengen nun an zu blühen. Sie kamen am besten in einer reichen Gartenerde fort, und die Schweden sahen dieselben als Anzeigen eines guten Erdreichs an.

Vom dreyzehnten. Der Ellernbaum hatte eben zu blühen angefangen.

Die **stinkende Zehrwurz** ** wuchs häufig in den Sümpfen, und fieng nun an Blüthen zu bekommen. Unter den Pflanzen, die einen sehr widrigen Geruch haben, ist diese fast die ärgste. Sie stank so stark, daß ich beynahe ihre Blume nicht untersuchen konnte; ja so, daß wenn ich sie etwas zu lange anroch, davon Kopfschmerzen empfand. Die Schweden nannten sie **Byörnretter** oder **Byörnblad**, *** Die Engländer aber **Polecat-rot**, weil sie so übel wie die Polecat, von der ich vorher geredet habe, riecht. † Die Blumen sind von einer Purpurfarbe. Wenn sie am besten blühen, so fangen die Blätter erst an zu äusserst aus der Erde hervor zu kommen. Das Vieh läßt die Blätter davon des Som-

* Corylus auellana.

** Dracontium foetidum Linn. spec. 967.

*** Bärenwurzel oder Bärenbladt.

† In dem zweyten Theile, auf der 412ten Seite.

Sommers unverzehrt. Der Doctor Colden berichtete mir, daß er bey Heilung der Krankheiten sich dieser in allen den Fällen, wo sonst die gemeine Aronwurzel Dienste thut, insonderheit gegen den Scorbut u. s. f. bedienet habe. Den Schwedischen Nahmen hat sie deswegen erhalten, weil die Bären dieselbe im Frühling, wenn sie zuerst ihre Winterwohnung verlassen, gerne essen. Sie ist ziemlich gemein in dem ganzen nördlichen Amerika.

Die **Frühlings-Drabe** * wuchs in Menge hier in dem Lande, und ließ nun zuerst ihre Blüthen sehen.

Die **weisse Nießwurz** ** war in den Sümpfen und an seichten Orten über das ganze nördliche Amerika sehr gemein. Die hier wohnenden Schweden nannten sie **Däck, Däckor, Däkrötter**; *** weil die Kinder von den Stengeln und Blättern Puppen zu verfertigen pflegten. Von den Engländern erhielt sie den Nahmen **Itchreed**, wie auch **Ellabor**. Sie ist eine giftige Pflanze. Daher läßt das Vieh dieselbe beständig unberührt und unverzehrt stehen, und wagt sich nicht an dieselbe. Doch geschiehet es bisweilen, daß das Vieh zu Anfang des Frühlings, wenn die Weide gemeiniglich sehr mager ist, sich betriegen läßt, und von den schönen grünen und breiten Blättern, die am zeitigsten hervor schiessen, isset. Aber eine solche Mahlzeit kostet sie auch öfters das Leben. Sowohl Schafe als Gänse sind dadurch

* Draba verna.

** Veratrum album *Linn.* oder Helleborus albus, flore subuiridi, *C. B.*

*** Puppenwurz.

durch umgekommen. Mit der Wurzel hiervon verwahrt man den eben gepflanzten Mays gegen die Gewaltthätigkeit gefräßiger Vögel, welches auf folgende Weise geschiehet. Man kocht die Wurzeln in Wasser ab, worinn man, wenn es völlig kalt geworden ist, den Mays, damit er die Nacht über sich erweichen kann, hinein schüttet; und darauf pflanzet man ihn auf die gewöhnliche Weise aus. Wenn denn die Maysdiebe, Krähen, oder andere dem Mays schädliche Vögel, die ausgesäeten Körner aufhacken und aufpflücken wollen: so werden sie von einem oder zweyen Körnern so wüste im Kopf, daß sie umtaumeln; wodurch die andern in Furcht gerathen, und sich nicht mehr dahin wagen. Wenn die hingegen, welche die Körner geschmeckt haben, sich etwas erholet, so eilen sie gleich von dem Mayslande weg, und bekommen weiter keine Lüsternheit, neue Besuche daselbst abzulegen. Bey einer solchen Zubereitung des Mays muß man sehr sorgfältig seyn, daß keine Thiere etwas von den eingeweichten Körnern geniessen: denn wenn Hühner oder Enten ein oder zwey Körner verschlucken, werden sie sehr krank; haben sie aber Gelegenheit, mehr zu essen, so schlafen sie öfters so ein, daß sie nicht weiter erwachen können. Wenn die Wurzel roh ausgeworfen wird, so bleibt sie von den Thieren unberührt liegen: wenn man sie aber gekocht auswirft, werden die Thiere durch ihren süssen Geschmack hintergangen, sie zu essen. Man hat Hunde gesehen, die, wenn sie auch nur etwas weniges davon genossen haben, dadurch krank geworden sind. Sie haben sich aber doch wiederum erholet, nachdem sie durch das Erbrechen sich des Schädlichen entlediget. Denn wenn die Thiere sich nicht auf eine solche Art davon befreyen

befreyen können, setzen sie öfters das Leben zu. Sonst pflegen einige die Wurzel in Wasser zu kochen, und damit die krätzigen Theile zu waschen. Es soll dies zwar einige Schmerzen verursachen, und sogar ein häufiges Harnen zuwege bringen: der Kranke soll aber dadurch wieder zur Gesundheit gelangen. Wenn die Kinder von Läusen geplagt sind, kochen die Frauensleute diese Wurzel, stecken den Kamm in das Decoct, und kämmen den Kopf damit, wenn die Läuse sterben sollen. Man versicherte, daß dieses eines von den sichersten Mitteln gegen dieses Ungeziefer wäre.

Vom siebenzehnten. Bey der ersten Ankunft der Schweden, und lange hernach, war das Land mit Indianern angefüllt. So wie aber dasselbe von den Europäern angebauet wurde: verkauften die Wilden ihr Land, und zogen weiter hinauf. Die Wahrheit aber zu sagen, so waren doch nur sehr wenige Wilde, welche solchergestalt wegzogen. Die meisten endigten ihre Tage vorher, theils durch innerliche Kriege, theils durch die Pocken. Eine Krankheit, von der die Wilden niemahls vor der Ankunft der Europäer reden gehört hatten, die aber doch unglaublich viele von ihnen umgebracht hat. Denn ob sie gleich im Stande sind, Wunden und andere äusserliche Schäden zu heilen, so wissen sie doch nicht, wie sie mit den Fiebern, oder überhaupt mit den innerlichen Krankheiten, umgehen sollen. Man kan sich leicht vorstellen, wie glücklich es mit der Cur der Pocken ablaufen müssen, da sie bey dem Ausbruch derselben, ganz nackend in das kalte Wasser, das in Flüssen, Seen und Quellen befindlich war, sprungen, und sich entwe-

der

der in dasselbe hinein taucheten, oder es in Menge über sich gossen, um die Fieberhitze dadurch zu dämpfen. Eben so trugen sie ihre Kinder, die in den Pocken lagen, zu den Flüssen und Quellen hin, und taucheten sie in das kalte Wasser. Der Brantwein wird aber doch die meisten Indianer ausgerottet haben. Dieses Getränke war ihnen auch völlig, ehe die Europäer hierher kamen, unbekannt. Nachdem sie aber einmahl einen Geschmack daran gefasset hatten, sind sie gleichsam darnach bezaubert gewesen. Es wird kaum ein Mensch nach einer Sache eine grössere Begierde, als die Indianer, nach dem Brantwein haben können. Ich habe sie selbst sagen gehört, daß es ein erwünschter und ehrenvoller Tod wäre, durch Brantwein umzukommen. Sie haben dieß auch gewiß in der That selbst ausgeübet; denn durch das viele Brantweinsaufen haben sie ihr Leben verkürzet.

Die Nahrung dieser Indianer war bey der Ankunft er Europäer, von derjenigen sehr verschieden, der sich ie Einwohner der alten Welt bedieneten. Weitzen, Rocken, Gersten, Haber und Reisgrütz waren damahls n diesem Welttheile gänzlich unbekannt. Eben so verält es sich mit den meisten Baumfrüchten und Gartengewächsen, deren man sich in den alten Ländern beiente. Der Mays, einige Arten von Bohnen und Kürbissen machten fast allein den Ackerbau und die Gärterey der Indianer aus. Und die Hunde waren in dem ördlichen Amerika ihre einzigen zahmen Thiere. Da ber ihr Ackerbau und ihr Gartenwesen sehr gering, und er Abwurf kaum so beträchtlich war, daß sie sich avon zwey Monate im Jahr ernähren konnten: so waren

sie

sie genöthiget, ihre Zuflucht zur Jagd und zur Fischerey, welche dazumahl, so wie noch jetzt, ihre meiste und vornehmste Nahrung ausmachte, wie auch zu allerhand wildwachsenden Kräutern und Bäumen zu nehmen. Es lebten noch einige von den alten Schweden, welche in ihrer Kindheit mit den Wilden umgegangen waren, und ihre Lebensart genau gesehen hatten. Ich war daher nun begierig, zu wissen, welcher von den hier wild wachsenden Kräutern sie sich damahls zu ihrer Nahrung bedient haben möchten. Sie waren alle darin einstimmig, daß die ehemahligen Wilden in dem neuen Schweden vornehmlich folgende Kräuter zum Essen gebraucht hätten:

Hopniß oder Häpniß wurde von den Wilden eine wildwachsende Pflanze genannt, der sie sich dazumahl zum Essen bedienten. Sie erhält noch jetzt überall von den Schweden diesen Nahmen, und wächst auf den Wiesen, in einem guten Erdreiche. Die Wurzeln gleichen den Pöteten oder Erdartischocken. Die Wilden kochten diese Wurzeln, und assen sie anstatt des Brods sehr begierig. Einige von den Schweden hatten eben diese Wurzeln ehedem wegen Mangel des Brods gebraucht und gegessen. Einige Engländer pflegen dieselben annoch als Poteten zu geniessen. Herr Bartram berichtete, daß die Wilden, die weiter hinauf in dem Lande wohnen, nicht allein annoch diese Wurzeln, welche dem Geschmack nach den Poteten nichts nachgeben, auf vorbenannte Weise äßen, sondern daß sie auch die Erbsen, die in den Schoten dieser Pflanze liegen, sammelten, und auf eben die Art, wie andere Erbsen, zubereite-

eiteten. Diese Hopniß der Indianer sind die soge-
annten Indianischen Erdnüsse. *

Katniß war eine andere von den Wilden soge-
annte Pflanze, deren Wurzel sie assen, als sie hier
hedem wohnten. Die Schweden behalten noch diesen
Nahmen bey. Sie wächst in seichten, schlammigen und
ehr nassen Gegenden. Die Wurzel ist von einer läng-
ichrunden Gestalt, und meistentheils anderthalb Geome-
rische Zoll lang, und an der Mitte einen und einen
Vierteljoll dick; einige sind aber auch eine Faust dick ge-
wesen. Die Wilden gebrauchten diese Wurzeln entwe-
er gekocht, oder auch in Asche gebraten. Einer und
er andere Schwede aß sie auch, als die Wilden hier
waren, und schienen sie ihnen gut zu schmecken. Nun
ber fand sich keiner, der sie genutzet hätte. Ein Mann
on ein und neunzig Jahren, mit Nahmen Nils Gö-
tasson, erzählete, daß er diese Wurzeln oft in sei-
ner Kindheit gegessen, und daß sie ihm damahls gut
eschmecket hätten. Er fügte auch hinzu, daß die Wil-
den, insonderheit ihre Frauensleute, zur Pfingstzeit da-
mahls nach den Eyländern hingereiset wären, und daselbst
diese Wurzeln aufgegraben, und sie mit sich nach Haus
geführt hätten. Und so lange sie dieselben gehabt, hät-
ten sie nach keiner andern Nahrung verlanget. Man
agte, daß sie von den Schweinen, welche eine erstaun-
iche Begierde nach denselben tragen sollen, sehr ausge-
rottet wären. Das Vieh liebt auch sehr die Blätter
davon.

* Glycine (Apios) foliis pinnatis ouato-lanceolatis. *Linn. hort. Vpſ.* 227. *ſpec.* 753.

davon. Ich lies nachhero einige von diesen Wurzeln braten. Sie schmeckten nach meiner Empfindung nicht übel, ob sie gleich etwas mehlig waren. Der Geschmack kam demjenigen der Poteten nahe. Wenn die Wilden noch jetzt herunter kommen, und die Rüben der Europäer sehen, so nennen sie dieselben auch Kåtniß. Diese erwähnte Kåtniß ist ein **Pfeilkraut**, und wird blos eine Abänderung von unserm Schwedischen Pfeilkraut mit den pfeilförmigen spitzigen Blättern * seyn. Denn die ganze Pflanze oberhalb der Erde ist derselben in allen Stücken ähnlich, nur daß die Knollen unter der Erde bey der Amerikanischen einen guten Theil grösser sind. Herr **Osbeck** berichtet in seiner Chinesischen Reise, ** daß die Chineser ein Pfeilkraut pflanzen, wovon sie die Wurzeln essen. Es scheint dieses ohnfehlbar einerley Abänderung mit dieser Kåtniß zu seyn. Sonst fand ich weiter nach Norden hier in Amerika die andern Abänderungen des Pfeilkrauts, die wir bey uns in Schweden haben.

Taaho, wie auch **Taahim**, wurde von den Wilden eine andere Art Pflanzen genannt, davon sie die Wurzel gleichfalls zum Essen gebrauchten. Einige von ihnen haben auch dieselbe **Tuckah** genannt; bey den meisten Schweden hieß sie noch **Taaho**. Sie wächst an sumpfigen Orten und Morästen. Die Schweine sind auf die Wurzeln, wovon sie ungemein fett werden, sehr verpicht. Sie besuchen daher die Stellen, wo diese Wurzeln

* Sagittaria (sagittifolia) foliis sagittatis acutis, *Linn. Flor. Suec.* 780. 869.

** auf der 208ten und 253sten Seite.

Wurzeln zu finden sind, fleißig, und siehet man die
Schweine bisweilen so nach ihnen in dem Schlamme
wühlen, daß sie oft mit dem ganzen Körper unter das
Wasser hinein fallen, und etwas weniges vom Hinter-
theil von ihnen nur hervor steht. Dergestalt ist es nicht
zu verwundern, daß diese Wurzeln nun an den Orten,
wo sich viele Schweine aufhalten, sehr ausgerottet sind.
Die Wurzeln wachsen bisweilen zu der Dicke, wie die
Hände eines Menschen. Wenn sie frisch sind, beissen sie
wie Feuer auf der Zunge, weswegen man auch unter
den Umständen glaubt, daß sie dem Menschen ein Gift
seyn. Daher wagten auch die Indianer niemahls, sie
frisch zu essen, sondern sie bereiteten dieselben auf folgende
Art zu. Sie sammleten einen grossen Haufen von die-
sen Wurzeln, gruben hernach eine so grosse lange Grube,
die bisweilen 2 bis 3 Klaftern und noch darüber, lang
war, daß die gesammleten Wurzeln darinn Platz finden
konnten; in diese wurden die Wurzeln hinein gelegt und
mit der aus der Grube aufgeworfenen Erde bedeckt; oben
darauf zündeten sie ein grosses Feuer an, das sie so lange
brennen liessen, bis sie glaubten, daß es genug wäre.
Hernach warf man das Feuer bey Seite, und grub die
Wurzeln auf, welche begierig von den Indianern gegessen
wurden. Diese Wurzeln sollen, wenn sie auf eine
solche Weise zugerichtet werden, eben so gut wie die Po-
taten schmecken. Die Wilden pflegten sie niemahls zu
trocknen und zu verwahren, sondern sie nahmen sie alle-
zeit frisch aus dem Moraste, wenn sie ihrer nöthig hat-
ten. Diese Taaho ist die **Virginische Aronswurz.** *

* *Arum (Virginicum)* acaule, foliis hastato-cordatis acutis, angulis obtusis. *Linn. hort. Clitt.* 434. *spec.* 966.

Es ist bewundernswürdig, daß die Aronswurz mit ihren nächsten Verwandten, in verschiedenen Welttheilen von den Menschen gegessen wird, obgleich die Wurzeln derselben roh, wie Feuer auf der Zunge brennen, und so roh meistentheils ganz oder beynahe giftig sind. Wie mögen sie zuerst gelernet haben, daß eine so der Natur widerstrebende Pflanze zur Speise dienlich wäre, und daß das giftige, was auf der Zunge brennt, durch das Feuer könnte bezwungen werden. So bedienet man sich in dem nördlichen Theil von Europa der Wurzel von der in Sümpfen wachsenden Calla * im Nothfalle zu Brod. Die Wilden in Nordamerika gebrauchten die Wurzel von dieser Aronswurz. An mehrern Orten in Südamerika, und auf den Amerikanischen Inseln nimmt man zu diesem Zwecke andere Arten von der Aronswurz. Die Hottentotten an der südlichen Ecke von Afrika bereiten sich Brod von einer Art Aronswurz zu, die daselbst wächst, und roh, doch eben so brennend und giftig, wie die anderen Arten dieses Geschlechts sind. Eben so braucht man in Egypten und an verschiedenen Orten von Asien die Wurzeln von gewissen Arten Aronswurz zur Nahrung. Die strenge aber bisweilen nützliche Lehrmeisterin, die Noth, wird vermuthlich die Menschen zuerst angetrieben haben, ein Essen zu erfinden, das der erste Geschmack sonst als höchst undienlich würde verworfen haben. Dieses Taaho scheint eben das zu seyn, was die Wilden Tukahoo in Carolina nennen, wovon ich schon vorher geredet habe. **

Taaki

* Calla palustris.

** in dem zweyten Theile dieser Reisebeschreibung, auf der 426sten Seite.

Taaki haben die Wilden eine andere Pflanze genennt, die gleichfalls von ihnen zum Essen angewandt worden ist. Einige haben sie auch mit **Taakim**, und andere mit **Takvim** bezeichnet. Bey den Schweden trug sie noch durchgehends den Nahmen Taaki. Sie wächst in Morästen, an sumpfigen und seichten Oertern ziemlich häuffig in dem nördlichen Amerika. Die Kühe, Schweine und Hirsche sind im Frühling nach den Blättern dieser Pflanze, die dann unter den zeitigsten sind, sehr begierig. Die Blätter sind breit, so wie diejenigen des Mayenblümleins *), auf der obern Seite grün, und daselbst mit feinen Haaren bedeckt, so daß sie, wie ein feiner Sammet, aussehen. Die Indianer pflückten den Samen ab, trockneten und verwahrten ihn zum Essen. Man kan ihn nicht roh und frisch essen, sondern er muß vorhero getrocknet werden. Sie musten ihn in verschiedenem Wasser kochen, ehe er so gut wurde, wie sie ihn haben wolten, und hernach assen sie ihn, wie Erbsen. Wenn sie Butter oder Milch von den Schweden erhielten, so schmorten oder kochten sie ihn darinn. Dann und wann bedienten sie sich desselben anstatt des Brodts. Der Geschmack soll fast, wie bey den Erbsen, gewesen seyn. Einer und der andere Schwede soll ihn auch zur Speise gebraucht haben. Alte Männer versicherten, daß er ihnen besser als alle vorhergehenden Gewächse, welche die Wilden ehedem assen, gefiel. Dieses Taaki war das **Orontium** **).

E 3 Die

*) Lilium Conuallium.
**) *Linn. spec.* 324.

Die Heidelbeere* waren bey den Wilden ehedem ein sehr gewöhnliches Essen. Diese Beere, die von den Engländern Huckleberries genannt werden, sind verschiedene Arten des Vaccinii, welche doch alle von unsern schwedischen abgehen, ob die Beere gleich der Farbe, der Gestalt, und dem Geschmacke nach, derselben so ähnlich sind, daß man sie nicht ohne Mühe unterscheiden kann. Diese Amerikanischen wachsen auf Gebüschen, welche eine bis 2 Ellen hoch sind; ja, es giebt Arten davon, welche bisweilen mehr als eine Klafter in der Höhe betragen. Die Indianer pflückten ehedem jährlich eine große Menge davon ab, trockneten sie entweder in der Sonne oder an dem Feuer, und richteten sie nachgehends auf verschiedene Weise zum Essen zu. Noch diesen Tag sind diese Heidelbeeren etwas leckeres bey den Wilden. Auf meinen Reisen durch die Länder der Irocquois, wurde mir, wenn sie mich sehr wohl bewirthen wollten, frisches Maysbrot, in länglicher Gestalt gebacken, und mit getrockneten Heidelbeeren, die so dichte, wie Rosinen oder Korinthen in einem Pudding lagen, vermischt, und in Asche gebraten, vorgesetzt. Ich werde unten weitläuftiger davon reden. Die Europäer pflegen auch eine Menge von diesen Beeren sammlen zu lassen, sie in Oefen zu trocknen, und in Torten und Backwerk, wie auch sonst auf verschiedene andere Art, zu gebrauchen. Einige machen sie mit Zuckersyrup ein. Sonst ißt man sie gerne roh, beydes für sich selbst, und in süsser Milch.

*) Blåbär.

Ich werde unten, bey dem sieben und zwanzigsten des Merzen, eines andern Gerichts, daß die Wilden ehedem, und noch jetzo, wenn es feyerlich seyn soll, gebrauchen, erwähnen.

Vom achtzehnten. Das **Wetter** oder der **Wind** war fast diesen ganzen Frühling so beschaffen, daß des Morgens bey dem Aufgang der Sonne, eine Stille herrschte. Um 8 Uhr des Vormittags fieng es ziemlich zu wehen an; und so dauerte es den ganzen Tag, bis die Sonne unter gegangen war, fort, da der Wind sich gemeiniglich legte, und die ganze Nacht über still war. Dieses geschahe mehrentheils: aber bisweilen wütete auch der Wind, ohne Aufhören, einen, zwey oder 3 Tage, in eins fort. Zur Mittagszeit blies er gemeiniglich am stärksten. Mit dem Winde verhielt es sich ohngefähr auf folgende Art *. Des Morgens um 6 Uhr war eine gänzliche Stille; um 7 Uhr empfand man von Westen einen gelinden Wind; um 8 Uhr wurde er etwas stärker; um 11 Uhr nahm er noch mehr zu; und um 4 Uhr nach Mittags war er eben so, wie um 8 Uhr des Vormittags, und nachdem nahm er mehr und mehr ab, bis es, etwas vor dem Untergnnge der Sonne, ganz still wurde. Die Winde, die diesen ganzen Frühling bliesen, kamen meistentheils von Westen, wie aus den Wettergeschichten zu ersehen ist.

* Der Herr Verfasser hat sich nur durch die nachstehenden Zeichen, die man bey der Uebersetzung nach der auf der 581sten Seite des 2ten Theils gegebenen Anleitung erkläret hat, ausgedrückt. Kl. 6 war W. o Kl. 7. f. W. 1. Kl. 8. W. 2. Kl. n. W. 3. Kl. 4. n. m. W. 2.

Man gab als ein **Zeichen der bevorstehenden Witterung**, und zwar als eines unter den gewissern aus, daß, wofern ein Gewölke unten an dem Horizont in SW bey dem Untergange der Sonne stehet, das nachher nach einer Stunde des Abends herunter sinkt, den Tag darauf ein Regen erfolgen würde; wenn sich auch gleich der ganze Vormittag an dem Tage klar und schön endiget. Wofern aber ein Gewölke in SW an dem Horizont steht, wenn die Sonne untergehet, und dasselbe, weiter auf den Abend hin, aufsteigt, so würde gemeiniglich den folgenden Tag das Wetter klar.

Vom zwanzigsten. Ein alter Schwede weissagte nun eine Aenderung in der Witterung, weil es heute nicht windig, sondern still war. Denn wenn es einige Tage gewehet hat, und hernach ganz still in der Luft wird, so soll bald darauf Regen oder Schnee oder sonst eine Aenderung in der Luft erfolgen. Ausserdem sagte man, daß auch hier einige von der falschen Meinung wären, daß sich die Witterung gemeiniglich den Freytag veränderte, so daß, wenn es auch die ganze Woche z. E. gewehet oder geregnet hätte, und eine Aenderung geschehen würde, so solte sie mehrentheils des Freytags eintreffen. Wie weit das vorige stich gehalten, erhellet aus den Meteorologischen Beobachtungen, die zu Ende dieses Theiles vorkommen.

Vom ein und zwanzigsten. Der rothblümige Ahornbaum und **der Amerikanische Ulmenbaum** fiengen nun zu blühen an. Doch stunden auch einige von der letztern Art jetzt schon in voller Blüthe.

Vom

Vom vier und zwanzigsten. Heute wanderte ich weit herum, um nachzusehen, ob ich einige Gewächse in Blüthe finden könnte. Die trübe Witterung aber, und der viele Regen, der vorher gefallen, war Ursache, daß so gut als nichts hatte hervorkommen können. Das Land fieng doch nun ziemlich grün zu werden an. Die Gewächse, deren ich kurz vorher gedacht habe, blüheten nun am besten.

Das **Leberkraut** * stund nun überall in Blume. Es wuchs hier häufig und wurde von den Schweden **Blåblomster** genannt. Sie wusten nicht, ob es zu etwas könnte gebraucht werden.

An allen den Aeckern, die ich heute betrat, wurde ich keines einzigen Grabens gewahr, obgleich viele von ihnen solche erfordert hätten. Man hatte sich aber hier durchgehends nach der Englischen Gewohnheit, keine Graben an den Aeckern zu ziehen, gerichtet, ohne zu bedenken, ob der Acker sie entbehren könnte, oder nicht. Die Folge davon war diese, daß der neu gefallene Regen an sehr vielen Orten große Stücke von den mit Weizen oder Rocken besäeten Aeckern weggespühlet hatte. Es waren keine Raine an den Aeckern, sondern nur ein schmahler neben dem Zaun, der doch fast überall so mit dem glatten Schlingbaume und der Brombeerstaude ** bewachsen war, daß das Vieh daselbst wenig oder gar kein Futter hatte. Die Aecker waren nach **Broad-cast** oder Stücken, die zehn Ellen breit, und durch Fur-

 chen

* Anemone Hepatica.

** Rhus glabra, Byörnbärs-bustar.

chen von einander getrennt waren, angeleget. Die Ackerstücke waren eben, und in der Mitte wenig oder gar nicht erhaben.

Der **Maywurm** * kroch hie und da auf den Anhöhen herum.

Der **Schmetterling**, mit dem Zunahmen **Antiopa** flog in dem Gehölze herum, und war der erste Schmetterling, den ich dieses Jahr sahe.

Der **Schmetterling Euphrosyne** war unter den seltenern. Die andern Amerikanischen Insekte, welche ich diesen und die folgende Tage beschrieb, will ich bey einer andern Gelegenheit anführen. In der Folge will ich nur derjenigen gedenken, welche wegen einer besondern Eigenschaft merkwürdig zu seyn scheinen.

Die **Heustapeln** wurden zwar hieselbst meistentheils auf eben die Weise, wie in Schweden, nehmlich in Gestalt eines dicken und kurzen Kegels, ohne einige Decke darüber, gemacht.* Wenn sie etwas Heu von da abholen wollten, so schnitten sie es gemeiniglich, mit einem besonders dazu verfertigten Messer, los. Dennoch hatten viele, insonderheit um Philadelphia herum, die Gewohnheit, das Heu in solche Scheunen zu legen, die ich schon oben in meiner Reisegeschichte beschrieben und abgebildet habe **, und deren Dächer erhöhet und herabgelassen werden können, nachdem man mehr oder weniger Heu

* Meloë maialis.

** In dem ersten Theil, auf der 254sten Seite.

Heu hat. Nahe an der Erde lagen Stangen, worauf das Heu hingeworfen wurde, damit die Luft frey durchspielen konnte. Ich habe vorhero angeführt, daß man hier gemeiniglich weder Winter noch Sommer besondere Gebäude für das Vieh hat, sondern daß es allezeit unter freyem Himmel gehen muß. Dem ohngeachtet habe ich doch in Philadelphia und an wenigen andern Orten gesehen, daß diejenigen, welche sich dieser, mit Dächern versehenen Stapeln, bedienten, dieselben dergestalt eingerichtet hatten, daß das Heu eine oder mehrere Klaftern von der Erde, auf einen Boden von Brettern geleget wurde, und daß die Kühe des Winters, und wenn es schlecht Wetter war, darunter stehen konnten. Unter diesem bretternen Boden waren von allen Seiten Wände von Brettern, die doch von einander so sehr abstunden, daß die Luft frey durchziehen konnte.

Vom sieben und zwanzigsten. Des Morgens reisete ich weg, um mit dem vorher genannten schwedischen Manne, **Nils Gößtafsson**, von ein und neunzig Jahren, zu reden. Ich wolte mich wegen des ehemahligen Zustandes des neuen Schwedens bey ihm erkundigen. Das Land, wodurch ich mich jetzt begab, hatte eben die Beschaffenheit, wie die andern Oerter in Amerika, die ich durchreiset war. Es war nehmlich eine beständige Abwechselung von langabhängigen Höhen und Thälern. Jene bestunden aus einer sehr blassen ziegelfarbenen Erde, meist von feinem Sande; doch war etwas Stauberde * mit darunter vermischt. Ich wurde hier keiner

* Mylla.

keiner Berge oder Steine gewahr, einige ganz kleine auf den Anhöhen ausgenommen, welche von der Grösse eines Tauben= oder Hünereyes waren, und gemeiniglich aus einem weissen Quarz bestunden, der mehrentheils äusserlich glatt und von allen Seiten abgeschliffen war. Zu unterst an verschiedenen Thälern floß bisweilen ein Bach von klarem Wasser, woselbst es auf dem Boden voll von solchen kleinen weissen Steinen, die ich oben beschrieben, lag. Hier und da in den Thälern sahe man auch einen kleinen Sumpf oder Morast. Ab und zu erblickte man, ob gleich ziemlich weit von einander, einige Höfe, die öfters fast von allen Seiten mit Aeckern umgeben waren. Es stunden noch fast auf allen Aeckern Stümpfe von umgehauenen Bäumen nach, zu einem Zeichen, daß das Land hier nicht lange bebaut, sondern noch vor 40 oder 50 Jahren zurück mit Waldung bewachsen gewesen ist. Die Höfe lagen nicht in Dorfschaften, oder so, daß mehrere an einem Orte beysammen gewesen wären, sondern sie waren alle von einander abgesondert. Ein jeder Landmann wohnte besonders für sich, und hatte seinen eigenen Boden rings um seinen Hof herum, der von dem Eigenthum des andern getrennet und abgeschieden war. Zwischen diesen, ziemlich weit von einander abstehenden, Höfen, war der größte Theil des Landes mit Waldung bewachsen, welche aus hohen laubtragenden Bäumen bestund. Die Bäume ließen doch einen weiten Raum zwischen sich, daß man mit Bequemlichkeit, in dem Walde, wohin man wolte, reiten, und an den meisten Oertern mit einer Karre fahren, konnte; dabey war der Boden ganz eben. Hin und wieder sahe man umgestürzte

Bäume

Bäume liegen, welche der Wind zu Boden geworfen hatte. Einige waren mit dem Stamme und der Wurzel ausgerissen; bey andern hatte der Wind den Stamm quer abgebrochen. Verschiedentlich war das Gehölze groß und hoch; an andern Orten aber fand man lange Strecken von lauter kleinen Bäumen, die blos 20, 30 oder 40 Jahre alt waren. Diese Strecken sollen die gewesen seyn, wo die Indianer ehedem ihre kleinen Pflanzungen gehabt haben. Annoch sahe man keine Merkmahle eines ausgeschlagenen Laubes, noch fand ich in den Wäldern eine Blume: denn der kalte Wind, der nun einige Tage nach der Reihe gewehet hatte, hinderte dies alles. Das Gehölze bestund gröstenteils aus verschiedenen Arten Eichen und Hickery. Die Sümpfe waren mit dem rothblümigen Ahornbaum angefüllt, der nun überall blühete, so daß diese Plätze von weiten ganz roth aussahen.

Dieser alte Schwede schien noch ziemlich frisch und munter zu seyn; er konnte, obgleich mit dem Stocke, herumgehen; klagte aber doch, daß er in den letztern Jahren einige Schmerzen im Rücken und in den Gliedern empfunden hätte, und daß er im Winter selten seine Füsse, wofern er nicht bey dem Feuer sässe, warm halten könnte. Er sagte, daß er sich sehr wohl auf den Zustand dieses Landes, als es noch in dem Besitze der Holländer gewesen, und in welchen Umständen es sich vor der Ankunft der Engländer befunden, besinnen könnte. Und fügte hinzu, daß er viel Bauholz und Balken nach Philadelphia, bey ihrer Erbauug hingeführt hätte. Er erinnerte sich auch noch ganz gut, wie

wie an dem Orte, wo Philadelphia nun steht, nichts als eine grosse Waldung gewesen sey. Der Vater des Greises war einer von den Schweden, die man zur Bewohnung und Anbauung des Landes hieher geschickt hatte. Auf die Fragen, die ich ihm vorlegte, gab er mir die Antwort, die ich hier beyfüge.

Woher die ersten Schweden, die hieher kamen, ihr Vieh erhielten? Der Greiß antwortete, er hätte in seiner Kindheit von seinem Vater und andern vernommen, daß die Schweden allerhand Arten von Vieh, als Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, Hüner, Gänse, Enten, mit sich hinüber gebracht hätten. Deren sind zwar anfänglich von jedweder Art nur wenige gewesen: sie haben sich aber nachgehends hier im Lande sehr vermehret. Er sagte, daß beydes Maryland, New-York, New-England und Virginien, noch eher als dieser Ort, von den Europäern bewohnt gewesen wäre; er wußte aber nicht, ob die Schweden jemahls Vieh von irgend einer Art, von den nun eben genannten Orten, ausgenommen etwas weniges von New-York erhalten, oder sich verschaffet hätten. In seiner Kindheit hatten die Schweden, so weit er zurück denken konnte, schon eine ziemliche Menge von allen diesen Arten. Die Schweine hatten sich dazumahl so vermehrt, indem hier ein so großer Ueberfluß an Nahrung für sie vorhanden war, daß sie wild in den Wäldern herum liefen, und daß man einige, wenn man sie nutzen wollte, erschiessen mußte. Er erinnerte sich gleichfalls, daß die Pferde an einigen Orten in dem Gehölze wild herumgelaufen; Doch konnte er nicht angeben,

ben, ob sonst eine Art Vieh verwildert wäre. Er meinte, daß das Vieh durchgehends hier im Lande, jetzt fast eben so groß, wie in seiner Kindheit, würde, wofern es nur Futter genug bekäme. Denn in seinen ersten Jahren war die Nahrung, für alle Arten von Vieh, so zureichend und überflüßig, daß es immer derbe feist einher gieng. Eine Kuhe gab dazumahl mehr Milch als drey oder viere heut zu Tage geben: sie bekam aber alsdann mehr und bessere Nahrung, als drey oder viere jetzt erhalten. Denn jetzt (wie seine Worte lauteten) ist es kläglich anzusehen, wie wenig Gras und Futter das Vieh des Sommers erhält. Die Ursachen davon habe ich schon oben * angezeiget.

Woher die Engländer in Pensylvanien und Neu-Jersey ihr Vieh bekamen? Sie kauften das mehreste davon von den hier vorhero wohnhaften Schweden und Holländern; doch wurde etwas weniges von England herüber geführet. Die Gestalt des Viehes in diesem Lande und die einstimmige Erzählung der Engländer bestätigten, was der Greis berichtet hatte.

Von welchem Orte die Schweden hieselbst zuerst ihre Getraidearten, wie auch ihre Baumfrüchte und Küchenkräuter erhielten? Der Greiß gab zur Antwort, er hätte mehr als einmahl in seiner Kindheit vernommen, daß die Schweden bey ihrer Ankunft allerhand Getraidearten, wie auch Baum- und Gartenfrüchte, oder auch Samen davon, mit sich gebracht hätten; und hielte er dies auch für eine ausgemachte

* In dem 2ten Theile, auf der 484sten Seite.

machte Wahrheit. Denn so weit er zurück denken konnte, waren sie hieselbst mit einer Menge von **Weitzen, Rocken, Gersten** und **Haber** versehen. Die Schweden braueten dazumahl alle ihr Bier aus Gerstenmalz, und richteten sich auch ein gutes Doppelbier zu. Sie hatten auch schon damahls Branntweinspfannen, und brannten einen guten Branntwein. Es besassen zwar nicht alle eine Pfanne: wenn sie aber brennen wollten, so liehe sie der eine von dem andern. Den Mays musten sie anfänglich, beydes zum Säen und zum Essen, von den Wilden kaufen. Da sie sich aber eine Zeit hier aufgehalten hatten, brachten sie es mit ihren Mayspflanzungen so weit, daß die Wilden hinwiederum einige Zeit hernach, zu ihnen hinkommen musten, den Mays zu erhandeln. Der Greis versicherte auch, daß die Wilden in vorigen Zeiten, und bey der ersten Ankunft der Schweden, fleißiger und arbeitsamer, allerhand Sachen zu verfertigen, als jetzt, wären. In seiner Kindheit hatten die Schweden eine Menge, und sehr guten **Weiskohl.** Eben so war an **Winterkohl,** der den ganzen Winter aussen stund, kein Mangel. Mit **Rüben** waren sie auch sehr gut versehen. Des Winters verwahrte man sie in Gruben unter der Erde. Dem Greise gefiel aber diese Art nicht. Denn wenn sie in den Gruben etwas zu lange im Winter gelegen waren, wurden sie schwammig. Diejenige Art hingegen zog er vor, der man sich nun, sie zu verwahren, bedient. Sie besteht darin. Nachdem die Rüben im Herbst aufgenommen, und der Luft etwas blos gestellet worden; legt man sie in einen Haufen auf das Rübenfeld, bedeckt sie oben und zu den Seiten sehr wohl mit Stroh,

und

und streut alsdann Erde darauf. Hierdurch kommen sie hier zu Lande sehr gut fort, und werden nicht schwammig. Den Indianern haben die Rüben sehr gut geschmeckt, und sie sind von ihnen teils Hopnis, teils Kätnis genannt worden. Von dem **Wurzelkohl**, oder **Kohlwurzeln** wußten sie diese Zeit nichts, noch hatte der Greis jemahls von einem solchen Kohl reden gehört. Es ist zu merken, daß noch heut zu Tage sowol den Engländer, Schweden, als andern, welche hier im Lande wohnen, der Wurzelkohl, oder die Kohlwurzeln, unbekannt sind, und daß sie noch weniger wissen, wie er zu brauchen sey, und wie er schmecke. Die **Möhren** brauchte man in seiner Kindheit. Unter den Fruchtbäumen hatte man dazumahl **Apfelbäume**. Es waren aber deren nicht viele; sondern es besaß blos einer und der andere einen kleinen Garten davon; einige aber hatten auch gar keine. Von den Schweden war keiner, der den Cider zugerichtet hätte, sondern er ist erst viele Jahre hernach in Gebrauch gekommen. Die Schweden braueten vorher ihr gutes Doppelbier und Schwachbier, und war dies ihr Getränke. Anjetzo giebt es hier sehr wenige die Doppelbier oder Schwachbier brauen, sondern sie bedienen sich gemeiniglich des Ciders. An **Kirschbäumen** hatte man in seiner Kindheit eine Menge. Die **Pfirschenbäume** waren dazumahl fast zahlreicher als jetzt, und man machte sogar ein Bier aus der Frucht. Er konnte mir nicht anzeigen, woher die Schweden zuerst die Pfirschenbäume erhalten haben.

Die **Wilden** waren überall in diesem Lande in der Kindheit des Greises ausgebreitet. Sie wohneten dazumahls unter den Schweden, und sonst allenthalben. Der Alte führte mehrere Beispiele von Schweden an, die dazumahls von den Wilden erschlagen worden, und zween seiner Landsleute nannte er, an denen die Wilden die Haut des Hauptes abgezogen hatten. Sie raubten zu der Zeit einige Kinder von den Schweden, die sie mit sich wegführten, und von denen man hernach nichts weiter vernommen hat. Einmahl kamen sie, und erschlugen einige Schweden, von denen sie den obern Theil der Hirnschädel mit sich nahmen. Bey eben der Gelegenheit streiften sie die Haut am Haupte, die mit Haaren versehen war, an einem kleinen Mädgen ab; und würden es auch umgebracht haben, wofern sie nicht ein Bot mit Schweden herannahen gesehen, wodurch sie zu fliehen genöthigt waren. Das Mädgen wurde hernach geheilet, bekam aber niemals mehr Haare an dem Haupte wieder. Sie wurde verheyrathet, erhielt viele Kinder, und lebte lange nachher. Zu einer andern Zeit versuchten sie, die Mutter des Alten zu erschlagen: sie war ihnen aber zu stark, und mittlerzeit kam eine Menge Schweden, wodurch die Wilden erschrekt wurden, und wegliefen. Es konnte niemand erfahren, was diese für Wilden gewesen wären. Sonst lebten die Wilden gemeiniglich in einem guten Verständniß mit den Schweden.

Sie besassen an vielen Stellen ihre kleinen Mayspflanzungen. Ehe die Schweden hieher kamen, hatten

ten sie keine andere Beile, als von Stein. Wenn sie denn eine Mayspflanzung anlegen wollten, so hieben sie die Waldung ab, und richteten die Erde auf die Art zu, wie ich vorhero * angeführt habe. Sie pflanzten nicht viel Mays; denn sie lebten meist von der Jagd, und den größten Teil des Sommers war Hopnis, Kåtnis, Taaho und Taaki, wie auch Heidelbeere, ihre Nahrung. Sie hatten keine Pferde, oder sonst einiges Vieh, das sie bey ihrem kleinen Ackerbau hätten brauchen können, sondern sie verrichteten dies Geschäfte selbst. Nachdem der Mays reif und eingerndtet worden war, verwahreten sie ihn im Winter in Gruben, und zwar auf diese Weise. Sie gruben eine Grube, die selten tiefer als eine Klafter, und oft nicht einmal so tief, war; auf den Boden und an den Seiten derselben legten sie rings herum breite Stücken Bork, so daß sie überall damit bekleidet war. Aus Mangel des Borkes nahmen sie zu diesem Endzweck das zweyhörnigte Andropogon, ** ein Gras, das hier in Menge wächst, und von den Engländern Indian graß, von den Schweden Wilskt gräs genannt wird. Die Maysähren wurden alsdenn hier hineingeschüttet, und mit eben diesem Grase sehr dick bedecket, worauf man zuletzt eine zureichliche Menge Erde warf. Der Mays hielt sich sehr gut in diesen Gruben, ohne zu verderben; und konnte der Indianer verschiedene solche Behältnisse, woselbst diese Getraideart unbeschädigt lag, haben, ob

 er

* Auf der 6ten Seite.

** Andropogon bicorne.

er gleich öfters, weit davon wegreisete. Nachdem die Schweden sich hier niedergelassen hatten, und Aepfel- und Pfirschenbäume zu pflanzen anfiengen, geschah es bisweilen, daß die Wilden, vornehmlich aber ihre Frauensleute, eine Menge Frucht wegstahlen. Wenn die Schweden sie aber ertappten, teilten sie derbe Schläge aus, nahmen ihnen das Diebsgut weg, und pfändeten öfters noch dazu ihre Kleider. Eben so trug es sich dann und wann zu, daß, da die Schweden eine Menge Schweine bekommen hatten, welche überall in dem Gehölze herumliefen, und daselbst ihre Ferken warfen, die Wilden verstohlner Weise einige tödteten, und sich davon eine gute Mahlzeit zurichteten. Doch waren auch verschiedene Wilde, welche von den Schweden Schweine kauften, und sie groß werden liessen. Sie gewöhnten sie auch, daß sie ihnen, wie Hunde, wohin sie giengen, nachfolgten, und wenn sie sich von dem einen Orte zum andern wegzogen, hatten sie ihre Schweine im Gefolge. Einige von ihnen bekamen auch eine so grosse Menge von diesen Thieren, daß sie dieselben, für etwas geringes, nachgehends den Schweden überliessen. Als die Schweden zuerst hieher kamen, hatten die Wilden keine zahme Thiere, noch zahmes Vieh, ausgenommen kleine Hunde. Ihnen gefiel die Milchspeise sehr wohl, und sie assen dieselbe ungemein gerne, wenn sie ihnen von den Schweden vorgesetzt wurde. Sie richteten sich aber doch selbst eine Art von Milch zu, und zwar auf diese Weise. Sie sammleten eine Menge Nüsse von dem Hickery und dem schwarzen Wallnußbaume, trockneten, und zerquetschten sie; darauf

auf nahmen sie die Kerne aus, zerstiessen sie zu Mehl, und vermischten sie mit Wasser, da es dann wie eine Milch aussah, und auch an Süßigkeit der Milch nichts nachgab. Sie hatten Tobackspfeifen, die sie selbst aus Thon gemacht hatten, wie die Schweden zuerst hieher kamen. Es war aber nicht immer rechter Toback, den sie rauchten, sondern im Nothfall bedienten sie sich eines andern Krauts, das der Alte nicht kannte; er versicherte aber, daß es nicht das gemeine gelbe Wollkraut * wäre, welches sonst hier überall **Wilskt Toback** hieß.

Was ihren **Gottesdienst** anbelangt, so glaubte der Alte, daß er sehr gering, oder gar keiner, wäre. Wenn es donnerte, und sich starke Schläge hören liessen, sagten sie, daß der böse Geist erzürnet wäre. Einige von ihnen gaben zu verstehen, daß sie an den Gott, der im Himmel wohnete, glaubten. Einmahl da der Alte mit einem Wilden ausgieng, trafen sie eine rothgesprengte Schlange unterwegens an. Der Greis fieng daher an, einen Stock, um sie umzubringen, hervor zu suchen; worauf aber der Wilde um alles, was heilig war, ihn bat, daß er sie nicht anrühren möchte, indem diese Schlange dasjenige wäre, worauf er seinen Glauben stellete. Es mag seyn, daß der Alte die Schlange sonst mit dem Leben davon gelassen hätte: nun aber verschafte er sich einen Stock, erlegte die Schlange gerade vor den Augen des Wilden, und sagte: weil du an ihn glaubest, so muß ich

* Verbascum vulgare luteum.

ihn nothwendig umbringen. Die Wilden kamen bisweilen zur Kirche, wo die Schweden ihren Gottesdienst hielten, sahen ihn mit an, horcheten, und giengen wieder ihren Weg zurück. Als der Alte einmahl in der Kirche war, und nicht mitsung, weil er kein Gesangbuch hatte, kam ein Indianer, der mit ihm bekannt war, schlug ihn auf die Achseln, und sagte: warum singst du nicht, wie die andern, Tantanta, Tantanta, Tantanta? Ein anderes mahl, wie in der Kirche zu Bacoon geprediget wurde, kam ein Wilder herein, und da er etwas gestanden, und sich herum gesehen und zugehöret hatte, sagte er: Ho! viel Gerede und Geschwätze; aber kein Branntwein oder Cider; worauf er wieder seinen Gang hinaus nahm. Es ist zu merken, daß wenn jemand von den Wilden eine Rede an seine Cammeraden hält, um sie zum Kriege, oder sonst etwas zu ermuntern, sie dabey wacker trinken und saufen.

Die Schweden kauften damahls Ländereyen von den Wilden, und zwar für einen sehr geringen Preis. Für ein Stück Fries, oder für eine Kanne Branntwein, und so ferner, konnten sie ein Land an sich bringen, daß heut zu Tage nicht für 3 oder 400 Pfund, und darüber, in Pensylvanischer Münze zu erhalten stünde. Wenn sie ein Land verkauften, so wurde gemeiniglich ein Kaufbrief errichtet; und obgleich niemand von den Wilden lesen oder schreiben konnte, so ritzeten sie doch gewisser massen ihren Namen darunter. Der Vater des Greises kaufte ihnen ein Stück Landes in Neuyersey ab. Als der Kaufbrief

brief geschrieben war, und sie ihre Namen darunter setzen sollten, so mahlete der eine, dessen Namen so viel als Bieber bedeutete, einen Bieber darunter; ein anderer zeichnete einen Pfeil und Bogen, und der dritte einen Berg hin; alles anstatt ihrer Namen. Sie machten ihre Böte bei der Ankunft der Schweden von dicken Bäumen, höhleten sie erst durch Feuer aus, und schabten und machten sie darauf mit ihren steinernen Beilen, wie vorhero gesagt worden ist, eben.

Auf meine Fragen von der **Witterung** und ihren Veränderungen, ließ er sich so aus. Er hielte dafür, daß die Witterung jetzt fast eben so, wie in seiner Kindheit, beschaffen wäre; daß es jetzt bisweilen eben so stark stürmete, wie damahls; daß der Sommer nun bald mehr, bald weniger warm, so wie ehedem, wäre; daß der Winter bisweilen eben so kalt und so lang, wie dazumahl wäre; und daß bisweilen noch jetzt eben so viel Schnee, wie in seinen jungen Jahren, fiele. Doch meinte er, daß unter allen kalten Wintern, keiner so streng, als derjenige gewesen wäre, der gleich nach dem Sommer, als die Schwedischen Prediger, der Magister Rüdmann und Biörk, ankamen, folgete. Sie landeten in Pensylvanien zu Ende des Junius, nach der alten Zeitrechnung, im Jahr 1697 an; und der nächst darauf folgende Winter war hier so ungewöhnlich kalt. Es wird seiner oft in den Calendern dieses Ortes gedacht, und habe ich dessen ebenfalls oben * Erwähnung gethan. Denn als-

* In dem 2ten Teile meiner Reisebeschreibung auf der 484sten Seite.

damals war der Fluß Dellaware so mit Eis belegt, daß der Alte viele Fuder Heu darüber bey Christina wegbringen, und daß man an vielen Stellen, noch weiter hinunter, sicher fahren konnte. Er wußte sich nicht zu erinnern, ob etwa ein Thier bey sehr kalten Wintern erfroren wären, dasjenige Vieh in den spätern Jahren ausgenommen, das mager gewesen, und im Winter keinen Stall, wo es sich hätte aufhalten können, gehabt hat. Im Sommer regnet es gemeiniglich jetzt nicht mehr oder weniger als damahls, wenn man nur ausnimmt, daß in den letztern Jahren der Sommer trockener gewesen ist. Er konnte auch nicht anders finden, als daß diese Zeit gleich viel Wasser in den Bächen, Flüssen, Strömen und Morästen, wie vorhero, vorhanden wäre. Daß man aber fast überall, bey dem Graben der Brunnen, Austernschalen tief in der Erde fände, das gab er für eine durchgängig bekannte Sache aus.

Der Greis meinete, daß das **Wechselfieber** in seiner Kindheit beides eben so schwer gewesen und eben so oft vorgekommen wäre, als heut zu Tage; daß es aber damahls seltener gewesen zu seyn schiene, käme davon her, weil zu der Zeit weit weniger Leute hier gewesen wären. Er war noch nicht erwachsen, als er des Sommers mit dem Wechselfieber befallen wurde, und sich mit demselben bis auf den künftigen Frühling, und also beynahe ein ganzes Jahr, schleppen mußte. Doch konnte er dabey, sowol in, als ausser dem Hause, in der freyen Zeit, seine Geschäfte verrichten. Was das **Seitenstechen** anbelangt,

so

so wurde zwar dazumahl einer und der andere davon angegriffen; doch war es bei weiten nicht so allgemein, wie jetzt. Uebrigens waren die Leute zu der Zeit sehr gesund.

Vor einigen Jahren hatte das **Gesicht** des Alten so abgenommen, daß er eine Zeit nach einander sich der Brille bedienen muste. Darauf fiel er in ein Fieber, das so stark war, daß er besorgte, er würde nicht davon kommen. Er erholte sich aber endlich wieder, und gewann zugleich sein voriges Gesicht, so daß er seit der Zeit der Brille bey dem Lesen entbehren konnte.

Die **Häuser**, welche sich die Schweden erbauet, wie sie zuerst hieher kamen, sind sehr schlecht gewesen. Eine kleine Stube mit einer so niedrigen Thür, daß man sich bücken muste, um hineinzukommen, hat das ganze Gebäude ausgemacht. Da sie kein Glas mit sich geführet hatten, so musten sie sich mit kleinen Taglöchern, vor denen forne ein Brett, das sich auf und zuschieben ließ, befestigt war, behelfen. Sie fanden hier keinen Moos, wenigstens keinen recht brauchbaren, womit sie die Wände verdichten konnten: daher waren sie genöthigt, mit Thon die Ritzen des Hauses beides ausserhalb und innerlich zu verschmieren. Die Kamine wurden in einem Winkel, entweder von grauen Sandstein * und solchen Steinen, welche sie auf den Anhöhen funden, gemauret; oder an den Orten, wo keine Steine zu erhalten waren, da machten

* Gråsten

ten sie dieselben aus blossem Thon, den sie ganz dicke in dem Winkel des Hauses anschmiereten. Der Backofen wurde auch damahls in der Stube aufgemauert. Man weiß nicht, daß sich die Schweden hier jemahls der Klappen bedient hätten, vielleicht aus der Ursache, weil sie hier keine eiserne hatten, und weil ihnen der Winter weder kalt noch lang vorkam; zudem stund ihnen anfänglich eine grosse Menge Holz zu Gebote. Zu allererst hatten sie besondere Ställe für ihr Vieh; nachdem aber die Engländer hieher kamen, und niemahls ihrem Vieh gewisse Gebäude verstatteten: so legten die Schweden ihren alten Gebrauch ab, und richteten sich nach den Engländern.

Ehe die Engländer hieher kamen, konnten die Schweden nicht so viel Kleider erhalten, als sie gebrauchten. Sie behalfen sich dahero, wie sie konnten. Die Mannsleute trugen Westen und Hosen von Felle. Hüte waren nicht im Gebrauch, sondern sie verfertigten sich selbst kleine Mützen, die forne mit so genanten Klappen versehen waren. Einige verfertigten sich Mützen von Felle. Die Strümpfe waren wollene. Sie machten ihre Schuhe selbst. Denn einige hatten gelernet, das Leder zuzubereiten und gewöhnliche Schuhe mit Absätzen zu verfertigen; andere aber, die keine Schuster waren, massen mit dem Fusse ab, wie groß der Schuh werden muste, und nehten das Leder ohngefähr darnach zusammen, nehmlich, den Boden des Schuhes, ein wenig Hinterleder, und Oberleder. Diese Schuhe nannten sie Kippaka. Zu der

Zeit

Zeit wurde hier überall Flachs gesäet, wovon sie sich leinene Kleider webten. Hanf aber war nicht zu haben; sondern zum Fischerzeuge bedienten sie sich gleichfalls des Flachses, wie auch des wilden Hanfs. Die Frauensleute giengen in Camisölern und Röcken von Fell gekleidet. Ihre Betten, das Laken ausgenommen, waren Felle von verschiedenen Thieren, als Bären, Wölfe, u. s. w.

Der Thee, der **Caffe**, und die **Chocolade**, so nun hier durchgängig so stark gebraucht wird, waren ihnen damahls unbekannt. Hingegen waren Butterbrot und anderes festes Essen ihr Frühstück. Jene benannte überflüßige Sachen sind, nach dem Berichte des Alten, erst in den spätern Jahren dahin gekommen. Von dem **Zucker** aber und **Syrup** haben sie, so weit er sich entsinnen konnte, genug gehabt. Der **Rum** ist ehedem für billigern Preis, als jetzt, verkauft worden.

Nach der Beschreibung, die der Greis machte, fand ich, daß die Schweden in seiner Kindheit, und ehe die Engländer hieher kamen, in allen Stücken dem, in dem alten Schweden üblichen Gebrauche und der dasigen Haushaltung, gefolgt sind. Nachdem aber die Engländer einige Zeit im Lande gewesen waren, fiengen sie mehr und mehr an, sich nach ihren Gebräuchen zu richten. In der Kindheit des Mannes waren hier zween Schmiede, die aus Schweden gekommen waren. Diese schmiedeten **Beile**, **Messer** und **Sensen** völlig so, wie in Schweden, und schliffen sie schärfer, als man sie jetzt hieselbst erhalten

kann.

kann. Ihre nun gebräuchlichen Beile sind nach der Engländischen Manier mit einer breiten Schärfe, und der Stiel ist sehr schmal. Sie wissen jetzt von keinen Schnittmessern, Der Badstuben bediente sich dazumahl fast ein jedweder von den Schweden, und gemeiniglich badeten sie sich jeden Sonnabend. Zu jetziger Zeit, sind die Badstuben bey den Schweden fast gänzlich abgekommen. Das Weyhnachtsfest feierten sie mit allerhand Spielen, wie auch mit allerhand Arten Speisen und Geträncken, die sie zurichteten, völlig so, wie es in Schweden gebräuchlich ist. Dies alles aber hat man jetzt gröstenteils abgelegt. Man hatte in seiner Kindheit eine besondere Art von Karren oder Wagen. Sie sägeten nehmlich dicke Hölzer oder Stöcke von Güldenholz * ab, brauchten zwey solche anstatt der Vorderräder, und zwey zu Hinterrädern. Damit fuhren sie ihr Holz und andere Sachen, die sie brauchten, nach Hause. Ihre **Schlitten** waren dazumahls fast eben so, wie jetzt eingerichtet, nehmlich von ungemeiner Grösse, und fast doppelt so breit zwischen den Kufen, als die rechten Schwedischen. Mit **Schleifen** fuhr man Zimmer und Hölzer nach Hause. Sie backten aber dergleichen Brot wie heut zu Tage, nehmlich grosse Laibbrote. Sie hatten aber niemahls hart Brot oder Knackbrot: obgleich die Prediger, die von Schweden gekommen waren, von der letztern Gattung sich gemeiniglich etwas hatten backen lassen. Die Engländer kauften bey ihrer Ankunft den Schweden grosse Gründe, für so gut als

* Gyllenträ, Liquidambar.

als nichts, ab. Der Vater des Alten verkaufte den Engländern ein Gut, für das er eine Kuh, eine Sau, und hundert Kürbisse erhielt, da doch ein solches heut zu Tage auf 300 Pfund geschätzt wird.

Von der **Abnahme der Vögel und der Fische** hegte er völlig den Gedanken, den ich schon oben * angezeigt habe. Dieses war kürzlich dasjenige, das dieser alte Mann von dem ehemahligen Zustande unserer Schweden an diesem Orte zu berichten wuste. Ich will mehr und weitläuftiger davon in der Folge reden.

Die **Stürme** sind hier bisweilen sehr wütend, so daß große Bäume weggeworfen werden. Sie laufen bisweilen wie in Streifen. An einigen Orten nehmlich, wo der Orkan hinfährt, schlägt er alle Bäume um, so daß es aussieht, als wenn der Wald mit Fleiß umgehauen wäre: aber gleich neben bey stehen die Bäume unbeschädigt. Mir wurde heute eine solche Stelle gezeiget. Es ist gefährlich in den Wäldern zu gehen, wo solche Windstreiche hinfahren. Denn man kann sich kaum besinnen, ehe die Bäume da umfallen.

Die **Pensylvanische Espe** blühete nun am besten. Sie ließ aber zu der Zeit, eben so wenig wie ihre Verwandten, Merkmahle eines Laubes sehen.

Ein alter Landmann berichtete, daß er gemeiniglich gegen einen Büschel **Rocken** auf einem Ancreland ausgesäet, und mehrenteils 20 Büschel dafür gewon=

* In dem 2ten Teile auf der 428sten Seite.

gewonnen hätte. Von der Aussaat eines Büschel Gersten hat er 30 einerndten können. Alsdann aber ist die Erde gut zubereitet gewesen. Der Weitzen ist fast eben so ergiebig, als der Rocken. Das Erdreich war ein mit Gartenerde und Sand vermischter Thon.

Des Abends reisete ich wieder zurücke.

Vom acht und zwanzigsten. Es fand sich hier ein **schwarzer Käfer mit fünfeckigem eyförmigen Kopfschilde, dicken kurzen, und stumpfen Hörngen, und buckelichten Rumpfe,** * der einer von den grössern Käfern ist, die man hier antrift. Ich wurde auf den Anhöhen hin und wieder gewisser Löcher in der Erde gewahr, die so groß waren, daß man einen Finger hinein stecken konnte. Um zu sehen, was darin befindlich war, grub ich einige auf, da mir allezeit dieser Käfer, auf dem Boden, gegen eine halbe Elle unter der Erde, zu Gesichte kam. Verschiedentlich lagen kurze, weißliche Würmer, die einen Finger dick waren, neben ihm. Vielleicht sind sie diesem Käfer eigen gewesen. Sonst hatten auch andere Insekte in diesen Löchern ihren Aufenthalt genommen, als eine **schwarze Geille mit einem mit 2 Borsten versehenen Schwanze,** ** **Spinnen, Erdkäfer** *** und andere. Der Geruch dieses

* Scarabaeus niger, capitis clypeo quinquangulari-ouato, corniculo crasso, breui, obtuso, thorace gibbo.

** Gryllus niger, cauda biseta.

*** Carabi.

dieses Käfers war völlig so beschaffen, wie der Geruch des blauen Steinklees. * Er war ganz mit Läusen bedeckt, welche länglich runde Milben, von blasser Farbe, ** waren. In den Füssen hatte er eben die Stärke, wie der gemeine Mistkäfer.

Im Aprill.

Vom Vierten. Ein leuchtender Käfer mit goldgrünem glänzenden Kopfe, Rumpf und Füssen, und unterwärts blaugrünem glänzenden Unterleibe, *** flog heute in Menge auf allen abhängigen Aeckern herum, und verfolgte die Insekten. Er ist im nördlichen Amerika sehr gemein, und dürfte blos eine Abänderung von denjenigen leuchtenden Käfern seyn, die wir bey uns auf den Feldern finden. †

Die Seewanze †† hüpfte in Menge auf gelinde fliessende Gewässer.

Der pechschwarze Wasserkäfer ††† schwamm hin und wieder, in und unter dem Wasser.

Vor ohngefähr 60 Jahren war der gröste Teil dieses Landes mit einem hohen und dicken Gehölze überwachsen, und die Moräste waren dazumahl voll mit

* Trifolium melilotus cerulea.

** Acari pallidi, ouali-rotundi.

*** cicindela capite, thorace, pedibus auro-viridique nitentibus; abdomine inferne caeruleo viridi nitente.

† Cicindela campestris.

†† Cimex lacustris *Linn.*

††† Dytiscus piceus *Linn.*

mit Wasser. Es hat aber seit dem eine so grosse Veränderung gelitten, daß sehr wenige Oerter seyn werden, an welchen eine ähnliche in so kurzer Zeit, geschehen ist. Denn nun waren die Wälder an den meisten Stellen abgehauen, das Wasser in den Morästen durch Graben abgelassen, das Land gebauet, und entweder zu Aeckern, Wiesen, Weideplätzen, oder sonst zu etwas, angewendet. Man scheint dahero Grund zu haben, wenn man glaubt, daß eine so große und schleunige Veränderung ebenfalls einigen Einfluß auf die **Witterung** gehabt hat. Ich war dahero sehr begierig, von den alten Schweden, die am längsten hier im Lande gelebet, und sich während diesem Zeitraume der Verwandelung an diesem Orte aufgehalten hatten, wie auch von andern, zu vernehmen, ob sie die jetzige Witterung in einigen Stücken merklich, oder ganz deutlich von derjenigen, die sie in ihrer Kindheit verspüret, verschieden fände? Die einstimmige Antwort, die mir hierauf gegeben wurde, ist die folgende.

Der Winter kam ehedem zeitiger, als jetzt. Der Herr Isaac Norris, ein reicher Handelsmann, und zugleich einer von den vornehmsten der Regierung in Pensylvanien, bestätigte dies durch einen besondern Fall. Sein Vater, der einer von den allerersten Engländischen Kaufleuten hier im Lande war, hat nehmlich allezeit in seinen jüngern Jahren bemerkt, daß der Fluß Dellaware gemeiniglich in der Mitte des Novembers, nach der alten Zeitrechnung, mit Eis beleget worden, so daß die Kaufleute haben eilen

müssen,

müssen, vor dieser Zeit ihre Schiffe mit der Fluth hinunter zu bringen, weil sie sonst Gefahr liefen, den ganzen Winter liegen zu bleiben. Hingegen pflegt zu gleicher Zeit dieser Fluß selten eher, als in der Mitte des Decembers, wenn man ebenfalls der alten Zeitrechnung folget, zuzufrieren.

Im Winter schneiete es dazumahls weit mehr, als jetzt. Er war auch zu der Zeit nicht so unbeständig, als anjetzo; sondern, nachdem sich die Kälte oder der Winter eingefunden hatte, so hielt er bis zu Ende des Februars oder in den März hinein, nach den alten Stiel zu rechnen, in eins fort, an; und darauf fieng es gemeiniglich an, warm zu werden. Nun aber wechselt es, eben wenn eine scharfe Kälte eingefallen ist, den andern Tag um, und wird warm. Ja die Witterung kann bisweilen sich an einem Tage einigemahl ändern.

Es waren fast alle alte Leute der Meinung, daß der Frühling zu jetziger Zeit weit später als vorhero einträfe, und daß es vor diesem in der letzten Hälfte des Februars, und in dem ganzen May, bey weitem nicht so kalt, als heut zu Tage, gewesen wäre. In dem letztern Teil des Februars war es dazumahls überall so grün und so warm, als jetzt im März, oder zu Anfang des Aprils; nach der alten Zeitrechnung zu zählen. Die Schweden bedienten sich damahls des Ausdrucks: Påsk bittida, påsk sent, altid Gräs. * Sie verstunden das auf die Weise, daß, so

* Ostern früh, Ostern spät, allzeit Gras.

so früh auch die Oster kämen, wäre doch das Gras so hoch gewachsen, daß sie nicht mehr nöthig hätten, dem Vieh etwas zu Hause zu reichen, sondern es könnte sich schon auf dem freyen Felde ernähren. Vielleicht aber läßt sich das auf folgende Weise erklären. In den vorigen Zeiten fand sich hier weit weniger Vieh, als jetzt; und hingegen waren die Wälder voll an Gräsern und Kräutern, die nach dem einstimmigen Zeugniß der Alten, fast eine halbe Mannshöhe hoch stunden. Nun ist ein grosser Teil von den Grasarten und Kräutern, die nur ein Jahr dauren, durch das jährliche Weiden eines so zahlreichen Viehes, gänzlich ausgerottet worden. Diese haben zu Anfang des Frühlings grün seyn, und bey den Leuten den Wahn erwecken können, als wäre alles ehedem zeitiger als jetzt, hervor gewesen. *

Des Sommers regnete es damahls gemeiniglich stärker, als jetzt. Und mehrenteils fiel in der Erndtezeit ein so häufiger Regen, daß es viele Mühe kostete, die Saat und das Heu einzubringen. Jetzt war in einigen Jahren nach einander der Sommer sehr trocken gewesen. Einigen wenigen Leuten kam es doch vor, daß es nun fast eben so häufig, als vordem, regnete.

Es stimmeten aber alle damit überein, daß die Witterung in ihrer Jugend bey weitem nicht so abwechselnd und unbeständig, als es nun beynahe das ganze Jahr durch ist, gewesen wäre. Denn nun kann es sich oft zu jedweder Zeit im Jahre zutragen, daß, wenn der eine Tag sehr warm ist, der folgende gleich darauf ziemlich

* Man vergleiche hiemit die 484ste Seite des 2ten Teils.

ziemlich kalt wird, oder auch umgekehrt. Ja mehr als oft geschieht es, daß die Witterung zu mehrern mahlen an einem Tage sich verändert, so daß, wenn es des Morgens ziemlich warm ist, noch eben den Tag um 10 Uhr des Vormittags der Wind N. W. wehet, und es ganz kalt wird; ein wenig nach Mittag aber kann wiederum ein warmes Wetter erfolgen. Daß nun aber solche schleunige Veränderungen in der Witterung an einem Tage vorfallen, können meine meteorologischen Beobachtungen zur Gnüge bestärken. Man schreibt diesen plößlichen Abwechselungen viele Schuld zu, daß die Leute hier überhaupt nun nicht so gesuud, als in den vorigen Zeiten, sind.

Ich fand auch alle darin einstimmig, daß der Winter, der im Jahr 1697 im Herbste einfiel, und bis auf den Frühling des Jahres 1698 dauerte, der allerkälteste und strengste, den sie erlebet haben, gewesen sey.

Vom sechsten. Die Sanguinaria, die hier Blod-rötter * genannt wird, weil die Wurzel groß und roth ist, und zerschnitten wie eine rothe Betwurzel aussiehet, und die **Epigäa**, welche einige die **kriechende Ground-Laurel** nennen, hatten nun zu blühen angefangen. Die erstere wuchs in einer auserlesenen Gartenerde, und die letztere an magern Oertern.

Der **Sommer-Lorbeerbaum**, ** der von einigen den Namen **Spice-wood** erhielt, fieng auch zu jetziger Zeit zu blühen an. Das Laub war noch nicht

 hervor

* Blutwurz.

** Laurus aestiualis.

hervor gekommen. Er stund gern auf feuchten Orten in den Wäldern.

Vom neunten. **Wilsk Hampa** * wurde von den Schweden eine Pflanze genannt, die sehr häufig in alten Aeckern, abhängigen Wäldern, und erhabenen Waldwiesen wuchs. Ihr Name rührt daher, weil die Wilden sowol ehedem als jetzt, sie fast zu eben den Absichten, wozu wir uns des Hanfes bedienen, gebrauchen. Denn der Stengel läst sich in Fäden ziehen und leicht u bereiten. In vorigen Zeiten, als die Wilden hier in Pensylvanien und Neu = Jersey waren, machten si Stricke davon, welche die Schweden kauften, um si unter andern zu Zaumzügeln und Netzen zu gebrauchen Diese Stricke waren stärker, und hielten im Wasser länger, als diejenigen, welche aus dem gewöhnlichen Hanf gemacht worden waren. Sie erhielten dazumahls gemeiniglich 5 Klafter solcher Stricke, für einen Kuchen Brot, von den Wilden. Verschiedene von den Europäern kaufen noch diesen Tag dergleichen Stricke von ihnen, ihrer Dauerhaftigkeit halben. Die Wilden verfertigten ehedem und auch anjetzo noch andere Arbeiten davon, als grössere und kleinere Säcke, Beutel, Kammfutter, Decken u. d. g. Auf meinen Reisen, durch das Land der Iroquois, sahe ich, daß die wilden Frauensleute diesen Hanf fleißig spanen und verarbeiten. Si brauchten keine Spinnröcke darzu, sondern sie dreheten auf den blossen Lenden Zwirn und Schnüre daraus welch

* Hanf der Wilden. Von den Kräuterkennern wird die Pflanze durch Apocynum cannabinum bezeichnet. Man sehe *Linn. spec.* 213.

welche sie roth, gelb oder schwarz u. s. w. färbten, und davon verfertigten sie hernach ihre Arbeiten künstlich genug. Das Kraut wächst von Jahr zu Jahr aus einerley Wurzel hervor, und daher ist es nicht nöthig, daß man es jährlich aufs neue aussäet. Aus der Wurzel und dem Stengel des frischen Krauts, fließt ein weisser milchartiger Saft, der halbgiftig ist, aus. Das Fischerzeug der Wilden besteht bisweilen ganz und gar daraus. Die Europäer aber selbst nutzen es, so viel ich habe finden können, jetzt weiter zu nichts.

Flax, wie auch Cat-tail nannte man hier eine Grasart, welche neben und in dem Wasser der Meerbusen, Flüsse, wie auch in grossen tiefen Wasserstrudeln, wuchs. Hier pflegt man die Blätter davon zusammen zu weben oder zu flechten, grosse längliche Kränze oder Ringe daraus zu machen, und sie an den Hals des Pferdes zwischen den Bögen und dem Haarboden der Mähne* zu hängen, um zu verhindern, daß der Hals des Pferdes bey dem Ziehen von den Bögen nicht beschädigt werde. Der Boden oder Sitz bey den Stühlen, die eine Rückenlehne hatten, war an vielen Orten ganz und gar aus diesen Blättern zusammen geflochten. In vorigen Zeiten wandten die Schweden die Wolle, die um die Samen herum befindlich ist, anstatt der Federn in den Betten, an. Da sie aber in Zotten zusammenfiel, und sich sehr wülstete, wenn man die Betten einige Zeit gebraucht hatte: so hat man sie jetzt abgeschaft. Ich übergehe den besondern Nutzen dieses Grases in der Arzneikunst, und überlasse ihn den Aerzten. **

* Lokorne och Hästmanken.

** Dieses Gewächs ist die Typha latifolia *Linn. Flor. Svec.* 830.

Landlöck heißt eine Art Lauch bey den Schweden, welche nun fast auf allen mit Sand vermischten Aeckern wächst, und sehr viel Aehnlichkeit mit demjenigen hatte, der bey uns in Schweden auf waldigten Anhöhen zeitig hervorzukommen pflegt. Die Engländer nannten ihn **Garlick**. Auf einigen Aeckern wuchs er in sehr grosser Menge. Wenn die Kühe auf diesen Aeckern weideten, und den Lauch frassen, nahm beides ihre Milch und die davon gemachte Butter, einen so starken Geschmack darnach an, daß sie kaum zu geniessen war. Bisweilen verkaufte man in Philadelphia auf den Märkten, welche Mittwochs und Sonnabends gehalten werden, Butter, welche so stark nach diesem Lauche schmeckte, daß man sie gar nicht gebrauchen konnte. Man verstattet nicht den Kühen, sondern blos andere Arten von Vieh,* an den Orten zu weiden, wo er in Menge wächst. Wenn das Vieh viel davon des Sommers gefressen hat, und hernach im Herbste geschlachtet wird, schmeckt das Fleisch gleichfalls so stark nach Lauch, daß es nicht gegessen werden kann. Dieser Lauch läßt sich zeitig im Frühling sehen. Die Pferde giengen ihn immer vorbey, ohne ihn zu essen. *

Es würde gar zu vielen Platz wegnehmen, und das Werk zu weitläuftig machen, wenn ich aus meinem Tagbuche hier einrücken wollte, zu welcher Zeit ein jedes von den hier im Lande wildwachsenden Kräutern zuerst in Blüthe gekommen, in seiner Schönheit gestanden, reife Saamen erhalten, was es für ein Erdreich beson

* Es ist das Allium aruense, odore graui, capitulis bulbosis rubentibus. *Gron. Flor. Virg.* 37.

besonders erforderte, anderer Umstände zu geschweigen. Die meisten Leser dürften auch an einer solchen von ihnen so genannten botanischen Neugierigkeit, wenig Gefallen finden. Ich will dahero alles dieses auf ein anderes Werk, welches besonders von den Gewächsen des nördlichen Amerika handeln wird, versparen, und hier blos derjenigen Kräuter und Bäume gedenken, welche, einer besondern Eigenschaft wegen, bekannt gemacht zu werden verdienen.

Vom zwölften. Des Morgens reisete ich hinauf nach Philadelphia und den Oertern daherum, um zu erfahren, ob hieselbst mehrere Kräuter hervorgekommen oder zu finden wären, als unten in Racoon und Neu-Jersey. Die nasse Witterung, welche nun einige Tage vorher gewähret, hatte ziemlich die Wege an niedrigliegenden und thonigen Oertern verdorben.

Das Laub, daß in dem verwichenen Herbste abgefallen war, hatte die Erde zur Dicke einer Querhand bedeckt. Da nun dieses den Graswachs zu hindern schien, so hatte man gröstentheils die Gewohnheit, dasselbe, im Merzen, oder zu Ende dieses Monats, nach dem alten Stil, anzuzünden und zu verbrennen, damit das Gras desto freyer wachsen könnte. Ich fand heute an vielen Stellen die Erde auf diese Weise abgebrannt. Wenn aber dies eines Theils nützlich ist, so schadet es auf vielfältig andere Art. Alle junge Sprösse von verschiedenen Bäumen, werden zugleich verbrannt. Dadurch vermindert sich der Wald. Und an solchen Stellen, wo man dieses Brennen in einigen Jahren ausgeübet hatte, stunden auch wirklich blos alte Bäume noch, welche,

wenn sie abgehauen werden, nur ein nackendes und von Waldung entblöstes Feld zurück lassen. Zugleich werden allerhand Bäume und Kräuter verzehret, oder wenigstens verlieren sie durch das Feuer ihre keimende Kraft. Ein grosser Theil Pflanzen und die meisten Grasarten dauern hier nur ein Jahr über. Die Saamen von diesen liegen zwischen dem Laub, und müssen folglich, wenn das Laub verbrennt, zugleich mit verzehrt werden. Hier haben wir eine neue Ursach von der vorhero * erwähnten allgemeinen Klage, daß nun weit weniger Gras und Kräuter in den Wäldern, als in vorigen Zeiten, zu finden ist. Eine Menge dürrer oder holer Bäume, brennt bisweilen zugleich auf, welche sonst anstatt des Holzes, und zur Ersparung der Wälder, hätten dienen können. Die Nahrungserde nimmt auch dadurch ab, anderer Nachtheile, die daraus entstehen, jetzt nicht zu gedenken. Um dies zu verhindern, hatte die Regierung an diesem Orte kürzlich ein Gesetz ausgegeben, wodurch ein solches Brennen gänzlich verboten wird. Dem ohngeachtet folgte ein jedweder seinem Gutdünken, und alle tadelten dies Verbot.

In den Wäldern fand man nun eine Menge von **Waldläusen.** Sie sind ein sehr ärgerliches Geschmeiß. So bald man sich da auf einen Stumpf eines Baumes, oder einen abgehauenen Stamm, oder auf die blosse Erde niederließ, kam der ganze Schwarm auf die Kleider, und schlich so unvermerkt nach dem blossen Körper hin. Ich habe ihre schlimme Eigenschaften, und andere Umstände,

* Man sehe den 2ten Theil auf der 484sten, und den 3ten auf der 98sten Seite.

Umstände, in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften * umständlich angeführt, woselbst man dasjenige finden dürfte, was die Wißbegierde in diesem Stücke befriedigen kann.

Man gab mir heute ein Stück **versteinertes Holz**, das man in Racoon, tief in der Erde, gefunden hatte. In diesem Holze sahe man so wol die Fäsern, als die innern Ringe, ganz deutlich. Es schien ein Stück vom Hikery gewesen zu seyn. Denn es war demselben in allem so ähnlich, als wäre es kurz vorher vom Stamme abgehauen worden.

Ich erhielt auch heute **Muschelschaalen**, von der Art, welche die Engländer **Clam** nennen, und wovon die Wilden ihr Geld und ihre Zierrathen machen (wovon ich in der Folge ein mehrers sagen will) zum Geschenk. Diese waren nicht neu, sondern solche, die man fast über ganz Neu-Jersey tief in der Erde, wenn man Brunnen gräbt, findet. Die lebendigen findet man nun blos in salzem Wasser an dem Meer: Diese aber hatten sie in Racoon 8 oder 9 englische Meilen vom Fluß Dellawara, und fast 100 Meile vom Meer, gefunden.

Des Abends reisete ich zum Herrn **Bartram.**

Vom dreyzehnten. Ich wandte den Tag zu verschiedenen Beobachtungen, welche die Kräuterkande betreffen, an.

* Man sehe das Jahr 1754, auf der 19ten Seite.

Es hiengen zwey Wespennester in einem hohen Ahornbaum, über dem Wasser. Sie waren völlig so wie unsere gewöhnlichen gebauet; nur daß sie grösser waren. Ein jedes Nest betrug eine halbe Elle im Durchschnitt. In einem jedweden lagen 3 Kuchen, über einander, unter denen der unterste am größten war, die übrigen aber nach der Ordnung an der Grösse abnahmen. Es befanden sich auch einige Eyer darinn. Der Durchschnitt des untersten Kuchens machte $7\frac{1}{2}$ Zoll, und der von dem obersten $4\frac{1}{2}$ Zoll aus. Die Fächer, worinn die Eyer oder die Jungen gelegen, waren sechseckig, und die Farbe des Wespennestes grau. Man sagte, daß sie diese Nester aus den grauen Flocken, die an alten Zäunen und Wänden hangen, verfertigten. Eine dunkelbraune Biene mit schwarzen Fühlhörnern, einem mit zwey schwarzen Ringen bezeichneten Unterleibe, und violetten Flügeln, * flog hier zwischen den Bäumen herum, und dürfte ein Bewohner von diesen Nestern seyn.

Eine andere Art Wespen, die grösser als diese sind, bauen ihre Nester ganz offen. Es bestehet blos aus einem Kuchen, der keine Bedeckung um sich herum hat, und auf den Zweigen der Bäume angelegt wird. Die Fächer sind Horizontal, und wenn das Ey oder die Jungen darin liegen, so hat das Fach eine Decke über sich, damit der Regen nicht hineintreiben kann. Wo aber die Mütter des Sommers bey Ungewittern seyn mögen, weiß ich nicht, wofern sie sich nicht in den Bergritzen aufhalten. Der Theil des Kuchens, der nach oben gekehrt wird,

* Apis fusca, antennis nigris, abdomine annulis duobus nigris, alis violaceis.

wird, ist mit etwas Fett überzogen, so daß der Regen nicht durchdringen kann. Die Fächer sind durchgehends sechseckig, 5, 6 oder 7 geometrische Linien tief, und ihr Durchschnitt hält 2 solcher Linien. Der Herr Bartram bemerkte, daß diese Nester aus 2 Dingen bestehen, nehmlich aus den Flocken, die man auf alten Zäunen findet, und welche durch den Wind abgesondert worden sind; denn man sieht sehr oft die Wespen daselbst sitzen und sie abnagen. Die Seiten aber und der Deckel der Fächer rühren aus dem Thierreiche oder von einem Schleim her, den die Wespen von sich gegeben, oder den sie mit ihrem Munde aus einer Materie, die ihr abgegangen, zubereitet hat. Denn, wenn die Materie, woraus die Seiten und der Deckel der Löcher bestehen, mit einer Kohle gebrannt wird, so faßt sie kein Feuer, sondern sie wird nur gesengt und kräuselt sich ab, und giebt einen Geruch von sich, als wenn Haare oder Horn gebrannt werden. Wenn aber mit diesem Kohlfeuer der Boden angezündet wird, so brennt er, als wenn man Leinwand oder einen trockenen halb verfaulten Stamm ansteckt, und giebt einen Geruch von verbranntem Holze von sich. Die Wespen, deren Nester in diesen offenen Kuchen sind, haben drey erhabene glänzende schwarze Puncte vor der Stirne, und an dem Rumpfe einen schwarzen fünfeckigen Flecken. * Diese Wespen kriechen spät in den Herbst in tiefe Bergklüfte ein, wo sie den Winter über ohne Empfindung liegen. Im Frühling aber, wenn warme Tage einfallen, kriechen sie aus,

* und

* Apis punctis tribus eleuatis nigris nitidis frontis, macula thoracis nigra, quinquangularis.

und bleiben den Tag über aussen. Wenn die Nächte aber kalt werden, kriechen sie wieder zurück. Ich wurde zeitig im Frühling, bey Sonnenschein, dieser Thiergen in den Bergklüften, und rings um sie herum, gewahr. Man sagte, daß eine andere Art Wespen ihre Nester in der Erde anlegt.

Der **Wasserkäfer mit dem Zunamen, des Schwimmers**, * lief in Menge auf dem Wasser.

Vom vierzehnten. Des Morgens reisete ich hinunter nach Chester.

Es waren an verschiedesen Oertern **Sägemühlen** errichtet, woselbst man Bretter von allerhand Arten Eichen und anderen Bäumen zersägte. Ich kam heute bey zweyen solchen vorbey: keine von ihnen aber hatte mehr als ein Blatt. Ich fand auch hier, daß man mit dem Gehölze sehr unrathsam verfahren war. An sehr vielen Stellen hier im Lande war die Gewohnheit angenommen, daß, wenn jemand eine Mehlmühle, Sägemühle oder Eisenfabrik anlegen wollte, und der Ort bey dem Falle, zur Errichtung des Gebäudes selbst, nicht bequem genug war, alsdann das Wasser noch ein langes Stück weiter hinunter geleitet wurde. Dies geschahe aber nicht mit Rinnen von Brettern, sondern sie hatten an der einen Seite des Flusses eine lange Bank von Erde aufgeworfen, oder zur Seite der Anhöhe einen kleinen Bach gegraben, der bisweilen sehr krumm lief. Und in diesen grossen Graben oder Bach wurde das Wasser fast horizontal geleitet, bis sie auf eine solche Stelle kamen, welche zur

* Dytiscus natator.

zur Aufführung des Gebäudes dienlich schien. Wenn sie an der Seite der Anhöhe, der Steine und anderer Hindernisse wegen, nicht graben konnten: warfen sie in einiger Entfernung von der Seiten Erde auf, und machten wie eine Erdbank, zwischen der und der Anhöhe nachher das Wasser zu fliessen kam. Der Damm selbst war bey dem Anfange dieser mit Kunst gemachten Rinne, mit Ofnungen versehen, wodurch das Wasser abgelassen werden konnte, wenn davon zu viel war.

Vom sechzehnten. Des Morgens reisete ich nach Racoon.

Man hatte hier zu Lande viererley Arten **Schwalben**, nehmlich solche, die sich in den Scheunen, in den Schornsteinen, und in der Erde aufhalten, und dann noch eine Art, welche die Engländer Martins heissen.

Die **Scheunenschwalben**, oder wie einige von den Schweden sie nannten, die **Hausschwalben**, * sind diejenigen, welche die beiden langen Schwanzfedern, die wie eine Scheere gestaltet sind, haben. Diese findet man über das ganze nördliche Amerika, wo ich gereiset bin. Ob sie gleich der Farbe nach fast in allen Stücken mit unsern Europäischen übereinstimmen, so scheint doch ein kleiner Unterscheid in dem Gesange zu seyn. In diesem Jahr gab ich nicht Achtung, wenn sie zuerst sich zeigeten. Aber im folgenden Jahr 1750, ward ich sie zum ersten mahl im Frühling den zehnten des Aprils, nach dem neuen Stil, gewahr; den darauf folgenden eilften sahe ich

* Ladu-Swalor, Haus-Swalor, Hirundo rustica. Mausschwalben.

ich eine Menge des Morgens auf Pfählen und Planken sitzen, und waren sie noch ganz naß, als wenn sie aus der See gekommen wären. Diese bauen ihre Nester beides in den Häusern und unter den Dächern auf der äussern Seite, unter den Dachschwellen. Ich bemerkte aber auch, daß verschiedene von ihnen ihre Nester an dem untern Theile von solchen Bergen und Klippen erbauet hatten, welche nicht senkrecht waren, sondern deren oberer Theil sich neigte, und weiter hinaus, als der untere, trat. Eben so, wenn eine senkrechte Klippe eine kleine Ecke hatte, so baueten sie ihre Nester darunter. Hieraus erhellet, wo und an welchem Orte die Schwalben ihre Nester, ehe die Europäer sich hieher begaben und Häuser aufführten, müssen gemacht haben. Denn es ist bekannt, daß die Hütten der Wilden zum Aufenthalte für diese Schwalben nicht dienlich gewesen sind. Eine angesehene Frau berichtete mir folgendes mit ihren Kindern, welches sie versicherten mit eigenen Augen gesehen zu haben. Ein Paar Schwalben führten in dem Stalle dieser Frau ihr Nest auf, worin das Weibgen nachher ihre Eyer legte, und sich auf dieselben setzte. Einige Tage darauf sahe das Gesinde, daß das Weibgen zwar die Eyer noch unter sich hatte; das Männgen aber flog bisweilen neben dem Neste herum ab und zu, ließ sich auf einen Nagel zur Seite nieder, und gab beständig einen Laut von sich, der eine Unruhe verrieth. Nach einer genauern Untersuchung, fanden sie das Weibgen auf den Eyern todt liegen, das sie nachgehends wegwarfen. Das Männgen flog darauf zum Neste, und setzte sich eine Weile auf die Eyer. Da er aber daselbst ohngefehr ein paar Stunden gelegen war, und gleichsam meinte,

meinte, daß die Arbeit zu mühsam wäre, flog er weg, und kam den Nachmittag mit einem Weibgen nach Hause, welches nicht allein über den Eyern lag, und sie ausbrütete, sondern auch die Jungen bis sie groß wurden, und sich selbst versorgen konnten, ernährete. Von dem Aufenthalte der Schwalben den Winter über, hegten sie hier vrschiedene Meinungen. Ein grosser Theil von den Schweden glaubte, daß sie des Winters auf dem Grunde der See lägen. Andere, sowol unter den Schweden als Engländern und Franzosen in Canada, hielten dafür, daß sie im Herbst nach den südlichen Orten hinzögen, und im Frühling wieder zurück kämen. In Albany versicherten mich einige, daß man sie im Winter in tiefen Löchern und Klüften der Wege gefunden hätte, woselbst sie im Schlummer gelegen wären.

Die **Schornsteinschwalben** * sind die andere Art, welche daher diesen Namen führen, weil sie in solchen Schornsteinen ihre Nester bauen, wo des Sommers nicht eingeheizet wird. Bisweilen, wenn nicht zu stark Feuer auf dem Heerde angemacht wird, kehren sie sich nicht sonderlich an den Rauch, sondern bleiben demohngeachtet in dem Schornstein sitzen. Ich wurde sie in diesem Jahre nicht eher, als weit in den May hinein, gewahr: im folgenden Jahre 1750 aber, waren sie den dritten im May, nach dem neuen Stil, eben angekommen. Denn diese zeigen sich nicht so zeitig, als die andern Schwalben. Es ist bey diesen besonders, daß eine jede Feder im Schwanze sich mit einer steifen scharfen Spitze, fast wie die Spitze eines Pfriems, endiget. Mit

* Korstens-Swalor.

Mit diesem Schwanze heften sie sich an die Seite der Schornsteinmauer an, halten sich mit den Füssen fest, und drücken den steifen Schwanz gegen die Steine an, von denen sie auf diese Weise eine Stütze erhalten. Sie erregen den ganzen Tag einen grossen Lermen in dem Schornstein, durch ihr Auf- und Niederfliegen, so daß es bisweilen läst, als wenn es donnerte. Diese sind unter allen gemeinen Schwalben, die sich hier aufhalten, die ersten. Da sie nun hier zu Lande ihre Nester blos in den Schornsteinen anlegen, und man weiß, daß die Wilden nicht einmahl einen gemauerten Heerd, vielweniger einen Schornstein, in ihren Hütten haben, sondern das Feuer auf der Erde selbst in ihrem Gebäude anmachen: so frägt sich, wo diese Schwalben ihre Nester, ehe die Europäer hieher kamen, und Schornsteine aufführten, gebauet haben? Es ist wahrscheinlich, daß sie dieselben damahls in grossen hohlen Bäumen angebracht haben. Eben dies nahmen Herr Bartram und viele andere hier an. Catesby hat diese Schornsteinschwalbe beschrieben, und in ihren Farben nach dem Leben abgemahlt. * Und der Ritter **Linnäus** ** giebt ihre gleich lange Schwanzfedern, die an der Spitze pfriemförmig und kahl sind, als Unterscheidungszeichen an.

Die **Erdschwalben** *** trift man überall in Amerika an. Sie machen ihre Nester in der Erde, wo die

* Unter dem Namen, Hirundo cauda aculeata americana. *Natur. Hist. of Carol. Vol.* 3. *p.* 8. *t.* 8.

** Hirundo (pelagica) rectricibus aequalibus apice subulatis nudis. *Syst. N. Edit.* 10. *p.* 192.

*** Jord-Swalor, Strandschwalben. Hirundo riparia *Linn.*

die Seitentheile der Ströme, Flüsse und Seen schräg ablaufen.

Martins wurde hier von den Engländern eine Art Schwalben genannt, welche Catesby * gleichfalls beschrieben und in ihren Farben vorgestellt hat. Diese sind hier nicht so gemein, wie die vorhergehenden. Ich sahe an mehreren Orten, daß man mit Fleiß kleine Häuser von Brettern, aussen vor den Wänden, aufgeschlagen hatte, damit sie ihre Nester darin machen könnten. Denn es war den Leuten sehr darum zu thun, diese Schwalben neben dem Hofe zu haben, weil sie, so bald sie einen Habicht oder eine Krähe erblicken, dieselben entweder von dem Hofe vertreiben, oder durch ihr Geschrey und ihren Laut, die Hühner warnen, vor einem herbeynahenden Feinde sich in acht zu nehmen. Daher laufen auch die Hühner, so bald sie diese Schwalben schreyen hören, insgesamt geschwinde weg, und verstecken sich.

Vom siebenzehnten. Die Schweden nannten eine kleine Staude **Miusträd**, ** welche auf den Anhöhen gegen Moräste wuchs, und nun in der besten Blüthe stund. Die Engländer nannten sie **Mousewood**, welches eben das bedeutet. Die aber, welche zu Albany wohnten, gaben ihr den Namen **Leatherwood**; weil ihre Rinde so zähe als Leder ist. Bey den Franzosen in Canada hieß sie **Bois de plomb**; indem das Holz selbst so

* *Nat. Hist. of Carol. Vol. I. p.* 51. *t.* 51. Er nennt sie Hirundo purpurea.

** Mäuseholz. Dirca palustris, *Linn. spec.* 358.

so weich und zähe als Bley ist. Wie die Indianer ehedem hier unter den Schweden wohnten, haben sie aus der Rinde dieses Busches Körbe, Stricke, und andere Dinge verfertigt. Sie läßt sich dazu wegen ihrer vorzüglichen Zähigkeit, und ihrer Stärke, worin sie der Rinde der Linden nichts nachgiebt, sehr gut brauchen. An vielen Stellen hier im Lande bedienen sich sowol die Engländer und Holländer, als die Franzosen in Canada, der Rinde in allen den Fällen, wozu sonst die Lindenrinde angewandt wird. Insonderheit verfertigt man Stricke daraus, oder man braucht sie sonst, wenn etwas zu binden ist. Der Baum an sich ist sehr zähe, so daß er ohne Messer oder durch das blosse Brechen nicht leicht von einander zu bringen stehet. Bey einigen sind die Zweige ein Werkzeug, womit man die Kinder züchtiget.

Die **Schlitten**, die man hier brauchte, insonderheit im Winter, Holz mit nach Hause zu fahren, waren ziemlich ungeschickt. Gemeiniglich stunden die beyden Kufen, zwey Ellen, oder etwas mehr, von einander ab.

Vom achtzehnten. Beides die Schweden und Engländer pflegten im Frühling **Grünkohl** von verschiedenen wilden Kräutern zu sammlen, unter denen die folgenden insonderheit den andern vorgezogen wurden.

Der **krause Pferdsampfer** * wuchs auf ungepflügten Ackerfeldern und andern Stellen in einem niedrigliegenden Erdreiche. Sie wählten vornehmlich denjenigen, der grüne Blätter hatte, und liessen den mit den

* Rumex crispus, *Linn.* Flor. svec. 298. 314.

den blassen stehen. Denn nicht ein jedweder Pferdsampfer ist, da bey einigen die Blätter ganz bitter schmecken, hierzu tauglich. Vorerwähnte grüne Blätter sammlete man zu jetziger Zeit überall, und einige richteten sie auf eben die Weise, wie wir in Schweden unsern Spinat, zu. Die meisten aber kochten die Blätter in eben dem Wasser oder der Brühe, worin man kurz vorher Fleisch gekocht hatte, drückten darauf das Wasser aus, und assen den Kohl hernach mit gekochtem Fleische, oder auch für sich allein. Hierbey ist zu merken, daß weder die Engländer, noch die Schweden, hieselbst den Grünkohl, so wie es in Schweden geschieht, nehmlich mit Löffeln, sondern so, wie ich es schon beschrieben habe, essen. Sie legen ihn nehmlich, nachdem das meiste Wasser ausgedrückt worden, rund um das Fleisch auf der Schüssel herum, und nehmen mit dem Messer dann so viel, als gefällig ist, davon. Mehrentheils wird auch Eßig in einem Unterschälgen auf den Tisch gebracht, damit derjenige, dem es beliebt, davon auf seinen Kohl etwas giessen kann. Ich kann nicht sagen, daß der Kohl von diesem Pferdsampfer so sonderlich gut schmeckte.

Der weisse Gänsefuß * wuchs hier verschiedentlich um die Höfe herum im fetten Erdreiche sehr häufig. Er war die zweyte Pflanze, die man hier in Menge, als Grünkohl, genoß. Man pflückte das Kraut ab, da es noch zart, und ohngefehr eine Viertelelle hoch war, und richtete es völlig auf die Weise, wie den vorhergehenden Pferdsampfer, zum Kohl zu.

H 2 Die

* Chenopodium album, *Linn. Fl. suec.* 212, 218, das sonst Atriplex syluestris, folio sinuato candicante, *Bauh. Pin.* 119. genannt wird.

Die Phytolacca * oder Päcken war die dritte Pflanze, die man hier in diesem Frühling sehr stark zu diesem Endzwecke nutzete. Die Zubereitung kömmt völlig mit derjenigen, die ich von dem Pferdsampfer erwähnet habe, überein. Man muß die Blätter, wenn sie jung und zart sind, nehmen; denn wenn sie grösser werden, sind sie wegen ihres Giftes, gefährlich zu essen. Bisweilen kann die Pflanze wohl eine Elle, oder noch mehr, hoch seyn: es schiessen aber doch oft unten Blätter hervor, welche, ob der Stengel selbst gleich lang ist, doch ganz zart sind. Diese neuen zarten Blätter können wie die andern, zum Grünkohl gebraucht werden. Ich aß verschiedene mahl diesen aus der Phytolacca zubereiteten Kohl, und er bekam mir gut. Dieser Pflanze habe ich auch oben ** schon gedacht. Bisweilen besteht der Grünkohl blos aus einer einzigen von den erwähnten Pflanzen, als aus dem Pferdsampfer, oder dem Gänsefuß, oder der Phytolacca. Meistentheils aber vermischte man davon so viel zusammen, als man erhalten konnte.

Vom zwanzigsten. Das **Erdbeerkraut** fand ich heute zum ersten mahl in Blüthe. Die Schweden nannten die Beere **Jordbär.** Sie sind gemeiniglich grösser als unsere Schwedischen: scheinen aber nicht so süß und wohlschmeckend, sondern etwas säuerlicher, zu seyn.

Die jährliche **Erndte** soll allezeit so beschaffen seyn, daß die Einwohner gemeiniglich zureichlich viel Brodt

* *Linn. Hort. Vpſ.* 117.

** Im 2ten Theile auf der 339sten Seite.

Brodt haben, ob sie gleich in dem einen Jahre vortheilhafter, als in dem andern seyn kann. Ein angesehener Mann von den Schweden, mit Namen Aeke Helm, von einigen siebenzig Jahren, versicherte, daß während seiner ganzen Lebenszeit, hier niemahls ein wahrer Miswachs bemerkt worden; sondern daß das Volk allezeit mit dem Zuwachs, den Gott verliehen, gut ausgekommen wäre. Hiebey aber muß man wissen, daß das Volk hier allezeit reines Brot von Weitzen, Rocken oder Mays, und niemahls schlechtere Getraidearten, vielweniger solche, die mit Halm, Hülsen oder Rinde vermischt sind, isset. Eben dies bekräftigten auch viele ganz alte Leute, sowol unter den Engländern, als Schweden; und sie bezeugten, daß sie sich keines so grossen Miswachses entsinnen könnten, daß die Leute davon besonders Noth gelitten hätten, oder noch weniger, daß jemand, wenn er auf dem festen Lande gewesen, Hungers gestorben wäre. Bisweilen wäre wohl der Preis des Getraides durch eine einfallende Dürre, oder eine andere schwere Witterung, in dem einen Jahre höher als in dem andern gestiegen: doch wäre demohngeachtet jederzeit Getraide genug für die Einwohner des Landes vorhanden gewesen. Es scheint auch eine allgemeine Hungersnoth nicht leicht hier geschehen zu können, woferne Gott nicht auf eine ganz besondere Weise das Land strafen wollte. Denn man weiß schon aus einer mehr als sechzigjährigen Erfahrung, wie die Witterung hier beschaffen ist. Es fallen hier keine Frostnächte ein, welche dem Keime schädlich seyn könnten. Die Nässe ist nicht langwierig. Die Dürre hält selten lang an. Und das, was noch für das wichtigste zu halten, ist dieß, daß sie hier zu so vielerley

Getraidearten Zugang haben. Diese werden zu ungleicher Zeit gesäet, und zur Reife gebracht, so daß, wenn es mit der einen Art fehlschlägt, die andere doch gedeihet und gut fortkömmt. Denn der Sommer ist hier so lang, daß verschiedene fast dreymahl in einem Sommer reif werden könnten. Es ist kaum ein Monat im Sommer, von und mit dem May, bis und mit dem October, und bisweilen November, in dem sie nicht eine Frucht oder Getraideart einerndten sollten. Es würde auch ein grosses Unglück seyn, wenn ein Jahr einen merklichen Miswachs an Getraide mit sich führete, indem es hier so, wie in vielen andern Oertern, zugieng. Man sammlete niemahls etwas in Vorrath, sondern war damit zufrieden, daß man für die gegenwärtige Zeit zureichlich versehen war.

Die **Pfirschenbäume** stunden nun überall bey allen Höfen und Pflanzungen in Blüthe. Die Blätter waren noch nicht ausgeschlagen. Dahero konnten die Blüthen um so viel besser einem in die Augen fallen. Diese gaben durch ihre blaßrothe und dabey sehr schöne Farbe ein anmuthiges Aussehen, und sie sassen so dicht an einander, daß die Zweige fast gänzlich dadurch umhüllet waren. Die andern Fruchtbäume hatten noch keine Blumen bekommen. Doch fiengen sie bey dem Apfelbaume sich ziemlich zu zeigen an.

Currants, war ein Busch, welcher sowohl von den Engländern, als den Schweden, diesen Namen erhielt. Er wuchs an nassen Oertern und neben Morästen und stund nun verschiedentlich in Blüthe. Diese war weiß, roch angenehm, und saß in länglichen Sträußgen.

Die

Die Frucht war wohlschmeckend, und wird von allen, wenn sie reif ist, geliebt. Die Blume enthält einen fadenähnlichen Stiel, der kürzer als die Staubfäden, und in der Mitte in fünf Theile oder Narben getheilt ist. * Die Staude ist bey dem **Gronov** ** eine Mispel, und bey dem Ritter **Linnäus** ein Weißdorn.

Vom zwey und zwanzigsten. Hwipperiwill wurde von den Schweden, und **Whip-poorwill** von den Engländern ein besonderer Nachtvogel genannt, der sich in dem nördlichen Amerika fast die ganze Nacht durch hören läßt. Er ist sowol von Catesby als Edward *** beschrieben und in den natürlichen Farben abgebildet worden. Der Ritter Linnäus macht ihn zu einer Abänderung von unserm **Europäischen Tagschläfer.** *** Er ist auch der Gestalt, Farbe, Grösse und verschiedenen andern Eigenschaften nach, unserm Tagschläfer so ähnlich, daß man sie nicht leicht von einander unterscheiden kann. Der besondere Laut aber, der dem Amerikanischen eigen ist, unterscheidet ihn beides von dem Europäischen und andern Vögeln. Er ist den ganzen Winter über von hier entfernt, kommt aber bey dem ersten Anbruch des Sommers

* Stilus filiformis staminibus breuior, in medio diuisus in quinque partes seu stigmata.

** Mespilus inermis, foliis ouato oblongis serratis subtus tomentosis *Gron. Virgin.* 55. Crataegus tomentosa *Linn. Spec. pl. p.* 476.

*** *Catesb. Nat. Hist. of Carolina. Vol.* 3. *p.* 16. *t.* 16. *Edward's Nat. Hist. of Blrds p.* 63. *t.* 63. Sie nennen ihn Caprimulgus minor Americanus.

**** Caprimulgus Europaeus *Syst. Nat. T. I. p.* 193. Nattskräfwa.

mers wieder zurück. Heute hörte ich ihn zum ersten mahl, und pflichteten auch andere, die ich darum ansprach, mir bey, daß sie ihn in diesem Jahre nicht eher als jetzt vernommen hätten. Er hat den Schwedischen und Englischen Namen wegen seines Lautes, oder der Wörter, die er gleichsam ausruft, erhalten. Genau aber davon zu reden: so ruft er nicht Hwipperiwill, oder Hwippuriwill, sondern vielmehr Hw'ipperihwipp, da denn die erste Sylbe einen Accent hat, die zweyte und dritte ganz kurz ausgeführt werden, die letzte aber wiederum mit einem Accent versehen ist. Die Engländer brechen etwas seinen Laut bey dem Namen, den sie ihm geben, wenn sie ihn, wie gesagt worden, Whippoorwill nennen. Alsdenn aber finden sie in ihrer Sprache gewissermassen eine Bedeutung für seinen Namen. Denn Whip-poor-wild heißt so viel als den armen Wilden züchtigen. Man hört ihn weder, noch sieht man ihn bey Tage. Sondern eine kleine Weile nach Untergang der Sonne fängt er sein Hw'ipperihwipp zu rufen an, und setzt es also dicht an einander eine lange Weile fort, wie der Guckguck in Europa mit seinem Rufen anhält. Wenn er an einer Stelle eine Weile gesessen und gerufen hat, fliegt er davon nach einer andern hin, und fängt wieder an. Er kommt gemeiniglich ein oder mehrere mahl in jeder Nacht, und läßt sich dichte vor den Häusern hören. Ich sahe ihn nachher oft des Abends spät zu den Häusern hinkommen, und bisweilen sich unter der Schwelle der Vorstube, ja oft auf derselben, niedersetzen und rufen. Er war nicht sonderlich furchtsam vor Leuten. Denn wenn man still stund, und sich nicht bewegte, ließ er sich gleich daneben nieder, und fieng seinen

nen gewöhnlichen Laut an. Die Absicht, weswegen er die Häuser suchte, war vornehmlich seine Nahrung, die in Insekten besteht, zu finden; und diese wuste er, daß sie sich des Abends neben den Häusern aufhalten. Als er nehmlich ganz stille saß und rief, und ein Insekt vorbeystreichen sahe, flog er geschwinde in die Höhe und fieng es, und setzte sich hernach wieder nieder. Es war gemeiniglich ein gewisser Vogel von diesen, der des Abends zu den Höfen hinkam, derjenige nehmlich, der sein Nest da in der Nähe hatte. Nicht selten hörte man in der Nacht 4, 5 und mehrere nahe aneinander sitzen, welche zusammen in der Wette schrien, und einen starken Schall in dem Walde erregten. In den Städten vernahm man sie selten, weil sie durch vieles Schiessen entweder ausgerottet oder weggeschreckt worden sind. Sie sitzen nicht gerne in Bäumen, sondern gemeiniglich auf der Erde, oder tief in den Gebüschen etwas von der Erde, oder auf den untern Stangen der Zäune. Sie fliegen immer nahe an der Erde. Mit einem solchen Rufen, wie ich beschrieben habe, fährt er des Abends, bis es dunkel wird, fort; hernach ist er bis zur Dämmerung still, da er wieder anfängt, und nicht eher als gegen der Sonnen Aufgang aufhört. Darauf läßt er sich nicht eher als den folgenden Abend, wenn die Sonne hinunter gegangen ist, hören. Es ist, als wenn die Sonne seinen Mund verstopfen, oder mit ihrem Glanze seine Augen so beunruhigen sollte, daß er still sitzen muß. Ich konnte niemahls bemerken, ob ich gleich mit Fleiß darauf Achtung gab, daß er mitten in der Nacht ruft; welches auch andere bestätigten. Man sagte, daß er sich kein besonderes Nest bauete, sondern

auf offenem Felde seine Eyer legte, deren er nur zwey hätte. Mein Bedienter schoß nach einem, der nicht weit von dem Hofe in einem Busche saß. Ob nun gleich ihn der Schuß nicht traf, so wurde er doch von dem Knall so erschreckt, daß er zu Boden fiel, und eine Weile wie todt lag; er erholte sich aber wieder. Wie er ihn in den Händen hielt, versuchte er niemahls ihn zu beissen, sondern er zuckte blos mit dem Körper um frey zu kommen. Ueber und dicht unter den Augen sahe man verschiedene schwarze, lange, und ziemlich steife Haare, wie bey andern Nachtvögeln. Wir liessen ihn nachmahls fliegen. Es wußte niemand, wozu er nützlich wäre. Noch wird er hier von den Europäern gegessen. Herr Catesby berichtet, daß die Wilden behaupten, daß man diese Vögel niemahls gesehen, noch von ihnen gehört hätte, ehe eine gewisse grosse Schlacht, in der die Engländer eine Menge Wilden umbrachten, vorgefallen. Dahero glaubten sie, daß diese ächzenden und zur Nachtzeit unruhigen Vögel ihrer erschlagenen Voreltern Seelen wären.

Vom vier und zwanzigsten. An den **Kirschbäumen** * fiengen heute die Blüthen an auszuschlagen. Sie waren auch mit ziemlich grossen Blättern versehen.

Die **Apfelbäume** ** liessen gleichfalls heute eine und die andere aufgeschlossene Blume sehen. Doch hatten die Kirschbäume einen Vorzug vor ihnen. Sie fiengen auch an, von ihrem Laube grün auszusehen.

Die

* Cerasus sat.

** Malus sat.

Die **Maulbeerbäume** * stunden noch ganz kahl, und waren noch nicht belaubt; so daß ich mit Verdruß wahrnahm, wie dieser Baum einer unter den letzten ist, bey denen die Blätter ausschlagen, und hingegen unter den zeitigsten, die reife Früchte bekommen.

Vom **sechs und zwanzigsten**. Des Morgens reisete ich nach **Pennsneck**.

Die **Tulpenbäume** fiengen an ganz grün von ihrem Laube auszusehen, diejenigen vornehmlich, die groß waren. Dieser Baum ist also einer unter den zeitigsten, die im Frühling belaubt werden.

Bey dem **Sassafrasbaum** waren heute zum ersten mahl die Blumen zu sehen. Das Laub war noch nicht sonderlich ausgeschlagen. Die Blume hat einen sehr angenehmen Geruch.

Die **fortdaurende Wolfsbohne** ** wuchs in den Wäldern sehr häufig, und wird von den Schweden theils **Krusgräs**, theils **Ringgräs**, theils **Willa Bönor** genannt. Man fand sie beides in fettem und magerm Erdreiche. Ich sahe sie an vielen Stellen auf äusserst magern Sandfeldern und Tannenheiden, wo sonst andere Pflanzen nicht aushalten konnten, gut fortkommen. Ihre Blumen, die in der Mitte des Mayen meist hervor sind, geben durch ihre schöne auf Purpur stossende Farbe ein hübsches Aussehen. Man erzählte, daß das Vieh ihre Blumen begierig äsße. Ich bemerkte aber

* Morus rubra.

** Lupinus perennis.

aber hernach zu mehrern mahlen mit Verdruß, daß es nicht so sehr darauf, wie man gesagt hatte, wofern es anders sonst etwas zum besten hatte, verpicht war; so grün, weich und hübsch auch diese Wolfsbohne aussah. Sie liessen sie meistentheils unberührt. Die Pferde assen die Blumen, kehrten sich aber an die weichen grünen Blätter und Stengel nicht. Ich gestehe, daß das Vieh bisweilen im Frühling die Pflanze ißt: darüber muß man sich aber nicht verwundern. Die Noth hat kein Gesetz, bey dem Hunger schmeckt alles was vorkömmt, es will niemand zu Tode hungern. Es giebt nicht hier im Lande solche schöne grüne mit Gras bewachsene Felder zur Weide, wie in Schweden. Das Vieh muß hier das meiste Futter im Walde suchen. Der Boden in den Wäldern ist hier meistentheils ziemlich eben, so daß er verschiedentlich in langabhängigen Erhöhungen abgeht. Die Bäume in dem Gehölze stehen sehr weit von einander. Die darzwischen liegende Erde ist nicht mit Wasen befestigt oder überzogen. Denn es giebt hier in den Wäldern sehr wenige Grasarten. Der eine Halm steht hier, der andere dort. Die Erde ist hier sehr los, woran das Laub, das den Boden eine lange Zeit im Jahr bedeckt, und auf die Weise die Erde darunter locker erhält, nicht die geringste Schuld hat. Das Vieh findet also sehr wenige Grasarten im Gehölze, sondern es muß sich aus Mangel einer bessern Weide mit allerhand Kräutern, die daselbst wachsen, befriedigen. Es werden aber doch nicht alle die besten zum Futter für sie seyn. Ich sahe auch lange Zeit in diesem Frühling, wie das Vieh, das in dem Gehölze weidete, das äusserste der Zweige an jungen Bäumen, wie auch junge Sprösse abnagete,

nagete, und sich davon fütterte. Denn es waren noch keine Pflanzen daselbst hervor, und ausserdem stehen die Kräuter, wie erwähnet worden, im Sommer hier sehr undicht. Es ist dann leicht einzusehen, daß sie in ihrem Hunger mit solchen Gewächsen vorlieb nehmen müssen, die ihnen sonst nicht gerne anstehen. Es scheint aber doch, als wenn es sich der Mühe verlohnte, diese Wolfsbohne zur Verbesserung magerer Sandheiden anzuwenden. Man könnte schon Auswege erdenken, sie für das Vieh wohlschmeckend zu machen.

Die **Eichen** hatten hier eben die Eigenschaften wie in den alten Ländern, nehmlich daß sie nicht allein das alte Laub, den ganzen Winter über, häufig behielten, sondern auch sehr langsam waren, neues hervorzubringen. Sie stunden annoch fast nackend und ohne Laub, und fiengen nur an etwas weniges zu zeigen.

Den **Humming-bird**, den die Schweden **Kungs-Fogel** nennen und von dem ich im zweyten Theile * umständlich geredt habe, wurde ich heute zum ersten mahl gewahr. Es war auch niemand in dieser Gegend, der ihn in diesem Jahr eher als heute gesehen hätte.

Von dem **Maywurm** ** sahe man eine Menge auf der weissen Nieswurz sitzen, deren Blätter jetzt ihre Mahlzeit waren. Ich gab eine lange Weile Achtung, wie begierig sie frassen, so daß nach einigen wenigen Minuten ein halbes Blatt von diesen hungrigen Gästen verzehret

* Auf der 354sten Seite.
** Meloë Proscarabaeus.

zehret war. Einige von ihnen hatten schon so viel gegessen, daß sie kaum Kräfte zu gehen hatten. Dennoch war dieses Gewächs eine angenehme Nahrung für sie, welches doch meistentheils ein gewisser Tod für andere Geschöpfe ist.

Die **Feuerfliegen** kamen heute zum ersten mahl zum Vorschein, und flogen zwischen den Bäumen im Gehölze. Es sahe im Finstern aus, als wenn Feuerfunken hin und her fuhren. An einem andern Orte will ich eine ausführliche Nachricht von ihnen liefern.

Des Abends reisete ich nach Bacoon.

Im May.

Vom ersten. In der gestrigen Nacht fiel eine starke Kälte ein, so daß der Boden, bey dem Aufgange der Sonne, von dem Reif schneeweiß aussahe. Das Schwedische Thermometer stund dazumahls $1\frac{1}{4}$ Grad unter o, oder dem Gefrierungspuncte. Man bemerkte zwar kein Eis in fliessenden oder einigermassen tiefen Gewässern: auf demjenigen Wasser aber, das eine halbe Viertelelle zur Tiefe hatte, lag an einigen Oertern das Eis $\frac{1}{3}$ von einer geometrischen Linie dick. Der Wind drehete sich zwar den Abend vorher nach Süden, es war aber die ganze Nacht völlig still. Die Aepfel und Kirschbäume stunden nun am besten in der Blüthe. Die Pfirschenbäume hatten fast ausgeblühet. Der gröste Theil von den wildwachsenden Bäumen war mit zarten Blättern belaubt, und die meisten blüheten, so wie auch fast alle Eichen, der hellblümige Kornelkirschenbaum, * Hickery,

* Cornus florida.

Hickery, Landpflaumen, Sassafras, die Hainbuche, die Buche, und andere mehr.

Die Gewächse, bey denen man gleich einen Schaden von dem Froste verspürete, waren folgende. 1. Der **Hickery.** An den meisten jungen und zarten Bäumen war das Laub verfroren, so daß es den Nachmittag ganz schwarz aussahe. Das Laub war größtentheils an den Bäumen, wo es sich entwickelt hatte, durch die Kälte verzehret, und zwar überall, auf den Feldern, neben den Morästen und in den Wäldern. 2. Die **schwarze Eiche.** An verschiedenen jungen Bäumen war das Laub beschädigt. 3. Die **weisse Eiche.** Bey einem und dem andern von den ganz kleinen Bäumen war das Laub verfroren. 4. Die **Kirschblüthen** hatten verschiedentlich Schaden gelitten. 5. Die Blumen von dem **Engländischen Wallnußbaume** waren ganz und gar verfroren. 6. Der **glatte Schlingbaum.** * Bey einigen wenigen war das Laub ausgeschlagen, und dieses war durch den Frost verdorben. 7. Der **Wurzelschlagende Schlingbaum.** ** Einige zarte Bäume litten durch die Kälte, und das Laub verfror zum Theil. Von den **Wiesenrauten** *** waren beides die Blumen und Blätter ziemlich verfroren. 9. Das **Podophyllum mit Schildförmigen Blättern.** **** Davon waren einige wenige angegriffen, so daß ohngefähr einer unter 500 zu zählen war. 10. **Farrenkräuter.** Es war eine Menge

* Rhus glabra.

** Rhus radicans.

*** Thalictra.

**** Podophyllum peltatum.

Menge von denen, welche kürzlich ausgeschlagen, mitgenommen. Ausserdem muß ich hieher eine und die andere Pflanze rechnen, welche ich doch, wegen ihres zarten Wachsthums noch nicht so genau unterscheiden konnte.

Diesen Tag reisete ich nach verschiedenen Orten hin.

Die **carmesinrothe Bartsia** * wuchs auf verschiedenen niedrigliegenden Wiesen in grosser Menge. Die Blumenknospen derselben waren nun mit ihrer vortreflichen Coccionellfarbe geschmückt, und sie stund als eine Zierde auf den Wiesen. Es wuste hier niemand ihr einen andern Nutzen zuzueignen, als daß sie eine Weide und Zierde der Augen wäre.

Es hatte einer von den Schweden mit Namen Måns Keen einen **Engländischen Wallnußbaum** ** in seinem Garten gepflanzet, welcher nun 2 Klaftern hoch war. Er stund jetzt in voller Blüthe, und trug schon grosses ausgeschlagenes Laub: da hingegen die schwarzen Wallnußbäume, die hier im Lande überall wild wuchsen, noch kein Laub hervorgebracht hatten, auch nicht in Blüthe gekommen waren. Der Frost, der in der vorigen Nacht eingefallen war, hatte fast alle Blumen an diesem Europäischen gänzlich verdorben. Der Herr Franklin berichtete mir hernach, daß man in Philadelphia Engländische Wallnußbäume, die sehr gut fortgekommen wären, gehabt hätte; sie wären aber doch, wenn ein sehr kalter Winter eingefallen, von der Kälte ausgestorben.

Ich

* Bartsia coccinea.

** Iuglans regia.

Ich sahe mich heute genau nach den **Bäumen, welche noch kein Laub erhalten hatten**, um, und fand, daß es die folgenden waren: der schwarze Wallnußbaum; die Esche; der Ahornbaum mit zusammengesetzten Blättern, * der hier weisse Esche genannt wird; der Fischerbaum; ** der Persimon; *** die wilden Weinranken; **** und der Sumach. †

Die Bäume, bey denen das Laub auszuschlagen anfieng, waren diese: der Maulbeerbaum, †† der Castanienbaum, die Wasserbüche, ††† Sassafras, Hickery. Von der letzten Art waren einige Bäume schon mit einem grossen Laube versehen; andere aber hatten noch gar keines. Bey den übrigen Abänderungen, die man von dem Hickery hat, wird wohl ebenfalls diese Ungleichheit statt finden.

Der **Virginische Kirschbaum** wuchs hin und wieder in den Waldwiesen und dem Gehölze. Sie hatten schon ein ziemlich grosses Laub. Die Blumen aber waren noch nicht völlig ausgeschlagen.

Der Sassafras blühete nun überall. Sein Laub aber hatte sich noch nicht völlig entwickelt.

Gyllen-

* Acer foliis compositis. *Linn.*

** Nyssa.

*** Diospyros Virginiana.

**** Vitis labrusca.

† Rhus glabra.

†† Morus rubra.

††† Platanus occidentalis.

Gyllenträ wird hier von den Schweden derjenige Baum genannt, der bey den Kräuterkennern der Storaxbaum * heisset. Die Engländer nannten ihn **Sweet gum.** Er kam am besten in den Wäldern, an niedrigliegenden Orten, in und neben Wasserstrudeln, fort. Sein Laub war nun zum Theil an dem Gipfel des Baums, ob es gleich sehr zart war, ausgeschlagen. Dieser Baum wächst sehr dick, und öfters zu der Höhe, wie die größten Tannen und Eichen. So wie er in die Höhe schiesset, so verdorren die untersten Zweige und fallen ab, der Stamm wird daher gröstentheils ganz glatt und entblößt von Zweigen, und gerade, so daß zu oberst an demselben eine grosse Krone zuletzt entstehet. Die Saamenkörner sitzen in runden zackigen Zapfen, welche im Herbste von dem Baum herunter fallen. Und da der Baum sehr hoch ist, so werden sie durch die starken Winde weit herum getrieben. Es ist dahero, wegen der genannten zackigen Zapfen, oder Saamenbehältnisse, nicht sonderlich angenehm, barfuß unter diesen Bäumen zu tanzen. Ich habe schon an einem andern Orte ** von dem Nutzen und den Eigenschaften dieses Baums gehandelt. Dem kann folgendes zugefüget werden. Das Holz hat die Eigenschaft, daß es sehr glatt gemacht werden kann, indem einige Stämme sehr feinädrig sind, dabey aber ist es nicht sehr hart. Man kann mit einem Messer Buchstaben in dasselbe einschneiden, welche so eben aussehen, als wenn sie in Kupfer gestochen wären. Herr Levis Evans sagte, daß kein Holz hieselbst so tüch-

* Liquidambas styraciflua.

** In dem zweyten Theile.

tig wäre, gegossene Arbeit darin zu verfertigen, als eben dieses; welches er selbst versucht hat. Uebrigens bestätigten die Tischler durchgängig dasjenige, was ich vorhero von diesem Baume angeführt habe, nehmlich, daß er eben die Eigenschaft, als der Tulpenbaum, an sich habe, sich von der Nässe an dem Rande auszudehnen, und hingegen von der Dürre sich zusammenzuziehen. Ich frug hernach den Herrn Johann Bartram bey meinen Reisen in Pensylvanien, ob er an diesem Baume das Harz, welches in der Arzneykunst so sehr gerühmt wird, gefunden hätte. Er antwortete mir, daß ein sehr wohlriechendes Harz jederzeit ausflösse, wenn man in den Baum einhauet oder schneidet, es wäre aber hier in einer so geringen Menge befindlich, daß sichs nicht der Mühe verlohnte, es zu sammlen. Dieses wohlriechende Harz hat den Engländischen Namen des Baumes Sweet gum, oder wohlriechendes Harz veranlasset. Je weiter man aber nach Süden kömmt, desto mehr Harz giebt dieser Baum, so daß man daselbst ohne Mühe eine ziemliche Menge davon sammlen kann. Er meinte, daß dieser Baum eigentlich für das Carolinische Climat erschaffen wäre, daß er aber durch vielfältige Schicksale weiter nach Norden, ganz bis Neu-York, wo seine äusserste Gränze, gegen Norden zu, ist, gebracht worden. In den südlichen Oertern füllet ihn die Wärme der Sonne mit Fettigkeit und Harz an; so aber verhält es sich nicht in den nördlichen.

Vom zweyten. Den Morgen reisete ich hinunter nach Salem, um das Land zu besehen.

Der Sassafras stund hier und da neben den Zäunen, um die Aecker herum, und sonst an vielen Stellen in dem Gehölze. Man konnte ihn jetzt von weiten leicht erkennen. Denn er stund ganz gelb mit seinen Blumen, welche jetzt zum besten ausgeschlagen waren. Das Laub aber war noch nicht sonderlich hervorgekommen.

Auf den **Wiesen** war schon eine Menge langes Gras an verschiedenen Stellen aufgewachsen. Dies gilt aber nur von solchen, welche morastig waren, und auf die in diesem Jahre kein Vieh hat gehen dürfen. Sie mähen hier einige Wiesen zweymahl im Jahr, nehmlich zuerst im May, und zum andern mahl zu Ende des Augustes, oder auch im September, nach der alten Zeitrechnung. Doch ist zu merken, daß auf die Wiesen, die sie zweymahl im Sommer mähen wollen, kein Vieh im Frühling zum Weiden hinzugelassen werde. Ich wurde heute Wiesen von dieser Art gewahr, bey denen das Gras schon so stark in die Höhe geschossen war, daß es wohl hätte abgemähet werden können. Manche in Schweden haben in der rechten Mähezeit kein so langes Gras auf ihren Wiesen. Diese Wiesen lagen in angebaueten Morästen, in Thälern, wo die Sonne sehr wirksam war. Das Gras bestund aus lauter Rietgras.

Die **wilden Pflaumenbäume** stunden nun überall in Blüthe. Sie wuchsen hin und wieder in den Wäldern, doch gemeiniglich da, wo der Boden etwas säuerlich war, als insbesondere neben den Morästen, und an etwas nassen Orten. Man konnte sie an ihren weissen Blüthen von weiten erkennen. Die Frucht ist sehr schön, und wird, wenn sie reif ist, gegessen. Sonst braucht man sie zu nichts.

Der

Der hellblümige Kornelkirschenbaum * wuchs
verschiedentlich im Gehölze, sowohl auf den Anhöhen, als
wo es eben war, wie auch in Thälern, in Morästen,
und neben fliessenden Bächen. Ich kann daher nicht mit
Gewißheit sagen, wo eigentlich sein Geburtsort ist:
doch scheint es, als wenn ebene, oder etwas niedrige,
doch nicht nasse, Oerter in den Wäldern ihm vornehmlich
gefallen sollten. Er war jetzt mit seinen grossen schnee-
weissen Blumenumschlägen, ** wovon der Baum ganz
voll war, geziert, so daß er in einer sehr weiten Entfer-
nung sich kenntlich machte. Es war zu dieser Zeit ein
Vergnügen durch das Gehölze zu reisen, wegen der Zierde,
ie dieser Baum gab. Die Blumen, die innerhalb ih-
en Umschlägen lagen, fiengen heute zum ersten mahl sich
u öfnen an. Der Baum erreicht keine besondere Höhe
der Dicke, sondern ohngefähr, wie unser gewöhnliche
Vogelbeerbaum. *** Es gab hier von diesem Kornel-
irschenbaume drey Abänderungen: eine mit grossen weis-
en Blumenumschlägen, eine mit kleinen weissen, und
ine, bey der dieselben sehr stark ins Rothe fielen.

Die Vögel flogen überall in den Wäldern in
Menge herum. Ich sahe sie auch, insonderheit die klei-
ern, an allen Orten auf dem Boden in den Gebüschen
aufen, ohne sonderlich furchtsam zu seyn. Es ist da-
ero für allerhand Arten von Schlangen sehr leicht, ih-
en nahe zu kommen, und sie zu beissen. Ich halte da-
ür, daß die Klapperschlange, wenn sie nur stille liegen

 will,

* Hund-trä, cornus florida.

** Inuolucra.

*** Sorbus.

will, nicht lange zu warten nöthig habe, ehe ein Vogel vorbey streicht, oder auf sie losrennt, und daß sie ihm folglich leicht, ohne eine andere Bezauberung anzunehmen, einen Hieb werde versetzen können.

Salem ist eine kleine Handelsstadt, welche ein Stück von dem Flusse Dellaware abliegt. Die Häuser stehen weit von einander, und sind theils von Stein, theils von Holz, gebauet. Ein kleiner Strom läuft da vorbey, nach dem eben genannten Flusse hin. Die Einwohner ernähren sich vom Handel, so gut wie sie können. Hie und da um Salem, insonderheit gegen Dellaware, liegen sehr niedrige und sumpfigte Wiesen. Man hielt diesen Ort für sehr ungesund. Eine mannigfaltige Erfahrung hat gezeiget, daß Leute, die von andern Oertern hergekommen sind, und sich hier niedergelassen haben, nach einiger Zeit ein blasses und kränkliches Aussehen erhalten haben, wenn sie gleich gesund und mit frischer Farbe angekommen sind. Und diese Schwächlichkeit haben sie fast beständig, so lange sie hier gewohnet, behalten, und sind selten wieder zu ihrer vorigen Gesundheit gelanget. Die Schuld davon schob man auf die vorerwähnten vielen Moräste und still stehenden Gewässer, welche des Sommers eine Fäulniß annehmen. Man kann sie auch mehr als deutlich an dem unangenehmen Gestank, den die sumpfige Gegenden diese Zeit von sich geben, erkennen. Die Dünste von diesem stinkenden Wasser werden den nächst wohnenden Leuten zugeführet, und schleichen sich mit dem Athem, und durch die Schweißlöcher in den Körper, und sind auf diese Weise der Gesundheit nachtheilig. Vornehmlich herrscht das Wechselfieber

Feber hier stark zu Ende jedes Sommers. Ich war mit einigen jungen Leuten bekannt, die zugleich mit mir von England nach Amerika kamen. Sie reiseten gleich nach der Ankunft gesund nach Salem, wurden aber nach einigen Wochen krank, und ehe der halbe Winter vorbeygegangen, waren sie schon beide in das Reich der Todten gewandert.

Der **Safran** wird hier von vielen gepflanzet. Man hält aber den hiesigen nicht für so gut und kräftig, wie den, der aus Frankreich und England kömmt. Vielleicht verbessert er sich, eben so, als der Toback, wenn er einige Jahre gelegen hat.

Diejenige Art **Baumwolle** * die ein Kraut ist, und jährlich gepflanzet werden muß, hatten verschiedene hieselbst zu säen angefangen. Einige hatten sich den Saamen von Carolina, wo man grosse Pflanzungen davon hat, verschaffet. Andere hatten ihn aus der Baumwolle, die sie gekauffet ausgepflückt, und in die Erde gesteckt. Sie sagten, daß sich anfänglich diese Schwierigkeit ereignete, daß der Saamen von den hier gesäeten Pflanzen nicht gerne zur Reife käme. Denn in Carolina, von da derselbe zuerst gekommen, ist der Sommer beides länger und wärmer als hier. Nach der Zeit aber haben sie sich ebenfalls hier nach dem Climate zu richten angefangen, und eilen nun gleichsam mehr als vorher, so daß ihr Saamen jetzt völlig reif wird.

Die Rückreise gieng des Abends vor sich.

 Vom

* Gossypium herbaceum.

Vom vierten. Crabb=trå wurde sowohl von den Engländern als Schweden eine Art von wilden Apfelbäumen genannt, die an verschiedenen Oertern in den Wäldern und Waldwiesen, insonderheit aber auf etwas erhabenen Flußhügeln wuchs. Hier in Jersey war der Baum * etwas selten; in Pensylvanien aber wuchs genug davon. Einige hatten einen einzelnen Baum neben den Höfen, wegen des schönen Geruchs, den die Blüthe giebt, gepflanzet. Er war nun vor ohngefähr einem oder höchst 2 Tagen in Blume gekommen; doch waren die meisten Blüthen noch nicht ausgeschlagen. Diese sind aufs genaueste denjenigen ähnlich, die sich bey unsern gewöhnlichen Apfelbäumen finden. Nur stößt die Farbe der Blumen des Crabbbaumes etwas mehr auf roth, obgleich bey den zahmen viele Blumen fast eben so roth sind. Der Geruch aber unterscheidet sie deutlich. Denn bey diesen wilden ist er sehr angenehm, und hat etwas von dem Geruch der Hindbeere an sich. Die Aepfel wurden klein, und sind ziemlich sauer, so daß sie niemand essen konnte. Doch sagte man, daß sie zu Eßig dienlich wären. Sie liegen hier unter dem Baume den ganzen Winter über, haben alsdenn eine gelbe Farbe, und nehmen selten eher, als im Frühling, Schaden.

Ich kann nicht unterlassen, eine Anmerkung hiebey zu machen. Diese Crabbbäume oder wilden Aepfelbäume fiengen erst gestern oder heute an, ihre Blüthen zu zeigen, da im Gegentheil die gewöhnlichen oder zu Hause

* Clayton nennt ihn in *Gronov. Flor. Virg.* 55. Malus sylvestris, floribus odoratis, und der Ritter Linnäus in *Spec. pl.* 480. Pyrus coronaria.

Hause gezogenen Aepfelbäume, die von Europa hieher geführt worden waren, nun fast schon ausgeblühet hatten. Eben so fiengen die wilden Kirschbäume erst den zwölften im May zu blühen an, da doch die zahmen, * oder von Europa gekommenen, schon den vier und zwanzigsten des Aprils, (alles nach dem neuen Stil gerechnet) die ersten Blüthen trugen. Mit den schwarzen Wallnußbäumen hatte es hier im Lande eben die Bewandniß, nehmlich, daß sie weder Laub noch Blüthen zu erkennen gaben, als bey den Europäischen hier gepflanzten Wallnußbäumen schon beide Theile sehr groß waren. Hieraus siehet man, daß Bäume von einerley Geschlecht, die aus Europa hieher geführt worden, weit früher blühen, als diejenigen von eben dem Geschlechte, welche hier seit langen Zeiten wild gewesen sind. Die Ursache, warum die Amerikanischen sich in Ansehung der Europäischen verspäten, kann ich nicht sagen, wofern sie nicht diese ist, daß die Europäischen ihre Blumen hervorbringen, wenn sie hier einen solchen Grad der Wärme bekommen, den sie in ihrem vorigen Geburtsorte gehabt haben. Es ist, als wenn es ihnen unbekannt wäre, daß hier nach einer solchen Wärme oft eine oder mehrere kalte Nächte sich ereignen, welche hernach ihre Blumen verderben können, nachdem sie dieselben gleichsam durch List hervorgelocket haben. Denn in den kalten Ländern fallen nach einem ähnlichen Grade der Wärme selten so kalte Nächte ein, daß die Blumen davon besonders Schaden nehmen sollten. Im Gegentheil scheinen die wilden Bäume von uralten Zeiten gleichsam von der Er-

* Cerasus sat.

fahrung, (wenn ich so reden darf) belehret zu seyn, daß es nicht rathsam ist, sich von der ersten Wärme hintergehen zu lassen: sondern sie erwarten daher eine stärkere Hitze, da sie dann ziemlich vor den Frostnächten sicher sind. Daher geschieht es auch, daß die Blumen bey den Europäischen Bäumen oft erfrieren, sehr selten aber bey den wilden oder denjenigen, die dem Lande eigenthümlich sind, welche zu eben dem Geschlechte, als die Europäischen gehören. Wir erkennen hier die Weisheit des allweisen Schöpfers.

Vom fünften. Des Morgens frühe reisete ich nach **Rapaapo**, welches ein grosses Dorf von fast lauter zerstreueten Höfen war. Es wurde einzig und allein von lauter Schweden bewohnt, so daß kein einziger Engländer oder jemand von einer andern Nation sich daselbst hatte niederlassen dürfen. Daher haben sie hier am allerbesten ihre Muttersprache, das Schwedische, beibehalten, und bey der Rede mischten sie nicht eben viele Englische Wörter ein. Die Absicht meiner Reise war, theils den Ort zu besehen und Kräuter nebst andern merkwürdigen Dingen aus der Naturgeschichte aufzusuchen, theils auch die Stellen, wo der so genannte **weisse Wacholder** * wuchs, zu finden.

Die **Mayblumen**, so wie sie von den Schweden heissen, sahe man heute überall, wo ich reisete, in den Gehölzen auf dürren oder auch halb feuchten Orten wachsen. Die Schweden haben sie mit diesem Namen belegt, weil sie im May am besten in Blüthe stehen. Andere

* Hwita Enen, Cupressus thyoides.

Andere von den Schweden und Holländern nennen sie **Pinxterbloem**, weil sich die Blumen gemeiniglich zur Pfingstzeit in ihrem besten Schmucke befinden. Von den Engländern haben sie den Namen **wild Honeysuckle.** Denn sie sind von weiten dem Geißblatte, * das von ihnen so genannt wird, sehr ähnlich. Sie trugen jetzt fast durchgängig Blumen, welche in ihrer Art eine Zierde waren, ja dem Geißblatte und dem Schildkraute ** hierin wenig nachgaben. Die Blüthen sitzen an jedweder Stelle wie in einem Kreise, und sind von einer dunklern oder hellern schönen rothen Farbe. Wenn sie aber eine Zeit hervor gewesen sind, bleichet sie die Sonne aus, so daß sie zuletzt fast weiß aussehen. Ich weiß nicht, wie der Herr Colden sie gelb nennen kann. Die Höhe des Busches ist verschieden. Einige hatten eine Mannshöhe, und bisweilen noch drüber, erreichet; andere waren aber klein; ja einige waren kaum über eine Querhand hoch: und dennoch stunden sie mit ihren schönen Blumen gezieret. Die Leute wußten hier keinen andern Nutzen von denselben anzugeben, als daß man nur die Blumen, weil sie schön aussehen, sammlete und in Töpfe setzte. Sie haben zwar einigen Geruch, ich kann aber nicht sagen, daß er so besonders angenehm wäre. Sie verdienen aber doch wegen ihrer vortreflichen schönen Farbe, einen Platz in einem Blumengarten. ***

Die

* Periclymenum oder Caprifolium.

** Hedysarum.

*** Der Ritter Linnäus nennt sie Azalea foliis ouatis, corollis pilosis, staminibus longissimis. *Spec. pl. p.* 150.

Die **Rockenähren** kamen mir heute zum ersten mahl in diesem Jahr zu Gesichte. In dem alten Schweden lassen sie sich zur Erichsmesse * nach dem alten Stil, sehen. In dem neuen Schweden versicherte man die Rockenähren im Aprill wahrzunehmen, der Frühling mag dann so spät, als er immer will, eintreffen. Doch bekommen sie in dem einen Jahr die Aehren im Aprill zeitiger, als in dem andern. Diesen Frühling rechnete man überall, für einen von den spätern.

Manteskühe ** wurden von den Schweden eine Art Frösche genannt. Woher sie diesen Namen entlehnet haben, konnten sie nicht sagen, sie glaubten aber doch, daß er zuerst aus der Sprache der Wilden hergeleitet wäre. Die Engländer nannten sie **Bullfrog**, das ist, Ochsenfrosch, ein Name, der sich auf ihren Laut beziehet. Einige von den Schweden bedienen sich theils des Engländischen Namens, theils übersetzen sie ihn Schwedisch, und nennen sie **Oxgrodor**. Ich hatte heute zum ersten mahl Gelegenheit, sie zu hören und zu sehen. Als ich geritten kam, und vor mir ein Blöcken vernahm, wußte ich nicht anders, als daß ein Stier jenseits einem Wasserdamme in den Gebüschen stund, und da seine Stimme erhob; indem ich damahls nicht an diesen Frosch gedachte. Doch kam es mir vor, daß der Laut etwas heiserer war, als sonst bey einem solchen Thier

zu

* Das ist, um den 18ten im May.

** Mantes-kor. Der Frosch heißt bey dem Ritter Linnäus Rana boans, *Syst. Nat. T. I. p.* 213. Catesby hat ihn in seiner *Nat. Hist. of Carol. Vol. II. p.* 72. unter dem Namen Rana maxima Americana aquatica, beschrieben, und in den natürlichen Farben abgebildet.

zu seyn pfleget. Indessen gerieth ich in Furcht, daß ein arger und stößiger Stier, ob ich gleich keinen sahe, in der Nähe wäre. Ich blieb auch in den Gedanken, bis ich ein paar Stunden hernach mit einigen Schweden von diesen Fröschen zu reden kam. Da entsann ich mich gleich, daß es einer von diesen gewesen, der so gewaltig blöckete, als ich unterwegens war; denn die Schweden berichteten mir, daß hier in dem Damme eine Menge von ihnen vorhanden wäre. Ich stellte nachher daselbst eine starke Jagd nach ihnen an, damit ich einige ertappen möchte. Unter allen Arten von den hier befindlichen Fröschen ist diese die größte. Man erzählte, daß sie, gegen den Herbst, so bald die Witterung etwas kühl wird, sich in den Schlamm, der auf dem Boden in Teichen und andern stillstehenden Gewässern liegt, vergraben, woselbst sie ganz still, und wie in einem Schlummer, den ganzen Winter über, liegen. So bald aber die Witterung im Sommer wärmer wird, fangen sie an aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukriechen, und ihre Stimme hören zu lassen. Wenn der Frühling sehr zeitig ist, so vernimmt man sie schon zu Ende des Merzen, nach der alten Zeitrechnung, wenn er aber etwas später einfällt, so kommen sie, nach Verschiedenheit der Witterung, entweder früher oder später im Aprill hervor. Die Stellen, wo sie vornehmlich ihren Aufenthalt haben, sind grosse Teiche, oder kleine Sümpfe von stillstehendem Wasser. Hieselbst trift man sie in ziemlicher Menge an; nicht aber gerne in fliessendem Wasser. Es entstehet ein erstaunliches Geräusch, wenn viele beysammen sind, und alle mit vollem Halse auf einmahl anstimmen. Ihr Laut hat völlig eine Aehnlichkeit mit dem Blöcken eines Ochsen

oder

oder Stiers, der etwas heiser geworden, so daß die Stimme nicht so recht rein ist. Sie schreyen bisweilen so stark, daß wenn zwey Personen neben dem Teiche stehen, die eine kaum, was die andere sagt, vernehmen kann. Sie lermen und blöcken alle auf einmahl, halten alsdann ein wenig ein, und fangen darauf wieder an. Es scheint als wenn einer von ihnen Hauptmann oder Anführer seyn solte, so daß, wenn er zu blöcken anfängt, alle die übrigen einstimmen, und wenn er aufhört, alle andere gleichfalls schweigen. Dieser giebt also gleichsam Anleitung, wenn sie insgesamt ihr Geschrey anfangen, und wenn sie es endigen sollen. Wenn ihr Anführer wie ein Zeichen giebt, daß sie aufhören sollen: so vernimmt man von ihm einen Laut, ohngefähr als Pup. Bey Tage lermen sie selten so stark, wofern das Wetter nicht trüb ist: sondern sie lassen sich vornehmlich zur Nachtzeit hören. Des Abends, wenn es still ist, hört man sie bisweilen fast in der Entfernung einer Schwedischen Viertelmeile. Sie sitzen, wenn sie anstimmen, gemeiniglich in der Wasserfläche zur Seite in den Gebüschen, und stecken den Kopf aus dem Wasser in die Höhe. Wofern man dann leise und behutsam gehet, so kann man ihnen ganz nahe kommen, ehe sie weghüpfen. So bald sie sich unter das Wasser tauchen, wenn es gleich ganz seicht ist, so glauben sie, daß sie gesichert sind.

Bisweilen sitzen sie ein Stück von dem Teiche oder dem Sumpfe ab: so bald sie aber eine Gefahr bemerken, eilen sie mit grossen Sprüngen nach dem Wasser. Sie sind sehr geschickt zu hüpfen. Wenn der Frosch von der rechten Art ist, so legt er dann und wann ein paar Klaf-

ter und noch darüber bey jedem Sprunge zurück. Ich hörte zu mehreren mahlen von den alten Schweden eine lustige Historie, die sich zu der Zeit zugetragen hat, als die Wilden hier mit den Schweden zusammen wohnten. Es ist bekannt, daß diese Indianer sehr geschwinde laufen können. Ich habe sie bey dem Obersten Johnson dem besten Pferde, in seinem stärksten Laufe, aufs genaueste folgen, und demselben fast vorbey laufen gesehen. Um nun zu zeigen; wie gute Springer diese Frösche wären, hatten einige von den Schweden mit einem jungen Indianer gewettet, daß er durch Laufen die Manteskuh nicht einzuholen im Stande wäre; nachdem sie sich nur vorbehalten hatten, daß die Manteskuh ein paar Sprünge voraus haben könnte. Sie führten daher einen solchen Frosch, den sie in einem Teiche gefangen hatten, auf ein grosses Feld, und brannten ihn mit einem Feuerbrand an dem Schwanze, und liessen ihn so los. Das Brennen des Feuers, und der Indianer, der ihn dicht zu verfolgen suchte, hatten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er nach der Länge des Feldes seine gewöhnlichen langen Sprünge machte, so geschwinde als er immer vermögend war. Der Indianer fieng, zur bestimmten Zeit, ihm nach allen Kräften nachzusetzen an. Das Gethöne von seinem Laufen aber trieb dem Frosche einen desto grösseren Schrecken ein, indem er sich ohne Zweifel fürchtete, aufs neue, an empfindlicheren Theilen, vom Feuer gequälet zu werden, und daher verdoppelte der Frosch seine Sprünge. Dadurch erreichte er eher seinen Teich, als der Wilde nachkommen konnte, welcher darauf sich genöthiget sahe, die ausgesetzte Wette zu bezahlen.

In

In einigen Jahren findet man ihrer mehr, in andern weniger. Es wuste niemand zu sagen, ob die Schlangen sie zu essen gewagt haben, ob sie gleich die kleinern Arten häufig umbringen und verzehren. Die Frauensleute sind nicht immer mit diesen Fröschen zufrieden. Denn wenn sie über junge Gänse und Enten gerathen, beissen sie dieselben todt, und essen sie auf. Bisweilen haben sie auch kleine Küchlein, die sich dem Teiche zu sehr genähert, weggeschleppt. Ich habe nicht bemerkt, ob sie zu beissen versucht haben; wenn man sie in den Händen hält, ob sie zwar mit kleinen Zähnen versehen sind. Wenn sie jemand schlägt, so schreyen sie fast wie Kinder. Man erzählte, daß einige ihre Schenkel und Hinterfüsse zur Speise, die ziemlich wohlschmeckend seyn soll, zubereiten lassen. Uebrigens wußten sie ihnen keinen Nutzen beyzulegen.

Der **weisse Wacholder** * ist ein Baum, der von den Schweden diesen Namen führte, und hier und an mehrern Orten in seichten Sümpfen wuchs. Dem Stamme nach sieht er fast wie einer von unsern alten grossen und geraden Wacholderbäumen in Schweden aus. Die stachelichen Blätter sind aber verschieden, und inwendig ist der Baum weiß. Die Engländer nannten ihn **White Cedar**, oder weissen Ceder, weil er im Winter grün ist, und die Bretter, die davon gemacht werden, denjenigen von Ceder ähnlich sind. Es kann aber weder der eine Name, noch der andere, gebilliget werden. Denn dieser Baum ist ein Cypreß.

* Hwita Enen.

preß. * Er wächst allezeit in ganz nassen und seichten Sümpfen, so daß man schwer hat durchzukommen; weil es meistentheils zwischen den Erdhügeln voll von Wasser ist. Diese Cypreßbäume stehen daselbst sowohl auf den Erdhügeln, als in dem Wasser selbst. Hier wuchsen sie ganz dicht aneinander, mit geraden und ziemlich dicken und hohen Stämmen. Sie waren hier aber schon stark abgehauen. An andern Orten, wo sie in Frieden wachsen können, sind sie gemeiniglich so hoch und dick, als die größten Tannen. Sie behalten ihre grünen Blätter beides Winter und Sommer. Der untere Theil des Stammes ist bey den grossen ohne Zweige. Von den Engländern werden die Sümpfe, worinn sie wachsen **Cedar-Swamps** genannt. Solcher Cypreßsümpfe giebt es hier in Neu-Jersey viele, wie auch an verschiedenen Stellen in Pensylvanien, und in Neu-York. Die äusserste Gränze nach Norden, wo man den Baum wachsen bemerkt hat, ist bey Goschen in der Provinz von Neu-York, ohngefähr unter dem ein und vierzigsten Grad, und der fünf und zwanzigsten Minute der nördlichen Breite; wie mir der Doctor Colden berichtete. Denn nach Norden ausserhalb dem genannten Orte, soll er nicht mehr wild wachsen. Dieser so genannte weisse Wacholder ist hieselbst einer von den Bäumen, die der Fäulniß am stärksten widerstehen, und in so ferne hält er mehr aus, wenn er über als unter der Erde stehen kann. Daher

* Daher nennt ihn Miller, in seinem *Gardeners Dictionary*, Cypressus Americana, fructu minimo; und der Ritter Linnäus Cupressus (thyoides) foliis imbricatis, frondibus ancipitibus, *Spec. plant. p.* 1003.

Daher wird er zu allerhand Absichten gebraucht. Zur Verzäunug und Stäben ist er sehr dienlich, wie auch zu Pfählen, die in die Erde gesteckt werden. Doch hat der so genannte rothe Wacholderbaum darin einen Vorzug. Zu Canoen oder Nachen läßt er sich auch gebrauchen. Die schmalen und dünnen wendet man zu Tonnenbändern und dergleichen an; weil sie weich sind und sich gut biegen lassen. Aus den dicken und erwachsenen Bäumen hauet man Zimmer und anderes zur Böttgerarbeit. Man zimmert auch Häuser davon auf, welche in der Dauer diejenigen, welche hier von Amerikanischen Eichen, sie mögen auch seyn, von welcher Art sie wollen, aufgeführet sind, übertreffen. Es waren sehr viele Häuser in Rapaapo hievon erbauet. Die Dielen von diesem Holze nahmen sich gut aus. Der vornehmste Nutzen aber, den dieser Cypreß hat, und warum er hier so beliebt ist, ist dieser, daß man aus demselben die allerbesten hölzernen Dachschindeln verfertigt. Diese Schindeln werden den andern wegen verschiedener Ursachen vorgezogen. Zuerst widerstehen sie der Fäulniß länger, als andere Holzarten an diesem Orte, wenn der rothe Wacholder ausgenommen wird. Sie sind auch sehr leicht, so daß das Gebäude keiner starken Sparren nöthig hat, um das Dach zu tragen. Und aus eben der Ursache ist es überflüßig, so dicke Mauern zu errichten; weil sie von keinem schweren Dache gedrückt werden. Bey Feuersbrünsten ist auch die Gefahr geringer, neben oder unter den Dächern zu gehen, wenn sie niedergerissen werden; indem diese Schindeln, wegen ihrer besondern Leichtigkeit, bey dem Herunterfallen keinen sonderlichen Schaden verursachen können. Sie saugen

zwar das Wasser, in soferne sie etwas schwammig sind, an sich; so daß die Dächer bey Feuersbrünsten bald naß gemacht werden können, wenn man dem Feuer Einhalt thun will. Ihre Fettigkeit aber macht doch, daß die Nässe ihnen nicht schädlich wird, sondern leicht wegdünstet. Wenn sie brennen, und vom Winde herumgeführt werden, so haben sie gemeiniglich eine so genannte todte Kohle, welche nicht so leicht, wo sie hinfällt, zündet. Es können auch diese Dächer bey Feuersbrünsten leichter als andere, wofern es nöthig ist, durchgehauen werden, weil sie dünn, und dem Beile nicht zu hart sind. Diese Eigenschaften machen, daß den Leuten, sowohl auf dem Lande, als in den Städten, so viel daran gelegen ist, ihre Häuser damit zu bedecken, wenn das Holz nur einigermassen zu erhalten stehet. Daher sind beides die Kirchen und die Wohnhäuser der bemittelten Leute in den Städten mit solchen Dächern versehen. An vielen Orten in Neu-York, wo dieser Baum nicht wächst, hat man doch Häuser, die mit Schindeln von dieser Art bedeckt sind, welche sie sich von andern Gegenden verschaft haben. So werden jährlich eine Menge, aus Eggharbour und andern Oertern in Neu-Jersey, nach der Stadt Neu-York verführt, von wo sie nachher in der Provinz dieses Namens weiter herumgebracht werden. Es wird auch jährlich eine Menge davon nach den Westindischen Inseln, zu Dachschindeln, Faßdauben, und dergleichen, verschiffet. Dergestalt arbeitet man hier auf verschiedene Art, diese Bäume nicht allein zu verringern, sondern sie auch zu vertilgen. Sie richten hier, wie an vielen andern Orten, wenn die Sache den Wald betrift, blos ihr Augenmerk auf ihren

eigenen und den gegenwärtigen Vortheil, nicht aber auf die künftige Zeit. Daher sind auch schon an vielen Stellen die Wacholder oder Cypreßsümpfe ganz ausgeleeret, und stehen blos einige kleine Sprösse hier und da noch übrig. Daß diese sich aber nicht in der Geschindigkeit erheben, sondern Zeit erfordern, ehe sie zum Zimmerwerk gebraucht werden können, merkte ich zur Gnüge, als ich bey verschiedenen die Saftringe zählete. Denn es ist bekannt, daß ein Baum nur einen Saftring im Jahr erhält. Ein Stamm, von drey Viertelellen im Durchschnitt, hatte an dem dicken Ende 108 Saftringe; ein anderer, von zwey Viertelellen und 5 Zoll im Durchschnitt, hatte daselbst 116; und bey einem andern, von einer Elle im Durchschnitt, konnte man bis 142 Ringe zählen. Es werden daher wenigstens 80 Jahre erfordert, ehe ein vom Saamen erwachsener Baum von dieser Art zum Zimmerwerk taugen kann. Unter den Vortheilen, welche die von diesem Baume geschnittenen Schindeln haben, rechnete man denjenigen auch, daß sie sehr leicht sind. Aber diese sonst an sich selbst so gute und nutzbare Eigenschaft, dürfte doch hinkünftig in Philadelphia, und an andern Orten, vielen, die ihre Steinhäuser mit Cypreßschindeln gedeckt haben, nachtheilig werden. Denn weil diese Schindeldächer ihrer grossen Leichtigkeit wegen, die Mauern sehr geringe drücken und beschweren: so haben sie bey dem Baue die Mauern zur Ersparung darnach eingerichtet, und sie folglich sehr dünne gemacht. Ich maß hier ihre Dicke bey verschiedenen Häusern, die drey Wohnungen, ohne den obersten Boden und den Keller mitzurechnen, hoch waren; und fand, daß sie bey den meisten eben 9½ Zimmerzoll,

merzoll, bey einigen aber gegen 10 solcher Zoll, betrug. Es war daher kein Wunder, daß man bey den starken Stürmen ganz deutlich sehen konnte, wie selbst die steinernen Giebel hin und her schwanketen, vornehmlich an solchen Häusern, welche etwas frey stunden. Da nun diese Cypreßbäume bald hier im Lande mangeln werden, und man hinkünftig, wenn die jetzigen Dächer verfault sind, schwerere, entweder von Ziegeln, oder anderm schweren Holze aufführen muß: so kann leicht geschehen, daß die erwähnten dünnen Mauern, nicht eine solche Schwere tragen können. Sie müssen alsdann entweder zerbrechen; oder man muß, die Mauern zu unterstützen, neue Pfeiler aufmauern, die das Dach tragen sollen: oder man muß auch das ganze Haus niederreissen, und dickere Mauern errichten. Dies haben auch schon andere vor mir angemerkt. Einige bedienten sich der Späne anstatt Thees, und versicherten sie, daß sie, was den Nutzen für die Gesundheit anbelangt, besser, als der ausländische Thee, wären. Es hielten alle dafür, daß das Wasser, welches man in diesen Cypreßsümpfen findet, sehr gesund, und zuträglicher, als sonst etwas, zu trinken wäre. Es erweckt eine grosse Eßbegierde, welches sie mit verschiedenen Beispielen zu bestätigen suchten. Diese Eigenschaft schrieben sie theils dem Wasser, das mit dem Harze von diesem Baum angefüllt ist, zu, theils den Ausdünstungen, welche von diesem Baume kommen, und durch den Geruch sehr gut erkannt werden können. Sie meinten, daß die gelbliche Farbe des Wassers, welches zwischen den Bäumen steht, von dem Harze, das die Wurzeln des Baumes von sich geben, herkäme. Darin kamen auch alle überein, daß dies Wasser im heis-

sen Sommer ebenfalls sehr kalt ist. Dies dürfte zum Theil von dem Schatten, den es beständig hat, herrühren. Ich redte hier im Lande mit verschiedenen, welche sich vorgesetzt hatten, um ihre Eßbegierde wieder herzustellen, nach solchen Cypreßsümpfen hinzureisen, und daselbst einige Zeit von diesem Wasser zu trinken. Herr Bartram hatte einen solchen Baum an einem trockenen Orte gepflant; es hat aber daselbst nicht mit ihm fort gewollt. Er hat ihn darauf in ein sumpfiges Erdreich versetzen lassen, woselbst er gleichsam neues Leben erhalten, und sich gut angelassen hat. Und ob er gleich nicht über eine Mannshöhe gewachsen war, so stund er doch voll von Zapfen. Eine Sache ist doch bey seiner Fortpflanzung merkwürdig. Der Herr Bartram hatte zwey Jahre nach einander im Frühling die Zweige an ihm abgeschnitten, und sie in nasse Erde gesteckt, wo sie Wurzeln geschlagen haben und gut fortgekommen sind; ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Der **rothe Wacholder** ist ein anderer Baum, dessen ich in dieser Reisebeschreibung an mehrern Orten gedacht habe. Er hat daher den Namen des rothen Wacholders von den Schweden, die hier wohneten, erhalten, weil das Holz dieses Baums inwendig sehr roth ist, und hübsch aussiehet. Die Engländer nennen ihn **Red Cedar**, oder rothen Ceder, und die Franzosen in Canada **Cedre rouge**. Doch ist der Schwedische Name der beste. Denn der Baum ist kein Ceder, sondern ein Wacholder. * Wenn er zuerst aufwächset, hat er ziemliche Aehnlichkeit mit unserm Schwedischen; nachdem er aber

* Iuniperus Virginiana. Linn Spec. 1039.

aber etwas grösser geworden ist, bekömmt er ganz andere Blätter. Die Beere sind, beides der Gestalt und der Farbe nach, so wie bey unserm Schwedischen beschaffen; doch sind sie gemeiniglich nicht völlig so groß, obgleich dieser rothe Wacholder zur Höhe eines grossen Baums gelangt. In Racoon fand man sie nur einzeln stehen, und zwar nicht sehr groß. An andern Orten aber habe ich sie in grosser Menge gesehen. Meistentheils gefällt ihm an solchen Stellen, wo unser Schwedische, zu wachsen, vornehmlich auf den Anhöhen neben Flüssen und Strömen, wie auch auf andern Anhöhen, in einem dürren und öfters ziemlich magern Erdreiche. Ausser dem aber habe ich ihn in Menge, und zwar zur Dicke und Länge, wie fast die höchsten Tannen, auf dürren und magern Sandheiden, wachsen gesehen. Gegen Canada zu, oder da wo ich ihn am meisten nach Norden gesehen habe, hatte er vornehmlich Bergklüfte zu seiner Wohnstelle gewählet, und hieselbst wuchsen der rothe Wacholder und der gewöhnliche Schwedische unter einander. Der Ort, wo ich ihn am längsten gegen Norden wild gefunden habe, war in Canada, 18 französische Meilen südwärts von der Vestung St. Jean, oder ohngefähr unter dem 44sten Grad und der 30sten Minute der nördlichen Breite. Sonst sahe ich ihn auch in einem Garten auf der Insel Magdalena, welche in dem Laurenzflusse gleich neben der Stadt Montreal in Canada liegt, und dem damahligen Gouverneur in der erwähnten Stadt, dem Baron Longueil, zugehörte, sehr gut fortkommen. Er war aber von Oertern, die weiter nach Süden gelegen sind, geholet, und da gepflanzt worden. Unter allen Holzarten, die man hier zu Lande findet, wird diese für die

dauerhafteste, und welche der Fäulniß am stärksten widersteht, gehalten. Man gebraucht sie daher vornehmlich in solchen Fällen, wo das Holz leicht in Fäulniß geräth, insonderheit zu allerhand Arten Pfählen, welche in die Erde gesteckt werden sollen. Seine Dauerhaftigkeit wurde von vielen so sehr gerühmt, daß sie glaubten, ein Hebeisen könnte, wenn es zugleich mit einem Pfahl von dem rothen Wacholder in die Erde gesetzt würde, eben so bald verrosten, als ein Pfahl von diesem Holze verfaulen würde. An vielen Orten sind beides die Zäune und ihre Pfähle davon gemacht. Die besten Canoen oder Nachen, welche aus einem einzigen Stücke Holz ausgegraben werden, bestehen aus dem rothen Wacholder. Denn sie halten länger, als sonst ein anderes Holz wider die Fäulniß aus, und schwimmen dabey sehr leicht auf dem Wasser. In Neu-York habe ich ziemlich grosse Jachten gesehen, die ganz und gar von diesem Wacholder erbauet waren. Verschiedene Jachte aber, welche von der erwähnten Stadt den Hudsonsfluß hinauf nach Albany gehen, sind auf eine andere Weise, wie ich oben * beschrieben habe, wegen der daselbst angeführten Ursachen, erbauet. In Philadelphia zimmert man keine Jachten oder Fahrzeuge davon, weil der Baum zu einer solchen Grösse und Menge daselbst nicht zu erhalten stehet. Aus eben der Ursache sind auch nicht die Dächer mit Schindeln von der Art beleget; an den Orten aber, wo er in Menge gefunden wird, ist er zu Vordächern vortreflich. Der reife Kern von diesem Wacholder ist von

* In dem 2ten Theile auf der 264sten und der folgenden Seite.

von einer schönen rothen Farbe, und die Arbeit, so man daraus macht, sieht anfänglich sehr gut aus, zu geschweigen, daß sie zugleich einen angenehmen und gesunden Geruch von sich giebt. Die angenehme Farbe aber wird immer schwächer, je älter die Sachen werden, die man daraus verfertigt hat. Wäre dieß nicht, so würde es ein köstliches Holz, zur Tischlerarbeit seyn. Ich sehe bey dem Herrn Norris, einem von den vornehmsten der Pensylvanischen Regierung, und Quäcker, auf seinem Landgute einen Saal, welcher vor vielen Jahren an den Wänden inwendig mit Brettern von diesem rothen Wacholder überzogen worden. Herr Norris versicherte, daß sie anfänglich sich sehr gut ausgenommen hätten: jetzt war aber die Farbe so verblichen, daß diese Bretter ganz heßlich aussahen. Insonderheit hatte die Sonne neben den Fenstern die Farbe ganz ausgesogen, und war das Holz da so hell geworden, daß er Mohogonyholz in die Stelle hatte müssen hinsetzen lassen. Doch versicherte man, daß man dieser Veränderung der Farbe in etwas vorbeugen könnte, wofern das Holz, wenn es noch neu ist, und eben gehobelt worden, mit einem dünnen Firniß überzogen wird, und man hernach verhütet, daß es keine Stösse bekömmt. Wenigstens thut dieß so viel, daß das Holz weit länger seine hübsche Farbe behält. Weil es anfänglich einen angenehmen Geruch hat, so pflegen einige die Hobelspäne davon in Kasten oder Schränke, wo sie wollene Kleider verwahren, um sie wider den Wurm zu sichern, hinzulegen. Andere lassen Laden in Byroen und Schränken von dem rothen Wacholder, zu eben der Absicht, machen. Dieser Nutzen aber ist nur so lange, als das Holz frisch ist, zu erwarten. Denn

mit der Zeit verliert es seinen Geruch, und tauget alsdann nicht mehr, dieses Ungeziefer abzuhalten. Nach England wird bisweilen Bauholz davon versandt, welches ziemlich gut bezahlt wird. An vielen Orten um Philadelphia, wo jemand von den Vornehmen und Leuten von Stande, die in der Stadt wohnten, ihre Höfe hatten, war gemeiniglich von der grossen Landstrasse ganz bis zum Hofe hinauf, eine Allee von diesen Bäumen gepflanzt. Die untern Zweige waren abgehauen, und oben war der Baum gezwungen in eine hübsche Krone zu wachsen. Er sah zur Winterzeit, als das Laub von allen andern Bäumen abgefallen war, schön aus. Dieser Baum steigt auch nicht in der Eil in die Höhe, sondern erfordert gleichfalls seine Zeit, ehe er zu einer beträchtlichen Dicke und Reife gelangt, welches aus dem folgenden erhellet. Ein Stamm, von 2 Viertelellen, und $1\frac{3}{4}$ Zoll im Durchschnitt, hatte 188 Saftringe: zwey andere, von 3 Viertelellen im Durchschnitt, hatten zuverläßig über 250; denn eine Menge Saftringe waren so fein, daß ich sie nicht mit Sicherheit überzählen konnte. Dieser Baum wird auf eben die Weise, wie unsere gewöhnlichen Wacholder, hier fortgepflanzet, nehmlich, insonderheit durch Vögel, welche die Beere essen, und die Steine oder Saamenkörner ganz von sich abgehen lassen. Um die Fortpflanzung dieses nützlichen Baumes hier im Lande zu befördern, war in einem Pensylvanischen Calender, oder einem so genannten Poor Richard improved, für das Jahr 1749 eine Beschreibung von dem Herrn Bartram eingerückt. Diese gab die Art, diese Bäume zu pflanzen, und zu vermehren, an die Hand, und erwähnte auch mit wenigen Worten eines

und

und des andern Nutzens, den man von demselben ziehet.

Des Abends stellte ich meine Rückreise an.

Vom sechsten. Die **Maulbeerbäume** * fiengen nun zu blühen an; das Laub aber derselben war noch sehr klein. Die Leute an diesem Orte theilten sie in männliche und weibliche ein, und sagten, daß diejenigen männlich wären, welche niemahls Frucht trugen; alle diejenigen aber, die Frucht trugen, nannten sie weibliche.

Die stechende Baumwinde mit Lorbeerblättern ** wuchs in der größten Menge in allen Sümpfen an diesem Orte. Die Blätter fiengen nun an hervorzukommen. Den Winter aber verliert sie dieselben insgesammt. Sie klettert neben den Bäumen und Büschen in die Höhe, und läuft so kreuzweis hin und her von dem einen Baum oder Busche zu dem andern. Auf diese Weise versperrt sie dergestalt alle Oefnungen zwischen den Gebüschen, indem sie sich mit ihren Gäbeln *** überall umwindet, und zugleich sich um sich selbst schlingt, daß man die größte Mühe hat, in den Morästen und Wäldern, wo sie häufig wächst, durchzukommen. Denn der Stengel ist unten voll von langen Stacheln, die so stark, wie an den Rosendornen sind, diese haaken sich in die Kleider ein, und zerreissen sie. Dieser verdrießliche Busch, kann bisweilen, wenn man sich nach Kräutern umsie-

* Morus rubra.

** Smilax laurifolia.

*** Cirrhi.

umsiehet, oder sonst in dem Gehölze gehet, einen in grosse Verlegenheit und Gefahr setzen. Denn ohne daran zu gedenken, daß man seine Kleider, wegen der vielen scharfen Stacheln, die er hat, aufopfern muß; so verursacht er durch seine besondere Art in das Creutz und in die Quer zu wachsen, einen starken Schatten und Dunkelheit in den Wäldern. Daher muß man sich bücken, und gar bisweilen auf allen vieren durch die kleinen Oefnungen, die er neben dem Boden frey gelassen, durchkriechen. Unter diesen Umständen kann man sich nicht so genau vorsehen und in acht nehmen, oder sich besinnen, ehe sich eine versteckte Schlange, an denen hier zu Lande ein grosser Vorrath ist, in die Stellung setzt, einem einen Hieb mitten ins Gesicht zu geben. Der Stengel hat eben die Farbe, wie die jungen Rosendornen. Er ist nehmlich ganz grün und glatt zwischen den Stacheln, so daß ein Unbekanter im Winter, wenn das Laub weg ist, ihn für eine Art Dornen halten würde. Daher wird der Busch auch von den Schweden **grön Törne** genannt.

Vom achten. Es waren hier jetzt **auf den Bäumen** eine erstaunliche Menge **Würmer**, welche die Engländer **Caterpillars** nennen. Insonderheit nahm man eine Art von ihnen wahr, die noch für schlimmer, als alle die andern, gehalten wird. Diese zogen gleichsam grosse weisse Spinnweben zwischen den Aesten der Bäume, so daß man sie weit weg erblicken konnte. Innerhalb einem jedweden derselben fand man Würmer oder Raupen zu tausenden, welche anfänglich sich in ihrem Gewebe versteckt hielten, hernach aber heraus zu kriechen und sich, vornehmlich auf den Aepfelbäumen, zu verbreiten

pflegten

pflegten. Dabey frassen sie alles Laub auf, und entblösseten öfters ganze Aeste. Man berichtete mir, daß sie in einigen Jahren einen so grossen Schaden erregt hätten, daß die Aepfel- und Pfirschenbäume so gut als keine Frucht gebracht haben, indem sie das Laub verzehret, und darauf die kahlen Bäume dem starken Brennen der Sonne blosgestellet, wovon verschiedene gänzlich ausgegangen sind. Die Leute pflegten diese Würmer auf die Weise zu verbrennen. Sie steckten eine Stroh- oder Flachsgarbe an eine Stange, zündeten sie an, und hielten sie unter diesen Geweben oder Nestern, wodurch ein Theil verbrannte, die andern aber herunter fallen musten. Es krochen aber demohngeachtet sehr viele wieder an dem Baum hinauf, welches man doch hätte verhindern können, wenn man sie entweder zertreten, oder auf andere Weise umbringen wollen. Ich lockte Hühner zu solchen Stellen hin, wo sie herunter gefallen waren, und auf dem Boden zu tausenden krochen: sie liessen sie aber unberührt. Den Vögeln stunden sie auch nicht an. Denn die Bäume waren voll von Spinnweben, obgleich ganze Schwärme von Vögeln ihre Nester in den Gärten angelegt hatten.

Vom achtzehnten. Ob man gleich schon einen Theil des May zurückgelegt hatte: so waren doch die Nächte an diesem Orte sehr finster. Ohngefähr eine Stunde nach dem Untergang der Sonne, war es schon so dunkel, daß man ohnmöglich aussen in einem Buche lesen konnte, so groß auch die Buchstaben darin möchten gewesen seyn. Und um 10 Uhr des Abends hatte die Finsterniß, wenn es klar war, so zugenommen, daß es,

wie

wie in den dunkelsten, aber doch sternklaren Herbstnäch-
ten bey uns aussahe. Mir kam auch vor, daß di
Sterne, wenn es gleich klar war, doch nicht die Nach
so gut, als bey uns in Schweden, erleuchteten. Un
als die Nächte diese Zeit trüb, und der Himmel mit di
cken Wolken überzogen waren, möchte es wohl hier s
finster gewesen seyn, wie bey uns in einer trüben un
dunkeln Herbst- oder Winternacht. Es fiel daher hie
selbst, so gar zu jetziger Jahrzeit, bey trüben Nächten
sehr schwer zu reisen, indem weder Leute noch Pferde de
Weg finden konnten. Die Nächte schienen mir, der ic
der hellen und herrlichen Sommernächte in Schwede
gewohnt gewesen war, ganz garstig zu seyn. Wir me
nen bisweilen aus Unverstand, daß unser Vaterlan
Schweden nicht so gut als andere Länder sey. Wofer
aber andere Länder ihre Vortheile besitzen, so hat auc
Schweden die seinigen. Und wenn alle Vortheile un
alle Unbequemlichkeiten, die sich an beiden Orten finde
genau mit einander verglichen werden: so bleibt Schw
den immer so gut, als jedes anderes Reich.

Ich will kürzlich anführen, worin ich meine, da
dieser Theil von Amerika Schweden nachgeben muß, un
warum ich, wie es Ulysses mit seinem Ithaka macht
meinem alten Schweden den Vorzug vor dem neue
einräume.

**In dem neuen Schweden bemerkt man fo
gende Mängel.** Die Nächte sind daselbst den ganz
Sommer über dunkel, und den Winter wohl so finste
ja finsterer, als zu eben der Zeit, in Schweden. Den
hier hat man keinen Nordschein, keine Nordlichter, un
d

die Sterne geben einen schwächern Schein von sich. Wenn sich etwa ein paar mahl im Jahr ein Nordschein zeigen sollte, so ist es viel. Es fällt kein Schnee im Winter, der die Nächte erheiteren und das Fahren erleichtern könnte. Demohngeachtet ist die Kälte öfters so scharf, wie bey uns, Der Schnee, der da fällt, bleibt blos wenige Tage liegen, und vergeht hernach beständig mit vieler Nässe. Die Klapperschlangen, Hornschlangen, * Rothbäuche, ** grüne Schlangen und andere giftige Schlangen, gegen deren Biß öfters keine Hülfe ist, halten sich hier häufig auf. Hieher muß ich auch die Waldläuse rechnen, wovon die Wälder verschiedentlich so voll sind, daß man kaum durch einen Busch gehen kann, ehe ein ganzer Schwarm von ihnen auf einen geräth, und daß man ihrethalben sich oft in den Gehölzen, so angenehm auch der Ort seyn mag, nicht niederlassen darf. Wie beschwerlich sie sind, und wie grosse Ungelegenheit das Vieh auch von ihnen verspüret, habe ich in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften beschrieben. Die Witterung ist hier so unbeständig, daß es eben, wenn man den einen Tag vor Hitze verschmachten möchte, den andern Tag so kühl wird, daß man über Kälte zu klagen Ursache hätte. Ja diese geschwinde Veränderung geschieht öfters an einem und demselben Tage. Daher kömmt es, daß fast niemand diese Abwechselungen aushalten kann, ohne an seiner Gesundheit zu leiden. Die Hitze ist hier im Sommer entsetzlich, und die Kälte im Winter bisweilen

* Horn-ormar.

** Röd-bukar.

weilen sehr durchdringend. Doch kann man sich vor der Kälte allezeit verwahren: wenn aber die erstaunliche Hitze heftig zusetzt, und lange anhält, so ist kaum einige Hülfe zu finden. Man wird abgemattet, und weiß kaum, wo man sich lassen soll. Daher hat es sich oft zugetragen, daß die Leute von der heftigen Hitze todt zur Erde gefallen, wann sie auf dem Felde gegangen sind. Es herrschen auch viele Krankheiten, welche jährlich zunehmen. Insonderheit entgehet fast niemand dem Wechselfieber mehr, sondern viele müssen es jährlich, nebst andern Krankheiten, ausstehen. Die Erbsen können wegen der Würmer nicht gesäet werden. An dem Rockenkeime befinden sich Würmer; eben so sind ihrer an den Kirschbäumen sehr viel. Die Würmer an den Bäumen verzehren oft alles Laub, so daß sie für das Jahr keine Frucht tragen, und daß eine Menge sowohl Frucht- als andere Bäume davon ausgehet. Das Gras auf den Wiesen wird von den Würmern verzehrt. Sie verursachen auch, daß die Pflaumen, ehe sie halb reif werden, abfallen. Die Eichen sind zum Bau bey weiten nicht so gut, als die Europäischen. Die Zäune halten nicht über 18 Jahr aus. Die Häuser stehen nicht lange. Die Wiesen sind elend, und mit einem schlechten Heu bewachsen. Die Weide für das Vieh in den Wäldern besteht aus lauter untauglichen Gewächsen, welche sie nicht, ohne die größte Noth, antasten wollen. Denn es ist oft, in ganz grossen weiten Gehölzen von weit abstehenden Bäumen und schöner fetter Erde, schwer, einen einzigen Grashalm zu finden. Aus der Ursache ist das Vieh fast den ganzen Winter und lange im Sommer genöthigt, sich mit neuen Schößlingen und Zweigen von Bäumen zu füttern,

füttern, welche bisweilen mit keinem Laube versehen sind. Ja, daher giebt das Vieh nun so wenig Milch, und nimmt jährlich an der Grösse mehr und mehr ab. Die Häuser sind äusserst schlecht, zur Winterwohnung. Sehr oft ereignen sich Orkane oder Stürme, welche eine Menge Bäume umstürzen, Dächer und Häuser wegführen, und sonst einen mannigfaltigen Schaden verursachen, u. s. f. Einigen von diesen Beschwerlichkeiten könnte zwar durch Kunst abgeholfen werden; viele aber lassen sich gar nicht, oder nur mit grosser Mühe ändern. Also hat ein jedes Land seine Vortheile und Mängel. Glücklich ist der, so mit dem seinigen zufrieden seyn kann!

Der Rocken stund auf den meisten Aeckern sehr undicht und schlecht, welches gröstentheils von ihrem unachtsamen Ackerbau, und von den magern Aeckern, welche selten oder niemahls gedünget wurden, herkam. Nachdem sie ein Land, das in einigen hundert Jahren eine Waldung gewesen war, und woselbst also gemeiniglich eine dicke Gartenerde liegt, zum Acker aufgenommen hatten: so wurde es, so lange es tragen wollte, zur Aussaat des Getraides gebraucht. Und wenn es kein Getraide weiter hervorbrachte, ließ man es zur Weide liegen, und nahm einen neuen Acker an einer andern Stelle, wo eine solche in langen Zeiten ungebrauchte Gartenerde zu finden war, auf. Diese Art den Ackerbau zu treiben, kann sich zwar eine Zeit ausüben lassen. Sie wird aber künftig schwere Folgen mit sich führen; welches ein jeder leicht einsehen kann. Der eine und der andere gieng doch etwas besser mit seinem Acker um. Die Engländer haben es überhaupt in dem Acker- und Wiesenbau

weiter als sonst eine andere Nation gebracht. Aber das fette Erdreich und die dicke Gartenerde, welche diejenigen, die aus England hieher gezogen waren, vor sich fanden, als sie ein fast mit einem ewigen Gehölze überwachsenes Land zum Acker zubereiteten, hat sie verwähnet, und sie zu unachtsamen Ackersleuten gemacht. Es ist bekannt, daß die Wilden vor der Ankunft der Europäer, von undenklichen Zeiten her, dieses Land bewohnet haben, wie auch, daß sie fast gar keinen Acker gebrauchen, sondern sich vornehmlich mit Jagd und Fischen ernähren. Es ist wahr, daß sie Mays und einige Arten von Bohnen und Kürbissen pflanzen: aber so ist es auch zugleich gewiß, daß die ganze Pflanzung von diesen Gewächsen, die eine ganze Familie unter den Wilden das Jahr über hat, kaum mehr Erde, als ein Bauer bey uns zu seinem Kohllande anwendet, einnimmt. Wenigstens ist das Kohl- und Rübenland von unsern Bauern zusammen genommen, allezeit so groß, ja grösser, als der ganze Acker und Küchengarten einer Familie von Wilden. Daher würden die Wilden kaum einen Monat von dem allen, was ihr Acker und Küchengarten abwirft, leben können. Gemeiniglich sind auch die kleinen Dörfer der Wilden 2 bis 3 Schwedische Meilen von einander entfernet. Hieraus kann man schliessen, wie wenig Land sie in vorigen Zeiten zu Aeckern angebauet haben. Alles das übrige liessen sie stehen, und mit hohen und dicken Gehölzen überwachsen. Und ob sie gleich auf die nun übliche Weise von dem ungebrauchten Lande neue Aecker anbaueten, so bald der alte entkräftet war: so wollte doch ein so kleines Stück Landes nichts gegen die grosse Weite des andern Waldes sagen. Die Garten-

erde

erde konnte also durch das jährliche Abfallen des Laubes in so viel hundert Jahren sich ansehnlich vermehren. Die Europäer fanden demnach hier ein so fettes Land und so schönes Erdreich vor, das in einigen hundert Jahren nicht von Getraidearten ausgemergelt worden war, und der Boden zwischen den Bäumen war so los, als das beste bearbeitete Gartenbeet. Sie hatten weiter nichts nöthig als die Bäume umzuhauen, und sie in Haufen zusammen zu legen, und einigermassen das abgefallene Laub weg zu harken. Darauf konnten sie gleich mit einem kleinen Pfluge ohne besondere Mühe das Land bepflügen und besäen, welches alsdann eine vortrefliche Erndte gab. Diese Weise, ohne weitläuftige Mühe eine herrliche Getraideerndte zu erhalten, hat die hieher gekommenen Engländer und andere Europäer angereitzet und verleitet, den Ackerbau der Wilden anzunehmen. Er bestehet aber darin, daß man ein unbearbeitetes Land, so lange es ohne Düngung Getraide tragen kann, gebraucht: wenn es aber so ausgemergelt ist, daß es nichts weiter abwirft, lassen sie es zur Weide liegen, und nehmen eine andere Stelle auf, die mit einem alten Gehölze überwachsen ist, und von undenklichen Zeiten her niemahls vom Feuer oder Axt beunruhiget worden. Dieses macht auch, daß der Ackerbau und die Kenntniß desselben hier so gering ist, daß man in dem Stücke auf mehreren Tagereisen, fast gar nichts, sowohl von den Engländern als Schweden, Deutschen, Holländern und Franzosen erlernen kann; wofern es nicht dieses wäre, daß man aus ihren groben Fehlern und geringer Besorgniß für die künftige Zeit, täglich eine vielfältige Gelegenheit findet, allerhand Betrachtungen anzustellen, und

sich zu befleißigen, durch fremden Schaden weise zu werden. Mit einem Worte, der Acker, die Wiese, das Gehölze, das Vieh u. s. f. werden hier fast überall mit gleicher Unachtsamkeit gehandhabet; so daß man hier die sonst in diesen Aesten der Haushaltung so erfahrne Englische Nation leicht verkennen kann. Kaum können wir in Schweden und Finnland mit dem schätzbaren Gehölze feindseliger umgehen, als es hier geschiehet. Sie sehen nur auf den gegenwärtigen Gewinn, und es träumt ihnen kaum von der Zukunft. Das Vieh wird täglich abgemattet, und nimmt an der Güte und Grösse, wegen Hungers, wie ich vorher schon oft erwähnet habe, ab. Ich sahe doch auf meinen Reisen hier im Lande verschiedene Arten von den auserlesensten Kräutern und Gräsern, welche die Pferde und Kühe vor andern erwählten. Sie wuchsen hier nicht allein wild, sondern sie kamen zum Theil auf dürren und magern Stellen, wo keine andere Gewächse aushalten wollten, sehr gut fort. Die Unempfindlichkeit aber, die Unwissenheit und die tiefe Dunkelheit in der Naturgeschichte, welche Wissenschaft auch hier, wie an andern Orten in der Welt, von vielen für die größte Nichtswürdigkeit, und einen Zeitvertreib von halbklugen Menschen, angesehen wird, machten, daß sie dieselben nicht zum Nutzen anzuwenden wußten. Ich bin gewiß, und stütze meine Gewißheit auf unumstößliche Gründe in der Naturgeschichte, daß ich vermittelst dieser in einer Zeit von wenig Jahren im Stande gewesen bin, den magersten und dürresten Boden, wo eine Kuh nicht einmahl hat gefüttert werden können, in die fetteste und fruchtbareste Wiese, wo grosse Heerden von Vieh ihr überflüßiges Futter gefunden haben,

ben, und vierschrötig geworden sind, zu verwandeln. Ich gestehe, daß diese nützlichen Gewächse nicht an einem Orte, noch auf dem Eigenthum eines jedweden Landmannes, zu finden waren. Derjenige aber, der nur eine geringe Einsicht in der Naturgeschichte hätte, würde ohne Schwierigkeit sie von den Orten, wo sie vorhanden waren, haben sammlen können. Es ist wahr, daß ich aus Verwunderung erstaunte, als ich den Landmann über die schlechte Weide winseln hörte. Ich sahe aber zugleich ihre Schläfrigkeit ein, und bemerkte, was für vortrefliche Gewächse bisweilen auf ihrem eigenen Boden wuchsen, welche nur etwas mehr Liebe und Hülfe von einem so kaltsinnigen und unerfahrnen Herrn forderten. Ich fand überall die Weisheit und Güte des grossen Schöpfers: ich vermissete aber gar zu sehr die Kenntniß und den Trieb dieselbe recht zu schätzen und anzuwenden. Wie glücklich ist daher nicht derjenige Landmann, der seine Güter kennt! *

Zu dieser Abweichung von meiner Hauptsache, und zu diesen Betrachtungen hat mich der hier zu Lande fast überall versäumte Ackerbau geleitet. Ich habe auch zum Theil die Ursache dadurch anzeigen wollen, warum die nützlichen Haushaltungsvortheile in verschiedenen Theilen des Landbaues so sparsam und sehr selten in dieser Reisebeschreibung eingestreuet sind. Dabey leugne ich doch nicht, daß ich bisweilen einen und den andern geschickten Haushalter hier angetroffen habe: sie waren aber doch ziemlich dünne gesäet.

* O fortunatos nimium, sua si bona norint, *Agricolas.*

An **Raubvögeln**, welche den Hühnern und anderm zu Haus gezogenen Geflügel nachstellen, findet man hier eine Menge, und fast noch eine grössere, als bey uns in Schweden. Sie geniessen hier einer grossen Freyheit, indem hier noch an vielen Gegenden ein so starkes Gehölze ist, daß sie von da die Hühner und Enten beschleichen können. Den Raubvögeln ist es gleich viel, ob der Wald aus bessern oder schlechtern Bäumen besteht, wenn sie nur daselbst ihren Schatten haben können. In der Nacht ist das zu Hause gezogene Geflügel vor den Nachteulen, deren es hier einen grossen Vorrath giebt, in Gefahr. Sie halten sich mehrentheils in Morästen auf, geben einen verdrießlichen Laut zur Nachtzeit, und überfallen alsdann die Hühner unversehens, welche gemeiniglich ihr Nachtquartier in die Aepfel- Pfirschen- und Kirschbäume im Garten nehmen. Da man aber hier zu Lande, so wie wir in Schweden und Finnland, mit allem Eifer den Wald vertilget: so dürfte daraus der Nutzen erwachsen, daß diese Raubvögel dadurch mehr blosgestellt werden, und daß ihnen die Gelegenheit benommen wird, so behende Schaden zu verursachen.

Die **Hirsche** nimmt man hier zu Lande, insonderheit in den dicken Wäldern, in Menge wild wahr. Sie scheinen von unsern Europäischen der Art * nach, nicht verschieden zu seyn. Ein Engländer besaß hier einen, den er zu Hause gezähmt hatte. Es ist zu merken, daß, so scheu diese Thiere auch in dem Gehölze sind, woselbst sie sich vornehmlich in den hier so genannten Wacholdermorästen, oder da, wo der oben erwähnte Cypreß wächst, auf-

* Species.

aufhalten, sie doch, wenn man sie jung zu sich nimmt, so zahm werden können, daß sie von sich selbst zu Leuten, so gar zu fremden, hintreten. Diesen hatte man, wie er noch ganz klein gewesen, an sich gezogen. Es war eine Hinde. Die Farbe bestund über den ganzen Körper aus einem schmutzigen rothbraun, ausgenommen, daß sie unter dem Bauche und dem Schwanze auf der untern Seite weiß war. Die Ohren waren grau. Gegen die Schnauze war sie sehr schmal. Sonst sahe der ganze Körper geschlank und nett aus. Die Haare lagen dicht an einander und waren ganz kurz. Der Schwanz reichte fast zur Beugung des Knies. Bey dieser Beugung saß an einem jeden Hinterfuß auf der innern Seite ein Knote. Der Mann, dem sie zugehörte, erzählte, daß er verschiedene, dadurch daß er sie, wie sie noch jung gewesen, gefangen, zahm gemacht hätte. Diese hatte er drey Jahr gehabt. Sie war jetzt trächtig. Der Eigner hatte ihr um den Hals eine Schelle gehangen, damit wenn sie im Gehölze gieng, die Leute merkten, daß sie zahm wäre, und sie folglich nicht erschiessen möchten. Sie hatte Freyheit zu gehen, wohin sie wollte, und konnte auch über die höchsten Zäune wegsetzen, so daß es schwer gewesen wäre, sie einzusperren. Bisweilen entfernete sie sich weit in den Wald, und blieb auch ab und zu ein Paar Nächte weg: sie kam aber, wie anderes Vieh, nachgehends nach Hause. Wie sie in dem Walde gegangen, soll sie sich oft zu den wilden Hirschen gesellet, und sie bisweilen zu den Häusern hingelocket haben, insonderheit zu der Zeit, da sie läufig gewesen sind, so daß der Eigner durch diese Hinde die andern wilden Böcke dicht an seinen Häusern hat schiessen können. Sie hatte einen star-

ken Geruch, wenn sie auf der Seite stund, wo der Wind von den Leuten auf sie blasen konnte, denn ich sahe, wie sie sich erhob, und nach dem Winde die Augen hinwarf, wenn ich noch keiner Leute auf dem Wege gewahr wurde, ob sie gleich eine Stunde nachher zum Vorschein kamen. So bald die wilden Hirsche einen Geruch von Menschen merken, rennen sie ihre Wege. Im Winter fütterte der Mann sie mit Getraide und Heu. Des Sommers aber gieng sie aussen in den Wäldern und Wiesen, und aß beides Gras und Kräuter, wie anderes Vieh. Nun hielt er sie auf einer Wiese. Sie aß vornehmlich mit Begierde Klee, die Blätter vom Hickery, die Blätter der kolbichten Andromeda, * und das fleckige Storchschnabelkraut. ** Auch nahm sie mit den Blättern des Wegerichs, *** Gräsern und verschiedenen andern Gewächsen vorlieb. Der Mann sagte, daß er die Hirsche an Herrschaften in Philadelphia verkaufte, welche sie als Seltenheiten nach andern Oertern versendeten. Er hatte für das Stück 25, 30 bis 40 Schilling in Pensylvanischer Münze, nachdem er den Kaufmann gefunden hat, erhalten. Das Futter der wilden Hirsche im Sommer sind Gras und verschiedene Arten Kräuter: im Winter aber, wenn diese nicht zu bekommen stehen, essen sie das Aeusserste und die Knospen von jungen Sprössen und Zweigen, welche im Walde wachsen. Daß sie ebenfalls zur Winterzeit ohne Gefahr den Löffelbaum † welcher

* Andromeda paniculata.

** Geranium maculatum.

*** Grodblad.

† Kalmia latifolia. Redträ.

welcher doch andern Thieren das Leben nimmt, essen, habe ich schon anderswo * gemeldet. In dem langen und kalten Winter, der sich hier mit vieler Strenge den 19ten des Decembers im Jahr 1740 anfieng, und bis den 13ten des Merzen 1741, beides nach dem alten Stiel gerechnet, dauerte, und in dem auch ein so häufiger und tiefer Schnee fiel, fand man die Hirsche an mehrern Stellen im Schnee todt liegen, vornehmlich weiter hinauf in dem Lande, wo der Schnee tiefer war. Ob dies denn daher geschehen, weil etwa der Schnee so häufig und tief gefallen, daß sie nicht haben durch oder heraus kommen können, oder ob die Kälte zu stark und langwierig gewesen, oder ob es ihnen an Futter gemangelt habe, wußte niemand zu sagen. Eben so berichteten alte Leute, daß, als hier im Jahr 1705 der starke und ungewöhnliche Schnee fiel, dessen in den Kalendern für diese Oerter gedacht wird, und der über anderthalb Schwedische Ellen tief war, eine unglaubliche Menge Hirsche herunter gekommen wäre, welche man hernach in den Wäldern häufig todt gefunden; weil der Schnee so tief war, daß sie nicht durchkommen konnten. Man fand auch damahls eine Menge Vögel todt liegen. Zu Matsong kam eben den Winter ein Hirsch zu den Gebäuden, wo das Vieh gefuttert wurde, und aß zusammen mit ihnen von dem Heu. Der Hunger hatte ihn so bezwungen, daß er gleich zahm wurde, und nicht vor den Leuten weglief. Er gieng nachher lange Zeit bey ihnen zu Hause, wie ein anderes zu Hause gezogenes Thier. Es bestätigten alle bejahrte Personen, daß in ihrer Kind-

* Im 2ten Theil auf der 479sten Seite.

heit weit mehr Hirsche hier zu Lande, als jetzt, vorhanden gewesen wären. Es war damahls nichts ungewöhnliches 30 oder 40 von ihnen in einem Haufen zu sehen. Die Ursache von ihrer Verminderung ist vornehmlich diese, daß das Land nachher stark bewohnt und die Wälder umgehauen worden, und es jetzt weit mehr Leute giebt, welche sie fällen und in Schrecken setzen, als zu der damahligen Zeit. Aber weiter hinauf in dem Lande, wo grosse Gehölze und Wüsteneyen sind, giebt es noch eine grosse Menge von ihnen. Zu ihren Feinden gehören die Luchse, die man in diesem Lande findet, welche mit unsern in Schweden so genannten Wolfluchsen * von einerley Art sind. Diese klettern hinauf in die Bäume, und wenn der Hirsch unter denselben gehet: so werfen sie sich auf ihn, spannen sich fest, beissen und zerfleischen ihn, saugen das Blut aus, und verlassen ihn nicht eher, als sie ihn umgebracht haben.

Man wurde verschiedene **Löcher in der Erde**, sowohl auf den Anhöhen als auf ungebaueten Feldern und Brachäckern gewahr. Diese Löcher waren rund, und mehrentheils von der Grösse, daß ein Finger oder auch der Daumen darin Raum finden konnte. Sie giengen fast senkrecht in die Erde, und waren theils von Mistkäfern, theils von grossen Angelwürmern gemacht worden. Da wo die Pferde ihren Mist hatten fallen lassen, und wenn es gleich auf dem hartesten Wege war, hatten die Mistkäfer ganz tief in die Erde darunter gegraben, so daß ein grosser Erdhaufe neben bey lag. Dieser Löcher bedienten sich nachher andere Insekten, vornehmlich die Gras-

* Warglo.

Grashüpfer und Eikaden. Denn wenn man diese Zeit einige Löcher aufgrub, fand man gemeiniglich unten einen oder mehrere Junge von diesen Insekten, welche noch nicht völlig ihre rechte Gestalt erlangt hatten.

Vom neunzehnten. Des Morgens begab ich mich in Gottes Namen von Racoon, welches ein Kirchspiel in dem ehemahls so genannten neuen Schweden ist, und noch größtentheils von Schweden bewohnt wird, um mit meiner Reise nach Norden zu eilen. Ich war zuerst willens im Anfang des Aprils zu reisen: ich fand es aber, vieler Ursachen wegen nicht rathsam. Es war zu der Zeit kein Laub hervor, und kaum liessen sich einige Blumen sehen. Ich wußte nicht, was für Kräuter an diesem Orte im Frühling vorhanden wären; denn diejenigen, so im Herbste hervorkommen, sind von den Frühlingspflanzen ganz unterschieden. Von den Schweden hatte ich in diesem Winter sowohl den oekenomischen als medicinischen Nutzen von vielen Gewächsen vernommen, denen sie unbekannte Namen gaben. Sie konnten mir sie aber dazumahl nicht zeigen, weil sie nicht aufgewachsen waren. Und aus ihren unzureichlichen und fehlerhaften Beschreibungen war ich nicht einmahl im Stande zu errathen, was sie für Kräuter meinten. Wäre ich nun so zeitig abgereiset, so würde ich von allen diesen Sachen in Ungewißheit geblieben seyn. Daher hielt ich für das rathsamste, etwas in dem Frühlinge daselbst zu verweilen, um so viel mehr, da ich doch Zeit genug hatte, meine Reise nach der nördlichen Seite zu unternehmen.

Neben dem Wege lag an einer Stelle eine von den Schlangen, welche die Engländer Black-Snake und die

die Schweden Swart=orm nennen. Wir schlugen sie todt, und maßen ihre Länge, welche eben drey Schwedische Ellen ausmachte. Diese Schlange ist ihrer Gestalt und verschiedener Eigenschaften nach, von Catesby * beschrieben, und in der natürlichen Farbe vorgestellt worden. Ich will hier eines und das andere, das ich von ihn aufgezeichnet habe, einrücken. Ihre Länge ist verschieden, doch sind die erwachsenen gemeiniglich drey Ellen lang: sie ist aber doch sehr schmal. Die dickeste, die ich gesehen habe, war da, wo sie über den Körper die größte Breite hatte, kaum drey Querfinger dicke. Oberhalb ist sie der Farbe nach schwarz, woher sie auch den Namen erhalten hat, glänzend und sehr schlüpfrig; unter dem Kinn weiß, und schlüpfrig; unter dem Bauch weißlich, so daß die Farbe auf blau stößt, glänzend und sehr glatt und schlüpfrig. Es dürfte Abänderungen von ihnen geben. Eine von achthalb Viertelellen der Länge nach, hatte 186 Bauchschilde ** und 92 halbe Schwanzschilde, welches ich nach mehrmahls wiederholter Rechnung so befand. Bey einer andern von der Länge von 7 Viertelellen, zählte ich 184 Bauchschilde und blos 64 halbe Schwanzschilde, ebenfalls nach wiederholter Rechnung. Möchte wohl in ihrer Jugend ein Theil des Schwanzes abgeschlagen, und das Ende hernach wieder zugeheilet seyn? Dieses kann wohl bisweilen geschehen.

Von dieser schwarzen Schlange findet man hier zu Lande eine Menge. Sie ist eine von den Schlangen, welche

* Man sehe s. *Nat. Hist. of Carol. Vol. II. p.* 48. *t.* 48, woselbst er Anguis niger genannt wird.

** Segmenta abd.

welche erst im Frühling hervorkriechen; wobey sie biswei-
len so hintergangen wird, daß sie, wenn warme Witte-
rung einfällt, ganz zeitig sich zeiget. Wenn es aber
gleich darauf kalt wird, so friert sie so, daß sie ganz
steif wird, und erstarrt auf der Erde, ja bisweilen auf
dem Eise selbst, liegen bleibt. Sie hatten sie zuweilen
wenn sie erfroren auf dem Eise gelegen, zu sich genom-
men, und sie vor dem Feuer gesetzet, da sie dann nach
einer kleinen Stunde wieder lebendig geworden ist. Ja
es hat sich zugetragen, daß sie, wann zur Neujahrszeit
einige wider die Gewohnheit warme Tage eingefallen sind,
verleitet worden, aus ihrem Winterneste, aber zu ihrem
Unglück, hervorzukriechen. Gemeiniglich kommt sie hier
zu Ende des Merzen, nach dem alten Stil, hervor.

Unter allen Schlangen, die man hier antrift, ist
diese die geschwindeste. Denn sie fährt so fertig hin,
daß ein Hund sie kaum erhaschen kann. Daher ist es,
wenn sie bisweilen Menschen verfolget, beynahe unmög-
lich, ihr zu entkommen. Das Glück aber dabey ist, daß
ihr Biß nicht giftig oder gefährlich ist. Denn viele sind
von ihr im Walde gebissen worden, sie haben aber kaum
mehr Ungelegenheit davon verspüret, als wenn sie sich
eben so stark mit einem Messer verwundet hätten. Die
verwundete Stelle bleibt blos einige Zeit etwas empfind-
lich. Sie verursacht sonst keinen Schaden, ausgenom-
men im Frühling, wenn sie in ihrer Brunst ist. Denn
wenn jemand ihr sodann hinderlich ist, wird sie so erzürnt,
daß sie dem Menschen mit allen Kräften nachsetzt. Be-
kommt sie dann einen furchtsamen vor sich, so ge-
räth er in grosse Noth. Ich habe verschiedene gekannt,
welche

welche bey einer solchen Gelegenheit ihr so stark zu ent-
laufen gesucht haben, daß sie geglaubet, ihnen würde
der Athem vergehen, indem die Schlange, so geschwind,
als ein Pfeil, hinter her gejagt hat. Wofern man sich
dann so gut fassen kann, daß man, wenn entweder die
Schlange zuerst im Rennen ist, oder indem man aus dem
Wege läuft, mit einem Stock oder sonst einer Sache sich
zur Gegenwehr setzet; so kehrt sie gerne um, und er-
greift selbst die Flucht. Bisweilen aber ist sie doch so
kühn, daß sie dem ohngeachtet ganz auf einen zu rennt,
und nicht eher stehen bleibt, bis sie einen guten Streich
bekommen hat. Es wurde von allen versichert,
daß sie sich, wenn sie einen einholet, der bestän-
dig vor ihr wegläuft, und nicht Muth hat, sich zur Ge-
genwehr zu setzen, um seine Füsse schlingt, so daß derje-
nige, der da fliehet, nicht mehr laufen kann, sondern
umfallen muß; alsdenn soll sie ihn einige mahl in das
Bein, oder was sie sonst zu fassen bekömmt, beissen, und
hernach ihre Wege wieder fahren. Ich will zwey Erzäh-
lungen anführen, welche dieses bestärken. Doctor Col-
den berichtete mir, als ich mich in Neu-York aufhielt
daß er im Frühling des Jahres 1748 auf seinem Gut
auf dem Lande verschiedene Arbeitsleute gehabt hätte, un-
ter denen einer gewesen ist, der kurz vorher von Europ
hieher gekommen war, und also nicht viel von den Ei-
genschaften der Schlange wußte. Als die andern Ar-
beiter eine grosse schwarze Schlange sich mit dem Weib
gen paaren sahen, verleiteten sie den Fremden dahin z
gehen und sie zu tödten. Dieß wollte er auch mit eine
kleinen Stabe bewerkstelligen. So bald er aber beynah
dahin kam, wo die Schlangen lagen, wurden sie ih
gewah

gewahr, da dann das Männgen erbittert sein Vergnügen verläßt, und wie ein Pfeil gegen den Kerl losfährt. Dieser, der nichts weniger als eine solche Herzhaftigkeit bey der Schlange erwartete, wirft erschreckt den Stock von sich, und fängt an so stark, als er kann und vermag, zu laufen. Die Schlange setzt ihm nach, erhascht ihn, windet sich zu mehrern mahlen um seine Beine, so daß der Kerl umfiel und aus Schrecken bald seinen Verstand verlohren hätte. Er wurde der Schlange nicht eher los, bis er endlich so viele Entschliessung gefaßt hatte, daß er sein Messer hervor nahm, und sie an zwey bis drey Stellen quer abschnitte. Die andern Arbeitsleute sahen dieses Spiel mit Vergnügen an, ohne ihm den geringsten Beistand zu leisten, sondern lachten nur dazu. Verschiedene in Albany erzählten mir eine Sache, die sich mit einer Jungfer zugetragen hat, welche im Sommer zugleich mit andern Mädgen vor der Stadt gieng, und ihren Neger oder schwarzen Sclaven mit sich hatte. Sie setzte sich in dem Walde an einem Orte nieder, da die andern herumliefen, und ehe sie sichs versahe, kommt eine schwarze Schlange, die in ihrem Liebesgeschäfte gestöret worden, und läuft unter ihren Rock, und schlägt sich mitten um den Leib, so daß das Mädgen aus Schrecken und wegen des Klemmens der Schlange umfällt und ohnmächtig wird. Der Neger trat hinzu, und wie er sie in diesem Zustande fand, so hebt er, entweder weil er besorgt hat, daß eine schwarze Schlange auf sie gerathen wäre, oder weil er die Mittel, der sich einige bedienen, um einen in Ohnmacht gefallenen wieder zu recht zu bringen, hat gebrauchen wollen, ihren Rock auf, und findet eine Schlange da, welche sich um ihren Leib so dichte als möglich ge-

schlun-

schlungen hatte. Der Neger war nicht im Stande, sie los zu machen, ohne sie abzuschneiden, worauf das Mädgen endlich wieder zu sich kam. Weil sie aber der Neger bey der Gelegenheit zu nahe beschauet hatte: konnte sie ihn niemals mehr vor ihren Augen leiden, sondern sie bekam eine gleichsam auszehrende Krankheit, und starb endlich. Zu andern Zeiten im Jahr ist diese Schlange geneigter wegzulaufen, als auf die Leute los zu fahren. Doch hörte ich verschiedene versichern, daß sie gleichfalls weit im Sommer, und wenn sie nicht mehr in ihrer Brunst ist, die Leute, insonderheit Kinder verfolgt, nemlich alsdann, wenn sie merkt, daß man bange ist, und vor ihr fliehet. Ja verschiedene behaupteten und beruften sich auf ihre eigene Erfahrung, daß man sie bisweilen reizen kan, sich zu verfolgen, wenn man etwas auf sie wirft, und darauf zu laufen anfängt. Ich kan dies nicht füglich in Zweifel ziehen, indem ich es von so vielen glaubwürdigen Leuten vernommen habe: mir aber hat es niemals glücken wollen. Ich habe allezeit, wenn ich sie wahrgenommen, theils wegzulaufen angefangen, theils etwas auf sie geschlenkert, und darauf bin ich aufs eiligste weggesezt: ich habe sie aber niemals vermögen können, nachzukommen. Ob sie mich für einen arglistigen Versucher angesehen, oder was daran mag Schuld gewesen seyn, weiß ich nicht. Sie ist im Gegentheil gemeiniglich aus allen Kräften, wie ein Pfeil von mir weggefahren.

Fast alle hier im Lande legten dieser Schlange eine solche Kraft, die Vögel und Eichhörner zu bezaubern, bey, wie ich an verschiedenen Stellen meiner Reisebeschreibung,* angemerkt und beschrieben habe. Wenn nehmlich

* In dem 2ten Theil auf der 213ten, 457sten u. d. folg. Seite.

lich diese Schlange unter einem Baum liegt, und auf einen Vogel oder ein Eichhorn, das oben sitzet, ihre Augen gerichtet hat: so muß es von dem Baum herab kommen, und ihr gerade in den Schlund fahren, da sie es denn verschluckt. Ich weiß nicht, was ich hievon urteilen soll. Ich habe es niemahls selbst gesehen. Doch habe ich in meinen Tagbuche einige zwanzig Personen aufgezeichnet, und unter denen verschiedene von den allerglaubwürdigsten Männern, die man jemahls finden kann, welche dieß mit einem Munde, obgleich öfters an weit von einander getrennten Orten, berichtet. Sie haben mir auf ihre Ehre versichert, daß sie mit eigenen Augen gesehen, (und zwar einige zu verschiedenen mahlen) wie diese schwarze Schlange Eichhörner und Vögel, die oben in den Bäumen gesessen, bezaubert hätte, indem die Schlange unten gelegen, und ihre Augen steif auf den über ihr sitzenden Vogel oder Eichhorn, gehalten, da das Thier dann gewinselt und einen kläglichen Laut von sich gegeben hätte. Der Laut des Eichhorns oder Vogels soll bey dieser Gelegenheit so winselnd seyn, daß man, ehe man sie wahrnimmt, blos daraus mit Zuverläßigkeit schliessen kann, daß die Schlange im Begriffe ist, sie zu bezaubern. Das Eichhorn oder der Vogel fährt mit einem solchen Jammer auf und nieder in dem Baum, und kommt der Schlange immer näher, welche ihre Augen unbeweglich auf ihn gerichtet hat. Es scheint, als wenn diese armen Thiere durch das Laufen oder Hüpfen aufwärts in dem Baume suchen sollten, der Schlange zu entkommen: es ist aber, als wenn sie etwas zurückzöge. Sie müssen gleich wieder herunter, und jedesmahl, wenn sie zurückkehren, nähern sie sich ihrem

Feinde mehr, bis sie endlich unter einem ängstlichen Winseln genöthigt werden, in ihren Mund hinein zu hüpfen, welcher zu dieser Absicht weit offen stehet, und sehr groß ist; und darauf verschluckt dieselbe sie allmählig. Es springen beides Eichhörner und Vögel beständig in Menge fast ohne alle Furcht, in den Wäldern, auf der Erde herum, wo Schlangen oft einen Hinterhalt stellen, und wo ihnen sehr leicht fällt, diesen Thieren und Vögeln einen tödtlichen Hieb zu geben. Daher scheint es, als wenn diese so genannte und vermeinte Bezauberung auf die Weise ausgedeutet werden könnte, daß das Eichhorn und der Vogel vorhero von der Schlange eine tödtliche Wunde bekommen; und daß die Schlange, die ihres Hiebs gewiß gewesen, deswegen liegen bleibt, weil sie versichert ist, daß das verwundete Thier alsdann vergiftet worden, oder von ihrem heftigen Bisse Schmerzen verspüret, und daß es zuletzt genöthiget seyn werde, sich immer näher und näher zu ihr hinzuziehen. Der ängstliche Laut dürfte von dem Schmerze, welchen das Gift oder der Hieb verursacht, herrühren. Dagegen möchte man aber einwenden, daß der Biß dieser schwarzen Schlange nicht giftig sey. Ueberdem könnte man denken, daß, wofern sie einem Vogel oder Eichhorn so nahe gekommen wäre, daß sie ihnen einen tödtlichen Biß gegeben, sie dieselben eben so leicht hätte fest halten können, ohne sie auf den Baum hinauf zu lassen. Oder sie hätte sich nach ihrer gewöhnlichen Art in der Eil um sie herum winden, und sie, wie sie es bisweilen bey den Hühnern zu machen pflegt, zu Tode drücken oder ersticken können. Das vornehmste aber, welches macht, daß man die vorige angezeigte Auslegung nicht für zureich-

reichlich annehmen kan, ist dieses, daß die glaubwürdigsten Personen heilig betheuret haben, daß, wenn sie bisweilen die Bezauberung eines Vogels oder Eichhorns von der Schlange angesehen haben, und es endlich so weit damit gekommen gewesen, daß das arme Thier in den Rachen seines Verfolgers hat hinein rennen sollen: sie nicht allezeit Herz genug gehabt haben, es so weit gehen zu lassen, sondern alsdann zuletzt die Schlange erschlagen haben. Kaum haben sie der Schlange einen recht tödtlichen Schlag geben können: so hat der zu seinem Untergange schon bestimmte Vogel, oder Eichhorn sein Jammern eingestellt, und sie sind gleichsam plötzlich von dem Netze, das sie gefangen gehalten, befreyt worden. In eben dem Augenblick sind das Eichhorn und der Vogel, wie ein Pfeil entflohen, als wenn das Feuer hinter ihnen her gewesen wäre. Einige sagten, daß, wenn sie nur einigermassen, während der Bezauberung, die Schlange berühret, so daß sie sich hat umsehen, und die Augen von dem Eichhorn oder Vogel abkehren müssen, diese Thiere ohne Verzug, als wären sie aus ihrer Schlinge entlassen, davon geflohen wären, ohne in einer weiten Entfernung stehen zu bleiben. Warum sollten diese in der Eile nun, und nicht eher, sich wegbegeben? Wären sie vorhero von der Schlange entweder vergiftet oder so stark gebissen worden, daß sie nicht mehr von dem Baume wegzukommen vermocht haben, sondern der Schlange immer näher und näher schreiten müssen: so würden sie ja nicht durch das Umbringen oder Berühren der Schlange, neue Kräfte gegen die tiefe Wunde, die ihnen beygebracht worden, gesammlet haben. Es scheint daher, daß die auf sie

M 2 gerich=

gerichteten Augen der Schlange, sie vorher bezaubert oder gefesselt haben. Dieses aber muß einem doch beides ungereimt und unbegreiflich vorkommen, ob es gleich von vielen der allerglaubwürdigsten Personen erzählet, und hier zu Lande fast von allen für so gewiß gehalten wird, daß, wer es hier in Zweifel ziehen will, sich nur dem Gelächter von allen blosstellt. Es mögen daher andere diese Sache genauer untersuchen.

Sie beißt die kleinern Frösche todt, und ißt sie auf. Wenn sie über die Eyer sowohl von Hühnern, als andern Vögeln geräth, haut sie Löcher in dieselben ein, und saugt alles, was darin ist, aus. Wenn die Hühner über den Eyern liegen, schleicht sie sich in das Nest ein, windet sich um das Huhn, und zerdrückt es, und saugt die Eyer aus. Herr Bartram berichtete, daß er diese Schlange oft in die höchsten Bäume nach Vogeleyern und Jungen hinauf kriechen gesehen, und daß sie immer mit dem Kopfe voran gegangen, wenn sie sich wieder hinunter hat begeben wollen. Ein Schwede erzählte mir, daß eine von diesen Schlangen einmahl den Kopf von einer ihm gehörigen Henne in ihrem Rachen gehabt, und sich übrigens so vielmahl um sie herumgeschlungen, daß sie nicht aus der Stelle kommen können, sondern nothwendig ihr Leben habe zusetzen müssen, wenn der Mann ihr nicht zu Hülfe gelaufen wäre, und die Schlange umgebracht hätte. Sie war nachdem gleich gesund, als vorher.

Nach Milch soll diese Schlange sehr begierig seyn, so daß es schwer ist, wenn sie sich an einen Milchkeller gewöhnt hat, sie davon abzuhalten. Man hat sie Milch

aus

aus einer Schale mit Kindern essen gesehen, ohne daß sie dieselben gehauen oder gebissen hätte, obgleich die Kinder bisweilen sie mit dem Löffel auf den Kopf geschlagen, wenn sie gar zu begierig die Milch mit ihnen hat theilen wollen. Ich habe sie nicht zischen gehört. Sie soll sich fast mehr als zur Hälfte an dem Ende erheben können, um sich herum zu sehen. Sie läßt jährlich ihre Haut von sich, welche man für sehr gut gegen den Krampf hält, wenn man sie entweder an einen Gürtel, oder an die Hosen- oder Rockqueder anneht, und beständig an dem Körper träget. Diese Haut soll auch mit Nutzen einer Kuhe zerhackt eingegeben werden, wenn sie, nachdem sie gekalbet hat, nicht gereinigt worden ist.

Der **Rocken** fieng nun zu blühen an.

Wie groß die Verschiedenheit bey den Pflanzen und dem Erdreiche ist, welche von Bächen u. s. f. veranlasset wird, habe ich oft bey meinen Reisen mit Verwunderung gesehen. Oefters ist ein Bach nicht grösser, als daß man über ihn weghüpfen kann; und dennoch sind bisweilen ganz andere Gewächse auf der einen Seite, als auf der andern, befindlich. Daher erwartete ich fast jederzeit, wenn ich zu einem grossen Bach oder Strom kam, eine Blume zu sehen, die ich vorher nicht wahrgenommen hatte. Ihre Saamen werden mit dem Wasser von entlegenen Orten herunter geführet worden seyn. Dabey aber ist auch die Erde nicht selten auf der einen Seite des Bachs oder des Stroms von ganz anderer Art, als auf der andern, so daß sie, wenn sie auf der einen Seite fett und fruchtbar, auf der andern trocken, sandig und mager ist. Ein Fluß

kann dennoch einen noch grössern Unterscheid verursachen. So sehen wir, was für eine grosse Verschiedenheit zwischen Pensylvanien und Neu-Jersey, welche Landschaften von dem Fluß Dellaware getrennt werden, statt findet. In Pensylvanien besteht der Boden aus Staub-erde, die mit Sand und Thon vermischt, und sehr fett und fruchtbar ist; und oben in dem Gehölze ist das Land daselbst verschiedentlich ziemlich bergigt und steinigt. Im Gegentheil besteht der Boden in Neu-Jersey vornehmlich aus einem magern und dürren Sande, und ist nicht sehr fruchtbar, ausgenommen an gewissen Orten. Selten trift man da einen Stein, viel weniger Berge an. In jener Landschaft erblickt man selten eine Tanne; in dieser sind ganze Wälder davon voll.

Des Abends kam ich in Philadelphia an.

Vom zwey und zwanzigsten. Die von den Engländern so genannten **Locusts**, oder eine Art von Grashüpfern, fiengen in der vorigen Nacht und hernach heute aus ihren Löchern in der Erde zu einer erstaunlichen Menge an, hervor zu kriechen. So bald einigermassen ihre Flügel trocken waren, und sie sich zurechte hatten bringen können; stimmeten sie ihr Gesänge an, so daß der, welcher in den Wäldern reisete, nichts anders wußte, als daß er sein Gehör verlieren würde. In diesem Jahr gab es hier eine erschreckliche Menge. Ich habe in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften * eine umständliche Nachricht von ihnen, von ihrer Lebensart und Eigenschaften u. s. f. geliefert.

Es

* Man sehe das Jahr 1756, auf der 101sten Seite, nach der Schwedischen Ausgabe.

Es ist daher überflüßig, dasselbe hier wiederum beyzubringen: sondern ich verweise den geneigten Leser nach dem angezeigten Orte.

Vom fünf und zwanzigsten. Der **Tulpenbaum** blühete nun zum besten. Die Blumen sind den Tulpen ähnlich, und sehen sehr schön aus. Ob sie aber gleich sich nicht durch einen besondern Geruch empfehlen: so war es doch ein Vergnügen, Bäume, die der Grösse und Höhe nach, unsern größten Eichen nichts nachgeben, mit Blumen dicht besetzt zu sehen, die in der Entfernung den Tulpen ähnlich waren.

Ein unbewafneter fast olivenfarbener **Käfer**, bey dem die Nath und der Rand der Flügeldecken schwarz, und die Lenden dunkelbraun waren, * befand sich häufig auf den Blumen des Tulpenbaums. Ob sie das Saamenmehl gesammlet, oder sich begattet, oder was sie mögen vorgenommen haben, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Ich sahe hernach weiter in dem Sommer, daß eben dieser Käfer, als die Maulbeere zur Reife kamen, tiefe Löcher in sie hinein gegraben, entweder um sie zu essen, oder dahin seine Eyer zu legen. Ich fand auch nachgehends, daß sie in gleich grosser Menge sich in den Blüthen der Magnolia einquartieret hatten.

Die **Erdbeere** sahe man nun an vielen Stellen völlig reif auf den Anhöhen.

Die **Kirschen** führten die Landleute jetzt ganz reif in die Stadt. Es waren deren aber nur einige we-

 nige

* *Scarabaeus* inermis suboliuaceus, elytrorum sutura et margine nigris, femoribus fuscis.

nige auf einem Teller zur Neubegierde, woraus man doch hinlänglich auf das Climat einen Schluß machen konnte.

Vom sechs und zwanzigsten. **Travado** oder **Travat** nannte man hier eine besondere Art Sturm. Ein solcher fand sich heute ein. Denn des Abends um 10 Uhr, als der Himmel ganz klar war, kam ein dickes, ganz schwarzes sausendes Gewölke mit dem Winde aus Südwest. In der Luft war es sonst ganz still, und spürte man keinen Wind. Wir konnten aber die Annäherung dieses Gewölkes aus dem starken Sausen, Getöse und Winde, den wir in dem Walde aus Südwest vernahmen, und der immer stärker wurde, je näher er uns kam, lange vorher sagen. Wie es endlich angekommen war, hatte es einen heftigen Wind und Sturm in der Folge, welcher nach dem Striche, den er gieng, schwächere Zäune umwarf, und sie ein langes Stück mit sich wegführte, und verschiedene Bäume zerbrach. Darauf folgte ein ziemlicher Regen, wodurch der Sturm gedämpfet wurde, und alles zu der vorigen Stille gelung. Ein solcher Travado kommt hier oft im Sommer, und hat den Vortheil mit sich, daß er die heisse Luft abkühlt. Er verursacht aber auch oft genug Schaden. Mehrentheils ist er mit einem starken Donner und Blitz vergesellschaftet. So bald er vorüber ist, wird es gleich so klahr als vorher.

Vom acht und zwanzigsten. Die **Magnolia** stund jetzt in voller Blüthe. Die Blumen derselben geben einen sehr angenehmen Geruch von sich, der diejenigen, welche um diese Zeit in dem Gehölze, vornehmlich

des

des Abends, giengen oder reiseten, über die maßen erquickte und vergnügete. Als nachgehends die wilden Weinranken blüheten, so war ihr Geruch nicht viel schlechter. Verschiedene andere Blumen halfen auch die Luft mit ihren angenehmen Düften erfüllen.

Die schmahlblätterige Kalmia * blühete jetzt durchgehends. Sie wächst gemeiniglich auf Sandheiden, oder andern dürren magern Stellen, wo wenig andere Gewächse fort wollen. Hier in Pensylvanien, insonderheit aber in Neu-Jersey, ist sie ziemlich gemein, so wie auch in der Provinz Neu-York: in Canada aber wird sie seltener. Sie behält hier ihr Laub den Winter über. Sie ist eine Zierde zwischen den Gebüschen, wenn sie blühet. Die Blumen sitzen fast wie in einer Krone, und haben eine schöne helle Purpurfarbe, aber unten in dem Boden siehet man einen Kreis von einer ganz dunkeln Purpurfarbe, und innerhalb diesem ist die Blumenkrone gräulich oder hell. Die Gestalt der Blume hat mit den ründlichen und in verschiedene Falten zusammengedrückten Schalen unserer Vorfahren eine Aehnlichkeit. Die Blumen sitzen, wie ich schon gemeldet, in Kronen oder Büscheln oben rund um den Stamm herum, so daß der Stamm zu der Zeit wie eine ausgeschmückte Pyramide aussieht. Von den Engländern wurde diese Pflanze in Neu-York **Dwarf Laurel** genannt. Sie hat eben die Eigenschaft, wie ihre Schwester, die breitblätterige Kalmia, nehmlich, daß sie Schaafen und andern kleinen Thieren, wenn sie etwas

* Der Herr Ritter Linnäus giebt ihr den Namen Kalmia angustifolia, *Spec. Plant. p.* 391.

reichlich davon essen, das Leben nimmt. Ob sie dem grössern Vieh eben so schädlich ist, kann ich nicht sagen. Uebrigens schreibet man ihr keinen besondern Nutzen zu, nur daß sie eine kleine Augenweide ist, so lange sie in Flor stehet.

Die **breitblätterige Kalmia** * stund gleichfalls jetzt überall in ihrem Schmuck oder der besten Blüthe. Sie eifert diese Zeit in Ansehung der Schönheit der Blumen mit ihrer Schwester, der nächstvorhergehenden. ** So sehr aber diese beiden prahlen können, wenn die ungemeine schöne Farbe und Gestalt der Blumen in Erwägung gezogen wird: so wenig haben sie Ursache sich zu erheben, wenn man einen angenehmen Geruch, so wie etwa die Magnolia besitzt, bey ihnen suchen wollte; denn sie haben so gut als keinen. Mit einer solchen Sparsamkeit und Haushaltung theilt der grosse und allweise Schöpfer seine Gaben aus. Niemand bekömmt sie alle, ein jeder erhält die seinige, und niemand bleibt ohne sein Loos!

Vom dreyßigsten. Als im May eine grosse Menge von **Herrnhutern** von Europa nach Neu-York herüberkamen, so führten sie, unter ihren Bekehrten ein paar Grönländer mit sich. Die andern hier in Amerika sich aufhaltenden Herrnhuter, sandten alsbald einige von ihren Brüdern aus Philadelphia dahin, um sie zu bewillkommen. Unter diesen befanden sich sowohl ein paar Indianer von denen Wilden, welche sie zu ihrer Lehre

* Kalmia latifolia *Linn. Spec.* 391.

** Ich habe ihrer mit mehrern in dem 2ten Theile auf der 477sten Seite gedacht.

Lehre hier im Lande bekehret hatten, als auch ein paar von Surinam in dem südlichen Amerika. Von allen diesen drey Arten von bekehrten amerikanischen Heiden, nehmlich aus Grönland, dem nördlichen und südlichen Amerika, kamen nun einige in Neu-York zusammen. Ich hatte selbst nicht Gelegenheit, sie zu sehen. Es meinten aber alle, die sie gesehen, und mit denen ich davon gesprochen habe, daß sie ganz deutlich beobachtet hätten, daß diese drey verschiedene Arten von Amerikanern, ob sie gleich von so weit von einander entferneten Oertern gekommen waren, dennoch in den meisten Stücken ähnliche Gesichtszüge und Gestalt gehabt hätten; nur wären die aus Grönland etwas kleiner gewesen. Und hieraus wollten sie schliessen, daß diese drey Arten von Heiden in vorigen Zeiten von einem und demselben Nachkommen des Noah, ja von einem noch nähern Stammvater entsprossen wären. Wie weit ihre Gedanken gegründet waren, kann ich nicht entscheiden.

Ich aß heute zum ersten mahl **reife Kirschen.** Sie fiengen auch nun an, gemeiner und wohlfeiler zu werden.

James wurde eine Art Wurzeln genannt, welche die Leute in dem wärmsten Theil von Amerika stark zum Essen pflanzen, so wie wir es mit den Poteten machen. Heute schmeckte ich sie zum ersten mahl bey dem Herrn Franklin. Man hat noch nicht versucht, sie hier zu pflanzen, sondern sie waren mit Schiffen aus Westindien oder dem heissesten Theil von Amerika hieher geführt worden. Und daher ißt man sie hier als eine Seltenheit. Sie sind der Farbe nach weiß, und schmecken fast wie

die

die gemeinen Poteten, ja kaum so gut; so daß ich nicht der Mühe werth halte, sie bey uns zu pflanzen, wenn sie auch gleich hier fortkommen könnten. Es ist die **geflügelte Dioscorea.** *

Man macht hier Käse genug. Doch sollen sie nicht so gut, als diejenigen von England seyn, obgleich einige der Meinung seyn, daß diese, wenn sie alt werden, den erwähnten nichts nachgeben. Mir kam auch so vor, daß verschiedene Arten Käse, die man hier gemacht hatte, mit den Englischen von einerley Güte waren. Ein Mann von Boston in Neu-England berichtete, daß einige daselbst sehr schöne Käse machten; und soll ihre Heimlichkeit dabey darin bestehen, daß einige die Kühe von solchen Orten, wo salzes Wasser ist, mit Sorgfalt abhalten, welches vornehmlich von denjenigen, die an dem Meer wohnen, beobachtet wird. Denn der Käse soll bey weiten nicht so gut gerathen, wenn die Kühe da, wo das Wasser salzig, als wo es frisch ist, weiden können. Dieses dürfte aber eine genauere Untersuchung erfordern.

Vom ein und dreyßigsten. Zur Mittagszeit trat ich in Gottes Namen die Reise von Philadelphia in einer kleinen Jacht an, welche beständig, so lange der Fluß Dellaware offen ist, zwischen Philadelphia und Trenton hin und her gehet. Wir segelten dergestalt von Philadelphia den eben genannten Fluß unter einem guten Winde und schönen Wetter hinauf. Ab und zu hüpfte eine Art grosser Fische, welche die Engländer **Sturgeons** nennen, und zum Störgeschlechte gehöret, oft

* Dioscorea alata, *Linn. spec. pl.* 1033.

oft zur Höhe einer Klafter aus dem Wasser heraus. Diese Fische sahen wir den ganzen Tag so hüpfen, bis wir nach Trenton kamen, woselbst wir den Fluß Dellaware verliessen. Das Land war nun anfänglich nach der Seite von Pensylvanien niedrig: aber nach der Seite von Neu-Jersey war es erhabener von steilen, obgleich nicht sehr hohen Sandufern. Auf beiden Seiten des Flusses wurde man eines hohen Laubwaldes gewahr.

Das Wetter war fast diesen ganzen Monat, wenn der Regen einigermassen ausblieb, so beschaffen, daß es den Vormittag still war, aber gleich nach Mittag ein wenig, und bisweilen stärker, zu blasen anfieng. Eben so war es fast täglich des Vormittags klar, aber nach Mittag wurde es etwas trüb, doch ohne zu regnen.

Die Anhöhen neben dem Flusse waren hernach bald höher, bald niedriger. Hie und da nahm man kleine Häuser im Walde neben dem Ufer, und bisweilen ein und anderes hübsches Steinhaus wahr. Der Fluß wurde auch nun weit schmäler. Um drey Uhr nach Mittag segelten wir Burlington vorbey.

Burlington, welches die Hauptstadt und die Residenz des Gouverneurs in Neu-Jersey ist, war eine kleine Stadt, welche 20 Englische Meilen von Philadelphia zur rechten Seite des Flusses, als wir hinauf segelten, lag. Die Häuser waren meistentheils von Stein gebauet, ob sie gleich ziemlich von einander abstunden. Die Stadt hat eine gute Lage, indem Schiffe von beträchtlicher Grösse ebenfalls da hinauf laufen können. Sie kann aber wegen Philadelphia doch niemahls ihren Handel recht hoch treiben. Denn der Be-

sitzer

sitzer dieser letztern hat ihr so grosse Vorzüge eingeräumet, wodurch sie jetzt schon so zugenommen hat, daß sie allen nächstgränzenden Städten den Handel entziehet. Das Haus des Gouverneurs in Burlington ist nur ein kleines Gebäude von Stein, welches dicht unten an dem Flusse liegt, und das erste Gebäude in der Stadt ist, das man erblickt, wenn man von Philadelphia kömmt. Bey der Ebbe und Fluth, welche in dem Fluß Dellaware ganz hinauf bis Trenton gehet, ist zu merken, daß wenn zur Zeit des Vollmonds das höchste Gewässer an dem Gestade bey Cape Hinlopen, zum Exempel um 9 Uhr des Vormittags stehet: so ist das höchste Gewässer oder die Fluth in Chester 10 Minuten nach ein Uhr des Nachmittags; in Philadelphia um 2 Uhr und 10 Minuten; und in Burlington um 3 Uhr und 10 Minuten nach Mittag. Dies sind Beobachtungen, die mir der Herr L. Evans mitgetheilt hat.

Die Ufer des Flusses waren nun mehrentheils hoch und steil nach Neu-Jersey hin; und bestunden aus einer blassen ziegelfarbenen Sanderde. Aber auf der Seite von Pensylvanien waren sie an den meisten Orten lang abhängig und bestunden aus einer schwärzlichen fetten Erde, die mit Glimmer vermischt war. Auf jener Seite sahe man dann und wann Tannenbäume, aber selten auf dieser, ausgenommen an einigen Stellen, wo sie durch einen Zufall von Jersey dahin geführt worden sind.

Gegen Abend, als es schon eine Weile Ebbe gewesen war, und sich der Wind gänzlich geleget hatte, konnten wir nicht weiter kommen, sondern musten unser Anker ohngefähr 7 Englische Meilen von Trenton fallen lassen.

lassen. Hier lagen wir die ganze Nacht. Das Gehölze war voll mit Feuerfliegen, welche in Menge als Funken zwischen den Bäumen, und bisweilen quer über den Fluß flogen. In den Wassersammlungen erregten die **Manteskühe** hin und wieder bey der Seite des Flusses ein greuliches Gebrülle und Blöcken, und es stimmeten öfters wohl über hundert zugleich und auf einer Stelle an. Den Vogel **Wipperiwill** hörte man auch überall.

Im Junius.

Vom ersten. Wir setzten des Morgens, nachdem es zu regnen aufgehört hatte, unsere Reise fort. Der Fluß Dellaware war hier sehr schmahl, und die Ufer daneben von eben der Beschaffenheit, wie wir sie gestern hatten, nachdem wir uns von Burlington entferneten. Gegen 8 Uhr des Vormittags langten wir zu Trenton an. *

Vom zweyten. Des Morgens reiseten wir von da weiter in einem Miethwagen. Diese sind gemeine offene Fuhrmannswagen, welche auf steinigen Gegenden fast Lunge und Leber bey einem herausschütteln können. Sonst haben einige von den Vornehmern die Gewohnheit mit eigenen Pferden zu reisen, wenn sie entweder in einem Wagen oder einer Chaise fahren, oder welches am öftersten geschiehet, reiten. Die Lage des Landes habe ich schon oben ** beschrieben. Die Aecker waren mehren=

* Man sehe den 2ten Theil auf der 363sten Seite.

** In dem 2ten Theile auf der 363sten und folgenden Seite.

mehrentheils mit Weitzen, Rocken, Mays, Haber, Hanf und Flachs besäet. An verschiedenen Orten sahen wir grosse Stücke von den Aeckern mit Hanf besetzt.

Wir fanden den ganzen Tag **Castanienbäume**, und zwar in ziemlicher Menge, in den Wäldern. Sie wuchsen oft auf einem ganz äusserst magern Boden, wo es weder zu naß, noch zu trocken war.

Die **Tulpenbäume** wurde man nirgends neben dem Wege gewahr. Doch berichteten die Leute, daß man sie hier verschiedentlich fände.

Der **Bieberbaum** * wuchs hin und wieder in den Morästen. Da er nun blühete und der Geruch der Blume einer der angenehmsten in der Welt ist: so konnte man in der Entfernung, ehe man zu den Morästen hinkam, seine angenehme Düfte erkennen. Man konnte oft, wenn man einem Moraste vorbey fuhr, diesen Baum nicht wahrnehmen: der herrliche Geruch des Baumes aber entdeckte doch, daß er in der Nähe stund.

Die **glatte Flammenblume** ** wuchs in ziemlicher Menge hie und da in dem Gehölze, und gab durch ihre rothen Blumen ein schönes Aussehen. Sie nahm hier die Oerter und das Erdreich ein, worauf bey uns in Schweden die Pechblumen *** und die zweyhäußigeren purpurfarbenen Kronnelken † wachsen. Auf nassen Stellen wuchs die **fleckige Flammenblume** †† häufig, welche

* Magnolia.

** Phlox glaberrima, Linn.

*** Lychnis Viscaria.

† Lychnis diuica purpurea.

†† Phlox maculata, *Linn.*

welche mit schönen rothen und wohlriechenden Blüthen angefüllt war. Diese vertrat auf niedrigliegenden Wiesen die Stelle der Guckgucksblume * bey uns. Wofern man hiezu die coccinellfarbene Bartsia, die Cardinal-Lobelia ** und die zweymächtige Monarda *** legt, welche alle hier im Lande wild wachsen: so findet man ohne Zweifel diejenigen hier, welche mit der schönsten Röthe, die man sich nur erdenken kann, geschmückt sind.

Der Sassafras war in dem Gehölze und neben den Zäunen gemein und häufig.

Die Häuser, denen wir vorbey fuhren, waren mehrentheils von Holz. An einem Orte beschäftigte man sich ein Haus aufzumauern, dessen Wände aus lauter Thon, wovon man auch hier die Backöfen bauet, gemacht wurden.

Der Buchweizen hatte schon von selbsten an verschiedenen Orten sich fortzupflanzen angefangen. Wir sahen den ganzen Tag einzelne Pflanzen davon, sowohl in dem Walde, als aussen auf den Feldern: aber doch allezeit an den Wegen; woraus man schliessen kann, daß er zuerst durch verstreuete Saamenkörner hieher gebracht worden ist.

Des Abends spät kamen wir in dem neuen Braunschweig an. †

Vom

* Lychnis Flos cuculi.

** Lobelia cardinalis.

*** Monarda didyma.

† Man kann die Beschreibung davon in dem 2ten Theil, auf der 369sten und folgenden Seite, lesen.

Vom dritten. Zu Mittag begaben wir uns von hier mit einer Jacht, welche nach Neu-York gieng, und den Fluß hinab segelte. Dieser hatte anfänglich zu beiden Seiten ziemlich hohe und steile Anhöhen aus dem rothen Steine, dessen ich schon an einem andern Orte * erwähnet habe. Hie und da stund auf dem erhabenen Ufer einer und der andere Landhof. Weiter unten zeigten sich zu beiden Seiten dicht an dem Flusse grosse Felder und Wiesen. Wir konnten nicht, wohin wir wollten, in dem Flusse mit unserer Jacht segeln. Denn er war verschiedentlich, und sogar bisweilen in der Mitte ziemlich seicht. Daher war auch der Weg, den wir durchfahren sollten, mit belaubten Zweigen angezeigt. Wir kamen endlich in die See, und sahen südwärts nichts als Meer vor uns: aber zur linken Hand hatten wir beständig das feste Land in einiger Entfernung von uns liegen. Als wir eben zu der Mündung des Stroms gelangten, hatten wir zwey Wege, die wir um nach Neu-York zu fahren, wählen konnten, nehmlich entweder innerhalb der Insel, dem Staate Eyland, oder ausserhalb derselben. Wir richteten uns nach dem Winde und der Witterung. Denn wenn es Sturm oder finsteres Wetter ist, wagt man nicht ausserhalb, wo das Meer selbst anstößt, zu segeln. Wir nahmen nun bey einem angenehmen Wetter den Weg ausserhalb, und ob wir gleich ein paar mahl in dem Grunde sitzen blieben, arbeiteten wir uns doch los, und kamen um 9 Uhr des Abends nach Neu-York; von welcher Stadt ich oben ** schon die Beschreibung geliefert habe.

Vom

* In dem 2ten Th. auf der 371sten u. d. folg. Seite.
** Man sehe den 2ten Th. auf der 388sten u. d. folg. Seite.

Vom vierten. Man fand hin und wieder in den Gärten **Weinranken**, welche sie sich zuerst aus den alten Ländern verschaffet hatten. Diese tragen fast jährlich eine Menge der schmackhaftesten Trauben. Wenn die Winter kalt sind, verfrieren sie und ersterben ganz bis auf den Boden: den nächsten Frühling aber schlagen neue Sprösse von der Wurzel wieder aus.

Die **Erdbeere** wurden nun täglich in die Stadt in grosser Menge zum Verkauf geführet. Man aß sie auf eben die Weise, als wir in Schweden, entweder für sich allein, oder auch mit süsser Milch, oder mit ein wenig Wein nebst Zucker begossen. Man brauchte sie auch zu Confitüren auf die gewöhnliche Art. Ein junger Engländer aus Jamaica berichtete, daß keine Erdbeeren daselbst wüchsen. Hier in Amerika haben sie gemeiniglich die Eigenschaft, daß die Beere an dem Kelche festsitzt, und nicht so leicht davon zu trennen ist, als bey unsern Schwedischen. Die Schlangen sollen nach diesen Beeren sehr begierig seyn. Ob es nun gleich deren an verschiedenen Stellen eine ziemliche Menge giebt, so kommen sie doch denjenigen, derer wir uns in Schweden und Finnland erfreuen können, bey weitem nicht nahe.

Clover oder der grosse rothe Klee, war hin und wieder auf den Anhöhen aussen vor der Stadt gesäet. Man war jetzt zum Theil mit dem Abmähen der Wiesen beschäftigt. Einige waren auch schon abgemähet, und der trockene Klee in Schobern geleget, um mit dem ersten weggeführet zu werden.

Die **Kirschbäume** hatte man häufig vor den Höfen neben der Landstrasse von Philadelphia bis Braunschweig gesetzet: hernach aber wurden sie ziemlich selten. Wie ich zu dem Staate Island, in der Provinz Neu-York kam, wurden sie wieder neben den Gärten sehr gemein. Es gab aber hier nicht so viel Abänderungen davon, als in Pensylvanien. Ich ward in der Provinz Neu-York sehr selten der schwarzen süssen, sondern meist der rothen sauren gewahr. Wenn ein Fremder einen Garten vorbey reisete, worin die Früchte reif waren, so war ihm erlaubt stehen zu bleiben, und ohne jemanden etwas zu sagen, hinein zu gehen, und so viel ihm beliebte, zu essen, wofern er nur nicht die Zweige zerbrach. Niemand, und sogar der kargeste Landmann, redte einen deswegen an. Denn er wußte, daß wenn er einen Reisenden davon abhalten würde, er nur lose Worte von ihm dagegen zu erwarten hätte. Ob gleich aber zwischen Braunschweig und dem Staat Island sehr wenige Kirschbäume vorhanden waren: so fand man doch desto grössere Aepfelgärten.

Vom sechsten. Verschiedene Standespersonen und Handelsleute hieselbst von 50 bis 60 Jahren, versicherten einstimmig, daß sie während der kurzen Zeit, da sie gelebet, ganz deutlich bemerket hätten, daß verschiedene Arten Fische jährlich an der Menge abnehmen, und daß sie jetzt bey weiten nicht so viele Fische als in ihrer Kindheit, erhalten könnten.

Rum, eine Art Branntwein, welche aus Zuckerröhren zubereitet, und sehr stark hier in dem nördlichen Amerika in den Englischen Pflanzstädten gebraucht wird, wurd

wurde von vielen für gesunder, als derjenige Branntwein, der aus Wein oder Getraidearten gemacht wird, gehalten. Um dieß zu bestätigen, führte man verschiedenes an. Sie sagten, sie hätten ein Stück frisches Fleisch in Rum, und ein anderes in Branntwein, der aus Getraide oder Wein gebrannt worden, geleget, und sie darin einige Monate gelassen. Als sie nun beide Stücke zugleich herausgenommen, soll dasjenige, so in Rum gelegen, fast wie vorher beschaffen, das andere aber in dem Branntwein, ganz zerfressen und durchlöchert gewesen seyn. Es dürfte aber der Versuch nicht eben so richtig seyn. Der Major Roderfort berichtete, daß er, als er mit den Truppen auf die Canadische Expedition gewesen, bemerkt hätte, daß wenn die Soldaten Branntwein einige Zeit getrunken oder gesoffen, sie gemeiniglich gestorben wären: hingegen hätte ihnen der Rum gar nicht geschadet, wenn sie sich gleich täglich, und noch länger als die andern, an ihm besoffen hätten.

Lang Island wird eine Insel genannt, welche gleich aussen vor und gerade gegen über Neu-York, an dem Meer selbst, lieget. Der nördliche Theil dieser Insel ist weit fruchtbarer, als der südliche. In vorigen Zeiten hat eine Menge von Indianern auf dieser Insel gewohnt: und findet man auch noch jetzt verschiedene von ihnen da, welche doch jährlich, indem sie davon wegziehen, abnehmen. Der südliche Theil der Insel ist zwar der magerste, dem Erdreiche nach. Dabey hat aber der allweise Schöpfer dieses durch eine Menge Austern, Hummern, Krabben, verschiedene Arten Fische, und vielerley Seevögel ersetzt, welche daselbst in weit

grösserer Menge, als auf der nördlichen Seite befind-
lich sind. Dieß ist auch die Ursache, warum die In-
dianer ehemahls vornehmlich diese südliche Seite zu ih-
rem Aufenthalte erwählt haben; indem sie insonderheit
von Austern, und demjenigen, was das Meer reichte,
lebten. Man kann annoch während der Ebbe bisweilen
in der Eile eine ganze Karre mit Austern, welche eine
einzige Fluth aus dem Meer auf das Ufer getrieben, an-
füllen. Ueberall auf der Insel findet man eine Meng
Austern- Muschel- und Schneckschalen, welche die In-
dianer in vorigen Zeiten, als sie von ihnen lebten, da-
hin geführt haben. Diese Schalen dienen den jetzigen
Einwohnern zu einem guten Dunge auf ihren Aeckern.
Der südliche Theil der Insel wird nunmehro zur Wiese,
und der nördliche zum Acker angewandt. Der Winte
soll auf der nördlichen Seite beständiger seyn, und de
Schnee im Frühling daselbst länger liegen bleiben, al
auf der südlichen. Das Volk ist hier sehr fruchtbar
und mehrentheils lang und stark gewachsen.

Vom zehnten. Zur Mittagszeit verliessen wi
Neu-York, und segelten mit einem stillen Winde de
Hudsonsfluß mit einer Jacht, die nach Albany gieng
hinauf. Auf diesem Fluß sahen wir den ganzen Nach
mittag einen Haufen kleiner Böte, welche von Neu
York zurückkehreten, wohin sie heute ihre Eßwaare
und andere Sachen, an denen sie wegen des starken Han
dels und der Menge von Leuten in dieser Stadt einen gu
ten Abgang haben, zum Verkauf gebracht hatten. De
Hudsonsfluß lief hier von Norden nach Süden, doc
stiessen einige hohe Erdzungen hin und wieder aus. Sei
Breite soll bey dem Anfange fünfviertel Englische M

len seyn. Taumler oder Purpoisses welzeten sich im Flusse. Das Land war anfänglich auf der östlichen, oder der Seite von Neu-York, voll mit steilen und hohen Anhöhen: aber auf der westlichen etwas lang abhängig und mit Gehölzen bedeckt. Doch erblickte man verschiedentlich auf beiden Seiten Höfe, die mit Aeckern umgeben waren. Die Erde, welche die steilen Ufer ausmachte, leuchtete einem mit ihrer blassen Ziegelfarbe in die Augen, und einige kleine Felsen von grauem Felsstein, rageten hie und da hervor. Ohngefähr 10 oder 12 Englische Meilen von Neu-York bekam das Land von der westlichen Seite des Flusses ein ganz anderes Aussehen. Denn hier stellten sich hohe steile Berge dar, deren Seiten gegen den Fluß senkrecht, und fast wie Pfeiler, stunden, und völlig den steilen Seiten der Berge Hall und Hunnebärg in Westgothland ähnlich waren. Bisweilen sahe man eine Ecke, wie bey einer Vestung herausgehen. Oben waren sie mit kleinen Eichen und andern Bäumen bewachsen. Eine grosse Menge grösserer und kleinerer Steine lagen neben dem Strande heruntergefallen. Diese hohlen steilen Berge liefen einige Englische Meilen auf der westlichen Seite des Flusses fort: aber auf der östlichen Seite gegen über, war das Land mehrentheils sehr erhaben, und bestund aus Stauberde, bisweilen auch aus einer Abwechselung von Hügeln und Thälern, die größtentheils mit einem Laubwald bewachsen waren. Doch liessen sich hin und wieder Höfe sehen. Auf den Anhöhen lagen an verschiedenen Stellen lose Steine ausgestreuet. Ohngefähr 12 Englische Meilen von Neu-York kamen uns Stöhre, die sich aus dem Wasser in die Höhe warfen,

aber die ganze Zeit vorher die gemeldeten Purpoissen, zu Gesichte. Weiter weg war das Land auf der östlichen Seite des Flusses stark angebauet, denn wir erblickten ab und zu eine Menge von schönen Höfen, die mit niedlichen Aepfelgärten und wohlgelegenen Aeckern, welche jetzt mit einem die Augen erfreuenden Getraide angefüllt stunden, umgeben waren. Ohngefähr 22 Englische Meilen von Neu-York entferneten sich die erwähnten hohen Berge, welche hier gleichsam einen hohen Rücken von Osten nach Westen über das Land gemacht hatten. Und darauf verwandelte sich die westliche Seite des Flusses in eine Vermischung von niedrigen Abhängen und kleinen runden Bergen. Das Land war hier so gut, als gar nicht bewohnt und angebauet. Die östliche Seite aber hatte eben das angenehme Aussehen, wie ich nun gesagt habe. Da wir eine kleine Weile, nachdem es finster geworden war, gesegelt hatten, warfen wir Anker, um so viel mehr, da auch die Ebbe anfieng, sehr stark gegen uns zu laufen. Und wir lagen hier die ganze Nacht still.

Vom eilften. Des Morgens, als das Wasser seine Richtung änderte, und der Fluß mit uns floß, setzten wir unsere Reise unter einem schwachen Winde fort. Wir kamen nun den Highlands Bergen vorbey, welche uns östlich lagen. Sie bestunden aus grauem Felsstein, waren sehr hoch und ziemlich steil, und mit Laubbäumen wie auch Tannen und rothen Wacholdern bewachsen. Auf der westlichen Seite des Flusses war das Land ganz voll von Klippen, die aber doch nicht die Höhe, wie auf der entgegengesetzten Seite, erreicht hatten. Wir

konnten

konnten nicht gut den Gipfel dieser östlich liegenden Berge wahrnehmen, indem sie ein dicker Nebel umhüllete. Man sahe auch keine neuangelegte Ländereyen oder Höfe an den Seiten, weil das Land wegen seiner vielen Klippen dazu untauglich war. Die Entfernung dieser Berge von Neu-York rechnete man auf 36 Englische Meilen.

Von den hohen Bergen stieg nun ein starker Nebel, so wie ein dicker Rauch eines Kohlmeilers, auf. Wir hatten noch einige Englische Meilen lauter niedrige Berge und Klippen auf der westlichen Seite, und auf der östlichen eine Abwechselung von höhern und niedrigern Bergen, und ab und zu Thäler, welche insgesamt mit kleinen Tannen, rothen Wacholderbäumen und Eichen bedeckt waren. Obgleich die Berge zunächst an dem Flusse gemeiniglich niedrig waren, so wurden sie doch immer höher, je weiter sie von demselben abstunden. Hernach kamen uns zu einigen Meilen nichts anders als sehr hohe gerúndete Berge und Thäler, die beide mit Waldungen bewachsen waren, wechselsweise vor. Die Thäler selbst waren auch nichts anders als niedrige Klippen und Felsen, die an vielen Stellen neben dem Flusse senkrecht gerichtet waren. Die Breite des Flusses war bisweilen 2 oder 3 Büchsenschüsse, mehrentheils aber nicht viel über einen, groß. Es hüpften ab und zu verschiedene Arten Fische in dem Wasser. Der Wind legte sich um 10 Uhr Vormittags, so daß wir uns mit Rudern forthelfen musten, weil die Fluth nun nicht mehr stark genug aufwärts gieng. An einem Orte sahen wir auf der westlichen Seite des Flusses ein roth bemahltes

hölzernes Haus, und man sagte, daß sich eine Sägemühle etwas höher hinauf befände. Aber ausser diesem nahm man diesen Vormittag nicht das geringste von einem Hofe oder angebauetem Lande wahr.

Das Wasser in dem Flusse schmeckte weiter nicht salzig. Doch sagte man, daß die Fluth bisweilen, insonderheit wenn ein Südwind wehet, das salze Wasser noch länger hinauf führete. An der Farbe des Wassers ließ sich auch eine Veränderung spüren; den es schien jetzt dunkler, als vorher, zu seyn.

Den **ersten Ursprung und die Entstehung der Flüsse** oder Ströme zu erklären, ist wohl eine schwere, wofern nicht ganz unmögliche Sache. Einige Flüsse haben wohl dann und wann von ohngefähr aus einer Wassersammlung hervorbrechen können, welche durch einen starken Regen oder einen andern Zufall dürfte zugenommen, und über ihren alten Rand ausgetreten seyn, oder welche sich auch auf andere Weise mag durchgeschnitten, und ihren Ausfluß nach niedrigern Gegenden durch solche Oerter, wo sie den geringsten Widerstand gefunden, gesucht haben. Dieß ist vielleicht die Ursache, warum verschiedene Flüsse in so vielen Krümmungen, sowohl über Felder von lauter reiner Erde, als auch da, wo Berge, Felsen und Steine ihren Gang ändern, fortlaufen. Es scheint aber dabey, daß einige ihren ersten Ursprung von der Schöpfung selbst herleiten, und daß der allweise Schöpfer damahls den Weg, den diese Gewässer nehmen sollten, bestimmt habe. Denn wahrscheinlich muß etwas mehr zu ihrer Entstehung, als ein von ohngefähr entstandener Ausbruch des Wassers, erfordert werden.

Zu

Zu dieser letztern Art dürfte man den Hudsonsfluß rechnen können. Sein gleichsam bezeichneter Gang und sein verschiedentlich so besonderes Ufer, konnte nicht anders, als Verwunderung bey mir erwecken. Er fängt sich ein gutes Stück oberhalb Albany an, und geht aufs genaueste in einer geraden Linie von Norden nach Süden, ganz bis nach Neu-York hinunter. Dieß ist eine Länge von ohngefähr 160 Englischen Meilen, wofern nicht noch mehr: denn die kleinen Beugungen, die er bisweilen macht, haben fast gar nichts zu bedeuten. An verschiedenen Stellen zwischen Neu-York und Albany tritt eine Reihe von sehr hohen Bergen ein, welche in einer Strecke von Westen nach Osten streichen, Das merkwürdigste hiebey ist, daß diese an einander hangenden hohen Berge ungestört und unabgeschnitten so lange fortlaufen, bis sie zu diesem Fluß hinkommen. Aber gerade neben ihm werden sie quer abgeschnitten, und zwar öfters so, daß ihre Seitentheile bey und in dem Flusse senkrecht stehen. Hier wird dann eine Oefnung oder Kluft von der Weite oder der Breite, die der Fluß gemeiniglich durchgängig hat, gelassen: aber gleich auf der andern Seite des Flusses fängt sich eben diese Reihe oder Kette von Bergen wieder an, und verfolgt in eben dem Wetterstriche ungehindert ihren Weg. Das was noch angemerkt zu werden verdienet, ist dieß, daß der Fluß in der erwähnten Kluft oder Oefnung, die dem Wasser gelassen worden, gleich tief, als an andern Stellen, ja bisweilen noch tiefer, ist. Es ist bewundernswürdig zu sehen, wie die Seitentheile des Flusses an den Stellen, wo dieses Gebirge fortstreicht, oft aus sehr hohen senkrechten Bergen bestehen. Und scheint es, daß wenn die-

ser

ser Durchfluß von der Vorsehung dem Wasser nicht verstattet wäre, das ganze oben stehende Land würde überschwemmet worden seyn. Denn dieses Gebirge würde dann, als verschiedene über einander stehende Dämme, das Wasser fortzuflieſſen, gänzlich verhindert haben. Warum soll dieser Fluß in einer so langen Strecke in gerader Linie fortschreiten? Warum liegen diese vielen Oefnungen die das Gebirge an vielen Orten dem Flusse läßt, fast unter einem und demselben Meridian? Warum sind bey einigen von diesen Oefnungen entweder Wasserfälle, oder wenigstens seichtes Wasser, das einen felsigen Boden hat?

Es kamen uns nun mehr und mehr entsetzlich hohe und steile Gebirge auf beiden Seiten des Flusses zu Gesichte, welche, als wir einen Laut erregten, einen starken Wiederschall gaben. So hoch und steil auch diese aussahen, so waren sie doch mit kleinen Bäumen bewachsen. Von hier konnten wir nun weit vor uns nach Norden die so genannten Blew Mountains oder blauen Berge, welche über allen den andern hervorrageten, wahrnehmen. Das Land schien auch weiter weg ziemlich angebauet, und nicht so voll von Bergen zu seyn.

Der Schiffer erzählte, daß man oft in einem von diesen, auf der westlichen Seite des Flusses liegenden Bergen, **in der Nacht wie ein Licht** sähe, welches die Leute für einen Carbunkelstein hielten.

Der letzte von diesen hohen westlich liegenden Bergen wurde Butterhill genannt. Nachdem wurde das Land ebener und länger zwischen den Bergen. Die Höfe wurden auch zahlreich, wie auch die Aecker zwischen den

Anhöhen.

Anhöhen. Ehe wir diese Berge zurückgelegt hatten, fieng der Wind an, uns entgegen zu blasen; und mußten wir uns dahero mit Laviren forthelfen, welches sehr langsam gieng, indem der Fluß hier kaum über einen Büchsenschuß breit war. Endlich da wir den Wind und die Ebbe wider uns hatten, waren wir genöthigt Anker zu werfen.

Während der Zeit, da wir auf die Wendung des Windes und des Wassers warteten, giengen wir an das Land, um zu sehen, was da merkwürdig seyn könnte.

Der **Sassafras** und **Castanienbaum** wuchs hier in Menge. Den **Tulpenbaum** sahe man hin und wieder. Die **breitblätterige Kalmia** fand sich gleichfalls hier an einigen Orten, und blühete nun bestens; doch waren die Blumen schon weiß.

Etwas nach Mittag fieng es an Südwest zu blasen, welches ein erwünschter Wind für uns war. Wir hoben daher Anker und setzten unsere Reise fort. Da wo wir vor Anker lagen, war eben das Ende von den steilen und erschrecklich hohen Bergen. Man gerieth leicht in Erstaunen, wenn man nach ihnen in die Höhe sahe. Sie bestunden aus grauem Felsstein, und neben ihnen lag an dem Strande eine Menge kleiner Steine. So bald wir sie verlassen hatten, wurde das Land freyer von Bergen und etwas erhaben. Der Fluß nahm auch an der Breite, fast gegen eine Englische Meile, zu. Nachdem wir etwas gesegelt waren, verspürten wir weiter keine Berge neben dem Flusse, sondern auf der östlichen Seite gieng eine hohe Bergstrecke nach Nordost, deren Seitentheile mehr als zur Hälfte ihrer Höhe mit

einem

einem Gehölze bedeckt waren. Doch war der oberste Gipfel gemeiniglich kahl: vielleicht daß wegen der starken Sonnenhitze, der Dürre und der Heftigkeit des Windes, dem dieser Theil unterworfen ist, nichts daselbst hat fortkommen können. Auf der östlichen Seite des Flusses war das Land weit mehr angebauet, als auf der westlichen, woselbst uns selten ein Haus, sondern fast lauter Gehölze, obgleich das Land eben war, vorkam. Ohngefähr 56 Englische Meilen von Neu-York war das Land nicht sonderlich erhaben. Es war aber doch überall mit Waldung bewachsen, ausgenommen, daß hie und da eine Ländereÿ neu angelegt worden war. Die vorher beschriebenen sehr hohen Berge, welche wir etwas nach Mittag verliessen, waren genau über dem andern Wald und Lande zu sehen, so wie Kinnekulle in Westgothland über den andern Wäldern erhaben ist. Diese hohen Berge, welche Highlands genannt werden, blieben an eben dem Orte und auf einmahl an den beiden Seiten des Flusses stehen, so daß sie nicht weiter nach Norden an der einen Seite, als an der andern, hinaus traten. Ihre Seitentheile waren selten senkrecht steil, sondern der Gestalt nach, hatten sie mit den Laibbröten Aehnlichkeit. Seitwärts waren sie gemeiniglich nicht abhängiger, als daß man, obgleich mit Mühe, sie hätte ersteigen können.

Man brannte Kalk an verschiedenen Orten neben dem Flusse, wo das Land etwas erhaben war. Der Schiffer berichtete, daß man auf diesen erhabenen Feldern zu beiden Seiten des Flusses, in der Länge einiger Englischen Meilen, einen schönen graublauen Kalkstein ausgrübe

grube, woraus Kalk gebrannt würde; hernach sollte man aber keinen Kalkstein eher als gegen Albany finden.

Wir fuhren nun einer kleinen Erdzunge vorbey, welche westwärts an dem Flusse lag, und Dance genannt wurde. Diese Zunge soll daher ihren Namen erhalten haben, weil die Holländer ehedem einmahl sich dahin begeben und getanzet und sich lustig gemacht haben; mit denselbigen sind aber eine Menge Indianer dahin gekommen, welche sie fast alle umgebracht haben.

Des Abends spät warfen wir Anker, indem der Wind ganz nachließ und die Ebbe uns zuwider war. Der Fluß war hier gegen 12 Klaftern tief.

Man sahe die **Feuerfliegen** in Menge in der Nacht über den Fluß ziehen. Sie setzten sich oft auf ie Segelstangen.

Vom zwölften. Des Morgens setzten wir mit er Fluth, obgleich der Wind uns entgegen war, unsere Reise fort. Der Fluß war hier einen guten Büchsenchuß breit. Das Land war von beiden Seiten mehrenheils etwas niedrig liegend, und bestund aus lauter nierigen Klippen und sehr steinigten Feldern, war aber urchgehends mit Waldungen bewachsen. Es war so ebirgig, steinig und arm, daß sich niemand da niederassen noch wohnen konnte. Denn es war kein Ort zu nden, wo man einen Acker hätte aufnehmen können. Von der Art war das Land zu beiden Seiten des Flusses ber einige Englische Meilen, ohne daß uns ein einziger Pflanzort vorgekommen wäre. Um 11 Uhr Vormittags rreichten wir eine kleine Insel, die mitten im Flusse lag.

lag. Diese soll in der Mitte zwischen Neu-York und Albany liegen. Das Land war hier neben dem Fluß niedrig, steinig und klippig, wie vorher. Aber weiter weg nahm man oberhalb dem Walde, hohe mit Gehölzen bewachsenen Berge wahr, vornehmlich an der westlichen Seite des Flusses. Und noch weiter weg erhoben sich die so genannten blauen Berge über den übrigen. Gegen Mittag wurde es still, und gieng daher sehr langsam für uns. Das Land war hier, vornehmlich ostwärts, gut angebauet und voll von grossen Aeckern: doch schien das Erdreich sehr sandig zu seyn. **Strasburg** nannte man einen von den Flecken, welche hier auf eben der Seite lagen. Er war von einer Menge Teutschen bewohnt. Westwärts sahe man hin und wieder einige neu angebauete Plätze. Die blauen Berge waren von hier sehr deutlich wahrzunehmen. Sie schienen durch die Wolken durch, und ragten über alle die übrigen hervor. Der Fluß war unten vor Strasburg eine gute Englische Meile breit.

Zu **Zunder** oder Kork brauchte man hier einen gelben Kork eines Blätterschwamms, * der auf den Ahornbäumen wächst. Derjenige, welcher auf dem rothblümigen Ahornbaume befindlich ist, wurde für den besten gehalten. Nächst diesem gab man demjenigen der von dem Zuckerahornbaum genommen wird, den Vorzug, und schätzte ihn fast dem andern gleich. Diesen Kork brauchte man zum Zunder.

Campen Rheinbeck war ein Ort, der etwas von Strasburg weiter hinauf von dem Flusse entfernt war.

* Agaricus.

war. Er wird gleichfalls von einer Menge von Deutschen bewohnt, welche da eine Kirche haben. Diese kleine Stadt war doch nicht unten an dem Flusse sichtbar. Ihr gegenwärtiger Prediger hieß Hartwig, und verstund das Schwedische einigermassen, indem er einige Zeit in Gothenburg sich aufgehalten hatte.

Um 2 Uhr des Nachmittags fieng es wieder aus Süden an zu blasen, und konnten wir daher mit einem vortreflichen Winde unsere Reise fortsetzen. Das Land war zur östlichen Seite des Flusses erhaben, und zwar mehrentheils von Erde, die fast überall gut angebauet war. Denn hier zeigten sich hübsche Aecker, wohlgebauete Höfe, und schöne Aepfelgärten. Auf der westlichen Seite war auch das Land etwas hoch, aber noch mehrentheils mit Gehölzen bewachsen, nur daß ich hin und wieder, obgleich selten, einen kleinen Pflanzort wahrnahm. Der Fluß war an den meisten Stellen über eine Englische Meile breit, und gieng in gerader Linie nach Norden, so daß wir bisweilen das Ende desselben nicht bemerken konnten.

Vom dreyzehnten. Der Wind begünstigte unsere Reise die ganze vorhergehende Nacht, so daß ich keine Gelegenheit hatte, mich nach der Beschaffenheit des Landes umzusehen. Des Morgens um 5 Uhr waren wir nur 9 Englische Meilen, wie man berichtete, von Albany entfernet. Das Land war von beiden Seiten des Flusses niedrig, und fast mit lauter Wald bewachsen, ausgenommen daß hie und da ein kleiner Pflanzort angeleget worden war. Unter den Ufern des Flusses lagen nasse mit Rietgras bewachsene Wiesen, und in demsel-

ben hin und wieder kleine Eyländer. Uns kamen keine Berge zu Gesichte. Wir eileten mit unserer Reise nach Albany, und hatten auf beiden Seiten des Flusses mehrentheils niedriges Land, welches doch, je mehr wir uns Albany näherten, desto sorgfältiger angebauet war.

Hier war überall gebräuchlich, die **Heustapeln** mit Dächern zu versehen, welche man auf und nieder heben konnte, und die mit denjenigen, die ich schon beschrieben habe, * übereinkamen. Die Häuser, die man ab und zu erblickte, waren theils von Stein, theils von Holz. Der **Fluß** war selten über einen Büchsenschuß breit, und hin und wieder fanden sich Sandbänke in demselben. Es war daher eine genaue Erfahrung nöthig, um mit einer Jacht hier den rechten Weg zu treffen; indem man bald nach der einen Seite, bald nach der andern, segeln muste. Endlich kamen wir des Morgens um 8 Uhr glücklich zu Albany an.

Die Jachten, mit denen man zwischen Albany und Neu-York segelte, sind alle von Albany her. Sie fahren das ganze Jahr durch, so lange der Fluß offen ist, beständig zwischen Albany und Neu-York. Von Albany führen sie vornehmlich Bretter und allerhand Arten Bauholz, nebst Mehl und Erbsen, wie auch Fellwerk, das sie von den Indianern erhandelt, oder sich insgeheim von den Franzosen haben bringen lassen, herunter. Sie reisen fast leer wieder zurück, ausgenommen daß sie einige Kaufmannswaaren, wovon Rum das meiste beträgt, mit

* In dem ersten Theil auf der 254sten und 255sten Seite; wie auch in dem gegenwärtigen, auf der 74. u. 75sten Seite.

mit sich führen. Dieß letztere ist eine so hoch nöthige Waare für die Einwohner zu Albany, womit sie die Indianer in ihrem Handel hintergehen, und ihnen so gut als gänzlich die Augen verkleben, so daß der Indianer in Völlerey oft die Kaufleute aus Albany sein Fellwerk nach eigenem Willkühr schätzen läßt. Diese Jachten sind ziemlich groß, haben eine gute Kajüte, so daß die Reisenden bequem sich darin aufhalten können. Sie sind gemeiniglich aus dem rothen Wacholder, oder aus der weissen Eiche erbauet. Sehr oft besteht der Boden aus weisser Eiche, die Seitentheile aber aus rothem Wacholder, aus der Ursache, weil der rothe Wacholder weit länger, als die Eiche, der Fäulniß widerstehet. Da jenes Holz sich aber leicht spaltet, wenn es gegen etwas anstößt, und der Hudsonsfluß an vielen Stellen von Sandbänken und Gries voll ist, wogegen der Kiel der Jacht bisweilen anfährt: so haben sie lieber Eichenholz zum Boden erwählet, indem dies weicher ist, und sich nicht so leicht spaltet. Und da der Boden beständig unter Wasser ist, so geräth er nicht so leicht in Fäulniß, sondern hält länger aus.

Die Canoen oder Kähne, welche diese Jachten nach sich haben, sind aus einem einzigen Stück Holz, das sie ausgehöhlet haben, gemacht. Sie sind an beiden Enden scharf, und oft 3 bis 4 Klaftern lang, und so breit, als es die Dicke des Holzes hat erlauben wollen. Die Leute rudern sie nicht sitzend, sondern gemeiniglich steht der eine Kerl vorne und der andere hinten, und ein jeder hat sein kurzes Ruder in der Hand, womit er den Kahn forttreibet. Der Jacht folgt jederzeit ein

solcher nach. Diejenigen, die hier in Albany gemacht werden, sind meistentheils aus dem so genannten White Pine oder der weissen Tanne. Sie können 8 oder 12 Jahre ausdauern, insonderheit wenn sie mit einer Mischung von Theer und Fett und einer Farbe äusserlich bestrichen werden. Zu Albany werden sie aus dem oben genannten Holz gehauen, indem daselbst kein anderes dazu tüchtig ist. Bey Neu-York macht man sie aus dem Tulpenbaum, und an andern Orten aus dem rothen Wacholder oder weissen Cypressen. * Aber diese beiden letztern Bäume wachsen in dieser Gegend so klein, daß sie nicht dazu gebraucht werden können. Gemeiniglich sind keine Sitze darin, sondern man muß sich auf den blossen Boden setzen. Denn wenn sie mit Sitzen versehen wären, könnten sie leicht umwälzen, wofern man nicht desto besser das Gleichgewicht in acht zu nehmen wüßte.

Battòes wurde eine andere Art von Böten genannt, deren man sich vielfältig hier in Albany bediente. Sie sind aus Brettern von der weissen Tanne oder Föhre gemacht. Der Boden ist flach, wie an einer Rußischen Barke, damit sie desto besser auf seichtem Wasser fahren können, sie sind scharf gegen beiden Enden und etwas höher gegen das Ende, als in der Mitte. Man sitzt in denselben, und rudert sie eben so, wie wir unsere Böte. Sie sind ziemlich lang, obgleich nicht alle gleich, gemeiniglich zu 3, bisweilen auch 4 Klaftern. Die Höhe, von dem Boden bis auf den obersten Rand des Bords, (denn die Seiten stehen fast senkrecht) beträgt

4 oder

* Cupressus thyoides.

4 oder 5 Viertelellen, und die Breite in der Mitte ohngefähr ein paar Ellen. Man bedient sich derselben hier vornehmlich, um Waaren über den Flüssen zu den Indianern zu führen, in dem Falle nehmlich, wenn die Flüsse, oder das Fahrwasser, so rein sind, daß sie daselbst gut fortkommen können, ohne nöthig zu haben, diese Battöes weit über Land zu ziehen. Denn die Böte von Rinden gehen so bald entzwey, wenn sie an Steine anstossen; und die Canoen oder die ausgehöhlten Kähne tragen nicht viel, und können leicht umstürzen. Ich wurde keiner solchen Böte gewahr, die man hier in Schweden und anderwärts gemeiniglich gebraucht.

Die Kälte soll oft in Albany grossen Schaden zu wege bringen. Es ist kaum ein Monat des Sommers, in dem nicht Frostnächte eingefallen wären, ob dieß gleich nicht so allgemein ist. Gemeiniglich hat es mit der Witterung diese Beschaffenheit. Der Frühling kommt hier sehr spät, so daß im April und May mehrentheis viele Frostnächte sich ereignen, wodurch oft die Blüthen an den Bäumen und Küchengewächsen verfrieren. Man befürchtete, daß die Aepfelblüthen diesen Frühling vom Froste im May einen so beträchtlichen Schaden genommen, daß gegen den Herbst wenig Aepfel zu erwarten stünden. Selbst die Eichenblüthen verfrieren oft in den Wäldern. Der Herbst währet hier lange mit warmen Tagen und Nächten. Doch fangen gemeiniglich die Frostnächte an, sich gegen das Ende des Septembers und hernach oft im October einzufinden. Sie müssen von dem Anfang, oder auch von der Mitte des Novembers, bis auf den Merz oder April, ihr Vieh in

Gebäuden halten, und sie diese ganze Zeit mit Heu füttern. *

Die **Witterung** hat man nach einer langen Erfahrung im Sommer so befunden, daß zu der Jahrszeit mehrentheils der Südwind bläset, der eine starke Dürre mit sich führet. Dann und wann pflegt aber doch etwas Regen zu fallen. Und so bald es geregnet, wirft sich der Wind fast immer nach Nordwest, von da er gemeiniglich einen oder mehrere Tage wehet, und sich dann wieder nach seinem vorigen Quartier Süd hinbegiebt. Daß dieß mehrentheils ganz genau hier eingetroffen, habe ich zu mehrern mahlen sowohl dieses als das folgende Jahr Gelegenheit zu sehen gehabt.

Vom funfzehnten. Die Zäune, mit denen man hier die Aecker, Wiesen und Anger umschloß, waren gemeiniglich aus lauter Föhrenbrettern gemacht, die über einander zwischen Stangen oder Stäben aus Föhrenholz lagen. Denn hier hatte man einen guten Vorrath davon, in Ansehung des häufigen Waldes und der vielen Sägemülen.

Aepfelbäume von verschiedenen Arten sollen hier sehr gut fortkommen, und so schöne Früchte, wie sonst an einem andern Orte in Nordamerika, tragen. Fast neben einem jedweden Landhofe waren grosse Aepfelgärten angeleget. Eine Art Aepfel fand sich hier, welche sehr groß, und dabey sehr wohlschmeckend war. Diese verschickte man im Herbst als eine Seltenheit nach Neu-York

* Hier wird durchgehends die alte Zeitrechnung verstanden.

York und andern Oertern. Von den Kernern, die ich davon gesammlet und in Åbo ausgesäet habe, sind eine Menge Bäume aufgewachsen, welche sehr gut fortkommen, und nicht den geringsten Schaden von unsern Wintern erlitten haben. Da sie aber noch nicht geblühet, so bin ich nicht im Stande zu sagen, ob die Frucht, welche sie hier tragen, derjenigen in Albany gleich kommen werde. Auf dem Lande um Albany bereitet man zur Herbstzeit einen sehr vortreflichen Cider von den Aepfeln. Bisweilen schadet der Frost den Blüthen im Frühling ungemein, sowohl an den Aepfeln, als andern Fruchtbäumen.

Die **Kirschbäume** von allen den Arten, die man hier zu pflanzen versucht hat, gedeihen gleichfalls aufs beste.

Die **Birnbäume** wollen hier nicht fort. Dieß war eine Klage, die man an vielen Orten im nördlichen Amerika führete. Ich befürchte aber, daß man nicht allezeit Mühe und Sorgfalt genug wird angewandt haben, sie zu pflanzen und zu warten; da ich doch schöne Birnbäume an vielen Orten in Pensylvanien sahe.

Die **Pfirschenbäume** sind hier zu mehrern mahlen gepflanzt worden: sie haben sich aber niemahls recht gut anlassen wollen. Die Schuld gab man theils dem Erdreiche, theils auch vornehmlich einem Wurme, der sich in der Erde aufhalten, und sich an der Wurzel durchbeissen soll, wovon der Baum verdorret. Vielleicht tragen auch die strengen Winter viel dazu bey.

Ausser den hergenannten Arten hatte man hier in Albany keine andere Fruchtbäume, die man pflanzete.

Von dem **Hanf** und **Flachs** soll hier meistentheils so viel gesäet werden, als zum eigenen Gebrauch erfordert wird.

Der **Mays** wurde stark gepflanzet. Ein loser Boden wird für den besten dazu gehalten. In Thon kam er aber nicht fort. Von der Aussaat eines halben Buschels hatten sie 100 Buschels wieder erhalten. Man schätzte ihn daher für eine gute Getraideart, weil der Keim, wenn er gleich oft im Frühling wegfriert, sich doch wieder erholet. Sie hatten hier Beispiele gehabt, daß der Keim in einem Frühling zweymahl ganz bis an die Erde verfroren, und doch nicht allein in die Höhe gewachsen ist, sondern auch in eben dem Jahr die glücklichste Erndte gegeben hat. Er hat auch den Vortheil, daß er gegen die Dürre weit länger als der Weizen, aushalten kan. Die grössere Art, welche hier eigentlich gepflanzet wurde, gelangt im September zur Reife.

Der **Weizen** wird auf dem Lande um Albany in Menge gesäet, und zwar mit vielem Vortheil. Sie rechneten die Einnahmen, von der Aussaat eines Buschels, auf 12 Buschels. Oefters erhalten sie in gutem Erdreiche so gar 20 Büschels wieder. Wenn sie hier unter 10 Buschels einerndten, so meinen sie, daß sie nicht viel gewonnen haben. Diejenigen, die auf dem Lande um Albany wohnen, sind theils Holländer, theils Deutsche. Die Deutschen bewohnen verschiedene grosse Dörfer, und säen so viel Weizen aus, der hier nach Albany verführt wird, daß jährlich von hier nach Neu-York viele mit Weizenmehl beladene Jachten hinunter geschicket werden. Das Weizenmehl, das hier bey Albany er-

hal-

t für das beste im ganzen nörd-
werden, wenn man nur einen
) Neu-York, der Sopus oder
), von dem gleichfalls ein vor-
ömmt, ausnimmt. Alles Brot
ı Weizen. In Neu-York soll
eizenmehl von Albany mit einigen
dasjenige von andern Oertern, be-

säet man hier auch, ob gleich nicht so
eizen.

d hier nicht stark gesäet, indem sie keinen besondern Nutzen davon zu erhalten vermeinen. Denn weil sie eine solche Menge Weitzen besitzen: so richten sie Malz davon zu. Aber um Neu-York sahe ich grosse Aecker mit Gersten besäet.

Von dem Haber säet man nur so viel, als zum Futter für die Pferde nöthig ist.

Die Leute, die hier herum auf dem Lande wohnen, und theils Deutsche, theils Holländer sind, säen Erbsen in Menge. Sie gedeihen hier gut, und werden jährlich nach Neu-York zu vielen Tonnen verführt. Man hat sie in langen Zeiten vor schädlichen Insekten frey halten können. Aber nun in den letztern Jahren hat man gefunden, daß eben das Ungeziefer, welches die Erbsenäcker in Pensylvanien, Neu-Jersey und dem untern Theil der Provinz Neu-York gänzlich verderbet hat, und dessen ich schon an einem andern Orte * gedacht habe,

O 5 nun

* In dem 2ten Theile auf der 315ten und den folgenden Seiten.

Von den [illegible] eistentheils so viel gesäet w[illegible] h erfordert wird.

Der Ma[illegible] Ein loser Boden wird für [illegible] In Thon kam er aber nicht [illegible] nes halben Buschels hatten si[illegible] lten. Man schätzte ihn daher [illegible], weil der Keim, wenn er glei[illegible] rt, sich doch wieder erholet. S[illegible] gehabt, daß der Keim in einem [illegible] bis an die Erde verfroren, und [illegible] ein in die Höhe gewachsen ist, sondern auch in eben dem Jahr die glücklichste Erndte gegeben hat. Er hat auch den Vortheil, daß er gegen die Dürre weit länger als der Weizen, aushalten kan. Die grössere Art, welche hier eigentlich gepflanzet wurde, gelangt im September zur Reife.

Der **Weizen** wird auf dem Lande um Albany in Menge gesäet, und zwar mit vielem Vortheil. Sie rechneten die Einnahmen, von der Aussaat eines Buschels, auf 12 Buschels. Oefters erhalten sie in gutem Erdreiche so gar 20 Büschels wieder. Wenn sie hier unter 10 Buschels einerndten, so meinen sie, daß sie nicht viel gewonnen haben. Diejenigen, die auf dem Lande um Albany wohnen, sind theils Holländer, theils Deutsche. Die Deutschen bewohnen verschiedene grosse Dörfer, und säen so viel Weizen aus, der hier nach Albany verführt wird, daß jährlich von hier nach Neu-York viele mit Weizenmehl beladene Jachten hinunter geschicket werden. Das Weizenmehl, das hier bey Albany erhal-

halten wird, soll überhaupt für das beste im ganzen nördlichen Amerika angesehen werden, wenn man nur einen Ort zwischen Albany und Neu-York, der Sopus oder Kingstown genannt wird, von dem gleichfalls ein vortrefliches Weizenmehl kömmt, ausnimmt. Alles Brot hier in Albany ist von Weizen. In Neu-York soll man den Centner Weizenmehl von Albany mit einigen Schillingen mehr, als dasjenige von andern Oertern, bezahlen.

Den **Rocken** säet man hier auch, ob gleich nicht so häufig, als den Weizen.

Gersten wird hier nicht stark gesäet, indem sie keinen besondern Nutzen davon zu erhalten vermeinen. Denn weil sie eine solche Menge Weitzen besitzen: so richten sie Malz davon zu. Aber um Neu-York sahe ich grosse Aecker mit Gersten besäet.

Von dem **Haber** säet man nur so viel, als zum Futter für die Pferde nöthig ist.

Die Leute, die hier herum auf dem Lande wohnen, und theils Deutsche, theils Holländer sind, säen **Erbsen** in Menge. Sie gedeihen hier gut, und werden jährlich nach Neu-York zu vielen Tonnen verführt. Man hat sie in langen Zeiten vor schädlichen Insekten frey halten können. Aber nun in den letztern Jahren hat man gefunden, daß eben das Ungeziefer, welches die Erbsenäcker in Pensylvanien, Neu-Jersey und dem untern Theil der Provinz Neu-York gänzlich verderbet hat, und dessen ich schon an einem andern Orte * gedacht habe,

 nun

* In dem 2ten Theile auf der 315ten und den folgenden Seiten.

nun gleichfalls sich hier hinauf gezogen hat, und sich weit mehr bey den Erbsen, als ehemahls sehen läßt. Es wiederfährt so wohl diesem Orte, als dem übrigen Lande, das sich von hier mit vortreflichen Erbsen zu eigenem Gebrauche, insonderheit aber zum Nutzen der Matrosen und Seeleute auf den Schiffen, hat versehen können, ein beträchtlicher Schade. Sie hatten bemerkt, daß wenn sie sich unbeschädigte Erbsen von Albany verschaften, und sie bey Kingstown oder auch an andern Stellen in dem untern Theil der Provinz Neu-York aussäeten, dieselben zwar das erste Jahr ziemlich gut fortkamen, aber das zweite und alle die folgenden so voll von Würmern wurden, daß sie niemand mehr weder essen wollte noch konnte. Einige sollen hier die Kunst brauchen, daß sie, wofern die Erbsen nicht bald kochen und weich werden wollen, etwas Asche unter denselben in den Grapen werfen; alsdann soll es mit dem Kochen gleich besser gehen. Wie gesund aber und wohlschmeckend dieß sey, weiß ich nicht.

Fast alle pflanzten die **Poteten**. Einige zogen die Asche dem Sande vor, um sie den Winter über zu verwahren. Verschiedene Leute in Irrland sollen die Gewohnheit haben im Herbste die Poteten in einen Ofen zu werfen, und sie etwas zu trocknen. Alsdenn sollen sie zwar sich den Winter über gut halten; aber sie taugen nicht zum verpflanzen, sondern nur zum Essen.

Die **Bermüdischen Poteten** * sind hier auch gepflanzt worden, und gedeihen so ziemlich. Die größte Schwierigkeit ist aber gewesen, sie den Winter über zu verwahren, weil sie mehrentheils in der Zeit verderben.

Der

* Man sehe den 2ten Theil, auf der 322sten Seite.

Der **Hummingbird** * soll sich bisweilen hier finden, aber doch von einer seltenern Art von Vögeln seyn.

Die **Dachschindeln**, womit die Häuser in der Stadt fast überall bedeckt waren, wurden aus dem sogenannten White Pine, oder der weissen Tanne gemacht, welche dazu für eben so gut und dauerhaft, als der weisse Cypreß, ** ja fast noch besser gehalten wird. Man behauptete, daß ein solches Dach gegen 40 Jahre aushalten könnte. Diese weisse Tanne wird in Menge an solchen Stellen, wo unsere gewöhnliche Tannen gefunden. Aber in dem untern Theil der Provinz Neu-York, wie auch in Neu-Jersey und Pensylvanien bin ich sie nicht gewahr worden. Von dieser werden disseits Albany jährlich eine unglaubliche Menge Bretter gesäget, welche hinunter nach Neu-York geführt und von da ausserhalb Landes verschiffet werden.

Die **wilden Weinranken** wuchsen häufig in den Wäldern, und an steilen Ufern. Insonderheit fand man sie in unglaublicher Menge an den letztern Orten. Da, wo Bäume auf den Anhöhen derselben wuchsen, kletterten sie hinauf, und bogen sie oft durch ihre Schwere niederwärts. Wo aber keine Bäume stunden, lagen sie nach der Länge auf dem steilen Ufer, und bedeckten es gänzlich. Die Trauben isset man, nachdem sie von dem Frost angegriffen worden sind. Denn vorhero sind sie zu sauer. Uebrigens braucht man sie wenig.

Mü-

* Man sehe den 2ten Theil, auf der 354sten Seite.

** Cupressus thyoides.

Mücken giebt es in unglaublicher Menge in den grossen Wäldern und wüsten Oertern, welche zwischen Canada und Albany liegen. Die Leute, die daselbst Reisen anstellen, werden oft von ihnen geplagt. Um sich einiger massen wieder dieß Ungezieser zu schützen, pflegten einige das Gesicht oft mit Butter oder anderem Fette zu beschmieren. Dieß macht, daß sie sich dann nicht so gerne auf eine solche Stelle hinsetzen. Wegen der starken Hitze hielte man nicht gerne aus mit Stiefeln zu gehen. Um aber vorzukommen, daß sie nicht durchbeissen möchten, wickelte man Papier um das Bein unter dem Strumpfe. Einige lassen sich Hauben machen, welche den ganzen Kopf bedecken, und vor den Augen haben sie Flor. Die Nacht über liegen sie in Zeltern, wenn dieselben mitgeführt werden können, und aussen vor dem Eingange machen sie ein grosses Feuer an, durch dessen Rauch die Mücken vertrieben werden.

Vom sechszehnten. Die **Purpoissen** sollen in dem Hudsons Flusse nicht leicht höher gehen als so weit er Salz oder salzes Wasser enthält. Nachdem vertreten die Stöhre ihre Stelle. Doch soll es sich das eine und das andere mahl zugetragen haben, daß die Purpoissen ganz bis nach Albany hinauf gegangen sind.

Man hatte hier eine Erzählung, daß ein **Wallfisch** ehedem ganz bis zu dieser Stadt hinauf gekommen wäre.

Die **Feuerfliegen**, welche von eben der Art waren, welche im Sommer in Pensylvanien so gemein ist, sahe man hier jede Nacht in Menge. Sie flogen auf den Gassen und überall in der Stadt. In der Nacht

kamen

kamen sie in die Häuser, wenn Fenster oder Thüren offen waren. Die Engländer nannten sie Fire-Flys.

Vom neunzehnten. Man vermißte an diesem Orte in den Wäldern verschiedene Bäume, die in Pensylvanien sehr gemein sind; nehmlich den Bieberbaum, den Fischerbaum, den Güldenbaum, Persimon, den Tulpenbaum, den schwarzen Wallnußbaum, die Morasteiche, den Sallatbaum, den Locustbaum, den Honey-Locustbaum, den Nesselbaum, den Paparbaum, ohne eine Menge von Staudengewächsen, die man hier ganz und gar nicht antraf. Die weit mehr nördliche Lage des Orts, das hohe Gebirge, welches die so genannten blauen Berge ausmachen, und der Lauf der Flüsse und Ströme, welcher von hier in das Meer meistentheils nach Süden gerichtet ist, wodurch demnach die Saamen der Gewächse von hier nach Süden, nicht aber von Süden hieher geführet werden, sind wohl gröstentheils die Ursachen, warum man hier viele Gewächse umsonst sucht, welche in Pensylvanien gemein sind.

Nachmittags reisete ich die Insel zu besehen, welche mitten in dem Fluß ohngefähr eine englische Meile unterwärts der Stadt liegt. Diese Insel ist gegen eine englische Meile lang, und nicht viel mehr als eine viertel Meile von der Art breit. Sie ist fast gänzlich zu Aeckern angewandt, und wird von einem einzigen Besitzer bewohnt, welcher ausserdem Eigner von zwey andern kleinen Inseln daneben ist. Hier sahe man weiter kein Gehölze, als nur einige Bäume, welche neben dem Strande rund um die Insel übrig waren. Diese machten hier wie eine grosse hohe Hecke aus. Der **rothblümige Ahornbaum** wuchs

wuchs verschiedentlich häufig. Sein Laub ist auf der untern Seite weiß und gleichsam versilbert. Wenn es wehet, so wird dasselbe auf und nieder gekehret, und alsdann sieht es von weiten aus, als wenn der Baum voll von weissen Blumen wäre. Die **Wasserbüche** * wuchs sehr hoch, und ist einer von den Bäumen, die hieselbst den stärksten Schatten geben. Der **Espenbaum**, ** welcher hier **Water-Poplar** genannt wird, war hier unter allen Bäumen der häufigste, kam unvergleichlich an den Ufern fort, und erreichte eben die Höhe, wie unsere größten Espen. Im Sommer giebt er den besten Schatten für Leute und Vieh gegen die brennende Hitze. Und auf den Ufern der Seen und Flüsse ist er einer von den nützlichsten Bäumen, indem er mit seinen sehr vielen ausgebreiteten Wurzeln die Erde fest bindet, und wie eine Mauer gegen den Anfall des Wassers, damit es nicht die Erde wegführen könne, stehet. Eben diesen Nutzen leisten hier auch die Wasserbüche und der Ulmenbaum. Die **wilden Pflaumenbäume** stunden hier in Menge, und waren jetzt voll von unreifen Früchten. Der Baum wird hier zu nichts angewandt: die reife Frucht aber isset man roh, und sonst braucht man sie zu nichts. Der **Sumach** *** war häufig. Und eben so verhielt es sich mit den **wilden Weinranken**, welche beides die Bäume hinauf kletterten und nach der Länge der Anhöhen neben den Flusse hinkrochen. Es sagten alle, daß die Trauben

* Platanus occidentalis.

** Populus glandulis variis basi foliorum adnexis, foliis cordato-deltoidibus acuminatis serrato-angulosis, vtrinque glabris.

*** Rhus glabra.

ben sehr spät zur Reife kämen, ob sie gleich jetzt ziemlich grosse Härtlinge hatten. Der **Amerikanische Ulmenbaum** machte auch verschiedentlich grosse Hecken. Der Boden auf dieser Insel war eine fette Gartenerde mit Sand vermischt, welche nun gröstentheils zu Mayspflanzungen angewandt worden war. Es waren auch grosse Felder mit Poteten besetzt. Die ganze Insel war nur für 100 Pfund in Neuyorkischer Münze verpachtet, welches etwas mehr als 400 Platen in unserem Gelde betrug. Der Pachter nahm das seinige von den Einwohnern von Albany wieder, denen er grössere und kleinere Stücke, um daselbst verschiedene Küchenkräuter zu pflanzen, verpachtet hatte. Die **Portulack** wuchs hier in größter Menge wild, und ließ sich aufs beste an.

Vom zwanzigsten. Die Ebbe und Fluth geht in dem Hudsonsflusse ganz bis ohngefähr 8 oder 10 Englische Meilen oberwärts Albany, wo sie endlich aufhört, und also erstreckt sie sich bis auf 156 Englische Meilen von dem Meer. Im Frühling aber, wenn der Schnee schmelzt, soll hier bey der Stadt so gut als keine Fluth verspüret werden, sondern es ist alsdann fast lauter Ebbe von der grossen Menge Wasser, welche die Zeit im Jahr herunter fließt. Eben dieß soll auch geschehen, wenn es einige Zeit im Sommer stark geregnet hat.

Die **Kälte** wurde hier von allen als sehr streng im Winter beschrieben. Das Eis in dem Hudsonsflusse ist denn gemeiniglich 3 oder 4 Fuß dick. Sie waren den zwey und zwanzigsten im Merzen, nach der alten Zeitrechnung, mit 6 paar Pferde über diesen Fluß gefahren. Das Eis löset sich hier bisweilen in der Mitte des Merzen

zen, bisweilen auch erst zu Ende desselben. Es schiessen dann grosse und dicke Eisschollen herunter, welche bisweilen die Häuser mit sich wegreissen. Das Wasser steht alsdann sehr hoch im Flusse, weil sich das Eis bisweilen stocket, und weiter unten, wo der Fluß schmahl ist, stecken bleibt. Bisweilen war das Wasser hier im Frühling 3 Klafter höher senkrecht gestiegen, als sonst in der Sommerzeit gewöhnlich ist. Der Boden soll jeden Winter zu 3 und bisweilen gar zu 5 Fuß in der Tiefe gefrieren. Um den fünften des Novembers zieht man die Jachten hier auf, und in der Mitte oder zu Ende des Merzen, oder auch zu Anfang des Aprils * fangen die Jachten wieder an, nach Neu-York hinunter zu gehen. Man wußte hier nichts von Kachelöfen oder Klappen, sondern der Schornstein war so groß, daß man fast mit Pferd und Schlitten hätte durchkommen können.

Das **Brunnenwasser** war in verschiedenen Brunnen hier in der Stadt diese Zeit zwar sehr kalt. Da man es aber trank, bemerkte man einen säuerlichen Geschmack, der nicht sehr angenehm war. Als ich es genauer zu untersuchen anfieng, fand ich eine Menge kleine Insekte darin, die vielleicht **Kiefenfüsse** * waren. Ihre Länge betrug anderthalb bis zwey, ja bey einigen gegen vier geometrische Linien. Dabey waren sie sehr schmal und von blasser oder heller Farbe. Der Kopf war schwarz und dicker, als der übrige Theil des Körpers, oder ohngefähr wie ein ganz kleiner Nadelknopf. Der Schwanz war in zwey Theile gespalten, und jedweder

Ast

* Hier folgt man gleichfalls der alten Zeitrechnung.
* Monoculi.

Ast endigte sich mit einem kleinen schwarzen Kügelchen. Als sie schwummen, warfen sie sich ab und zu in gewundenen Linien, fast wie die ganz jungen Frösche. Ich goß etwas von diesem Wasser in eine Schale, und mischte hernach so viel Rum dazu, daß er mehr als den vierten Theil gegen das Wasser ausmachte. Diese Kiefenfüsse aber frugen nicht das geringste darnach, sondern schwummen in dem mit Rum vermischten Wasser eben so hurtig wie vorher. Hieraus erhellet, daß wenn mit diesem Wasser Punch gemacht werden soll, so muß er sehr stark seyn, wofern anders diese Kiefenfüsse davon sterben sollen. Ob gleich die Leute, welche dieses Wasser täglich brauchten, keine Ungelegenheit davon, wie sie sagten, verspürten: so glaube ich doch, daß es nicht so gar gesund für einen, der desselben fremd und ungewohnt ist, sey. Ich war ein und das andere mahl in diesem Lande, aus Mangel eines bessern Wassers, gezwungen, meinen Durst mit diesem, worin ich deutlich solche Kiefenfüsse sich hin und her werfen sahe, zu löschen. Fast allemahl aber merkte ich ohngefähr einen Tag darnach unten im Schlunde eine Empfindung, als wenn eine Erbse stecken geblieben wäre, oder als wenn ich eine Beule da hätte; und dieß währete auf diese Weise über eine Woche, ehe es vergieng. Dieß erfuhr ich dieses und das folgende Jahr in Albany, wie auch an einigen andern Orten. Mein Bedienter Jungström bekam ebenfalls einen starken Schmerz in der Brust, und eine Empfindung als von einer Beule. Ob aber diese Insekte, oder etwas anders, daran Schuld gewesen sind, kann ich nicht gewiß sagen. Doch habe ich seit der Zeit, wofern es nur möglich gewesen ist, dasjenige Wasser, worin ich der-

gleichen Kiefenfüsse wahrgenommen, zu vermeiden gesucht. Ich habe an mehrern Orten hier zu Lande diese Kiefenfüsse in eiskaltem Wasser, welches aus den tiefsten Brunnen geschöpfet worden, gesehen. Es kann seyn, daß viele unserer Krankheiten von solchen Wassern, die wir nicht so genau untersuchen, herrühren. Ich habe sehr oft eine Menge von ganz kleinen Insekten in Wassern, die man ihrer Klarheit wegen vorzüglich gerühmt hat, entdecket. Hier in Albany waren fast bey jedem Hofe Brunnen, woraus man Wasser zum täglichen Gebrauche schöpfete. Doch wählte man dasjenige zum Thee, zum Brauen und Waschen, vornehmlich aus dem Hudsonsflusse, der dicht an die Stadt läuft. Dieß ist gemeiniglich ganz trüb, und im Sommer sehr warm; daher es erst einige Stunden in einem Eimer in den Keller gesetzt wird, theils damit das Trübe zu Boden sinken, theils auch damit das Wasser sich etwas abkühlen möge.

Der Büchsenschmidt, bey dem wir unsere Herberge hatten, sagte, daß die **allerbesten Kohlen für einen Schmidt** hier zu Lande diejenigen wären, die aus der schwarzen Tanne * gebrannt wären. Nächst diesen rechnete er die aus der Buche.

Er hielt diejenigen **Büchsenstöcke** für die besten und kostbaresten, und denen er den Vorzug gab, welche aus dem wilden Kirschbaum gemacht waren. Und nach diesen gab er denen, welche man aus dem rothblümigen Ahornbaum verfertigt hatte, den Vorzug. Mehrerer Holzarten bediente man sich hier nicht dazu. Der schwarze

* Black Pine.

chwarze Wallnußbaum soll zu dieser Absicht vortreflich
eyn: er wuchs aber nicht an diesem Orte.

Vom ein und zwanzigsten. Albany ist die
ornehmste, wenigstens die reichste Stadt nach Neu-
York in der Provinz dieses Namens. Der Grösse nach
cheint sie mit Mariästadt in Westgothland überein zu
ommen. Sie liegt auf dem Abhange einer erhabenen
nhöhe dicht an dem westlichen Ufer des Hudsonsflusses.
Man rechnet von hier nach Neu-York 146 Englische
Meilen. Die Stadt erstrecket sich nach der Länge des
lusses, der hier von NNO. nach SSW. fliesset. Die
öhen Berge, welche oberhalb der Stadt westwärts lie-
en, benehmen einem alle Aussicht nach der Seite. Hier
nd zwey Kirchen, eine Holländische und eine Englische.
Die Holländische liegt etwas von dem Ufer ab, an der
stlichen Seite des Marktes. Sie ist von Stein, und
at einen kleinen Thurm in der Mitte, und eine Klocke
arin. Es werden hier von einem und demselben Pre-
iger zwey Predigten jeden Sonntag gehalten, nehm-
ch beides Vormittags und Nachmittags. Die Engli-
che Kirche ist auf der Anhöhe nach der westlichen Seite
es Marktes gleich unter dem so genannten Vestungs-
erke gelegen, und ist gleichfalls von Stein erbauet, hat
ber keinen Thurm. Hier wurde nun, weil kein Predi-
er da war, und alle, die Besatzung ausgenommen, hol-
ndisch verstunden, kein Gottesdienst gehalten. Sonst
rhält der Prediger bey dieser Englischen Kirche jährlich
on England 100 Pfund Sterling zum Gehalt. Das
Stadt- oder Rathhaus liegt der Holländischen Kirche
twas südwärts, gleich neben dem Flusse, und ist ein

hübsches Steinhaus von drey Stockwerken in der Höhe. Es ist mit einem kleinen Thurm, der seine Klocke, wie auch eine vergoldete Kugel und Flagge hat, in der Mitte versehen.

Die **Häuser** in der Stadt sind ziemlich hübsch und zum Theil von Stein erbauet, und gemeiniglich mit Schindeln von dem weissen Föhrenholze gedeckt. Einige wenige waren mit Dachpfannen belegt, welche man doch aus Holland hatte kommen lassen, weil man in der Meinung stund, daß der hiesige Thon nicht dazu brauchbar wäre. Fast alle Häuser waren nach der alten Fränkischen Art gebauet, so daß sie die eine Giebelmauer gegen die Gasse kehrten; einige wenige ausgenommen, welche in spätern Zeiten aufgeführt worden waren, und sich nach der nun gebräuchlichen Bauart richteten. Sehr viele Häuser waren hier nach der Art erbauet, die ich vorher bey Neu-Braunschweig * beschrieben habe; nehmlich daß die Giebelmauer nach der Gasse von Ziegeln, alle übrigen Mauern aber von Brettern aufgeführet waren. Aeusserlich waren die Häuser niemahls mit Mörtel oder Kalk beworfen, sondern die Ziegelsteine waren ganz blos. Diese Einrichtung ist in allen Städten, die ich im nördlichen Amerika gesehen, angenommen worden, und doch scheinen sie keinen Schaden von der Luft zu leiden. Unten bey der Dachschwelle waren fast immer Dachrinnen befestigt, welche sich weit über die Gasse hinaus erstreckten, so daß das Wasser bey dem Regen aus den Rinnen fast in die Mitte der Gasse hinunter schoß. Hierdurch wurden zwar die Mauern vor dem Träufeln von

den

* Im 2ten Theile, auf der 370sten Seite.

den Dächern gesichert; es fiel aber einem bey dem Ge-
hen, wenn es regnete, sehr beschwerlich, indem man
sich fast nirgends, ohne von den Rinnen begossen zu wer-
den, hinbegeben konnte. Mitten in dem Hause gegen
die Gasse war allezeit eine Thür, und aussen vor dersel-
ben ein Altan von Brettern mit Bänken zu beiden Sei-
ten, um darauf zu sitzen. Hier pflegten die Leute fast
den ganzen Tag aussen vor ihren Thüren zu sitzen, wenn
das Wetter anders gut war; und zwar nach dem der
Schatten von der Sonne fiel. Denn da, wo die Al-
tane im Schatten waren, sassen ein Haufen Leute von
beiderley Geschlecht: hingegen, wo die Sonne wirkete,
erblickte man niemand. So bald aber die Sonne die-
jenigen Stellen besuchte, wo es vorher schattig gewesen
war, eileten sie von da in die Häuser; so daß sie sich,
so wie die Sonne den Schatten oder Schein warf, aus
und ein begaben. Vornehmlich waren die Altäne des
Abends mit Leuten von beiderley Geschlecht stark besetzt.
Dieses war für die Vorbeygehenden sehr lästig, indem
bey einer Mannsperson der Hut in beständiger Bewe-
gung seyn muste. Denn die Leute waren hier keine Quä-
ker, bey denen die Hüte an dem Kopfe gleichsam festge-
nagelt sind: sondern es wurde hier für eine grosse Un-
höflichkeit angesehen, wenn man den Hut nicht abnahm
und alle begrüssete. Die Gassen sind sehr breit und zum
Theil gepflastert. An einigen Stellen stehen Bäume an
den Seiten gepflanzt. Die nach der Länge laufenden
Gassen gehen fast parallel mit dem Fluß, und die Quer-
gassen schneiden sie in rechten Winkeln. Die Gasse,
welche zwischen den beiden Kirchen liegt, ist fünfmahl
so breit, als die andern, und thut die Dienste eines

 Markts.

Markts. Uebrigens sind die Gassen hier ziemlich unsau-
ber, welches daher kömmt, weil sie des Sommers das
Vieh überall die Nacht durch aussen vor den Häusern
stehen lassen. Es sind hier keine Stadtthore, sondern
fast überall offene Löcher, wodurch man aus und ein kom-
men kann. Es giebt auch hier ein paar so genannte
Marktplätze, wo das Landvolk ein oder das andere mahl
in der Woche verschiedene Eßwaaren absetzt.

Das **Vestungswerk** liegt unter allen Gebäuden
öberst, auf dem zur westlichen Seite der Stadt belege-
nen hohen abhängigen Berge. Es ist ein grosses Stein-
haus, das mit dicken hohen Mauern umgeben ist. Die
Anlage desselben ist aber sehr schlecht. Denn es kann
blos dazu dienen, streifende Partheyen abzuhalten, im
geringsten aber nicht, einer Belagerung zu widerstehen,
indem sehr viel hohe Anhöhen von lauter Erde gleich zur
westlichen Seite und oberhalb liegen, welche alle weit
höher als die Vestung sind, so daß man von da, alles
was auf dem Hofe selbst in derselben vorfällt, sehen kann.
Die Anhöhe nehmlich, die der Vestung westwärts liegt,
wird eine ziemliche Strecke immer höher und höher. Es
befindet sich hier gemeiniglich ein Officier mit einer Menge
Soldaten beständig zur Besatzung. In der Vestung
soll eine Quelle seyn, welche allezeit Wasser enthält.

In Ansehung des **Handels** hat diese Stadt eine
ziemlich bequeme Lage. Der Hudsonsfluß streicht ihr
dicht vorbey, und ist hier 12 bis 20 Fuß tief. Man hatte
noch keine rechte Brücke bey dem Flusse zur Ladung der
Jachten angelegt, weil man befürchtete, daß sie im Früh-
ling bey einem starken Eisgange sehr leiden oder auch
ganz

ganz weggeführt werden möchte. Doch konnten die hier gebräuchlichen Fahrzeuge ziemlich nahe an dem Ufer geladen werden. Wenn man Bretter und andere schwere Sachen auf Jachten verführen wollte, band man zwey Canoen in der Breite zusammen, auf denen dergleichen Sachen sehr bequem fortgebracht werden konnten. Diese Stadt treibt insonderheit auf Neu-York einen sehr starken Handel mit allerhand Fellwerk, Brettern, Weizen, Mehl, Erbsen, und verschiedenem Bauholze, und so ferner. Es ist wohl nicht in allen Englischen Pflanzstädten ein Ort, wenn ich Hudsons Meerbusen ausnehme, wo man von den Wilden so viel Fellwerk erhandelt, als hier. Denn fast alle Kaufleute hieselbst, schickten im Frühling einen Bedienten oder Häußling nach Osvego hinauf, welches ein Englischer Handelsort ist, wo die Wilden sich mit ihren Waaren einfinden, und der bey der grossen See Ontario liegt. Ich werde desselben hinkünftig in dieser Reisebeschreibung für das Jahr 1750 umständlicher erwähnen. Hier halten sich die Kaufleute von Albany den ganzen Sommer auf, und treiben einen sehr starken Handel mit vielerley Wilden, welche mit ihrem Fellwerk dahin kommen. Verschiedene hieselbst haben mir versichert, wie sie bisweilen bey dem Kaufe den Wilden, insonderheit, wenn er besoffen gewesen ist, hintergangen haben, daß er nicht den halben, ja bisweilen nicht den zehnten Theil des Wehrts, für dasjenige, das er mit sich gebracht, erhalten hat. Und daß dieß völlig seine Richtigkeit hat, habe ich ein und das andere mahl mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt. Denn die Kaufleute in Albany stellen gute Chineser vor; und hält der sich für den besten Kerl, der erst so braf den Wilden mit Branntwein betrunken macht,

und hernach für Nichtswürdigkeiten alles, das er mit sich geführt hat, ihm abzwacken kann. Der Wilde merkt zwar oft, nachdem er den Rausch verschlafen hat, daß er betrogen worden ist, und murret auch ein wenig darüber. Er tröstet sich aber bald wieder, wenn er sich entsinnet, daß er einmahl so viel Branntwein, als er vermocht, hat saufen können; einen Trank, den er über alles, was in der ganzen Welt ist, hochschätzt. Vornehmlich giebt er sich dann zufrieden, wenn er aufs neue einige gute Schlücke bekömmt. Ausser dem Handel, der dergestalt in Osvego getrieben wird, kommen auch oft eine Menge Wilden von verschiedenen Orten, insonderheit von Canada, zu dieser Stadt, und führen ihr Fellwerk mit sich. Von Canada hohlten sie selten anderes Fellwerk als Bieberfelle. In Canada ist bey höchster Strafe verboten, von da den Engländern Pelzwerk zuzuschicken: sondern der Handel, insonderheit mit Bieberfellen, gehört der westindischen Compagnie in Frankreich zu. Demohngeachtet treiben doch die Kaufleute in Canada einen starken Schleichhandel. Denn sie senden ihr Fellwerk mit den Wilden ihren Bekannten in Albany zu, welche es nach dem Preise, den sie den Kaufleuten in Canada durch Briefe vorher bestimmt haben, kaufen. Von hier führen die Wilden hernach verschiedene Arten Tuch und andere Güter wieder zurück, welche hier für einen geringern Preis, als diejenigen, die in Canada vorhanden, und von Frankreich dahin geschickt worden sind, zu erhalten stehen. Der größte Theil der hiesigen Kaufleute hat grosse Güter auf dem Lande und viel Wald daherum. Wenn sich dann ein Bach daselbst befindet, so versäumen sie nicht eine Sägemühle anzulegen,

um

um Balken und Bretter von einander zu sägen. Daher geschieht es, daß den ganzen Sommer durch viele Jachten von hier nach Neu-York gehen, welche größtentheils mit Brettern beladen sind. Verschiedene hier in der Stadt schleifen von gewissen Arten Schneck- und Muschelschalen die Wampum der Wilden, das ist, ihr Geld und ihren Schmuck, wodurch die Einwohner in Albany einen grossen Gewinn erhalten. Von dieser Art Geld will ich an seinem Orte ein mehrers reden. Da also die Leute hieselbst einen so beträchtlichen Handel führen, und dabey nach der Holländischen Art sehr knapp und sparsam leben: so ist kein Wunder, daß viele von ihnen grosse Geldsummen zusammen bringen.

Die **Einwohner** sowohl in Albany, als auf dem Lande rings herum zu vielen Meilen, sind fast insgesammt Holländer. Sie reden unter sich Holländisch, haben ihre Holländischen Prediger, und verrichten ihren Gottesdienst in dieser Sprache. Kurz, sie führen sich in allen Stücken als Holländer auf. Doch kleiden sich beide Geschlechter mehrentheils auf Englische Art. Es ist bekannt, daß die Provinz Neu-York zuerst von Holländern bewohnt worden ist. Es waren auch sie, welche zur Zeit ihrer Beherrschung an diesem Orte, aus Neid das neue Schweden einnahmen. Es währete aber die Freude nur eine sehr kurze Zeit, daß sie dieß eroberte Land, und jenes ihr eigenes, behalten konnten. Denn zu Ende des Jahrs 1664 kam auf den Befehl des Königs Carl des zweyten in England, Sir Robert Carre nach Neu-York, welches dazumahl Neu-Amsterdam hieß, und nahm es ein. Und bald darauf zog der Oberste Nichols nach Albany,

welches dazumahl Orangefort genannt wurde, und unterwarf es sich gleichfalls, und gab dem Ort den Namen Albany, welches des Herzogs von York Schottischer Titel war. Den Holländern wurde freygestellt, entweder unter dem Engländischen Schutze da zu bleiben, und ihre vorigen Freiheiten zu geniessen, oder auch weg zu ziehen. Der größte Theil erwählte das erstere, und von ihren Nachkommen leiten sich die jetzt hier in der Provinz Neu-York befindlichen Holländer her, welche Besitzer von den größten und besten Eigenthümern und Landgütern in dem Bezirke von Neu-York sind.

Diese Einwohner von Albany sind in dem ganzen nördlichen Amerika, sowohl bey den Engländern als Franzosen, ja selbst bey allen Holländern, die den untern Theil von der Landschaft Neu-York bewohnen, wegen ihres grossen Geitzes, ihrer Habsucht und ihrer unersättlichen Geldbegierde sehr berüchtigt. Wenn jemand nach Albany hinauf reisen will, so pflegt man ihm aus Scherz zu sagen, daß er eine Reise nach dem Lande Canaan zu unternehmen hätte. Frägt man dann, was sie darunter verstünden, so antworten sie, daß ja das Land Canaan und das jüdische Land einerley bezeichnete; und daß Albany ein Vaterland und ein rechter Aufenthalt der Erzjuden wäre. Denn die Leute in Albany sind so habsüchtig und geizig, daß ohnmöglich ein Jude daselbst leben könnte, sondern sie würden ihn ohnfehlbar durch Schachern ausmergeln, wenn er gleich sonst die Kunst, Geld zu ziehen, aufs beste verstünde. Daher besucht auch niemand diesen Ort gerne, wofern ihn nicht die größte Nothwendigkeit dazu veranlasset. Ich wurde aus der Ursache dieses und das folgende

gende Jahr an mehrern Orten gefraget, was für eine angelegene Sache mich wohl antreiben möchte, zu diesem Canaan eine Pilgrims-Reise anzustellen. Ich mußte auch beide Jahre erfahren, daß das Urtheil und Gerücht von diesem Volke nicht gänzlich ungegründet gewesen war. Denn ob sie gleich selten öfter Fremde sehen, als wenn jemand aus den Englischen Pflanzstädten diesen Weg nach Canada oder von da zurück nimmt, und man daher schliessen könnte, daß hier leichter nach Nahrungsmitteln und den Nothwendigkeiten eines Reisenden wäre, als an den Orten, wo die Wege beständig von Reisenden voll sind: so fand ich doch das Gegentheil. Denn ich war hier genöthigt alles doppelt, dreyfach, ja bisweilen vierfach theurer, als ich sonst an irgend einem Orte in Amerika, den ich durchgereiset, gewohnt gewesen bin, zu bezahlen. Ausserdem waren die Leute hier sehr unbehülflich. Ich muste sie mit Geld, und zwar nicht mit einer Kleinigkeit, zu allem, was ich brauchte, gleichsam in die Höhe heben. So bald ich auf dem Lande oder in der Stadt in ein Haus kam, und von ihnen etwas zu kaufen verlangte, oder um ihre Hülfe ersuchte, war ich fast mit einer mathematischen Gewißheit im Stande zu sagen, ob sie von diesem oder einem andern Geblüte wären. Denn sie forderten theils für alles, eine sehr unmäßige Bezahlung, theils bewiesen sie sich sehr undienstfertig. Von der Art war der größte Theil dieser Leute. Dennoch aber traf man auch solche an, welche an Freundlichkeit, Billigkeit, Wohlwollen und Bereitwilligkeit nach ihrem Vermögen gefällig zu seyn und guten Rath zu geben, allezeit es einem jedweden hier im nördlichen Amerika, oder an andern Orten gleich thaten. Doch war deren

Anzahl ungleich geringer vor der erstern. Wofern mir erlaubt ist zu rathen, so scheint es mit dem Ursprunge der Leute in Albany und derienigen, welche daherum wohnen, folgende Bewandniß zu haben. Als die Holländer in vorigen Zeiten Eigner von diesem Lande waren, und es bevölkert werden sollte, so hat die Regierung ausser einer Menge von guten Leuten, die zu dieser Provinz hinüber gereiset sind, auch eine Menge Gesindel zusammen suchen lassen, von dem sie das Land säubern wollen. Diese haben sie dahero hieher verschicket, und ihnen sogleich einen von allen andern weit entfernten Ort auf der Gränze gegen die Wilden und ihre übrigen Feinde angewiesen; doch so, daß sie einige wenige andere gute Familien überredet, ihnen zu folgen, um sie einiger massen im Zügel zu halten. Denn eine andere Ursach kan ich schwerlich finden, warum diese von einem so verdorbenen Geblüte, und so verschieden von den andern der angesehenen Holländischen Nation sind, welche in dem untern Theil der Provinz Neu-York wohnen. Diese letztern, oder dieienigen, die weiter hinunter wohnen, sind freundlich, behülflich, billig in den Preisen, wenn sie etwas verkaufen, und aufrichtig; und ob sie gleich nicht immer in den Worten viel Umstände machen, so meinen sie es doch gut und aufrichtig, und man kann sich auf ihr Versprechen verlassen.

Unter andern Ursachen, welche die Einwohner von Albany überall in den Englischen Pflanzstädten, vornehmlich aber in dem neuen England so verhaßt gemacht haben, war ihre Aufführung bey dem vorigen Kriege zwischen Frankreich und England, der sich mit dem Frieden

zu Achen endigte. Denn als dieser Krieg zwischen Frankreich und England angieng, und die Einwohner in ihren Pflanzstädten in Amerika gleichfalls Befehl erhielten, Feindseligkeiten unter einander anzufangen: so reizten die Franzosen ihre Wilden an, die Einwohner in dem neuen England anzugreifen; welches sie auch getreu befolgten, indem sie Leute todt schlugen, und alles was sie vorfanden, wegnahmen. Die Leute in Albany hielten sich diese ganze Zeit neutral, und trieben einen starken Handel mit diesen Wilden, welche die Einwohner des neuen Englands umbrachten. Das Silber, als Löffel, Schalen, Becher, und so ferner, welches diese Wilden in Neu-England in den Häusern geraubt, wo sie die Einwohner ermordet hatten, führten sie zum Verkauf nach Albany. Die Bürger daselbst kauften den Wilden nicht allein diese silbernen Gefässe ab, ob sie gleich bey vielen durch den eingegrabenen Namen, den vorigen Eigner erkannten, sondern sie ermunterten auch die Wilden, sich mehr von solchem Silber zu verschaffen, und versprachen ihnen, sie gut zu bezahlen, und ihnen, was sie fordern würden, zu geben. Die Engländer legten dieß nachher so aus, als wenn sie hiedurch gewisser massen die Wilden ermunterten, die Leute, welche gleichsam Brüder von den Einwohnern in Albany waren, und unter einer und derselben Krone lebten, noch mehr umzubringen. Als man dieß in Neu-England von den Wilden selbst erfuhr, entstund hierüber eine grosse Erbitterung, und die Einwohner droheten, daß der erste Schritt, den sie bey einem andern Krieg unternehmen wollten, dieser seyn würde, Albany und die umliegenden Oerter zu verbrennen. Man wird sehen, ob in dem gegenwärtigen Kriege, die andern Englischen

Pro-

Provinzen bereitwillig sind, Albany und die Oerter in der Nachbarschaft, im Fall sie von den Franzosen oder Wilden angegriffen würden, zu entsetzen. So viel ist wahr, daß der Haß der Engländer gegen die Leute in Albany sehr groß, daß aber deren gegen die Engländer noch zehnmahl grösser ist. Dieser Haß wird von der Zeit an, da die Engländer dieß Land eroberten, gewähret haben, und ist bis jetzt noch nicht erloschen, ob sie gleich unter der Holländischen Regierung niemahls grössere Vortheile, als sie jetzt besitzen, hätten erlangen können. Denn gewissermassen sind sie noch beträchtlicher, als selbst der Engländer ihre.

In ihren Häusern sind sie weit sparsamer als die Engländer, und genauer bey den Mahlzeiten. Gewöhnlich tragen sie selten mehr Essen auf, als bey der Mahlzeit verzehrt wird, und bisweilen kaum so viel. Die Punchschale ist hier auch weit seltener als bey den Engländern. Die Frauensleute sind gemeiniglich geschickte Haushälterinnen, sie stehen zeitig auf, und legen sich spät zu Bette, und sind fast übertrieben reinlich, was den Fußboden anbelangt. Diesen scheuerten sie bisweilen zu mehr mahlen in der Woche, und insonderheit war der Sonnabend zu dieser Arbeit festgesetzt. In den Häusern giengen sie sauber gekleidet, aber doch nicht geputzt. Die Kinder unterrichtete man beides in der Englischen und Holländischen Sprache. Die Dienstboten hier in der Stadt bestunden größtentheils aus schwartzen Sclaven. Verschiedene von den Mannsleuten brauchten ihr eigenes Haar, ob gleich sehr kurz, ohne Beutel oder Zopf. Denn diese beiden letztern werden hier als ein Charakter und

Kenn=

Kennzeichen eines Franzosen angesehen. Als ich nach der Zurükkunft von Canada zu dieser Stadt den ersten Tag einen Haarbeutel trug, konnte ich nicht wegen kleiner Jungen und Mädgen auf der Gasse in Frieden gehen, sondern sie liefen mir nach und riefen: o du Franzose u. s. w. Einige von diesem Geschmeisse wagten so gar, nahe zu kommen, und hinten an dem Beutel zu ziehen: so daß ich froh wurde, als ich eine so unangenehme Tracht wegwerfen konnte.

Das **Essen** und die **Zurichtung** desselben gieng hier sehr von der Englischen Art ab. Zum Frühstücke brauchte man gemeiniglich Thee, meistentheils ohne Milch. Vor 30 bis 40 Jahren hat man hier nicht gewußt, was Thee wäre: sondern ihr Frühstück ist alsdann entweder Butterbrot oder Milch und Brot gewesen. Nun warf man nicht Zucker in den Thee, sondern man legte ein Stück davon neben dem Theeschälgen und biß ein wenig davon bey dem Trinken ab. Zugleich mit dem Thee aß man Butterbrot mit Peckelfleisch darauf. Der Hausvater betete gemeiniglich hart vor Tische. Der Caffee wurde hier nicht gebraucht. Die Frühstückzeit war mehrentheils um 7 Uhr, oder zwischen 7 und 8. Die Mittagsmahlzeit bestund meistentheils aus Buttermilch, worin man kleingemachtes Brot gelegt hatte, und wozu man noch, wenn es sehr gut seyn sollte, ein wenig Zucker hinzufügte; oder aus süsser Milch mit zerschnittenem Brot darin; oder aus gebratenem oder gekochtem Fleische. Man bediente sich öfters der Buttermilch, anstatt süsser Milch, um einen verdünnten Brey daraus zu kochen. Dieser schmeckte ziemlich sauer, ob gleich bey warmer Witterung, nicht so gar unangenehm. Bey jeder Mit-

tags-

tagsmahlzeit setzte man zugleich eine grosse Schüssel mit Sallat vor, der mit viel Eßig und bisweilen mit, meistentheils aber ohne Oehl zugerichtet war; so daß es einem daher ziemlich in dem Halse brannte, wenn man davon aß. Oft assen sie Buttermilch, Brot und Sallat zugleich, und um einander. Die Abendmahlzeit war gemeiniglich Butter und Brot, mit süsser Milch und zerschnittenem Brot darin. Die Butter war sehr gesalzen. Bisweilen trunken sie auch alsdann Chocolade. Der Käs wurde an vielen Orten sowohl zum Frühstück als zur Mittagsmahlzeit gebraucht, aber nicht in Scheiben geschnitten, oder in ausgebohrten Stücken, wie ihn die Engländer zu essen pflegen: sondern die Frauensleute schabten den Käs auf einem Teller, so daß er fast zu einem groben Mehl wurde. Sie gaben vor, daß der Käs auf diese Weise besser als sonst, schmeckte. Ihr Getränke war gemeiniglich sehr dünnes Schwachbier, oder auch blosses Wasser.

Hier in Albany halten die Guvernöre von Neu-York oft Zusammenkünfte und Unterredungen mit den Wilden von den 5 Nationen der Jroquois, insonderheit wenn es darauf ankömmt, Kriege wider die Franzosen anzufangen oder fortzusetzen. Sie berathschlagen sich auch denn bisweilen über ihre Bekehrung zu der christlichen Religion. Daß aber die Engländer in dem letzten Stücke nicht so vorsichtig als die Franzosen, zu wege gegangen sind, und zu einer so wichtigen und angelegenen Sache nicht so geschickte und auserlesene Männer, als billig hätte seyn sollen, bestellet haben, kann man unter andern aus der Antwort, die einer von den Königen oder Sachems der Wilden dem Guvernör Hunter, bey einer sol-

solchen allgemeinen Zusammenkunft hier in der Stadt gab, ersehen. Denn nachdem der Guvernör, auf Befehl der Königin Anna, diesen Indianern eine Menge Kleider und andere Sachen, die ihnen gefielen, geschenkt hatte: wollte er sie noch mehr von der Zuneigung und der Sorgfalt der Königin gegen sie überzeugen, und fügte also hinzu: daß ihre gute Mutter, die Königin, sie nicht allein so edelmüthig mit so kostbaren und schönen Kleidern für ihren Körper versehen hätte, sondern Sie wollte auch ihre Seelen mit der Predigt des Evangeliums kleiden: aus welcher Absicht einige Prediger ihnen zugeschicket werden sollten, um sie darin zu unterrichten. Kaum hatte der Guvernör diese Worte geendigt, ehe einer von ihren ältesten Sachems aufstund und antwortete, daß er sich im Namen aller andern Wilden gegen ihre gnädige gute Königin und Mutter wegen der staatlichen und hübschen Kleider, die Sie ihnen geschicket, bedankte: was aber die Prediger anbeträfe, so wären vorher bey ihnen verschiedene, (welche er denn mit Namen hernannte) gewesen, die anstatt ihnen ihre göttliche Religion zu predigen, sie zu saufen, zu betrügen und unter einander in Uneinigkeit zu leben, gelehrt hätten. Hierauf bat er den Guvernör diese Prediger und einen Haufen anderer Europäer, die bey ihnen sich aufhielten, von ihnen wegzunehmen. Denn vorher, ehe diese zu ihnen hingekommen, wären die Wilden ein ehrliches, nüchternes und unschuldiges Volk gewesen: jetzt würden sie aber fast alle zu Schelmen. Vorher hätten sie eine Scheu vor GOtt gehabt: jetzt aber glaubten sie kaum, daß ein GOtt da wäre. Wofern der Guvernör sich ihrer annehmen wollte, so thäte e.

besser, wenn er ihnen zwey oder drey Eisenschmiede zuschickte, der sie Eisen zu schmieden lehrete, worin sie unerfahren wären. Der Guvernör konnte hiebey sich nicht des Lachens enthalten. Dergestalt kan man hier die Worte Pauli * anwenden: Euerthalben wird Gottes Name gelästert unter den Heyden.

Vom ein und zwanzigsten. Nachmittags um 5 Uhr reiseten wir in Gottes Namen von Albany nach Canada. Wir hatten zwey Männer mit uns, die uns zu dem ersten Französischen Orte, welcher die Vestung, Fort St. Frederic war, und von den Engländern Crownpoint genennt wird, führen sollten. Ein jeder von diesen sollte dafür zur Bezahlung 5 Pfund in dem zu Neu-York üblichen Gelde, das in unserer Münze ohngefähr 25 Platen ausmacht, haben, ohne das Essen und Trinken, womit ich sie hin und her reichlich unterhalten muste, mitzurechnen. Dieß ist hier der gangbare Preis, und wer zu dem sich nicht bequemen wollte, muste allein reisen. Wir waren genöthigt mit einem von den oben ** beschriebenen Canoen zufrieden zu seyn; indem weder Battoen noch Böte von Baumrinde nun zu bekommen waren. Und weil eine gute Landstrasse gleich an der Westlichen Seite des Hudsons Flusses fortlief: so liessen wir die Männer mit dem Canoe oder dem Nachen fahren, und wir giengen auf dem Lande daneben, um dasselbe, nebst dessen natürlichen Merkwürdigkeiten desto genauer zu besehen. Mit diesen Canoen zu reisen, ist für diejenigen ziemlich beschwerlich, die sie rudern oder fortschieben sollen. Denn der eine steht vorne

* Röm. 2, 24.

** Auf der 211. und 212ten Seite.

vorne in demselben, und der andere hinten, und ein jeder hält ein Ruder in der Hand, mit dem sie das Boot fortschieben. Gemeiniglich halten sie sich dicht an das Land, wo es seicht ist, damit sie den Grund mit den Rudern bequem erreichen können. Die Ruderleute können also nicht sitzen, sondern müssen die ganze Zeit, so lange sie mit dem Canoe fahren, stehen; weil man darin nicht auf gewöhnliche Weise im Sitzen rudern kann.

Wir hielten uns nun den ganzen Abend an das Ufer, das gegen den Fluß aus grossen Anhöhen bestund, und zunächst an dem Wasser mit solchen Bäumen bewachsen war, die ich oben * schon erwähnet habe, und an den Ufern der Insel, welche unter Albany liegt, befindlich sind. Auf der östlichen Seite des Flusses ist das Land ungebauet, mit Waldung bewachsen, und etwas abhängig; auf der westlichen aber ist es flach, angebauet, und meistentheils zu Aeckern angewandt.

Diese Aecker hatten keine Graben, ob ihnen gleich hin und wieder dieselben nöthig zu seyn schienen. Hier konnte man deutlich genug sehen, daß der Fluß in vorigen Zeiten breiter gewesen ist. Denn auf den Aeckern war ein Absatz, in der Entfernung eines Steinwurfs von den jetzigen Gränzen des Flusses, mit einer quer lauffenden Anhöhe, welche fast allezeit mit dem Ufer des jetzigen Flusses parallel war. Dieß gab genugsam zu erkennen, daß dieselbe das Ufer des Flusses, und das ebene Ackerfeld darunter den Boden desselben vor diesem ausgemacht hat. Hiezu kömmt, daß auf den erwähnten Aeckern eine

* Man sehe die 221ste u. folg. Seite.

Menge von eben den Muschelschalen, welche hier häufig an dem Ufer liegen, und welche die Einwohner weder auf die Äcker führen, noch sonst zu etwas brauchen, befind lich ist. Ob dieß nun daher gekommen ist, daß sich ent weder das Wasser in dem Fluß verringert hat, oder daß von dem Wasser Erde hinunter getrieben und zu den Sei ten des Flusses hingeführet worden, oder daß sich de Fluß länger seitwärts eingeschnitten hat, weiß ich nicht.

Die Aecker waren alle hier ganz eben gelegt, auf ebe die Weise, als in Upland in Schweden. Einige ware mit dem **gelben** * und andere mit dem **weissen Wei zen** ** besäet. Verschiedentlich sahen wir grosse Felde mit **Flachs** besetzt, der nun zu blühen anfieng. An ei nigen Stellen stund er ziemlich gut, an andern aber nu schlecht. Die heftige und lange Dürre, welche hieselb den ganzen Frühling gedauert, hatte gemacht, daß auf de Anhöhen und etwas erhabenen Stellen alles Gras un alle Pflanzen verbrannt waren, so, daß ausser dem Wol kraute, *** keine andere grüne Pflanze da übrig wa Diese letztere aber sahe ich an mehrern Orten auf de aller dürresten und dabey hohen Bergen wachsen, wo si einer brennenden Sonne und ausmergelnden Dürre gleich sam Trotz bot. Obgleich aber der Graswachs und di Weide nun so schlecht beschaffen, und fast gar keine wa so wurde doch das Wollkraut niemahls von dem Vie angegriffen oder verzehrt. An einigen Orten waren d Aeck

* Agnhwete.

** Kubbhwete.

*** Verbascum Thapsus, *Linn. Flor. Sv.* 195.

Aecker mit **Erbsen** besäet: aber der Ackersenf hatte sich da so eingewurzelt, daß er sie gänzlich erstickte. Der Boden war fast auf allen diesen Aeckern eine schöne tiefe Gartenerde.

Die **wilden Weinranken** bedeckten die Anhöhen neben dem Flusse überall, wo sie kahl waren; und da, wo sie mit Bäumen bewachsen waren, kletterten die Weinranken hinauf, und überzogen sie gänzlich, so, daß die Bäume oft sich davon hinunter bogen. Sie hatten schon grosse Härtlinge. Wir sahen sie heute und so lange wir dem Hudsons Flusse folgten, in sehr grosser Menge, auf den Anhöhen des Ufers, und auf kleinen Eyländern in dem Flusse.

Die **Maysdiebe** mit weissen Rücken sahen wir hie und da in den Gebüschen fliegen. Sie sungen schön, und waren kleiner als die schwarzen Maysdiebe. Wir wurden ihrer zuerst bey Neu-York gewahr.

Eine **Wasserbüche** * lag neben dem Wege umgehauen. Ihr Durchschnitt quer über dem Stamm betrug drey Schwedische Ellen.

Beides diesen und die folgenden Tage sahe man ab und zu **Inseln** in dem Flusse. Auf den grössern war das Land angebauet, und zu Aeckern oder Wiesen angelegt.

Das Land war, die 5 Englische Meilen, welche wir heute neben dem Flusse wanderten, sehr eben und von lauter Erde. Ich fand keinen einzigen Stein auf den Aeckern. Der Boden bestund aus einer Stauberde. Der Ahornbaum mit rothen Blüthen, die Wasserbüche, die Wasserespe, der wilde Pflaumbaum, der Rhus mit dem Beina-

* Platanus occidentalis.

men Sumach, der Ulmenbaum, die wilden Weinranken und ein paar Arten von Weide, waren diejenigen Bäume, die sich heute und die folgenden Tage auf den Anhöhen des Flusses uns darstelleten. Der Spargel wuchs hin und wieder wild hieselbst.

Unser Nachtquartier nahmen wir ohngefähr 6 Englische Meilen von Albany bey einem Landmanne. An der westlichen Seite des Flusses erblickten wir einen Landhof nach dem andern, welche von Leuten, die von alten Holländischen Geschlechte herstammeten, und sich mit dem Ackerbau ernähreten, bewohnt waren. Ohngefähr eine Englische Meile oberhalb diesem unserm Nachtlager war die Stelle, wo die Ebbe und Fluth im Hudsonsflusse aufhöret, und über welche sie nicht hinaustritt indem da oben kleine seichte Ströme fliessen. In dem Flusse daneben fieng man eine Menge von verschiedenen Fischarten.

Die Scheunen waren fast überall bey den Holländern auf die Art gebauet, wie ich sie schon vorher * beschrieben habe. In der Mitte befand sich nehmlich die Tenne, wo sie dreschten; über derselben das Heu und Stroh auf dem Boden; und zu den Seiten waren Ställe für die Pferde, Kühe und anderes Vieh eingerichtet. Die Scheune selbst, oder das Gebäude, hatte eine beträchtliche Grösse, fast wie eine Kirche. Das Dach war in der Mitte an den Balken, wo die Sparren zusammen kommen, sehr hoch: aber zu beiden Seiten bey den Mauern ziemlich niedrig. Dann und wann

bestun

* Im 2ten Theile auf der 365sten Seite.

bestunden die Gebäude auf dem Hofe, nur aus einer Stube, über welcher der Boden war, und aus der Scheune, von der beschriebenen Einrichtung.

Vom zwey und zwanzigsten. Des Morgens folgte ich einem unserer Wegweiser, um den hohen Wasserfall, den der Mohaaks-Fluß bey Cohoes macht, ehe er in den Hudsons-Fluß sinkt, zu besehen. Dieser Fall lag 3 Englische Meilen von dem Orte ab, wo wir unser Nachtlager genommen hatten. Das Land war ganz bis zum Falle eben, und nur neben dem Fall etwas bergig. Den Wald hatte man an den meisten Stellen aus dem Wege geräumet, und den Boden zu Aeckern angebauet. Hin und wieder sahe man einen hüschen Hof an den Aeckern.

Der **Cohoes Fall**, (oder wie man ihn ausspricht, Cohosch Fall), ist einer von den größten Wasserfällen an diesem Orte. Es ist der Mahaaks-Fluß, der ihn etwas, ehe er sich in den Hudsons-Fluß begiebt, erregt. Beides über und unter dem Falle bestehen beide Seiten und der Grund des Stroms aus lauter harten Felsen. Die Breite des Flusses beläuft sich hier auf 900 Englische Fuß. Bey dem Falle selbst liegt eine Klippe quer im Flusse hin, die überall gleich hoch ist, und mit der Seite, die den Fall macht, fast in gerader Linie quer über gehet. Sie stellt gleichsam eine Mauer gegen die untere Seite vor, welche nicht völlig senkrecht ist; sondern wofern eine senkrechte Linie von oben bis auf den Grund des Stroms gefället werden könnte; so dürfte die Neigung gegen anderthalb oder zwey Klaftern abstehen. Die Höhe dieser Mauer, über die das Wasser hinunter stürzt, wird,

nach meinem Augenmasse zu urtheilen, 10 bis 12 Klaftern senkrecht seyn. Ich hatte diese Höhe damahls in meinem Tagbuche angemerkt, und fand sie nachher ziemlich genau mit der Nachricht, die mir der geschickte Ingenieur Herr Levis Evans in Philadelphia gab, übereinstimmen. Er sagte, daß er die Breite und die Höhe dieses Falles geometrisch ausgemessen, und ihn 900 Englische Fuß breit, und 75 Fuß, das ist ohngefähr $12\frac{1}{2}$ Klafter, hoch befunden hätte. Der Umriß von diesem Falle, den der Herr Ingenieur verfertigt hat, ist derjenige, der hier beygefüget wird. * Nun befand sich sehr wenig Wasser in dem Strom, so daß es nur an ein paar Stellen herunter strömete. Da, wo das Wasser von dem Falle herab gestürzet war, hatte es unten tiefe Löcher in die Klippe, an verschiedenen Stellen zu 2 bis 3 Klaftern tief, eingeschnitten. Unter dem Falle war nun der Grund des Stroms, welcher, wie schon vorher gemeldet worden, aus lauter Felsen bestund, ganz trocken; doch so, daß das Wasser sich nach der Länge des Stroms in der Mitte einen Gang von der Breite zweyer, und in der Tiefe einer oder mehr Klaftern, gebahnet hatte, wodurch nun dasjenige Wasser, welches den Berg herab fuhr, ausfloß. Unter dem Falle sahe man in dem Felsen sehr viele Löcher ausgefressen, welche völlig unsern in Schweden so genannten Bergkesseln oder Riesentöpfen ** ähnlich waren. Bald waren sie grösser und tiefer, bald kleiner und niedriger. Aus diesem wenigen Wasser, das nun bey dieser starken langwierigen Dürre herab-

* Man sehe die 2te Figur.

** Bärg-ketlar eller Jätt-grytor.

herabfiel, konnte man leicht schliessen, daß hier ein erstaunliches Brausen seyn muß, wenn der Fluß voll mit Wasser ist, und wenn dasselbe zu 12 Klaftern tief herunter schießt. Wir hatten nun den klaresten und reinsten Sonnenschein, den man sich wünschen konnte, ohne einen Wolkenfleck an dem Himmel wahrzunehmen; und dabey war es ganz still. Dem ohngeachtet stund doch bey diesem kleinen Fall, wo nur wenig Wasser jetzt floß, als wie ein beständig hin und her getriebener Staubregen; welches von den Dünsten, die sich von dem Wasser bey dessen Falle trenneten, und hernach von dem Winde weit herum geführet wurden, herrührete. Wenn man daher sich diesem Falle auf einen Büchsenschuß näherte, doch so daß der Wind von da nach dem Orte, wo man sich befand, hinwehete: so wurden auf einmahl die Kleider äusserlich naß, als wäre man im Regen gegangen. In den Wasserstrudeln, die sich in dem Berge unter dem Falle durchgefressen hatten, fand man allerhand Arten von Fisch. Hier sassen nun einige Leute und angelten Fische. Die Felsen bestunden hier aus eben dem schwarzen Stein, als alle andern Berge um Albany. Dieser Sein ist in der Luft geneigt, in kleine horizontelle Blätter, wie der Schiefer, zu zerspringen.

Zimmerzäune muß ich eine Art von Zäunen nennen, die wir vorher nicht gesehen hatten, welche aber hier überall, so weit wir neben dem Hudsons-Flusse reiseten, wo man eine Menge von Gehölzen hatte, gebräuchlich war. Der Zaun bestund aus dicken langen Zimmerhölzern, welche alle zwischen jedweder Abtheilung von gleicher Länge waren. Die Höhe des Zauns war 8 bis

 10 Vier-

10 Viertelellen. Da sie sich hier der Pfähle nicht bedienen konnten, so vereinigten sie dieselben folgender massen an den Enden. Wenn zum Exempel * der Zaun A D gemacht werden soll, der aus der Länge dreyer Hölzer besteht, nehmlich aus A B, B C, C D: so legt man bey A, B und C einen kurzen Querbalken zu unterst auf den Boden. Auf diese Querbalken legt man die Hölzer A B, B C, C D in die Furchen, die an diesen Querbalken, damit sie sich nicht verschieben, eingehauen worden sind. Ueber diese Hölzer legt man wiederum bey A, B und C einen neuen kurzen Querbalken, der gleichfalls eingehauen wird, damit sie sich nicht verrücken; und wieder andere Hölzer darauf. Hiemit fährt man so lange fort, bis der Zaun seine gehörige Länge erreicht hat. An einigen Orten hatte man die in die Länge liegenden Hölzer, auf die Weise, wie es bey D und E abgebildet ist, umgewechselt; doch so, daß sie von ihren Querbalken unterstützt waren. Diese Art die Zäune einzurichten, kann da allenfalls statt finden, wo man einen so beträchtlichen Vorrath von Holz, als hier, hat. Denn sonst würden sie, wofern sie die Hölzer, aus denen ein solcher Zaun bestund, zerspalten, und noch mehr, wofern sie dieselben von einander gesäget hätten, viele Zäune von gleicher Grösse und gleichem Nutzen daraus haben verfertigen können.

Zur Mittagszeit setzten wir unsere Reise nach Canada den Fluß hinauf, in dem Canoe, der lang und in einer weissen Föhre ausgegraben war, fort. Der Fluß wurde etwas oberhalb dem Hofe, wo wir übernachtet hat-

* Man vergleiche hiemit die 3te Figur.

hatten, so seicht, daß sie mit den Rudern überall den Grund erreichen konnten, der bisweilen nicht über eine, ja oft nur eine halbe Elle tief war. Das Ufer und der Grund des Flusses bestund nur aus Sand und kleinen Steinen. Der Strom fiel verschiedentlich sehr stark gegen uns, so daß die Ruderleute Mühe genug hatten, um sich gegen denselben hinauf zu arbeiten. Die Anhöhen an dem Ufer waren überall von Erde, und an einigen Orten sehr hoch und steil. Das Land daneben hatte man theils angebauet, theils war es mit Wald bewachsen. Die Breite des Stroms belief sich mehrentheils auf ein paar Büchsenschüsse.

Sturgeons oder **Stöhre** findet man in grosser Menge in diesem Fluß. Wir sahen sie ganze Tage sich aus dem Wasser hoch in die Luft hinaufwerfen; noch mehr aber thaten sie dieß gegen den Abend. Unsere Wegweiser und diejenigen, welche hier wohneten, berichteten, daß man den Winter keine Sturgeons sähe, sandern daß sie alle spät im Herbste von hier den Fluß hinab nach dem Meer zögen, im Frühling aber wieder herauf kämen, und so den ganzen Sommer hier verblieben. Sie sollen sich hier im Flusse lieber in seichtem als tiefem Wasser aufhalten; welches auch ziemlich mit demjenigen, was wir hier bemerkten, übereinkam, indem wir sie selten an andern Stellen heraußspringen sahen, als wo der Fluß seicht war. Ihr Essen soll vornehmlich in verschiedenen Arten von fädigten Meergräsern, * welche an einigen Stellen auf dem Grunde des Flusses häufig wachsen, bestehen. Denn wenn ein gefange-

* Conferuae.

fangener Sturgeon aufgeschnitten wird, soll der Magen gemeiniglich mit dem gemeldeten Gewächse bey ihm angefüllt seyn. Sowohl die Indianer als die Holländer, welche hier wohnen, fischen fleißig nach ihm. Wir wurden nun alle Nächte während unserer Reise, auf und neben diesem Flusse, verschiedener Böte gewahr, welche mit Stecheisen diese Fische fiengen. Das Kienholz das sie hiezu anzündeten, nahmen sie am liebsten von der hier so genannten schwarzen Tanne oder Föhre. Ob nun gleich diese Zeit im Jahre diejenige war, welche die kürzsten Nächte hatte: so waren sie doch an einem so weit nach Süden belegenen Orte sehr dunkel, so wie in dem Augustmonate bey uns. Die Ufer dieses Flusses lagen an vielen Orten, sowohl heute als die folgenden Tage, ziemlich voll von solchen Stöhren, welche bey dem Stechen zwar getroffen worden, aber doch entronnen und hernach gestorben waren. Bey der starken Sonnenhitze gaben sie einen unerträglichen Gestank von sich.

Als wir den Fluß weiter hinauf kamen, erblickten wir eine Indianische Frauensperson, welche mit ihrem Knaben in einem von Bork gemachten Boote saß, und einen Indianer, der durch den Fluß mit einer grossen Mütze von Baumrinde wadete. Es lag gleich daneben eine Insel, wo eine Menge von diesen Wilden sich nun des Stöhrfischens wegen aufhielten. Wir begaben uns nach ihren Hütten, um zu sehen, ob uns jemand von ihnen zum Fort St. Frederic begleiten wollte. Als wir dahin kamen, waren alle Mannsleute des Morgens in den Wald auf die Jagd gegangen: weswegen wir ihre Jungen überreden musten, sie aufzusuchen. Die Bezahlung

zahlung, welche sie sich dafür vorbehielten, war Brot. Wir waren daher genöthigt, ihnen 20 kleine runde Brote zu geben. Denn da sie sahen, daß uns viel daran lag, mit den Männern zu sprechen: so verstunden sie die Kunst, Schwierigkeit zu machen, wofern sie nicht das, was sie forderten, erhielten. Die Insel gehörte den Holländern zu, welche hier wohnten, und sie zu Aeckern angerichtet hatten. Nun aber hatten die Indianer sie gepachtet, und da Mays und verschiedene Arten Kürbisse gepflanzet. Sie hatten hier einige kleine Hütten, oder so genannte **Wigwams**, welche ziemlich ungekünstelt aufgesetzt waren, errichtet. Es waren vier Pfähle senkrecht aufgeschlagen, über die sie Stangen gelegt, und darüber ein Dach von Bork gemacht hatten. Die Wände fehlten entweder ganz, oder waren auch belaubte Zweige gegen die Stangen, welche die Dachschwelle ausmachten, aufgerichtet. Ihr Bette bestund aus Hirschfellen, welche sie über die Erde ausgebreitet hatten. Ihr Hausgeräthe waren ein paar kleine Kessel, ein paar Löffel, die wie halbe Küchenlöffel aussahen, und ein paar Eimer von Baumrinde, die so dicht waren, daß sie Wasser halten konnten. Das Fleisch der Sturgeons war in länglichen Stücken zerschnitten, und zum Dürren in die Sonne gehängt, damit sie den Winter davon zu essen hätten. Nun sassen die Frauensleute und arbeiteten aussen auf dem Berge, und eine jede hatte ein Hirschfell unter sich. Sie bedienen sich niemahls der Stühle, sondern sitzen mit ihren Beinen auf die Erde. Doch haben sie nicht dieselben, wie es die Türken zu machen pflegen, kreuzweis unter sich liegen: sondern ob der Fuß zwar hinterwärts gekehrt ist, so ist er doch auswärts

gebo-

gebogen; so daß das Gesäß selbst fast zwischen beiden Füssen zu liegen kömmt. Die Frauensleute waren alle blos um den Kopf, und hatten pechschwarze Haare. Sie trugen einen kleinen blauen Rock, der bis auf das Knie herabhieng, und an dem unten rings herum and m Rande rothe oder andere Bänder festgenähet waren. Ihr Hemd gieng äusserlich über den Rock. Sie hatten grosse Ohrringe, und die Haare waren hinten in einen grossen Bündel zusammen gelegt, und mit Band umwickelt. Ihre Wampum oder Perlen und ihr Geld, das aus Muschelschaalen gemacht ist, hiengen von dem Halse auf die Brust herab. Dieses war ihre ganze Kleidung. Nun sassen sie und verfertigten verschiedene Arbeiten von Fellen oder dem bey den Wilden so genannten Hanse, wo sie auf verschiedene Weise die Stacheln von den Amerikanischen Stachelschweinen, welche sie schwarz oder roth gefärbt, oder bey ihrer weissen Farbe gelassen hatten, einhefteten.

Gegen den Abend reiseten wir von da zu einem Hofe, der bey dem Fluß lag, und wo jetzt sich nur ein einziger Mann befand, um den Mays und die Aussaat zu besehen; indem die Leute nach dem Kriege noch nicht hatten dahin ziehen können.

In kleinen Bächen fand man hieselbst **Krebse**, die völlig von der Art, wie die unsrigen, nur etwas kleiner, waren. Die hier wohnhaften Holländer wollten sie doch nicht essen.

Vom drey und zwanzigsten. Des Morgens warteten wir lange auf die Indianer, die nach Hause zu kommen versprochen hatten, um uns den Weg nach dem

dem Fort Anne zu zeigen, und uns zu helfen, ein Boot von Bork oder Baumrinde zu verfertigen, mit welchem wir unsere Reise fortsetzen könnten. Ohngefähr um acht Uhr kamen endlich drey Männer. Sie hatten auf gewöhnliche Weise pechschwarze und kurz geschnittene Haare, hellgrüne zottige Decken um die Schultern, ein Hemd, das über die Lenden hieng, und Tücher oder Felle, die sie um die Beine und einen Theil der Lenden, anstatt der Strümpfe, gewickelt hatten: sie giengen aber ohne Hut oder Mütze, und ohne Hosen. Zwey von ihnen hatten den obern Theil der Stirne, und die beiden Wangen mit Zinnober gefärbt. Um den Hals war ein Band, von dem vor der Brust ein kleiner Beutel, worin sie ihr Schnittmesser verwahreten, herabhieng. Sie versprachen endlich uns für 30 Schillinge zu begleiten: änderten aber nach einer Weile ihren Entschluß, und giengen mit einem Engländer weg, der sie dazu überredete, und ihnen mehr gab, so daß wir bey dieser Reise kein Geleite erhalten konnten. Sie waren aber doch so aufrichtig, daß sie die 15 Schillinge, die wir ihnen auf die Hand gegeben hatten, zurückbrachten.

Unser letztes Nachtlager war ohngefähr 10 Englische Meilen von Albany entfernet. Bey dem letzten und eben geschlossenen Kriege waren die Leute insgesamt von da nach Albany geflüchtet, weil die französischen Indianer, alle Leute, die ihnen vorkamen, ermordeten oder gefangen nahmen, an vielen Orten die Häuser in Brand steckten und die Bäume fälleten. Es sah betrübt aus, als die Leute, welche nun zu ihren Wohnplätzen zurückgekommen, gänzlich ohne Häuser waren, und unter einigen

gegen

gegen einander geneigten Brettern lagen. Der Fluß war hier beynahe einen Büchsenschuß breit, und das Land an beiden Seiten angebaut. Die Anhöhen neben dem Flusse waren steil und die Erde blaß.

Der **abendländische Hollunder** * wuchs in unglaublicher Menge nach der Länge der beschriebenen Anhöhen, welche nun davon ganz weiß aussahen. Denn er stund jetzt in voller Blüthe.

Wir hatten fast diesen ganzen Tag auf unserer Reise bey nahe nichts anders als Ströme auf Ströme, die voll von Steinen waren, und grosse Hindernisse verursachten, hinauf zu kommen. Das Wasser in dem Flusse war rein und klar, und mehrentheils seicht, zur Tiefe von einer, anderthalb bis zwey Ellen. Der Strom oder das Wasser brausete an den mehresten Stellen stark wider uns. Das Ufer lag verschiedentlich voll von Kieselsteinen, und anderwärts von einem grauen Sande. Die Anhöhen bestunden aus Erde, und liefen in die Quer und hoch. Ein Paar Büchsenschüsse möchte der Fluß wohl breit seyn. Zu den Seiten war das Land bisweilen angebauet, bisweilen aber mit Wald bewachsen.

Auf den Anhöhen neben dem Flusse fand man theils den rothen, theils den weissen **Klee** häufig. Wir sahen beiderley Arten heute und die folgenden Tage in Menge in den Wäldern. Man dürfte daher nicht so gewiß schliessen können, ob er erst in den spätern Zeiten von Europa hieher geführet worden sey, wie einige meinen, oder

* Sambucus occidentalis.

oder ob er sich von uralten Zeiten hier befunden habe, welches letztere die Indianer läugnen.

Die Portulack wuchs ziemlich stark auf sandigen Stellen. In den Küchengärten war sie eine von den ärgsten Arten von Unkraut.

Die Leute kamen jetzt überall zu ihrer Heimat und den Wohnplätzen, die sie des Kriegs wegen zu verlassen genöthigt waren, wieder zurück.

Die Höfe waren gemeiniglich gleich neben dem Flusse auf den Anhöhen gebaut. Bey jedem Hofe war mehrentheils ein kleiner Küchengarten und ein noch kleinerer Garten. Doch waren auch bey vielen Höfen ganz grosse Gärten angelegt. In dem Küchengarten hatten sie verschiedene Arten von Kürbissen, Wassermelonen, und Vicebohnen gesäet. Der Garten bestund aus mehr oder weniger Apfelbäumen. In diesem Jahr befanden sich gar keine oder auch nur sehr wenige Aepfel auf den Bäumen. Für die Ursache gab man theils den Frost aus, der einige Nächte im May, nach dem alten Stil, als die Aepfelbäume geblühet, eingefallen, theils auch die anhaltende starke Dürre, die diesen Sommer über gewähret hatte.

Die Häuser, worin die Leute wohneten, waren bey sehr vielen Höfen aus nur in der Sonne und der Luft getrockneten und ungebrannten Ziegeln, und aus Balken auf folgende Weise erbauet. Erst hatten sie das Balkenwerk aufgeführt, und hernach einen Giebel darüber mit zweyen Giebelwänden und dem Sparrbalken errichtet. Die Wand an dem Giebel war von lauter Brettern. Das

Dach hatten sie äusserlich mit Schindeln von Föhrenholz gedeckt. Zwischen dem Balkenwerk waren hernach ungebrannte Ziegeln, damit die Häuser warm seyn möchten, eingemauert. Da aber der Regen und die Luft leicht die Ziegeln verderben konnten, so hatten sie dieselben äusserlich mit Brettern bekleidet. Unter dem Hause waren gemeiniglich Keller befindlich. Die Feuerheerde waren bey den Holländern allezeit so gemacht, daß zu beiden Seiten des Heerdes, der neben der Mauer gebaut war, keine Ecken hervorstunden: sondern es sah aus, als wenn sie gegen die Wand selbst das Feuer angezündet hätten. Da, wo die Höfe nicht dicht an dem Flusse lagen, waren sie gemeiniglich auf den Anhöhen angelegt. Neben den Höfen nahm man grosse mit Mays bepflanzte Felder wahr.

In dem Flusse befanden sich die **Biesemratzen** häufig. Wir sahen sowohl heute als die folgenden Tage überall an dem Ufer, sogar neben der Wasserfläche, eine Menge Löcher, von der Grösse, daß eine kleine Katze hätte hineinkriechen können. Aussen vor, wie auch in der Mündung der Löcher lag es voll von Muschelschalen, deren Bewohner sie verzehret hatten. Man soll sie mit Fallen fangen, die man nach der Länge der Wasserseite, wo sie sich aufhalten, setzt, nachdem man ein wenig Mays oder Aepfel hineingeworfen hat.

Der **Sassafras** wuchs hier ziemlich häufig, er ist aber jederzeit klein. Der **Castanienbäume** wurde man hin und wieder gewahr.

Der **Hahnspor-Hagedorn** * wuchs auf den allerdürresten und magersten Stellen mit sehr langen Stacheln, zur

* Tuppsparr-Hagtorn.

zur Anzeige, daß er zu Hecken an dergleichen Orten und Erdreiche mit Vortheil gepflanzt werden kann.

Des Abends nahmen wir unser Nachtlager bey einem Bauer, der neulich nach dem Kriege zu seinem Hofe zurück gekommen war. Er hatte hier, ausser seiner grossen Scheune, keine andere Gebäude übrig. Die andern waren verbrannt.

Vom vier und zwanzigsten. Der Hof, indem wir übernachteten, war der letzte von der Provinz Neu-York gegen Canada, wo Häuser stehen geblieben waren, und Leute nun wohnten. Weiter hinauf waren zwar Leute noch: sie hatten aber keine Häuser, sondern nur Hütten von Brettern; indem die Häuser zur Kriegszeit verbrannt waren.

Wir setzten unsere Reise fort. Das Land zu beiden Seiten des Flusses war meistentheils eben, bisweilen auch etwas bergig, und bestund verschiedentlich aus magern Tannenheiden. Hin und wieder fand man es in Aeckern oder Wiesen verwandelt: aber meistentheils war es doch mit Wald bewachsen. In dem Flusse hatten wir, fast ganz von Albany bis mehr als den halben Weg nach Saratoga, nichts anders als Strom gehabt, so daß es uns viel Mühe kostete, uns hinauf zu helfen. Hernach wurde der Fluß aber, zu einigen Englischen Meilen sehr tief, und das Wasser still; die Ufer vertiefeten sich jähling, ob sie gleich nicht sonderlich hoch waren. Die Breite des Flusses ließ sich auf ein Paar Büchsenschüsse schätzen. Nach Mittag änderte sich die Richtung des Flusses. Denn bisher war er von N. nach S. gelaufen;

nun aber lief er von NNO. nach SSW. und bisweilen von NO. nach SW.

Die **Ameishaufen** waren ziemlich selten hier zu Lande. Ich erinnere mich nicht einen einzigen in Amerika, ehe ich nach dem Cohoes Wasserfall hin kam, gesehen zu haben. Heute nahmen wir einige wenige in den Wäldern wahr. Die Ameisen waren völlig von einerley Art mit unsern gewöhnlichen *. Die Ameishaufen bestunden größtentheils aus dem zerwitterten schieferähnlichen Stein, den man hier überall findet; indem ihnen sonst nichts zu Gebote war.

Die **Castanienbäume** wuchsen ab und zu in den Wäldern. Eben so sollen die Maulbeerbäume ** hier wild, obgleich seltener gefunden werden. Und hier war der Ort, wo diese am weitesten nach Norden hier in Amerika von sich selbst hervor kommen. Denn weiter nach Norden von diesem Orte hat man sie nicht bemerkt.

Die **Pastinak** trafen wir täglich an sehr viel Stellen wild an; doch aber jederzeit da, wo das Land entweder jetzt, oder vor diesem angebauet gewesen war. Der **Hanf** wuchs von sich selbst bey alten Pflanzungen, und zwar häufig.

Die **Waldläuse** hielten sich überall in den Gehölzen auf, und machten uns viel zu schaffen.

Die **abendländische Thuya** fieng nun an, neben den Ufern des Flusses zu wachsen. Vorher war ich ihrer nicht gewahr worden.

Die

* Formica rufa.

** Morus rubra.

Die neben den Ufern und auf den Anhöhen des Flusses wachsenden **Bäume**, welche sich uns heute bey unserer Reise vorstellten, waren der Ulmenbaum, die Birke, die weisse Tanne, die Eller, der Hundebaum, die Linde, die rothe Weide und der Castanienbaum. Der Americanische Hollunder und die wilden Weinranken zeigten sich nur an solchen Stellen, wo das Land etwas angebauet worden war, gleich als wenn diese beiden den Umgang mit Leuten geliebt hätten. Die Linden und weissen Wallnußbäume waren unter den häufigsten. Die Hainbüchen mit aufgeblasenen Samenbehältnissen kamen uns dann und wann zu Gesichte. Die Wasserbüche aber und die Wasserespe * hatten gänzlich Abschied genommen.

Sowohl die **schwarzen** als die **Erd-Eichhörner**, ** liessen sich oft in dem Walde sehen.

Wir begegneten in einiger Entfernung von Saratoga zwenen Indianern, welche beide in ihren, **von Rinde verfertigten Böten** herbeykamen. Diese ihre Böte konnten kaum mehr als einen einzigen Mann tragen.

Der Fluß wurde wiederum bey Saratoga etwas seicht, und das Wasser strömete ziemlich. Das Land hier herum hatte man zu Aeckern und Wiesen angewandt, ob es gleich des Kriegs wegen wüste lag.

Saratoga war gewisser massen eine Vestung gewesen, welche die Engländer aus Holz erbauet hatten, um den Anfall der Französischen Indianer gegen die Engländer

* Water Poplar.

** Ground-squirrel.

ländischen, welche hier wohnten, zu verhindern, und auf gewisse Weise zur Vormauer für Albany zu dienen. Sie ist an der östlichen Seite des Hudsons Flusses auf einer Anhöhe gelegen gewesen. Die Bauart ist darin bestanden, daß sie dicke Pfähle von anderthalb bis drey Klaftern der Länge nach in die Erde, als Pallisaden, ganz dicht neben einander eingeschlagen, und auf diese Weise das Vestungswerk in Gestalt eines Vierecks, das an jedweder Seite einen kleinen Büchsenschuß lang gewesen, erbauet haben. An den Ecken sind die Blockhäuser, und innerhalb den Pallisaden die Häuser der Soldaten gewesen, und zwar alles von Holz. Es ist bis auf den letzten Krieg im Stande und mit Soldaten besetzt gewesen, da es denn die Engländer selbst im Jahr 1747 in Brand steckten; indem sie nicht länger vermochten, dem Anfalle der Franzosen und der Französischen Indianer zu widerstehen. Denn so bald sie sich ein wenig vor der Vestung hinaus begaben, lagen einige von diesen ihren Feinden in Hinterhalt, und nahmen sie entweder gefangen oder erschossen sie. Unter andern listigen Kriegsstreichen, die man hier brauchte, will ich nur einen anführen, der mir sowohl von Engländern als Franzosen, welche damahls gegenwärtig gewesen sind, zu mehrern mahlen erzählet worden. Eine Parthey Franzosen mit ihren Indianern schlichen zur Nachtzeit in einen Wald von Gebüschen, der nicht weit von der Vestung ablag, und versteckten sich. Des Morgens giengen abgeredeter massen einige wenige von ihren Wilden an die Vestung und sahen dieselbe an. Die Engländer fiengen darauf an von weiten auf sie zu schiessen. Die Wilden stellten sich als wenn sie getroffen wären, fielen nieder, erhoben sich, liefen ein wenig, und

fie-

fielen wiederum nieder. Alsdann stürzte mehr als die Hälfte von der in der Vestung befindlichen Besatzung heraus, um sie gefangen zu nehmen. Sobald sie aber dieselben erreicht hatten: sprungen die Franzosen mit ihren übrigen Wilden aus den Büschen zwischen der Vestung und den Engländern hervor, umringeten sie, und nahmen sie gefangen. Die in der Vestung zurück gebliebenen Engländer hatten kaum so viel Zeit die Pforte der Vestung zuzuschlagen. Sie konnten aber keinen einzigen Schuß auf ihre Feinde geben, weil sie fanden, daß sie eben so leicht ihre eigenen Leute, als den Feind, welche nun mit einander vermengt waren, treffen könnten: sondern sie waren genöthigt mit Gram zu sehen, wie der Feind mitten vor ihren Augen, und unter ihren Canonen ihre Cammeraden fest nahme und wegschleppte. Dergleichen Kunstgriffe machten die Engländer ihrer übel angelegten Vestung ganz überdrüßig. Die abgebrannten Pallisaden stunden noch nach. Gleich bey der Vestung lag in dem Flusse eine Insel, welche zur Anlegung einer Vestung bequemer als der vorige Ort dürfte gewesen seyn.

Das Land war auf beiden Seiten des Flusses bey Saratoga eben, und bestund aus guter fester Erde. Der Wald war fast überall umgehauen. Die Anhöhen des Flusses liefen hoch und steil und bestunden aus Erde. Von weiten nach Norden sahen wir Berge über dem Walde. Die Leute, welche hier wohnten, waren alle Holländer dem Ursprunge nach, und sie hegten einen angebohrnen Haß gegen die Engländer.

In der Nacht lagen wir bey einer kleinen Hütte von Brettern, welche die hiehergezogenen Leute sich errichtet hatten.

Vom fünf und zwanzigsten. Vor dem Kriege waren hier verschiedene Sägemühlen gewesen, die ihnen, indem hier das Gehölze häufig ist, grosse Vortheile verschaffet hatten. Die Bretter konnte man im Frühling, wenn das Wasser hoch stund, leicht nach Albany und von da nach Neu-York in Flössen hinunter führen. Jetzt waren sie aber alle verbrannt.

Des Morgens setzten wir unsere Reise den Fluß hinauf fort. Als wir aber etwas über eine Englische Meile zurück gelegt hatten, geriethen wir gegen einen ziemlich starken Wasserfall, der uns einen guten Theil des Tages in Arbeit setzte, ehe wir den Canoe über denselben hinauf bringen konnten. Gleich unter diesem Falle war der Fluß von dem Wasser, das sich bey dem Sturze tief eingefressen hatte, sehr tief. Da, wo Klippen in dem Flusse lagen, merkte man daneben allezeit eine grosse Tiefe, zu zwey, drey, vier und mehrern Klaftern; indem sich das Wasser bey dem Anstossen gegen den Berg daselbst tief in die Erde durchgebohret hatte. Oberhalb diesem Falle wurde der Fluß wiederum sehr tief, das Wasser war still, und neben dem Ufer vertiefete es sich jähling. An beiden Seiten, ganz bis auf das Fort Nicholson fand man das Land mit einem hohen Gehölze überwachsen. Nachdem wir einige wenige Englische Meilen gerudert hatten, stiessen wir auf einen andern Wasserfall, der sowohl höher als länger und schlimmer, als der eben erwähnte war.

Rie-

Riesentöpfe, * wie sie bey uns genannt werden, und welche ich in den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften beschrieben habe, sahe man hier sehr häufig bey diesem hohen Falle in dem Felsen, der da quer durch den Fluß gieng, und über den das Wasser strömete. Jetzt war der Felsen meistentheils blos und trocken; da der Fluß diese Jahrzeit nur sehr wenig Wasser enthielte. Einige von den Riesentöpfen waren rund, die meisten aber länglich. Es lagen fast in allen auf dem Boden entweder Steine oder Sandgries, und zwar öfters in Menge. Einige betrugen im Durchschnitte anderthalb Ellen, andere waren kleiner. Die Tiefe war verschieden. Ich fand sie so gar drittehalb Ellen tief. Ich konnte ganz deutlich finden, daß sie auf die Weise entstanden waren, daß sich das Wasser um einen Stein herum gedrehet hatte, und daß der Stein selbst, nebst dem Sande herum getrieben worden war.

Wir waren willens, mit dem Canoe ganz bis zu dem Fort Nicholson zu fahren, welches für uns sehr bequem gewesen wäre. Es war aber unmöglich über den obern Fall wegzukommen. Denn der Canoe war schwer, und in dem Flusse befand sich kein Wasser: sondern es strömete nur an einer einzigen Stelle über den Felsen; und da konnte man wegen des steilen und starken Stroms sich durchaus nicht hinauf arbeiten. Wir musten daher unsern Canoe hier verlassen und unsere Sachen durch einen unwegsamen Wald und eine Wüsteney bis zum Fort

* Jätte-grytor, Man sehe die Schwedischen Abhandlungen für das Jahr 1743. S. 122.

Anne bey dem Flusse Woodcreek tragen, welches ohngefähr ein Weg von sieben oder acht Schwedischen Meilen ist; wodurch wir nicht wenig bey der starken Hitze abgemattet wurden. An einigen Orten hatten wir keinen andern Ausweg uns über tiefe Ströme weg zu helfen, als daß wir hohe Bäume, welche an den Ufern wuchsen umhauen, und sie über den Strom hinwerfen musten, um nur fortzukommen. Das Land, wo wir diesen ganzen Nachmittag durchwanderten, war fast eben, ohne Berge und Steine, und durchgehends mit einem hohen und dicken Gehölze überwachsen. Ueberall erblickte man eine Menge umgefallener Bäume, indem der Wald hier von niemanden genutzet wurde. Die folgende Nacht lagen wir in dem Walde, und waren sehr von Mücken, Schnacken, * Waldläusen geplagt, und schliefen in grosser Furcht vor allerhand Schlangen.

Vom sechs und zwanzigsten. Des Morgens frühe zogen wir wiederum weiter durch den Wald neben dem Ufer des Hudsons Flusses. Hier war zwar ein alter Weg, der zu dem Fort Nicholson leitete: er war aber jetzt so verwachsen, daß es uns Mühe kostete ihn zu entdecken. **Hindbeere** fanden wir in Menge an einigen Orten, von denen schon einige zur Reife gekommen waren.

Das **Fort Nicholson** war der Ort auf der östlichen Seite des Hudsonsflusses, wo ehemahls eine hölzerne Vestung gestanden war. Wir langten etwas vor Mittag an, und ruheten uns hier eine Weile aus. Ganz

* Knott.

Ganz bis auf den Anfang des letzten Krieges wohnte der Oberste Lydius hier, und hatte er vornehmlich das hiebey zur Absicht, daß er einen so viel stärkern Handel mit den Französischen Indianern treiben könnte. In dem Kriege aber brannten sie sein Haus ab, und nahmen seinen Sohn gefangen. Die Vestung war hier auf einer Fläche gelegen: jetzt war der Ort aber mit einer kleinen Waldung ganz überwachsen. Sie war im Jahr 1709 bey dem Kriege der Königin Anna mit den Franzosen aufgeführet worden, und hatte ihren Namen von dem damahligen tapfern Englischen General Nicholson erhalten. Sie war keine rechte Vestung, sondern mehr ein Magazin für das Fort Anne. Als im Jahr 1711 die Seeexpedition der Engländer gegen Canada mislung, so wurde auch dieses von den Engländern selbst in eben dem Jahre in Brand gesteckt. Der Boden schien hier ziemlich gut zu seyn. Der Hudsonsfluß floß hier dicht vorbey.

Etwas nach Mittag setzten wir unsere Reise fort. Wir waren bis jetzt der östlichen Seite des Hudsonsflusses gefolget, und fast ganz nach Norden gewandert: jetzt verliessen wir aber denselben, änderten unsern Weg, und stellten denselben auf ONO. oder NO. quer durch den Wald und die Wüsteneyen, damit wir nach dem obern Ende des Flusses Woodcreek, der zu dem Fort St. Frederic hinläuft, und auf dem wir darauf mit einem Boote gehen konnten, kämen. Das Land oder die Wüsteney, wodurch wir uns diesen Nachmittag begaben, war mehrentheils eben und etwas niedrig. Hier und da sahe man einen Bach, der doch jetzt auf den meisten

Stellen vertrocknet war. Ab und zu erblickte man eine kleine Anhöhe, aber keine Berge noch Steine; überall war das Land mit grossen und hohen Wäldern bedeckt. Die Bäume stunden dicht, und gaben daher einen starken Schatten. Dieß Vergnügen wurde aber von der unglaublichen Menge **Mücken**, wovon diese Wälder voll waren, verringert. Man fand hier verschiedene Pflanzen, welche aber weit von einander entfernt waren, fast wie in unsern Gehölzen, wo das Vieh sie verzehret hat; obgleich das Vieh hieher niemahls gekommen war. Ueberall war der Boden stark mit Laub, das den Herbst zuvor gefallen war, bedeckt. An andern Orten hatte sich der Moos sehr eingerissen. Das Erdreich war fast durchgehends recht gut, und bestund aus einer dicken Gartenerde, wodurch die Pflanzen, die man hier fand, einen gedeihlichen Wachsthum erhielten. Es schien daher, als wenn dieß ein sehr fruchtbares Land werden könnte, wenn man es anbauete. Doch nahm man fliessend Wasser hier ungemein selten wahr. Was sollte demnach wohl nicht alsdenn geschehen, wenn der Wald aus dem Wege geräumet würde, und die Sonne alle ihre Wirkung ausüben könnte?

Wir nahmen unser Nachtquartier in der Wüsteney neben einem Wasserstrudel, damit wir Wasser genug zu trinken hätten, welches einem zu dieser Jahrzeit eben nicht überall im Walde zu Gebote stund. Die Mücken aber, die Punchins oder Schnacken und Waldläuse setzten uns sehr zu. Die Furcht vor allerhand Schlangen und noch mehr vor den wilden Indianern, machte überdem unsere Nachtruhe weniger dauerhaft und sicher.

Pun-

Punchins wurden von den Holländern die kleinen Mücken oder Schnaken * genannt, die man hier in sehr grosser Menge antraf. Sie sind sehr klein, und ihre Flügel grau mit schwarzen Pünctgen. Diese waren zehnmahl schlimmer, als die grossen Mücken, ** denn sie waren so klein, daß man sie kaum sehen konnte, sie hielten sich überall hervor, waren nicht bange ums Leben, saugten sich voll von Blut, und verursachten an dem Orte, wo sie bissen, einen Schmerz, als wenn man sich an dem Feuer gebrannt hätte.

Wir höreten in der Nacht **grosse Bäume von sich selbst umfallen**, obgleich in der Luft die größte Stille, welche seyn konnte, so daß sich nicht einmahl eine Feder bewegte, herrschete. In der stillen Nacht erregten sie ein fürchterliches Krachen in dem Gehölze.

Vom sieben und zwanzigsten. Unsere Reise wurde des Morgens fortgesetzet. Wir fanden das Land von eben der Beschaffenheit, wie gestern, nur daß wir bisweilen einige kleine Anhöhen erblickten. Des Morgens frühe hörten wir einen Wasserfall oder ein Wasserbrausen ganz deutlich in dem Hudsons Flusse.

Es lag überall in dem Gehölze eine Menge **umgefallener Bäume**, welche entweder der Sturm oder ihr Alter umgeworfen hatte. Es waren aber keine umgehauen. Denn hier wohnen keine Leute; und so schön gleich der Wald ist, so gereicht er doch niemanden zum Nutzen. Es fiel uns recht schwer über diese umgefallene Bäume

* Culex pulicaris, *Linn. Syst.* 603.

** Culex pipiens.

Bäume hinüber zu kommen. Denn sie hatten fast alle Durchgänge versperret; und neben ihnen war bey der Sonnenhitze öfterst der vornehmste Aufenthalt der Klapperschlangen.

Um zwey Uhr Nachmittags langten wir in dem Fort Anne an. Es liegt neben dem Flusse Woodcreek, welcher doch hier bey seinem Ursprunge wie ein kleiner Bach ist. Hier blieben wir diesen ganzen Tag bis auf den Sontags Morgen stehen, um uns ein neues Boot von Bork zu verfertigen; weil wir nicht auf andere Weise im Stande waren den Strom hinunter nach dem Fort St. Frederic zu kommen. Wir trafen auch zu rechter Zeit ein, indem der eine von den Männern, die uns begleiteten, und unsere Wegweiser waren, des Morgens krank wurde, so daß er nicht würde ausgehalten haben, weiter zu wandern und seine Bürden zu tragen. Wäre er noch kränker geworden, so würden wir haben liegen bleiben müssen. Wir würden aber sehr übel daran gewesen seyn, wenn wir unser Essen verzehrt gehabt hätten, indem wir uns in einer wilden Einöde befanden, in der es unter einer Zeit von drey bis vier Tagen für uns ohnmöglich gewesen wäre, dahin zu kommen, wo Leute wohneten. Es war aber unser Glück, daß wir nun unser Ziel erreichten, so daß der kranke Mann ausruhen und sich wieder erhohlen konnte.

Bey dem Fort Anne traf man eine Menge **Mäuse** von der gewöhnlichen Art an. Diese dürften von denen hergestammet seyn, welche vielleicht mit den Soldaten in ihrem Proviante, zu der Zeit, als diese Vestung im Stande war, hieher gebracht worden sind.

Aepfel-

Aepfel- und Pflaumenbäume stunden noch hier. Sie sind ohne Zweifel, zu der Zeit, da sich die Vestung noch in ihrem Wohlstande befand, gepflanzt worden.

Vom acht und zwanzigsten. Der **Amerikanische Ulmenbaum** * wuchs in Menge hier in den Gehölzen. Man zählte zwey Arten davon. Die eine wurde der **weisse Ulmenbaum** genannt, weil der Baum inwendig weiß war. Hievon war eine grössere Menge vorhanden, als von der andern Art, die man **den rothen Ulmenbaum** nannte, weil das Holz auf roth ließ. Von der Rinde des weissen verfertigte man gemeiniglich die hier gewöhnlichen Borkböte, indem sie zäher, als sonst von einem andern Baume, war. Mit der Rinde vom Hickery, die man hier anstatt des Bastes brauchte, nehete man die Ulmenrinde zum Boot zusammen, und mit der Rinde von dem rothen Ulmenbaum machten sie das Boot an den Enden dicht. Denn sie klopften die Rinde zwischen zwey Steinen, oder in Mangel derselben, zwischen einem Paar hölzernen Klötzern.

Die Verfertigung des **Borkbootes** beschäftigte uns gestern den halben und heute den ganzen Tag. Um ein solches Boot zu machen, sucht man einen dicken, hohen, und so viel möglich ist, astfreyen Ulmenbaum mit ebener und glatter Rinde, auf. Diesen hauet man um und fället ihn behutsam, damit die Rinde bey dem Falle, weder gegen andere Bäume noch gegen den Boden, Schaden nimmt. Einige, damit sie der Beschädigung der

* Vlmus Americana.

der Rinde bey dem Falle vorbeugen mögen, hauen nicht den Baum um, sondern klettern in denselben hinauf, und ritzen daselbst die Rinde auf, und streifen sie ab. So verfuhr unser Schifsbaumeister dieses mahl. Man ritzet mit einem scharfen Messer die Rinde an der einen Seite nach der Länge des Baumes in gerader Linie auf, und zwar zu der Länge, die man dem Boote geben will. An einem jedweden Ende von dieser geritzten Linie, schneidet man die Rinde um den Stamm herum ab, damit sie desto leichter sich absondern möge. Die Rinde schälet man sehr behutsam ab, und giebt vor allen Dingen Achtung, daß sie kein Loch bekömmt, oder an einer Stelle zerreißt. Dieses Abschälen der Rinde ist zu der Zeit, wenn der Baum den Saft von sich giebt, leicht zu bewerkstelligen, und zu den andern Jahrszeiten wird der Baum gegen das Feuer gebähet, um eben den Zweck zu erreichen. Die abgestreifte Rinde breitet man über die Erde an einer ebenen Stelle aus, so daß die inwendige Seite dem Boden zugekehret wird, die äussere aber und rauhe aufwärts zu liegen kommt. Damit sie nun desto ebener sich ausstrecken möge, legt man Klötzer oder Steine vorsichtig darauf, um sie niederzudrücken. Darauf biegt man die Seitentheile der Rinde behutsam aufwärts, um den Bord des Bootes zu machen. Ohngefähr eine oder ein paar Ellen voneinander, schlägt man Stöcke in die Erde ein, nach der krummen Linie, in welcher der Bord rings um die aufgebogenen Seitentheile, gehen soll, damit man die zum Bord bestimmte Rinde unterstützen könne. Die Seitentheile biegt man nachgehends nach der Gestalt, welche das Boot haben soll, und die Stöcke werden dann entweder mehr ein oder auswärts

verrücket.

verrücket. Zu den Rippen des Bootes werden dicke Zweige vom Hickery genommen, indem dieß ein zähes und sehr biegsames Holz ist. Diese schneidet man in flache Schinnen, die einen Querfinger oder Zoll dick sind, und biegt sie hernach zu der Gestalt, welche die Rippen, nach der breitern oder schmählern Stelle, die sie in dem Boote einnehmen, erfordern. Nachdem sie so gebogen worden, legt man sie quer über das Boot auf die Rinde oder dessen Boden, ziemlich dicht, ohngefähr eine Spanne oder halbe Elle von einander. Der oberste Rand eines jedweden Bords wird von zweyen schmalen und mit dem Boote gleich langen Stangen gemacht, welche man zu den Seitentheilen gegen einander legt, indem sie an der Seite, woran sie zusammengefügt werden, flach sind. Zwischen diese Stangen steckt man den obersten Rand der Rinde an dem Bord, welche bey oder zwischen den Stangen mit Fäden von Bast, Mäuseholzrinde, oder einer andern zähen Rinde, oder Wurzeln festgenehet wird. Doch ehe dieses Zusammennehen geschieht, werden die Enden der Rippen auch zwischen diese Stangen gesteckt; und paßt man es dabey so ab, daß die Rippen einigermassen weit von einander zu stehen kommen. Wenn dieß beobachtet worden, so nehet man alles gut zusammen. Die Stangen, welche auf die Weise den Bord umfassen, werden nach der Krümme oder Richtung, welche der Bord hat, gebogen, und stossen beide Stangen des Bords an jedwedem Schnabel mit den Enden an einander, woselbst sie mit Tauen stark zusammengebunden werden. Damit sich das Boot oben nicht erweitern möge, spannt man drey oder vier Querbänder über dasselbe von dem obersten Rande des einen Bords zu dem

andern, welche Querbänder ohngefähr 6 oder 8 Viertelellen weit von einander entfernt sind. Diese Querbänder bestehen gemeiniglich von Hickery, welcher, wie gesagt worden, sehr zähe und biegsam ist. Man steckt sie an den Enden, welche ziemlich lang sind, dicht unter den Bordstangen durch die Rinde durch, biegt sie über die Stangen in die Höhe, und darauf über sich selbst oder den Theil von ihnen, der innerhalb dem Borde ist, herum, und alsdann werden sie mit Tauen sorgfältig angestrengt. Da die Rinde an beiden Schnäbeln nicht so dicht zusammengefügt werden kann, daß das Wasser nicht solte durchdringen können, so werden die Oefnungen mit dem zerstossenen Bork von dem rothen Ulmenbaum, der so zerstossen wie Werk aussieht, zugestopfet. Auf die Rippen in dem Boote legte man andere Borkstücke, worauf man gieng; denn sonst konnte man leicht mit dem Fusse, oder auf andere Weise, ein Loch oder eine Ritze durch die dünne und schwache Rinde, aus welcher der Boden des Bootes bestund, stossen. Zu desto grösserer Sicherheit sucht man gerne ein oder ein paar dünne Bretter zu bekommen, um sie auf den Boden zu legen, damit man desto sicherer darauf treten und gehen könne. Die Seite der Rinde, die dem Holze zugekehrt gewesen, wird nun die äussere des Bootes, weil sie glatt und schlüpfrig ist; und leichter durch das Wasser durchfährt. Es geht nicht immer so geschwind mit dieser Schifsbauerey. Denn bisweilen geschieht es, daß, wenn man die Rinde eines Ulmenbaums abgeschälet hat, und sie genauer besichtigt, man entweder schlimme Löcher oder Ritzen in derselben erblickt, oder sie auch so dünn und gebrechlich befindet, daß man sein Leben dersel-

derselben nicht anvertrauen will. Alsdenn muß man einen andern Ulmenbaum aufsuchen. Und kann es sich dabey wohl zutragen, daß man verschiedene Ulmenbäume, ehe man eine dienliche Rinde erhalten kann, abstreifen muß. Dieß ist also kürzlich die Beschreibung eines solchen Fahrzeuges. Dasjenige, so wir nun verfertigten, war so groß, daß es vier Personen, mit unsern Sachen, welche auch etwas mehr, als eines Mannes Schwere ausmachen konnten, zu tragen im Stande war.

Bey dem Rudern in Strömen, Flüssen und Seen mit einem solchen Borkboote, muß man alle mögliche Vorsichtigkeit beobachten. Denn da beides in den Strömen und Flüssen, ja so gar in den Seen eine Menge umgefallener Bäume liegt, welche mehrentheils unter dem Wasser versteckt sind: so kann man leicht mit dem Boote gegen einen scharfen Ast oder Pfahl anstossen. Und wofern man dann mit Gewalt fortruderte, so könnte ein solcher das halbe Boot wegreissen: welches aber da, wo das Wasser sehr tief ist, eine gefährliche Sache wäre, insonderheit, da ein solcher Ast oder Pfahl zugleich das Boot festhalten würde.

Wenn man in ein solches gebrechliches Fahrzeug hineinsteigen will: so muß es sehr behutsam geschehen. Desto grösserer Sicherheit wegen zieht man vorher die Schuhe aus. Denn wofern man die Schuhe an hätte, und noch mehr, wofern man einen schleunigen Sprung in das Boot thäte: dürfte man leicht mit dem Rande der Absätze an den Schuhen, die Füsse quer durch den Boden des Fahrzeuges durchstossen. Dieß möchte nicht immer von so glücklichen Folgen seyn, vornehmlich,

wenn das Fahrzeug bey einer Klippe stünde, neben der eine jähe Tiefe befindlich wäre. Und dergleichen Stellen sind in diesen Flüssen und Seen nicht sehr selten.

Die **Mücken** * hatten wir in Amerika an keinem Orte in so grosser Menge, als hier, gesehen. Sie waren als wie aus der Erde gegraben, und so begierig nach der Nahrung, daß wir die verwichene Nacht keine Ruhe vor ihnen haben konnten. Wir machten Feuer rund um den Ort, wo wir lagen, um sie abzuhalten, an. Es war aber alles vergebens.

Waldläuse ** fand man an diesem Orte sehr häufig, und noch häufiger, als wir vorhero die ganze Reise wahrgenommen hatten. Man hatte sich kaum auf die Erde niedergelassen, bevor eine ganze Schaar von ihnen die Kleider hinaufkroch. Wir litten hier nicht weniger Ungelegenheit, die letztere Nacht und die ganze kurze Zeit, in der wir uns hier aufhielten, von ihnen, als von den vorigen. Sie waren in Ansehung ihres Bisses sehr verdrießlich, und darin gefährlich, daß sie sich, wenn sie in die Ohren hinaufschlupfen konnten, daselbst einfrassen, und es schwer fiel, sie wieder herauszubringen. Man hat Beispiele, daß bey einigen das Ohr zur Grösse einer Faust, weil diese darin gesessen und genaget haben, angeschwollen ist. Ein mehreres hievon lieset man in der Beschreibung, die ich der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften vorgeleget habe. ***

Der

* Culex pipiens.

** Acari Americani.

*** Man sehe die Abhandlungen derselben für das Jahr 1754. auf der 19ten und den folgenden Seiten.

Der Wipperiwill ließ sich von allen Seiten, fast die ganze Nacht hören. Es flogen auch die Feuerfliegen in Menge die Nacht über in den Gebüschen und dem Gehölze herum.

Das Fort Anne, wo wir jetzt unser Lager geschlagen hatten, ist nach der Königin Anna in England so genannt worden. Denn zu ihrer Zeit hat es zu einem Vertheidigungswerke gegen die Franzosen gedienet. Man siehet den Grundriß davon in der gelieferten Abbildung. * Es liegt zur westlichen Seite des Stroms Woodcreek, der hier nur wie ein Bach von der Breite einer Klafter, und diese Jahrszeit so seicht war, daß man, wo man gewollt, hätte durchwaden können. Dieß ganze Festungswerk ist auf eben die Weise, wie Saratoga und das Fort Nicholson gebaut gewesen; nehmlich, daß man in die Erde dicht an einander nach den Linien, welche der Grundriß zeigt, dicke Pfähle oder Pallisaden, die zwey Klaftern lang, und an dem Ende zugespitzt gewesen, eingeschlagen hat. Innerhalb diesen haben sich die Häuser der Soldaten, und an den Ecken die Blockhäuser, wo die Officiere gewohnt haben, befunden. Es ist alles aus Holz bestanden. Denn man hat blos zur Absicht gehabt, sich hiedurch gegen streifende Partheyen zu vertheidigen. Es ist auf einer kleinen Anhöhe gelegen, die etwas schrege gegen den Bach Woodcreek zuläuft. Das Land hier herum ist theils eben, theils bergig, theils morastig. Es besteht aber ganz aus Erde, so daß man hier keinen einzigen Stein antrift, wofern man ihn auch bezahlen wollte. Dieses Fort Anne wurde zur Zeit der

S 3 Königin

* In der vierten Figur.

Königin Anna, im Jahr 1709, von dem Englischen General Nicholson, angelegt. Aber bey dem Schlusse des Kriegs, den sie mit den Franzosen führte, hat es eben das Schicksal, als Saratoga und das Fort Nicholson, erlitten; nehmlich daß es im Jahr 1711 mit Fleiß von den Engländern selbst verbrannt worden. Es verhielt sich aber hiemit folgendergestalt. Im Jahr 1711 beschlossen die Engländer, Canada zu Lande und zu Wasser zugleich anzugreifen. Eine starke Englische Flotte fuhr den Lorenzfluß hinauf, um Quebec zu belagern, und der General Nicholson, der die Sache am stärksten getrieben, gieng mit einer zahlreichen Armee den Landweg hieher, um zu einer und derselben Zeit Montreal von dieser Seite anzufallen. Aber ein grosser Theil der Englischen Flotte hatte das Unglück, Schiffbruch in dem Lorenzflusse zu leiden, und war daher genöthigt umzukehren. Bey der Zurückkunft nach Neu-England wurde dieß sogleich dem General Nicholson bekannt gemacht, mit dem Anrathen, sich wieder zurück zu ziehen. Der Capitain Buttler, welcher während meines Aufenthalts in Amerika Commendant auf der Vestung Mohak war, berichtete, daß er im Jahr 1711 sich mit hier bey dem Fort Anne befunden hätte, und daß der General Nicholson eben im Begriffe gewesen wäre, hier bey dem Fort die Böte in den Woodcreek auslaufen zu lassen, wie die Nachricht eingetroffen, daß die Englische Flotte verunglückt wäre. Der General Nicholson ist hierüber so erzürnt geworden, daß er zuerst versucht hat, seine schwarze Perücke in Stücken zu reissen. Wie aber die Perücke zu stark gewesen, daß er mit ihr nicht zurechte kommen können, so hat er sich auf die Erde geworfen,

sie

sie mit Füssen getreten und ausgeruffen: Schelmstücke, Schelmstücke; Verrätherey, Verrätherey. Und darauf hat er die Vestung in Brand stecken lassen, und ist wieder umgekehret. Die Ueberbleibsel von den verbrannten Pallisaden sahe man noch in der Erde. Ich frug meine Begleiter, warum die Engländer erst so grosse Kosten angewandt, ein solches Vestungswerk aufzuführen, und hernach es ohne weiteres Bedenken verbrannt hätten? Sie antworteten in ihrer Einfalt, daß es blos deswegen geschehe, daß man noch ein anderes mahl Gelegenheit fände, von der Krone Geld zu erzwingen. Denn wenn ein solches neues Werk erbauet werden soll, schlägt die Regierung eine grosse Summe Geldes dazu an. Diese bekommen gewisse Leute unter Händen, und dürften vielleicht den größten Theil davon in ihren eigenen Beutel stecken, und blos ein gebrechliches und elendes Vertheidigungswerk aufführen. Sie sagten, daß in dem letzten Kriege verschiedene von den reichsten in Albany gewesen wären, welche äusserst arme Verwandte gehabt hätten, denen sie aufhelfen wollen. Sie beförderten sie dahero zu dem Amte, Brot oder sonst etwas für die Kriegsmacht anzuschaffen; wodurch sie sich so bereichert haben, daß diejenigen, die vorher ganz arm gewesen sind, nun in Albany unter den reichsten Leuten gerechnet werden.

Die Hitze war heute ungemein stark, vornehmlich nach Mittag, als es ganz still in der Luft wurde. Wir hielten uns eben da, wo das Fort Anne gestanden, auf. Der Ort war klein und frey: aber rings herum überall mit Wald überwachsen. Die Sonne hatte daher hier sehr gute Gelegenheit, die Luft zu erwärmen und zu bren-

nen. Es wurde auch nach Mittag so warm, als wäre ich auf einer Schwitzbank in der Badstube gesessen. Ich habe niemahls eine ähnliche Wärme verspüret. Das Athemhohlen fieng mir an schwer zu werden. Es schien, als wenn ich nicht Wind oder Luft genug mit den Lungen einziehen konnte. Als ich mich in die Thäler hinab begab, und insonderheit neben dem Wasser in dem Woodcreek, kam es mir vor, daß es etwas erträglicher würde. Denn oben an den erhabenen Orten in dem Schatten war es fast eben so warm und erstickend, als in der Sonnenhitze. Ich versuchte die Luft mit dem Hute an mich zu wedeln: es wurde mir aber fast noch schwerer Athem zu hohlen. Ich fand die größte Linderung, wenn ich zum Bache hinab gieng, und von einer schattigen Stelle oft das Wasser vor mir in die Luft hinauf sprützete. Meine Gefährten wurden auch sehr entkräftet: doch fanden sie bey dem Athemhohlen nicht völlig eben die Beschwerde, als ich. Gegen Abend ward es etwas kühler.

Vom neun und zwanzigsten. Nachdem wir endlich nach vieler Mühe und Arbeit unser Fahrzeug in Stand gebracht hatten; setzten wir nur am Sonntage des Morgens die Reise fort. Unser Eßsack erinnerte uns sehr, eilfertig zu seyn. Denn weil wir durch diese Wüsteneyen bisher alles auf dem Rücken tragen musten: so konnten wir nicht viel Essen mit uns führen; in Ansehung dessen, daß wir verschiedene andere nothwendige Sachen fortzubringen hatten. Nichts desto weniger hielten wir fast alle ziemlich gute Mahlzeiten. Da nun in dem Strom sehr wenig Wasser befindlich war, und in und über demselben hin und wieder umgefallene Bäume lagen, welche die

die Fahrt des Bootes aufhielten: so ließ ich die Männer mit dem Borkboote sich den Strom hinunter arbeiten, und gieng selbst nebst Jungström zu Fusse an dem Ufer daneben. Das Land war zu beiden Seiten des Stroms ganz niedrig, so, daß es im Herbste und Frühling unter Wasser stehen wird. Die verschiedenen Arten von Bäumen, mit denen es überwachsen war, stunden doch ziemlich undicht, und hatten sehr viel Gras zwischen sich. Die Bäume gaben einen Schatten, der diese heisse Jahreszeit sehr nöthig und angenehm gewesen wäre, wofern nur nicht die Menge Mücken, die sich in demselben befanden, ziemlich unser Vergnügen verringert hätten. Das Erdreich war sehr fett.

Die **Bieberdämme** waren eine neue Hinderung, als wir weiter hinunter in dem Strom kamen. Die Bieber hatten allerhand Zweige zusammen geschleppet, von diesen ihre Dämme quer über den Strom gemacht, und Schlamm und Thon darzwischen gesteckt, damit das Wasser dadurch gedämmt würde. Sie hatten die Zweige so nett abgebissen, daß es völlig so aussahe, als wären sie mit einem Beile abgehauen worden. Das Gras da herum war von ihnen niedergetreten worden. Wir fanden nun anfänglich einen Bieberdamm nach dem andern vor uns, wodurch wir sehr aufgehalten wurden. Denn wir kamen nicht eher mit dem Boote durch, bis wir eine Oeffnung in dem Damme gemacht hatten. Bey und um die Dämme herum hatten die Bieber grosse Wege in dem Grase gebahnt. Ohne Zweifel werden sie da ihre Bäume fortgeschleppet haben.

Wir stiegen hernach in das Boot, als der Strom etwas reiner wurde, und setzten unsere Reise nach dessen Laufe fort. Er war noch überall ganz schmahl, zu zwey, drey oder vier Klaftern in der Breite. Ja bisweilen war er nicht über eine Klafter breit, und an den meisten Stellen so seicht, daß unser Boot kaum fortfliessen konnte. Verschiedentlich vertiefete er sich doch so sehr, daß wir mit Stecken, die eine Klafter lang waren, den Boden nicht berühren konnten. Das Wasser floß an einigen Orten ziemlich geschwinde, an andern aber sehr langsam. Die Ufer waren anfänglich niedrig, aber hernach merklich hoch und steil. Hin und wieder ragte eine Klippe hervor. Wir nahmen jederzeit wahr, daß da, wo eine Klippe neben dem Strom sich befand, er daselbst sehr tief war. Die Berge oder Klippen bestunden hier aus einem grauen Quarz, mit dem sich ein grauer Kalkstein vermischt hatte, und sie lagen mehrentheils schichtenweise. Das Wasser in dem Strom war sehr klar. Hie und da liefen kleine Wege von dem Strom nach dem Lande hin, welche theils von Biebern theils von andern Thieren, welche da hinunter, um zu trinken, gehen, sollen gemacht seyn. Nachdem wir ohngefähr eine halbe Schwedische Meile gereiset waren, kamen wir nach einem Orte hin, wo noch Feuer lag und brannte. Wir konnten damahls nichts weniger glauben, als daß uns, wie wir heute vernahmen, der Tod diese Nacht so nahe gewesen wäre. Ab und zu lag es noch in dem Flusse voll von umgefallenen Bäumen, die uns sehr hinderlich waren. Dazu kamen noch verschiedene Bieberdämme.

Gegen Abend begegneten wir sechs Franzosen, nehmlich einem Sergeanten und fünf gemeinen, welche von dem Com=

Commendanten im Fort St. Frederic abgeschickt waren, um drey Engländer nach Saratoga zu begleiten, und sie allenfalls gegen sechs Französische Indianer zu vertheidigen. Diese waren ausgegangen, um sich an den Engländern zu rächen, weil ein Bruder von einem dieser Indianer in dem letzten Kriege von den Engländern, eben da er sie anfallen wollte, erschossen worden war. Der Friede war zwar schon geschlossen. Weil man ihn aber noch nicht in Canada ausgeruffen hatte: so meinten diese Indianer, daß sie mit allem Fuge so verfahren konnten. Sie schlichen daher, gerade gegen den Befehl des Guvernörs in Montreal, weg, und begaben sich nach den Englischen Pflanzstädten. Wir verspürten in Ansehung dieser blutdürstigen Barbaren die besondere Hut der Vorsehung um uns. Den ganzen Tag sahen wir zur Seite des Stroms, daß das Gras niedergetreten war, und daß vor kurzem Leute da hinüber gegangen waren. Wir wußten aber von keiner Gefahr, indem wir glaubten, daß alles friedfertig wäre. Nachgehends erfuhren wir, daß diese Indianer, welche das Gras nieder getreten, in der verwichenen Nacht ihre Ruhestätte an dem Orte gehabt hätten, wo wir nun des Morgens die Brände noch brennen sahen; daß der gewöhnliche Weg, den sie hätten nehmen sollen, eben derjenige neben dem Fort Anne vorbey, woselbst wir lagen, gewesen wäre; daß sie aber, um sich die Mühe zu erleichtern, durch eine unwegsame Gegend ostwärts abgewichen wären. Würden sie den sonst immer gewöhnlichen Weg durch das Fort Anne genommen haben, so hätten sie uns ohnfehlbar angetroffen. Und da sie uns alle dann für Engländer, nach deren Blut es sie dürstete, würden angesehen haben, so hätten sie uns leicht über=

überfallen, und uns alle über den Haufen schiessen können; und dergestalt wären sie der Mühe überhoben gewesen, weiter zu gehen, um ihre Rache auszuüben. Wir wurden nicht wenig gerührt, als wir von diesen Franzosen vernahmen, wie nahe wir alle heute dem Tode gewesen waren. Hier blieben wir nun die Nacht über zurück. Und obgleich die Franzosen mich nachdrücklich ermahneten, ich möchte mich doch nicht allein mit meinen Engländern weiter fortwagen, sondern ihnen zu dem nächsten Englischen Pflanzorte und hernach zu dem Fort St. Frederic zurück folgen: so beschloß ich doch, unter dem fernern Schutze des Höchsten meine Reise den folgenden Tag fortzusetzen.

Man sahe heute die **wilden Tauben**, * welche bisweilen im Winter in so erstaunlicher Menge zu den südlichen Englischen Pflanzstädten herabkommen, ohne daß die meisten Einwohner daselbst wissen, von wo sie herrühren, in unglaublich grossen Haufen in diesen wilden Wüsteneyen fliegen. Hier hatten sie in den Bäumen ihre Nester, und erregten ein Sausen und Winseln fast die ganze Nacht durch, wo sie in den Bäumen sassen. Die Franzosen erschossen eine Menge von ihnen, und theilten uns gleichfalls einige mit. Als wir sie öfneten, fanden wir Samen vom Ulmenbaum in Menge in ihrem Kropfe. Wir sahen hier die Vorsorge des allweisen Schöpfers. Bey dem rothblümigen Ahornbaume, der hier häufig wuchs, wurden die Samen im May reif, welche alsdann in

* Ich habe ihrer schon zuvor unter dem dritten des Merzen gedacht.

in sehr grosser Menge herabfallen. Diese dienen zur Nahrung und zum Unterhalt für die erwähnten Vögel zu der Zeit. Darauf gelangen die Samen des Ulmenbaums zur Reife, welche alsdann ihr Futter werden, bis andere Samen zu ihrer Speise dienlich sind. Ihr Fleisch ist das schmackhafteste unter allen Arten von Vogelfleisch, die man haben kan.

Wir hörten fast jeden Abend und jede Nacht die Bäume krachen und umfallen, als wir hier in dem wilden Walde lagen, ob es gleich in der Luft so-gar still war, daß sich keine Feder bewegen konnte. Was die Ursache hievon seyn mag, weiß ich nicht. Mag vielleicht der Thau oder sonst etwas, die Erde in der Nacht um die Wurzeln des Baumes loser machen, oder fällt durch einen Zufall zuviel auf die Zweige an der einen Seite des Baumes? Mögen sich etwa die vorher erwähnten wilden Tauben in der Nacht so stark auf einem Baume gehäufet haben, daß er dadurch umgestürzet ist? Oder fängt etwa der Baum an, sich allmählich mehr und mehr zu neigen, und von seinem Schwerpuncte abzuweichen: so daß die Schwere alsdann zu groß für die Wurzeln wird, als daß dieselben sie tragen oder unterstützen könnten; und daß der Baum eben diese Zeit oder Stunde, wenn er in der stillesten Nacht umfällt, zu dem Puncte gekommen ist, daß er nicht weiter unterstützt werden kan, sondern umfallen muß? Wenn es wehet, hält man es, wegen der vielen Bäume, welche daselbst umfallen, und bey dem Falle leicht jemand erschlagen können, für sehr gefährlich in diesen Wäldern zu liegen, oder zu gehen und sich aufzuhalten. Und wenn es gleich stille in der Luft ist, so läuft man doch, wo sehr grosse und alte Bäume

stehen,

stehen, Gefahr. Man erzählte an mehreren Orten in Amerika, daß die Stürme oder sehr starken Windstösse sich bisweilen nur über einen kleinen Strich des Waldes erstreckten, und daselbst die Bäume umrissen; wovon wir in diesem Walde selbst die Richtigkeit einsehen konnten. Denn wir fanden Stellen, wo fast alle Bäume von dem Winde umgeworfen waren, und wo alle nach einem Windstriche lagen.

Der **Thee**, der in Menge von China zu uns kömmt, wird von einigen hoch gehalten, von andern aber verachtet. Ich dächte wir würden uns gleich gut, und unser Beutel weit besser befinden, wenn wir beides ohne Caffee und Thee wären. Doch muß ich unpartheyisch seyn und dem Thee zum Ruhme sagen, daß, wofern er nützlich ist, er gewiß des Sommers auf ähnlichen Reisen durch grosse Einöden gut zu statten kömmt, wo man weder Wein noch anderes Getränke mit sich führen kann, und wo das Wasser fast überall unbrauchbar, voll von Insekten, oder sonst verdorben ist. Alsdann ist gut es aufzukochen, Thee hinein zu legen und es so zu trinken. Ich kann nicht beschreiben, wie wohlschmeckend er dann sey. Er erfrischt einen matten Reisenden mehr, als jemand sich vorstellen kann. Dieses habe ich und mit mir viele andere hier in Amerika in den Einöden erfahren. Man findet auf solchen Reisen, daß der Thee fast eben so nöthig und unentbehrlich als das Essen selbst, ist.

Vom dreißigsten. Des Morgens überliessen wir unser Borkboot den Franzosen, um sich desselben ihre Eßwaaren fortzubringen, zu bedienen. Denn wir konnten es wegen der vielen Bäume, welche die Franzosen in dem

dem letzten Kriege mit Fleiß in den Woodcreek geworfen hatten, um den Einfall der Engländer in Canada zu verhindern, weiter nicht gebrauchen. Wir erhielten dagegen von den Franzosen die Erlaubniß eines von ihren Borkböten zu nehmen, die sie ohngefähr eine Schwedische Meile von dem Orte, wo wir unser Nachtquartier gehabt, zurück gelassen hatten. Wir setzten dergestalt unsere Reise anfänglich zu Fusse an dem Ufer des Stroms fort. Das Land war eben, und hatte hin und wieder Thäler. Ueberall war es mit einem grossen und hohen Laubwalde überwachsen, wovon die Büche, der Ulmenbaum, die Amerikanische Linde und der Zuckerahornbaum, das meiste und bey nahe alles ausmachten. Die Bäume stunden undicht, und der Boden darunter war fett.

Nachdem wir fast eine Schwedische Meile gegangen waren, kamen wir zu dem Orte hin, wo die Franzosen ihre Borkböte gelassen hatten; von denen wir auf ihre Einwilligung das eine nahmen, mit dem wir weiter den Strom, der nun ohngefähr 8 bis 9 Klaftern breit wurde, hinunter fuhren. Das Land war zu beiden Seiten eben, und nicht sehr erhaben. Ab und zu kam uns ein Berg, dessen Steinart aus einem grauen Quarz, mit kleinen feinen Körnern eines grauen Spaths vermischt, bestund, zu Gesichte. Ausserdem bemerkte man darin schwarze Streifen, die aber so fein waren, daß ich nicht sehen konnte, ob sie aus Glimmer bestunden, oder was sie sonst für eine Steinart enthielten. Die Berge waren oft in Schichten zertheilet, davon die eine über der andern lag. Die senkrechte Dicke dieser felsigen Schichten betrug eine Viertelelle. Die Schichten giengen von Norden nach

Süden;

Süden; sie lagen aber nicht horizontell, sondern etwas niedriger nördlich als südwärts. Weiter weg sahe man ab und zu, zur Seite des Flusses, hohe und steile Berge, die zum Theil mit Wald überwachsen waren. An andern Orten machte eine schwankende Sumpferde * die Ufer aus, und diese hatten ziemliche Aehnlichkeit mit den Seitentheilen von unsern Morästen, welche man auszutrocknen im Begriffe ist. Da wo das Land niedrig und eben war, fand man nicht den geringsten Stein, weder auf dem festen Lande, noch an den Ufern. Es war zu beiden Seiten des Flusses, wo sich keine Berge befanden, mit einem hohen Laubwalde aus Ulmen, Amerikanischen Linden, Zuckerahornbäumen, Büchen, Hickery und aus einigen Wasserbüchen und weissen Wallnußbäumen, überzogen.

Zur linken nahmen wir ein altes **Vestungswerk** von über einander gelegten Steinen, an einem Orte, wahr. Es wußte aber niemand zu sagen, ob es von den Wilden oder Europäern aufgeführet worden wäre.

Wir waren nun den ganzen Nachmittag sehr eifrig gereiset, damit wir desto geschwinder fortkommen möchten. Wir stunden auch fast alle in den Gedanken, daß wir auf dem rechten Wege wären: wir hatten uns aber betrogen. Denn gegen den Abend merkten wir, daß das Gras in dem Wasser sich gegen uns bog, zu einem Zeichen, daß der Strom auch gegen uns floß, da er doch, wofern wir recht gerudert hätten, mit uns hätte seyn sollen. Weiter merkten wir aus den grossen quer über den Fluß liegenden Bäumen, daß kürzlich keine Leute da durchgefahren waren;

* Gung=dy.

waren; da wir doch nach den Franzosen, denen wir begegneten, neben dem Ufer Fusstapfen hätten verspüren sollen; indem sie da nothwendig auf dem Ufer, um ihr Borkboot fortzubringen, musten gegangen seyn. Zu geschweigen, daß wir zuletzt deutlich sahen, daß Holzstücke und andere Sachen langsam gegen uns zu flossen, welches uns überzeugete, daß der Strom wider, und nicht mit uns floß. Wir fanden nachher ganz deutlich, daß wir unrecht, und zwar wohl bis auf 12 Englische Meilen, wofern nicht mehr, gerudert hatten. Daher wir mit Verdruß genöthigt waren umzuwenden, und lange in die Nacht zu rudern. Wir glaubten bisweilen in unserer Furcht, daß es wie abgemacht wäre, daß die Wilden, die ausgegangen wären, um die Engländer zu ermorden, uns treffen sollten. Mit allem unserm Rudern aber waren wir doch nicht im Stande, diesen Tag halbwegs zu dem Orte zurück zu kommen, wo wir zuerst von der rechten Fahrt abgewichen waren.

Die Ufer gaben nun bisweilen gegen den Abend einen sehr angenehmen Geruch von sich. Wir konnten aber nicht sagen, noch hatten wir Zeit zu untersuchen, von welchen Blumen er herrührte. Doch wird er vermuthlich, da die Syrische Schwalbenwurz, * und das Milchkraut mit den Blättern des Mannsbluts ** daselbst in Menge wuchsen, von einer derselben entstanden seyn.

Die Biesemratzen roch man auch den Abend sehr stark. Sie hatten ihre Löcher an vielen Orten zur Seite des Stroms bey der Wasserfläche.

Wir

* Asclepias Syriaca.

** Apocynum foliis androsaemi.

Wir lagen in der Nacht auf einem Eylande, wo wir wegen der erstaunlichen Menge Mücken, die sich hier fanden, keine Ruhe hatten. Wir wagten nicht Feuer anzumachen, um sie zu vertreiben, indem wir sehr bange waren, daß die Indianer dadurch erfahren dürften, wo wir wären, und uns dann unvermuthlich umbringen möchten. Was unsere Kümmerniß in dieser Einöde noch vermehrete, war dieß, daß wir in der Nacht die Hunde der Wilden hin und wieder in dem Walde, obgleich weit von uns weg, bellen höreten.

Im Julius.

Vom ersten. Bey dem Anbruche des Tages stunden wir auf, und musten eine gute Weile rudern, ehe wir den Ort erreichten, wo wir gestern uns vom rechten Wege entfernet hatten. Das Land, wo wir heute durchfuhren, war das magerste und unangenehmste, das man sehen kann. Man erblickte nichts anders, als einen erstaunt hohen Berg nach dem andern. Sie waren mit Wald überwachsen und steil und kothig zu den Seiten, ja so, daß wir grosse Mühe hatten, eine solche Stelle ausfindig zu machen, wo wir mit dem Boote ans Land kommen konnten, unser Essen zu kochen. Zu beiden Seiten des Flusses stund das Land, welches eben war, an sehr vielen Stellen, unter Wasser, und sahe als die Seiten der Moräste bey uns, die man auszutrocknen willens ist, aus. Daher wird auch diese ganze Gegend zu einigen Meilen von den Holländern in Albany **de verdronkene Landen** genannt. Einige von den Gebirgen liefen von SSW. bis NNO. Die Ufer zu den Seiten, wo die Berge an den Fluß stiessen, wurden jähling tief,

und waren voll von kleinern und grössern Steinen. Zu einigen Meilen erstreckte sich der Fluß von Süden nach Norden.

Den ganzen Tag war uns der Wind aus Norden sehr zu wieder, so, daß wir nur mit der größten Schwierigkeit uns forthelfen konnten. Ein jeder von uns ruderte so stark, als er nur vermochte. Denn das Essen fieng so sehr zu mangeln an, daß der kleine Vorrath, den wir davon übrig hatten, ganz und gar verzehret wurde, als wir unser Frühstück assen. Der Fluß war heute ziemlich breit, oft zu einer Englischen Meile, wofern nicht mehr; alsdenn wurde er wieder schmähler: und so gieng es wechselsweise. Doch war er meistentheils sehr breit, und zu beiden Seiten von sehr hohen Bergen umgeben.

Des Abends um sechs Uhr, gelangten wir endlich zu einer Landzunge, die zwey Schwedische Meilen von dem Fort St. Frederic abliegt. Hinter dieser Landzunge verwandelte sich der Fluß in einen beträchtlichen Busen. Und da noch ein ziemlich starker Nordwind gerade gegen uns wehete: so war es ohnmöglich, mit geschwächten Kräften heute weiter durchzudringen. Wir waren daher genöthigt hier unser Nachtquartier zu nehmen, aller der kräftigen Erinnerungen ohngeachtet, die ein hungriger Magen machen konnte.

Es war als eine besondere Güte Gottes für uns anzusehen, daß wir auf dieser Reise eben den vorher erwähnten Franzosen begegneten, und von ihnen die Erlaubniß erhielten, das eine von ihren Borkböten, um uns fortzuhelfen, zu nehmen. Es geschiehet selten einmahl

in drey Jahren, daß die Franzosen diesen Weg nehmen wenn sie nach Albany reisen wollen: sondern sie richte gemeiniglich ihre Fahrt über die See St. Sacrement wo der Weg beides näher und vielmahl besser ist. Dahe wunderten sich alle, was sie jetzt veranlasset hätte, diese beschwerlichen Weg zu nehmen. Würden wir nicht ih grosses und starkes Borkboot erhalten haben, sonder uns mit demjenigen, das wir gemacht hatten, behelfe müssen; so dürfte es nach allen Umständen sehr mißlic um uns gestanden seyn. Denn mit einem so elende Fahrzeuge bey dem geringsten Winde sich auf eine so gross See zu begeben, würde die äusserste Verwegenheit gewe sen seyn. Hätten wir wiederum auf stille Luft warte wollen, so dürften wir zu Tode gehungert seyn. Den da wir ohne alles Schießgewehr waren, und sich ausser dem in diesen wilden Einöden sehr wenige Thiere finden die man hätte fangen können: so würden wir zu unsere Nahrung blos zu Fröschen und Schlangen haben unser Zuflucht nehmen können; von welchen, insonderheit vo den letztern es hier in diesen Wüsteneyen einen grossen Vor rath gab. Ich kan noch niemahls an diese Reise geden ken, daß ich nicht zugleich mit der größten Ehrfurcht di besondere Vorsorge und Leitung des gnädigen Gottes er kennen sollte.

Vom Zweyten. Des Morgens ganz frühe be gaben wir uns wieder auf die Reise; indem es Mond schein und still war, und wir befürchteten, daß der Wind wofern wir verzögen, gegen uns wehen dürfte. Ein jeder von uns ruderte daher so stark, als er konnte; und wir kamen um acht Uhr Vormittags glücklich zum Fort St.

St. Frederic, welches von den Engländern Crownpoint
enannt wird. Wir wurden mit aller Gunst von dem
ommendanten, dem Herrn Louisignan empfangen.
Dieser Herr war nun ein Mann von funfzig Jahren,
heraus gefällig, und in den Wissenschaften gut bewan=
rt. Er hatte viele Reisen hier in dem Lande angestel=
, und besaß also eine genaue Kenntniß in verschiede=
n Stücken, die den Zustand desselben betrafen.

Man berichtete, daß diesen ganzen Sommer über
diesem Orte eine starke **Dürre** geherrschet habe, so,
ß sie seit dem Frühlinge vorher keinen Regen erhalten
ten. Durch die heftige Hitze wurden die Gewächse
in ihrem Wachsthum gehindert. Auf allen dürren
Höhen war das Gras und eine grosse Menge Pflanzen
vertrocknet. Kleine Bäume, die neben Felsen stun=
, welche die Sonne sehr erhitzete, trugen ein ver=
ktes Laub. Auf den Aeckern sahe das Getraide sehr
d aus. Der Weizen hatte noch keine Aehren gese=
und die Erbsen waren noch nicht in Blüthe gekom=
. Fast überall sahe man in der Erde so grosse und
Spalten, daß, wenn man bisweilen auf kleine
langen gerieth, sie daselbst hinein krochen, und sich in
lben so versteckten, daß keiner sie weiter erhaschen
te.

Es sollen sich hier im Lande sehr grosse Gehölze von
cenbäumen, sowohl von der weissen und schwarzen,
er rothen Art befinden. Sie sind aber noch grösser
rigen Zeiten gewesen. Eine von den vornehmsten
hen ihrer Abnahme sind, wie man erzählete, die vie=
Feuersbrünste, die jährlich, insonderheit durch die

Wilden, hier im Walde entstehen. Denn sie mach-
öfters, wo sie ihre Jagd halten, grosse Feuer an, welc
bey einer starken Dürre sich über den Wald verbreite
Und diese sind es, welche die Föhrenbäume in den Geb-
zen so sehr ausgerottet haben, und noch jährlich vertilge

Man war nun hier zu Lande sehr bemühet,
Naturgeschichte empor zu bringen, und wird m
wenige Oerter in der Welt finden, wo man zur Bef-
derung dieser so nützlichen Wissenschaft so gute Anstalte
als hier verfüget hat. So war aber auch fast nur ei
einzige Person, der man vornehmlich es zuzuschreib
hatte. Man kan hieraus sehen, was für einen Gl
und eine Aufnahme nützliche Wissenschaften erhalten, we
die vornehmsten Männer in einem Lande Geschmack u
Liebe für dieselben fassen. Der Commendant der Vest
zeigte mir heute eine lange Schrift, dit ihm von dem
mahligen Generalguvernör über Canada, dem Marq
la Galissoniere zugeschickt worden war. Dieser war e
derselbe, der einige Jahre nachher, als Französisc
Admiral, zur Ehre von Frankreich, die Englische Fl
unter dem Admiral Byng schlug, und so glücklich
Eroberung von Minorka beförderte. In der angefü
ten Schrift wird eine Menge von den Bäumen u
Pflanzen, die in dem nördlichen Amerika wachsen, u
welche ihres Nutzens wegen gebaut und gesammlet
werden verdienen, hergerechnet. Von einigen, z
Beispiel von der Kreuzblume, * die von den Engländ
Rattle-snake-root genannt wird, werden Beschreib

* Polygala.

gen geliefert. Bey verschiedenen wird der Ort bestimmt, wo sie wild wachsen. Weiter fordert man, daß man hier überall allerhand Arten Samen und Wurzeln sammlen möchte. Und um diese Sache zu befördern, wird eine Anleitung gegeben, wie dieß alles am besten zu bewerkstelligen sey, und wie die gesammleten Samen und Wurzeln verwahret und gewartet werden sollen, damit sie wachsen, und nach Paris gesandt werden könnten. Es werden Proben von allerhand Berg- und Erdarten oder Mineralien verlangt, und man nennt verschiedene Stellen in den Französischen Pflanzörtern, wo man einen nützlichen oder merkwürdigen Stein, und Erd-oder Erzart gefunden hat. Eben so wird hier gezeiget, wie verschiedene Anmerkungen und Sammlungen aus dem Thierreiche zu machen seyn. Zugleich mit diesen Aufgaben wird begehrt, daß man auf alle mögliche Art erforschen solle, wozu und auf was Weise die Indianer sich entweder gewisser Kräuter oder anderer Naturalien, es mag in der Heilungskunst oder sonst einem Stücke seyn, bedienen. Diese nützliche Schrift war zuerst, auf Befehl des Generalguvernörs, des Marquis la Galissoniere, von dem Königlichen Arzte in Quebec, Herrn Gaultier, aufgesetzet, hernach aber von dem Generalguvernör selbst mit eigner Hand an vielen Orten geändert, verbessert und vermehret worden. Er ließ nachdem viele Abschriften davon machen, die er sowohl allen in der Vestung liegenden Officieren, als andern Gelehrten, insonderheit denjenigen, die etwas hier im Lande herum zu reisen haben, zuschickte. Zu Ende dieser Schrift trägt man den Officieren und andern auf, daß sie in ihren Berichten an den Generalguvernör vornehmlich diejenigen von den

Soldaten und andern gemeinen anzeigen sollten, die einen besondern Fleiß in der Entdeckung und Sammlung der Kräuter und anderer natürlichen Dinge dargelegt hätten; damit er bey ledig gewordenen Stellen und andern Gelegenheiten, sie entweder zu solchen Diensten, wozu sie geschickt wären, befördern, oder auch auf andere Weise sie belohnen könnte. Ich bemerkte auch hier überall bey den Vornehmen einen weit grössern Geschmack für die Naturgeschichte und andere Stücke der Gelehrsamkeit, als in den Englischen Pflanzörtern, wo man mehrentheils vornehmlich darauf studierte, wie man reich werden und den Beutel anfüllen möchte, und wo man aus andern Wissenschaften oft nur Spaß machte. Übrigens klagte man doch hier, daß diejenigen, die sich auf die Naturgeschichte gelegt hätten, ziemlich saumselig gewesen wären, von den Indianern den Gebrauch der Canadischen Pflanzen in der Arztneikunde zu erlernen.

Von den **Franzosen**, die in Frankreich gebohren, aber nachher nach Canada hinüber gekommen waren, glaubte man, daß sie hier gemeiniglich eine bessere Gesundheit, als in ihrem Vaterlande hätten, und sogar mehrentheils ein höheres Alter, als die einheimischen, erreichten. Man versicherte ebenfalls, daß die Europäischen Franzosen gemeiniglich mehr Arbeit aushalten, und mehrere Reisen im Winter hier zu Lande, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, als die hier gebohrnen, anstellen könnten. Die Ungelegenheit, welche die Europäer zu verspüren pflegen, wenn sie zuerst nach Pensylvanien kommen, nehmlich daß sie von einer Art Wechselfieber befallen werden, welches sie gleichsam an das Cli-

mat

mat gewöhnet, * soll man hier gar nicht kennen, sondern die Leute sollen anfänglich sich eben so gut, wie nachher, befinden. Die Engländer haben verschiedentlich die Anmerkung gemacht, daß die Leute, die in Amerika von Europäischen Eltern gebohren sind, fast niemahls die Seereisen so vertragen und nach den südlichen Oertern von Amerika so gut geschickt werden können, als einer, der in Europa zur Welt gekommen ist. Eben dieß soll, wie man in Canada bezeugte, auch bey den hier im Lande gebohrnen Franzosen eintreffen. Wenn die Canadier zu den Inseln in dem kleinern Theile von Amerika, zum Exempel nach Martinique, Domingo, u. s. w. kommen, und da eine kleine Zeit gewesen sind, werden sie gemeiniglich krank, und sterben bald darauf weg. Diejenigen, welche da krank werden, erhohlen sich nicht leicht wieder, wofern sie sich nicht von da nach Canada wieder zurück führen lassen. Im Gegentheil können die, welche von Frankreich zu den erwähnten Inseln kommen, weit eher die dasige Luft vertragen und da alt werden; welches viele hier in Canada bekräftigen.

Vom fünften. Indem wir eben zu Mittag speiseten, hörte man einige mahl nach einander ein heßliches und unangenehmes Geschrey in einiger Entfernung oberhalb der Vestung in dem Flusse. Der Commandant Louisignan sagte gleich, daß dieß Geschrey ihm sehr schlecht gefiele. Denn er könnte aus demselben vernehmen, daß die Indianer, die uns bey dem Fort Anne nicht ertappet hatten, und die, um sich an den Engländern, wegen des vermeinten Unrechts, zu rächen, wo-

* Man sehe den 2ten Theil auf der 506ten u. d. folg. S.

von ich vorher geredet, ausgegangen waren, auf ihre Weise in ihrer Absicht glücklich gewesen wären; und daß ihr Geschrey zu erkennen gäbe, daß sie jemand von den Engländern erschlagen hätten. So bald ich mich dem Fenster näherte, wurde ich ihr Boot mit einer langen Stange vorne an dem Schnabel gewahr, an der zu äusserst ein blutiger Hirnschädel eines Menschen hieng. Bey deren Ankunft mit dem Boote zum Ufer, erfuhren wir, daß diese Wilden, die sechs an der Zahl waren, ihre Wanderung von dem Orte etwas von dem Fort Anne, wo wir sahen, daß sie übernachtet hatten, fortgesetzt; bis sie innerhalb der Englischen Gränze gekommen waren, woselbst sie auf dem Acker einen Mann mit seinem Sohn, welche sich eben mit dem Mähen beschäftigten, angetroffen haben. Auf diesen Mann schlichen sie so nahe, daß er sich nicht besinnen konnte, ehe sie mit einer Kugel so auf ihn hinzielten, daß er auf der Stelle todt zu Boden fiel. Dieß geschahe bey eben dem Dorfe, wo die Engländer ein paar Jahre zuvor den Bruder von einem dieser Wilden, welche dazumahl gegen die Engländer ausgezogen waren, erschossen hatten. Sie schnitten nun nach ihrer Gewohnheit von dem ermordeten Manne den Hirnschädel ab, welchen sie benebst den Kleidern, die er an gehabt hatte, und seinem Sohne, der ein Knabe von neun Jahren war, mit sich nahmen, und so nach Canada zurückkehreten. So bald sie auf eine Englische Meile dem Fort St. Frederic nahe kamen, hiengen sie des Ermordeten Hirnschädel an das Ende einer Stange vorne im Boote auf, und riefen den ganzen Weg, wo sie durchzogen, zu einem Zeichen, daß sie den Sieg gewonnen und nach ihrem Wunsche die Reise verrichtet hätten.

ten. Sie waren, wie gewöhnlich, blos in einem Hemde gekleidet. Jetzt aber hatten einige des Umgebrachten Kleider, der eine seinen Rock, der andere seine Hosen, der dritte seinen Hut, und so ferner, angezogen. Das Gesicht hatten fast alle mit Zinnober roth bemahlt; womit auch ihre Hemde über den Schultern bestrichen waren. In den Ohren trugen die meisten sehr grosse Ringe, welche ihnen ziemlich hinderlich zu seyn schienen; indem sie wegen der Grösse der Ringe oft genöthigt waren, sie zu halten, wenn sie sprungen, oder etwas, so eine starke Bewegung erforderte, vornahmen. Einige hatten Gürtel, von der Haut der Klapperschlangen mit den Klappern an den Enden, um den Leib herum. Der Sohn des Getödteten, der ihnen jetzt folgte, hatte nichts mehr, als ein Hemd, Hosen und eine Mütze an. Sein Hemd war gleichfalls über die Schultern mit Zinnober von ihnen beschmieret worden. Als sie ans Land kamen, hielten sie die Stange, an die der Hirnschädel gesteckt war, in der Hand, und tanzeten, bey dem Austreten aus dem Boote, damit um das Ufer herum, und sungen zugleich. Ihre Absicht mit dem Knaben war, ihn mit sich nach dem Orte, wo sie wohneten, zu führen, daselbst zu erziehen, in die Stelle ihres erschlagenen Bruders zu nehmen, und ihn hinkünftig mit einer von ihren Angehörigen zu verheyrathen, damit er ein Fleisch und Bein mit ihnen würde. Ob sie nun gleich diese Gewaltthätigkeit im Frieden an den Engländern, gerade gegen das strenge Verbot des Gouverneurs in Montreal, verübet, und obgleich der Commendant hier in der Vestung auf alle Weise sie davon abgerathen hatte: so durfte doch der Commendant jetzt nichts anders, als ihnen Essen, und

was

was sie sonst zur Fortsetzung ihrer Reise nöthig hatten, reichen lassen; indem er nicht für rathsam hielt, sie sehr aufzubringen. Da sie aber hernach in Montreal ankamen, ließ sie der Gouverneur daselbst nicht allein hart, wegen dieser That, zu Rede stellen, sondern nahm ihnen auch den Englischen Knaben weg, den er nachher seiner Mutter und Angehörigen wieder zuschickte. Der Commendant, Herr Louisignan frug diese Wilden, was sie mit mir und denjenigen, die mit mir reiseten, würden vorgenommen haben, wenn sie uns in der Einöde angetroffen hätten? Sie antworteten, daß, da ihre vornehmste Absicht war, sich an den Engländern in dem Dorfe, wo ihr Bruder umgekommen war, zu rächen, sie uns daher wohl in Frieden und unangetastet würden gelassen haben; doch dürfte viel davon abgehangen seyn, wie ihre Gemüthsverfassung gewesen, wenn sie uns zuerst wahrgenommen hätten. Der Commandant aber und ein jedweder von den Franzosen sagte, daß das, was uns wiederfahren, tausendmahl besser und sicherer wäre.

Vor einigen Jahren hat man hier in Canada neben dem Orte, wo die Illinois wohnen, ein **Gerippe von einem erstaunt grossen Thiere** gefunden. Einer von den Leutenanten, die jetzt hier in der Vestung waren, versicherte, daß er es mit eigenen Augen gesehen hätte. Die Indianer, die dazumahl dabey waren, hatten es in einem Moraste gefunden. Sie waren bey dessen Anblicke sehr bestürzt, und als man sie frug, wofür sie es hielten, antworteten sie, daß es ein Gerippe von dem Hausvater oder Oberhaupte aller Bieber seyn müste. Es ist übermäßig groß gewesen, und hat dicke, eine

halbe

halbe Elle lange und schneeweisse Zähne gehabt. Man hielt dafür, daß es ein Gerippe eines Elephanten wäre. Der Leutenant versicherte, daß man noch deutlich die Gestalt des ganzen Rüssels, ob er gleich nun halb vermodert gewesen ist, hat sehen können. Er sagte, er hätte nicht bemerkt, daß man einige Knochen von da weggenommen, sondern meinte, daß alles da liegen bliebe. Ich hörte nachdem an einigen Orten in Canada von diesem grossen Gerippe reden.

Der Bären findet man genug in diesem Lande. Hier bey der Vestung sahe man einen jungen, der drey Monate alt war. Er hatte eben die Gestalt, Art und Beschaffenheit, als unsere gewöhnlichen Bären in Europa, ausgenommen, daß die Ohren in Verhältniß länger, und die Haare weit steifer bey ihm zu seyn schienen. Der Farbe nach war er fast schwarz, und fiel ins braune. Er spielte und rung täglich mit einem von den Hunden. Von ihren Fellen wird jährlich eine sehr grosse Menge von Canada nach Frankreich verführet. Die Indianer richten ein Oehl von dem Bärenfette zu, mit dem sie im Sommer das Gesicht, die Hände und die blossen Stellen des Körpers, um sich vor dem Bisse der Mücken zu schützen, beschmieren. Mit diesem Oehle bestreichen sie ausserdem den Körper sehr oft, wenn sie sich sehr erkältet, oder von der Arbeit sehr ermüdet, oder auch sich gestossen haben, wie auch in andern Fällen mehr. Sie glauben, daß ein solches Schmieren den Leib beides weich und geschlank macht, und viel zu einem hohen Alter beyträgt.

Das

Das Pfaffenblatt * wuchs häufig auf den Weideplätzen und Ackerrainen. Es stund noch in Blüthe. Im Frühling, eben wenn die Blätter anfangen hervor zu kommen, und so groß werden, daß man die Pflanze unterscheiden kann, graben die Franzosen die Wurzeln auf, waschen sie ab, schneiden sie entzwey und legen sie in Weineßig. Sie richten daraus einen Sallat zu, völlig so, wie man einen andern gewöhnlichen Sallat macht, und essen ihn. Doch schmeckt er etwas bitter. Hier hatte man niemahls die Gewohnheit, das Kraut zu kochen.

Vom sechsten. Die abgedankten Soldaten hatten nun gleich nach dem Kriege auf den ihnen zuerkannten Gründen, welche um die Vestung herum lagen, Häuser errichtet. Die meisten aber von ihnen waren nichts anders, als Hütten, und stellten nichts weiter vor, als diejenigen, die an den elendesten Orten bey uns befindlich sind; doch mit dem Unterscheide, daß das Volk, von dem sie bewohnt wurden, selten vom Hunger Noth litte, sondern das reine Weizenbrot aß. Die Häuser, welche sie sich erbaut hatten, waren von Brettern, und senkrecht bey einander stehend. Das Mitteldach, wie auch das äussere Dach, waren ebenfalls von Brettern. In die Ritzen des Hauses hatte man Thon eingeschmieret, um das Zimmer warm zu halten. Der Fußboden bestund gememeiniglich aus lauter Thon, oder auch aus dem schwarzen Kalkstein, den man hier findet. Der Heerd war auch größtentheils aus eben dem schwarzen Kalkstein gebauet, ausgenommen, daß die Feuerstätte

* Leontodon Taraxacum.

stätte selbst von ausgesuchten grauen Sandsteinen, in denen Quarz das meiste ausmachte, zusammengesetzt war. Diese Heerde waren auf eben die Weise gebauet, wie bey uns in Schweden die Bauern in den Stuben, wo sie ihre Fremde oder Gäste aufnehmen, dieselben zu gebrauchen pflegen. An verschiedenen Orten waren auch die Steine, die der Feuerstätte am nächsten lagen, aus dem schwarzen Kalkstein. Demohngeachtet versicherte man, daß sie von dem Feuer keinen Schaden litten, wofern nur diese der stärksten Hitze ausgesetzten Steine braf groß wären. Der Klappen bediente man sich hier niemahls. Und sie hatten es noch nicht so weit gebracht, daß sie ich Gläser in den Fenstern verschaffen können.

Die Zäune kamen völlig mit den gewöhnlichsten, ie wir in Schweden haben, überein, nur daß hier die Pfähle weiter von einander stunden, nehmlich zu zwey, rittehalb, bis drey Klaftern. Zu Bändern bey den Pfählen bediente man sich des Hickery, mit dem sie blos inen Zirkel machten, und so zuknüpften.

Vom achten. Das **zum Färben dienliche Meyerkraut** * wurde in dem ganzen Canada von den ranzosen **Tisavojaune rouge** genannt, und wuchs hier Menge in den Wäldern, und liebte eine gute Gartende, die fast etwas feuchte war. Mit den Wurzeln ievon geben die Wilden den Stacheln der Amerikanihen Igeln, welche sie in verschiedene Arbeiten einflechn, die rothe Farbe; und wird dieselbe schwerlich von der

* Galium (tinctorium) foliis linearibus, caulinis senis, ramorum quaternis; caule flaccido, pedunculis subbifloris, fructibus glabris, *Linn. Sp. pl.* 106.

der Sonne, dem Wasser oder der Luft verändert. Die Französischen Frauensleute in Canada sollen auch ihre Kleider mit diesen Wurzeln, welche klein, als bey dem gelben Meyerkraute * sind, roth färben.

Die **Pferde** gehen an diesem Orte den ganzen Winter aussen, und suchen ihr Futter in den Wäldern, und nähren sich von den dürren Kräutern, welche in Menge zurückgeblieben sind. Demohngeachtet sollen sie doch im Frühling derbe feist seyn.

Vom neunten. Ein **Gerippe eines Wallfisches** war fast ganz, einige Französische Meilen von Quebec, und eine Französische Meile von dem St. Lorenzflusse, wohin kein fliessend Wasser diese Zeit kömmt, gefunden worden. Dieses Gerippe ist sehr groß gewesen. Der Commendant sagte, er hätte mit vielen geredet, die es gesehen.

Vom zehnten. Die **Böte**, welche man hier gebrauchte, waren von dreyerley Art: 1. **Borkböte**, die fast aus lauter Baumrinde, doch so, daß die Rippen derselben aus Holz bestunden, gemacht waren; 2. **Canoen**, die man aus einem einzigen Stücke Holz ausgehöhlet hatte. Diese habe ich schon in diesem Theile ** beschrieben. Hier verfertigte man dieselben aus der weissen Tanne, grösser und kleiner. Sie pflegten nicht diese vorhergenannten, auf die Weise, wie wir es mit unsern Böten thun, zu rudern, nehmlich, daß man sitzt und den Rücken

* Galium luteum.

** Auf der 211. u. f. Seite.

Rücken dem Vordertheile des Bootes zukehret, und das Ruder an sich zieht. Sondern sie hatten ein kurzes Ruder oder eine Spathel, mit welcher sie durch oftmahliges Hin- und Herrühren * sich forthalfen; so wie es bey uns geschieht, wenn man einen Seehund erblickt, und ihn sachte beschleichen will. Das Gesicht wendet man also gegen den Vordertheil, und der Kerl hat blos ein Ruder, welches er mit beiden Händen hält. Er kan aber bey weiten nicht bey dem Rudern die Stärke gebrauchen, als wenn man nach unserer Art rudert. Denn ich glaube, daß ein Kerl nach unserer Art fast eben so geschwind allein, als zwey nach der ihrigen, rudern können. 3. Die dritte Art von Böten, die hier im Gebrauche sind, werden Battoes oder Battues ** genannt. Sie sind hier allezeit groß, und bedienet man sich derselben, wenn viel fortzuführen ist. Der Boden, der allezeit horizontell und platt ist, besteht aus rothem oder meistentheils weissem Eichenholze, damit er desto besser Widerstand leisten könne, wenn er gegen Steine oder sonst etwas anstößt. Die Seitentheile machen Bretter von der weissen Föhre aus. Man nimmt nicht Eichenholz zu den Seiten, weil das Battoe alsdann zu schwer werden würde.

Theer und **Pech** wird hier zu Lande zu Genüge gemacht.

Die **Soldaten** genossen hier eines und des andern Vorzugs, dessen solche Leute sonst eben nicht überall in der

* Der Engländer drückt dieß mit dem Worte paddle aus.

** Man sehe die Beschreibung von denselben auf der 212ten Seite.

der Welt sich erfreuen können. Diejenigen, welche hier in Besatzung lagen, hatten von ihrem Könige einen ziemlich reichlichen Gehalt bekommen. Es wurde ihnen täglich anderthalb Pfund Weizenbrot für die Person gereichet, so daß sie bald mehr Brot hatten, als sie zu verzehren vermochten. Man gab ihnen gleichfalls Erbsen, Speck, gedürret oder gesalzenes Fleisch, ohne dabey knapp zu seyn. Dann und wann schlachtete man einen Ochsen oder anderes Vieh, wovon das frische Fleisch unter den Soldaten ausgetheilet wurde. Die Officiere besassen insgesamt, auf Rechnung des Königs, Kühe, wovon sie fast mehr Milch, als sie nöthig hatten, erhielten. Ein jeder von den gemeinen Soldaten hatte hier sein kleines Gärtgen aussen vor der Vestung, das er zu warten, und worin er, was er wollte, zu pflanzen Freyheit hatte. Einige hatten sich kleine Lusthäuser in ihren Gärtgen erbauet. Diese kleinen Küchengärten waren mit allerhand Arten von Küchenkräutern voll gepflanzt. Der Commendant sagte, daß dieser Gebrauch mit dergleichen kleinen Küchengärten für die Soldaten überall bey den Französischen Vestungen hier im Lande eingeführt worden sey, wo keine grosse Stadt, von der man was Grünes erhalten kann, nahe liegt. In Friedenszeiten hatten sie fast gar keine Last bey der Vestung, Wache zu halten. Und da die See neben bey voll von Fischen, und der Wald voll von Thieren und Vögeln war: so konnte der, welcher fleißig seyn wollte, sich ziemlich gut hier ernähren, ja in Essen nach Herrenweise leben. Jeder Soldat soll alle zwey Jahre einen neuen Rock, aber jährlich eine Weste, eine Mütze, einen Hut, ein Paar Hosen, ein Halstuch, zwey Paar Strümpfe, und zwey Paar Schuhe, und im

Winter Holz genug bekommen. An Gelde hatte jeder Soldate ausserdem 5 Sols des Tages. Wenn sie aber eine Arbeit, die den König betraf, zu unternehmen hatten, so wurde ihnen dieß besonders bezahlt, und alsdenn erhielt ein Soldate 30 Sols täglich. Man konnte sich daher nicht verwundern, daß die Mannschaft hier frisch, fett und stark, lebhaft und munter aussahe. Wenn jemand von den Soldaten krank wird, so wird er in das Kran-enhaus, oder in das so genannte Hospital geführet, wo-elbst ihm Betten, Essen, Arztneien, Pflege und Aufwar-ung von dem Könige freygestanden werden. Wenn emand von ihnen sich die Erlaubniß ausbat, auf ein oder ehr Tage anderwärts hinzugehen: so willigte man zwar arein, wenn die Umstände es zuliessen, und sie genossen em ohngeachtet für die Zeit ihren völligen Gehalt in eld- und Proviant; sie musten aber doch einen von den rückgelassenen Soldaten nehmen, der während der gan-n Zeit, die Wache, so oft dieselbe auf sie fiel, an ihrer att verrichtete, und ihn dafür bezahlen. Der Com-endant wie auch die Officiere erhielten hier zwar im-er ihre Ehrensbezeugung: dennoch aber giengen die Sol-ten und Officiere ohne alle Umstände und mit aller an-ndigen Freyheit mit einander um. Sie sassen oft zu-nmen und unterredeten sich als Cammeraden. Die oldaten, welche von Frankreich hieher geschickt werden, issen gemeiniglich, bis sie 40 oder 50 Jahr alt sind, nen. Alsdenn giebt man ihnen ihren Abschied und die eyheit sich nieder zu lassen und ein Stück Landes anzu-uen. Wenn sie sich aber bey ihrer Ankunft vorbehal- haben, nur gewisse Jahre zu dienen: so läßt man sie, fern sie damit zufrieden sind, gehen. Diejenigen, die

hier gebohren sind, gehen gemeiniglich die Zusage ein, de
Krone in 6, 8 bis 10 Jahren zu dienen, nach welcher Zei
sie abgedankt werden, und sich in dem Lande niederlasse
und Bauerarbeit treiben. Wenn ein Soldat seinen Ab
schied erhalten hat, wird ihm vom Könige ein Stü
Landes geschenkt, wo er wohnen, und das er zum Acke
und zur Wiese anlegen kann. Die Länge eines solche
Landes beträgt 40 Arpens und die Breite nur 3 Arpen
wofern der Boden überall gut ist. Es wird aber etwa
mehr zugelegt, wofern das Land von schlechterer Art is
Man berechnete die Länge eines Arpens dergestalt, da
84 Arpens eine Französische Lieue oder Meile ausmachte
So bald sich nun ein Soldat niederläßt, ein Land anzu
bauen, das niemahls vorher ist aufgenommen gewesen,
unterstützt ihn der König anfänglich. Er erhält dah
die ersten drey oder vier Jahre Essen vom Könige fü
sich und seine Frau, und wofern er Kinder hat, wir
ihnen gleichfalls Essen in der Zeit von der Krone gegebe
Dabey schenkt ihm der König eine Kuh, und die noth
wendigsten Ackergeräthe. Es werden auch andere So
daten geschickt, die ihm helfen sollen, seine Wohnung au
zuzimmern, welche der König besonders deswegen bezahl
Dieß alles ist für einen Armen, der sich einrichten wil
eine grosse Beihülfe. In einem Lande, wo man für de
Soldaten eine solche Sorge trägt, scheint es, daß ei
König es leichter nach freywilligen Soldaten, als ei
Bauer nach Knechten haben muß. Zur Anbauung diese
Landes hatte man in den spätern Zeiten in Vorschlag g
bracht, ob es nicht möglich wäre, daß von Frankrei
jährlich 300 Mann hieher überschickt würden, da denn d
alten immer Abschied und die Freyheit erhalten könnte

si

sich nicht allein zu verheyrathen, sondern auch ungebrauch-
tes Land zur Anbauung und Bewohnung sich zuzueignen.
Das Land, welches man den hier abgedankten Soldaten
angewiesen hatte, war sehr gut, und bestund fast durch-
gängig aus einer mit Thon vermischten dicken Gartenerde.

Die Einrichtung, welche die Standspersonen unter
den Franzosen bey dem Essen hier gemeiniglich beobach-
teten, war so beschaffen, daß sie des Mittags erst eine
Suppe ohne Fleisch assen, die aus der Brühe, worin
man das Fleisch gekocht hatte, mit Weizenbrot in
Scheiben geschnitten und verschiedenen Arten grünen
Kräutern gemacht war. Darauf folgte ein Gericht von
gebratenem oder gekochtem Fleische. Sie brateten bis-
weilen das Fleisch, welches man vorher in der Brühe
gekocht hatte. Der Braten bestund bisweilen aus
Ochsen- oder Hammelfleisch, bisweilen auch aus Tauben
oder Hühnern. Es war das Fleisch fast allezeit frisch.
Dann und wann machten grüne Erbsen das dritte Ge-
richt aus. Ein und anderes mahl wurden gebratene
Fische aufgetragen. Laibbröte von Weizen waren das
gewöhnliche Brot, und sie schmeckten ziemlich gut: sie
waren aber nach meinem Geschmacke etwas zu sehr gesal-
zen. Das Salz war grau und fein zerstossen. Man
hatte keinen Käs. Die Butter, welche fast allezeit nur
wenig gesalzen war, wurde sehr selten aufgesetzet. Der
Milchgerichte bediente man sich gar selten; und bestund
das Gericht alsdann aus aufgekochter Milch mit Schei-
ben von Weizenbrot oder aus süsser Milch, worin man
Catlinets * gelegt hatte. Zur Abwechselung aß man

* Diese sind Beere von einer Art Rubus, die unsern Brom-
beeren sehr nahe kommen.

Pfannkuchen. Zum Trinken gebrauchte man entweder Wein allein, aber gemeiniglich rothen Wein, mit Wasser vermischt, oder blosses Wasser, oder auch Fichtenbier. * Dieß war meistentheils die Mittagsmahlzeit. Des Abends aß man gewöhnlich zwey Gerichte von Fleisch, die beide gebraten waren, entweder daß das eine Friccase oder gebratene Tauben war; bisweilen setzte man gebratene Fische auf, und ab und zu Milch mit Beeren. Das dritte Gericht des Abends war fast allezeit Sallat, den man auf die gewöhnliche Art zugerichtet hatte.

Vom eilften. Die **Eggen**, die man hier gebrauchte, waren ganz und gar von Holz, und insgesamt nicht vier- sondern dreyeckig, wie ein Triangel.

Der **Pflug** schien weniger bequem zu seyn. Die Räder, worauf das Pflugholz lag, waren plump und dick wie Karrenräder. Alles Holzwerk war dick und grob gemacht, so daß man eines Pferdes allein dazu nöthig hatte, um den Pflug auf einem ebenen Felde fortzuschleppen.

Es lagen Felsensteine von verschiedener Art hin und wieder auf den Felsen. Einige waren ziemlich groß von zwey bis drey Ellen in der Höhe und anderthalb Ellen in der Breite; andere aber etwas kleiner. Sie kamen fast alle, in Ansehung der Steinart, mit einander überein. Ich bemerkte aber doch drey Abänderungen davon.

1. Einige bestunden aus einem Quarz, welcher, der Farbe nach, mit dem braunen Candizucker Aehnlichkeit hatte,

* Wie dieses zugerichtet wird, kann man aus meinem Berichte, in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1751, auf der 190sten Seite, ersehen.

hatte, und aus einem schwarzen kleinkörnigen Glimmer, der mit schwarzem Hornstein, und einigen wenigen ganz kleinen Körnern eines braunen Spaths vermischt war. Der Quarz machte das meiste aus, es war auch ziemlich viel Glimmer, aber sehr wenig Spath darunter. Die verschiedenen Steinarten waren sehr gut mit einander vermengt, so daß sie zwar mit den Augen, ohnmöglich aber mit einem Werkzeuge, von einander getrennt werden konnten. Der Stein war fest und sehr hart, und die Quarzkörner sahen fein aus.

2. Andere waren aus einem grauen Quarz, schwarzen Glimmer und Hornstein, wie auch einigen wenigen kleinen Spathkörnern zusammengesetzt. Der Quarz hatte hier auch die Ueberhand, von dem Glimmer war gleichfalls viel, aber wenig Spath. Dieß gab eine sehr genaue, feste, dichte und harte Mischung. Die Farbe allein unterschied diese beiden Steine von einander.

3. Einige wenige bestunden aus einer Mischung von einem hellen Quarz und schwarzen Glimmer, wozu noch etliche rothe Quarzkörner kamen. Der Spath betrug den größten Theil, und der Glimmer hatte grosse Blätter. Dieser Stein war nicht so eben gemischt, wie die vorigen. Er war auch bey weiten nicht so hart und feste wie dieselben, sondern ließ sich leicht zerstossen.

Die Berge, auf denen die Vestung St. Frederic steht, als auch diejenigen hier rund herum, auf denen die erwähnten Steinarten zu finden sind, bestehen fast durchgängig aus einem kohlschwarzen Kalkstein, der wie ein Schiefer in Schichten lieget, oder so, daß die eine Scheibe

die andere bedeckt. Man könnte ihn eine Art Schiefer nennen, die durch das Feuer in Kalk übergeht. Dieser Kalkstein ist inwendig pechschwarz. Der Bruch ist fast wie bey einer zerbrochenen steinernen Tafel, nehmlich sehr fein. Hie und da zeigen sich in diesem Steine kleine dunkle Spathkörner, und andere Unebenheiten, welche machen, daß er an einigen Stellen wie Maßholder in Adern gehet, oder daß sich seine Theile so um einander schlingen. Die Schichten, die zu öberst auf den Bergen liegen, sind von einem grauen dichten Kalkstein, der doch nur eine Abänderung von dem vorhergehenden seyn dürfte. In dem schwarzen Kalkstein trift man fast überall eine Menge von allerhand Versteinerungen, von Muscheln, Schnecken und dergleichen an. Die Versteinerungen, die man vornehmlich hierin findet, sind folgende.

Kammuscheln. * Von dieser Art sind die meisten, welche man hier bemerkt. Bisweilen geräth man auf grosse Schichten, welche nichts anders als an einander gewachsene Muscheln von dieser Gattung sind. Sie sind gröstentheils nur klein, und selten nimmt man eine wahr, welche über anderthalb Zoll lang wäre. Die meisten betragen nur einen Zoll in der Länge. Es giebt zweyerley Arten Versteinerungen. Die eine zeigt überall auf und in dem Steine Eindrücke von der erhabenen und hohlen Fläche der Muscheln, aber nicht das geringste Merkmahl einer Schale, sondern blos Eindrücke. Bey der andern erkennet man die Schale selbst, wie sie noch in dem Stein steckt, so daß sie, indem sie hell ist, von dem Ver-

* Petrefactum conchae striatae, Pectinites.

Berge selbst, der schwarz aussiehet, leicht zu unterscheiden ist. Von beiden Arten findet man sehr viel in dem Stein, doch scheinen derjenigen mit den Eindrücken mehr zu seyn. Einige sind überaus erhaben, insonderheit in der Mitte, so daß gleichsam eine Beule heraussiehet. Andere hingegen sind in der Mitte wie eingedruckt. Bey den meisten ist die äusserliche Fläche gewöhnlicher massen erhaben. Die Streifen laufen allezeit nach der Länge, nehmlich von dem Boden oder dem Mittelpuncte zur Spitze oder zum Rande.

Versteinte Ammonshörner. * Deren gab es verschiedene, die aber doch in Ansehung der Menge mit den vorhergehenden nicht in Vergleich kommen konnten. Man traf diese auch beides mit und ohne Schalen an. Demohngeachtet waren nicht alle diese Ammonshörner, sondern es befanden sich verschiedene andere versteinte Schnecken mit darunter. Verschiedene dieser Ammonshörner waren beträchtlich groß, so daß ich mich nicht erinnere, dergleichen gesehen zu haben. Der Durchschnitt war bey einigen über eine Schwedische Elle groß.

Man konnte **Corallen** von verschiedenen Arten, die in den Steinen eingewachsen lagen, ganz deutlich sehen, und von dem Steine absondern. Einige waren pflanzenähnlich, ** oder ästige weisse Corallen, andere aber, die man seltener erblickte, waren Sterncorallen. ***

Steinbälle werde ich eine Art eines fremden Steines nennen können, wovon es in den Felssteinen an verschie-

* Petrefactum Cochleae Cornu Ammonis dictae.

** Lithophyton, Linn.

*** Madrepora. Linn.

schiedenen Stellen voll war. Sie waren wie eine halbe Kugel gestaltet, so daß der ganze erhabene Theil mehrentheils über dem Felsen hervorragte, der untere Theil aber in demselben fest eingedrückt saß. Sie bestehen aus lauter parallel laufenden Fäsern, welche von dem Boden und gleichsam aus einem Mittelpuncte entspringen, und sich nach der Fläche des Balles verbreiten. Die Farbe der Fäsern ist grau. Aeusserlich sind diese Steinbälle glatt, haben aber doch eine Menge kleiner Löcher, so daß sie, dem äussern nach, das Ansehen haben, als wären sie mit einer hellgrauen Cruste überzogen. Der Durchschnitt von diesen ist einen bis anderthalb Zoll groß.

Unter andern Arten von **Sand**, welche man hin und wieder auf den Ufern der See Champlain fand, waren vornehmlich zwey sehr besonders, welche man fast immer an einem und demselben Orte beysammen antraf, nehmlich ein schwarzer und ein rothbrauner oder Granatfarbener.

Der **schwarze Sand** lag allezeit öberst, und bestund aus sehr feinen Körnern. Beschaut man sie mit einem Vergrösserungsglase, so findet man, daß sie eine dunkelblaue Farbe, oder fast eine solche, die bey einem etwas glatten und nicht rostigen Eisen ist, haben. Einige Körner sind ründlich, die meisten aber eckig, mit glänzenden Flächen. Gegen die Sonne glimmern sie stark. Sie werden alle vom Magneten gezogen, kein einziges Korn ausgenommen. Unter diesen schwarzen oder dunkelblauen Körnern, findet man einige wenige rothe oder granatfarbene Sandkörner, welche von eben der Art sind, als der gleich darunter liegende rothe Sand,

den

den ich nun beschreiben will. Dieser rothe oder granatfarbene Sand ist auch sehr fein, doch nicht wie der schwarze. Seine Körner haben nicht allein eben die Farbe wie die Granaten, sondern sie sind auch in der That nichts anders als zermalmete Granaten. Einige Körner sind rund, andere etwas eckig, sie glänzen aber alle, und sind halb durchsichtig. Der Magnet zeigt bey diesen nicht die geringste Wirkung. Dieser glimmert nicht sehr an der Sonne. Diesen Granatsand erhält man selten ganz rein, sondern er ist gemeiniglich mit dem zunächst darunter liegenden weissen Sande von Quarz vermischt. Diese beiden Arten von Sand, nehmlich der dunkelblaue und der granatfarbene, sind nicht überall auf den Ufern, sondern blos an gewissen Orten, zu finden, und alsdann in der vorher beschriebenen Ordnung. Zu oberst lag nehmlich der dunkelblaue oder schwarze Sand, ohngefähr zur Dicke eines Viertelzolles, mehr oder weniger. Als man diesen behutsam wegnahm, wurde der darunter liegende mehr und mehr roth, bis er endlich fast ganz roth oder granatfarben wurde. Die Dicke desselben war gemeiniglich etwas beträchtlicher als bey dem schwarzen. Nachdem man diesen mit Vorsichtigkeit weggestrichen hatte, kam der Sand aus den weissen Quarzkörnern in die Stelle zum Vorschein, welcher zu oberst sehr mit dem rothen vermengt war, tiefer hinunter aber ganz weiß wurde. Dieser war eine Querhand, oder mehr, dick, hatte runde Körner, so daß er völlig einem Perlsande glich. Unter diesem war noch ein lichtgrauer eckiger Quarzsand verborgen. An einem und dem andern Orte lag der granatfarbene Sand oben, und gleich darunter der lichtgraue eckige, ohne daß man

ein einziges Korn, weder von dem schwarzen noch dem Perlsande, hätte bemerken können.

Von wo dieser schwarze oder dunkelblaue Sand entspringt, kann ich nicht sagen. Denn man wuste nicht, ob hier in der Nachbarschaft Eisenerze vorhanden wären. Doch dürften sie wohl hier befindlich seyn, indem das Eisenerz an andern Orten in Canada ziemlich gemein ist, und dieser schwarze oder dunkelblaue feine Sand ebenfalls fast auf allen Ufern der Seen oder Flüsse in Canada, obgleich nicht in der Menge, angetroffen wird. Der rothe oder granatfarbene Sand hatte seine Mütter oder Verwandte hier in der Nachbarschaft. Denn obgleich die festen Berge oder Klippen hier bey dem Fort St. Frederic keine Granaten enthielten: so fand man doch an den Ufern grössere und kleinere Steine von einer fremden, und von der Steinart in den Bergen und Klippen gänzlich verschiedenen Gattung, welche von Granatkörnern sehr voll waren. Wenn man sie daher ein wenig zerstieß, und neben diesen Sand hinlegte, bemerkte man so gut als keinen Unterschied. Und weiter nach Norden in Canada, oder unter Quebec, enthalten selbst die festen Berge eine sehr grosse Menge von Granaten. Dieser granatfarbene Sand ist ebenfalls daselbst an den Ufern des Lorenzflusses sehr gemein.. Die verschiedenen andern Wahrnehmungen und Anmerkungen, die ich hier bey verschiedenen Bergarten machte, läßt dieses Werk nicht zu, einzurücken, indem wenige Leser daran Geschmack finden dürften.

Das **Milchkraut mit den Blättern des Mannsbluts** * wuchs in Menge auf den Anhöhen in den

* Apocynum foliis androsaemi. Man sehe *Linn. Spec. pl.* 213.

den Wäldern, und hatte jetzt die ganze Zeit stark geblühet. Die Franzosen nannten es Herbe a Lapuce. Wenn man in den Stengel schneidet oder etwas von ihm abreisset, so läuft ein weisser milchartiger Saft heraus. Die Franzosen eigneten dieser Pflanze alle die Eigenschaften zu, welche der so genannte giftige Baum, oder Rhus Vernix, dessen ich oben schon ausführlich erwähnet, * in den Englischen Pflanzörtern hat: nehmlich daß diese Pflanze gleichfalls einigen ein Gift, andern aber unschädlich sey; oder daß einige sie, wie sie wollen, angreifen und mit der Milch die Hände und den Leib bestreichen können, ohne davon den geringsten Schaden zu empfinden. Andere hingegen dürfen derselben nicht nahe kommen, ehe sich an dem Orte eine Menge Blasen erhebt. Ich sahe hier mit eigenen Augen einen von den Soldaten, dessen Hände ganz voll von Blasen wurden, blos davon, daß er die Pflanze mit der Hand abriß, um sie mir zu zeigen. Gewissen Personen soll sie so giftig seyn, daß wenn auch nur ihre Ausdünstungen dem Gesichte oder den Händen zugeführt werden, beide Theile davon ungemein aufschwellen, so daß sie sich derselben nicht gerne zu nähern wagen. Es kamen hier alle darin überein, daß die Milch, die aus ihr hervorquillet, wenn sie auf die Hände oder andere Theile des Körpers gestrichen wird, fast bey allen und jeden nicht allein ein Aufschwellen des Theils verursacht, sondern auch oft die Haut da wegfrißt, so daß man ganz krätzig aussiehet. Wenigstens glaubte man, daß nur wenige

wären,

* In dem 2ten Theile, auf der 228sten Seite, und den folgenden.

wären, an welchen diese Milch eine ähnliche Wirkung nicht spüren liesse. Doch ist sie mir niemahls nachtheilig gewesen. Denn ich habe nicht ein, sondern mehrmahl, und zwar in Gegenwart vieler Personen, die darüber erstaunt sind, und mir alles Unglück prophezeihet haben, nicht allein die ganze Pflanze angegriffen, sondern mich auch mit dem milchichten Safte über beide Hände, so daß sie ganz weiß davon geworden sind, bestrichen. Ja ich habe bisweilen die Pflanze so lange über beide Hände gerieben, bis sie gänzlich zerquetscht worden ist. Und demohngeachtet habe ich, nach allen diesen Versuchen nicht das geringste Merkmahl oder eine Aenderung auf meiner Hand wahrgenommen. Das Vieh läßt sie unverzehrt.

Vom zwölften. Die **Kletten** * wuchsen an verschiedenen Orten um die Vestung. Der Commendant berichtete, daß man im Frühling die ersten zarten Sprößlinge, welche der Stengel alsdann hat, reinigt, und die äussere Haut abzieht, und sie als Rettich ißt, nehmlich so, daß man sie erst in fein Salz steckt.

Das **Canadische Sison** ** wächst ziemlich häufig in den Wäldern des ganzen nördlichen Amerika. Die Franzosen nannten es **Cerfeuil sauvage** und bedienten sich desselben überall im Frühling zum Grünkohl, auf eben die Weise, wie eines andern Kerbels. Es wurde von allen ungemein gepriesen, und für sehr gesund, blutreinigend, ja für eines von den besten Kräutern, die man im Frühling an diesem Orte hat, gehalten.

Der

* Arctium Lappa.

** Sison (Canadense) foliis ternatis, *Linn. Spec. pl. p.* 252.

Der von den Franzosen so genannte **Cottonier** *
wuchs hier im Lande ziemlich häufig an den Seiten der
Anhöhen, die neben Flüssen, wie auch an andern Orten,
lagen, und nicht weniger an dürren und offenen Stellen
in den Wäldern, in einem guten, losen und fetten Erd-
reiche. Wenn man den Stengel abschneidet, oder bricht,
quillt ein weisser milchähnlicher Saft in Menge hervor;
weswegen die Pflanze für etwas giftig gehalten wird.
Nichts desto weniger sammlen die Franzosen hier in Ca-
nada zeitig im Frühling ihre zarten Stengel, wenn sie
zuerst aufkommen, die sie als Spargel zurichten, und
auf eben die Weise geniessen, ohne daß sie ihnen übel be-
kämen; indem diese zarten Sprößlinge so zeitig noch nicht
etwas giftiges haben einsaugen können. Die Blumen
geben in der Blühezeit einen sehr angenehmen Geruch
von sich, so daß man zu der Zeit mit dem größten Ver-
gnügen in den Amerikanischen Wäldern reiset, vornehm-
lich des Abends, wenn der Geruch noch stärker ist. Die
Franzosen in Canada machen aus diesen Blumen auf fol-
gende Weise einen Zucker. Man pflückt des Morgens
frühe die Blumen, wenn sie mit dem Thau bedeckt sind,
ab. Diesen Thau drückt man aus, von dem man her-
nach Zucker kocht, der braun, wohlschmeckend und sehr
gut ist. In den vollkommen reifen Schoten steckt um
den Samen eine Art Wolle, die der Baumwolle ähnlich
siehet, von der auch das Kraut seinen Französischen Na-
men erhalten hat. Sie wird von den Armen gesammlet,
welche damit, anstatt der Federn, ihre Betten anfüllen.
Insonderheit stopft man diejenigen Betten, die für die
Kinder

* Asclepias Syriaca, *Linn. Spec. pl. p.* 214.

Kinder gebraucht werden, damit aus. Die Pflanze blühet in Canada zu Ende des Junius, und zu Anfange des Julius, und die Samen derselben werden in der Mitte des Septembers, überhaupt nach der neuen Zeitrechnung zu zählen, reif. Diese Pflanze wird allezeit von den Pferden ungegessen gelassen.

Vom sechszehnten. Des Morgens reisete ich über die See Champlain zu den hohen Bergen, welche an der westlichen Seite derselben liegen, um zu sehen, was für Merkwürdigkeiten an seltenen Kräutern und andern Dingen daselbst sich finden dürften. Wenn man auf den Felsen in einiger Entfernung von der Vestung stehet, und sich umsiehet: so wird man gewahr, daß an der westlichen Seite der See Champlain eine Reihe von sehr hohen Bergen, von Süden nach Norden fortläuft. Und wenn man seine Augen nach Osten wirft, so kommt einem da eine andere Reihe von sehr hohen Bergen zu Gesichte, welche sich gleichfalls von Süden nach Norden erstrecken. Doch sind die an der östlichen Seite nicht dicht an der See, sondern wohl 6 oder 8 Schwedische Viertelmeilen von derselben entfernet. Aber ein niedriges ebenes Land liegt zwischen den erwähnten Bergen und der See, welches ganz mit Waldung überwachsen ist. Die Berge selbst sind auch fast überall mit einem hohen Gehölze überzogen, ausgenommen da, wo das Waldfeuer hat durchfahren können. Zu den Seiten sind diese Berge vielfältig sehr steil, an andern Orten aber etwas abhängig. Wir fuhren über die See mit einem kleinen Canoe, der nur drey Personen tragen konnte, und bey der Ankunft ans Land, wanderten wir

von

von dem Ufer die Berge hinauf. Ihre Seitentheile waren ziemlich steil, und mit Erde bedeckt, obgleich ab und zu grosse Felssteine lagen. Es war alles mit Wald überwachsen. Aber an einigen Orten war das Feuer ausgekommen, welches einen Theil des Waldes verbrannt hatte. Nach vieler Arbeit erstiegen wir einen von diesen Bergen, der an dem obersten Gipfel mit Stauberde bedeckt war. Dieser war doch nicht einer von den höchsten, sondern es lagen andere weit höhere noch weiter weg, wohin wir doch nicht Zeit zu wandern hatten; indem der Wind zuzunehmen anfieng, und wir ein so kleines Boot hatten. Wir trafen hier weder seltene Kräuter noch sonst was merkwürdiges an.

Bey der Zurükkunft zu dem Ufer hatte der Wind dergestalt zugenommen, daß wir nicht wagten, mit unserm kleinen Boote über die See zu fahren. Ich ließ daher den Mann zurück, um den Canoe nach Hause zu führen, wenn der Wind sich legte, und wanderte selbst zugleich mit meinem Bedienten den Landweg rings um den Busen, welches eine gute Schwedische Meile ausmachte. Wir hielten uns an das Ufer, wo niemahls ein Weg gewesen war, und kamen bald über steile Berge, bald über scharfe Steine, bald durch dicke Wälder, bald durch tiefe Moräste. Diese Gegend war vorher als ein Aufenthalt und die rechte Wohnstätte für tausend Klapperschlangen berüchtigt. Wir wurden aber zu unserer Freude keiner gewahr. Das Ufer war bisweilen sehr steinig, woselbst aber ziemlich grosse eckige Felssteine lagen. Diese waren bisweilen ründlich und gleichsam abgenutzt. Bisweilen stellte sich eine kleine Stelle mit Sand dar, der theils von

der grauen, theils auch, und zwar vornehmlich von der feinen hellrothen Art, der ich vorher gedacht habe, war. Ab und zu traf man auch schwarzen Eisensand an. Auf den Bergen fand man Steine von einem feinkörnigen rothen Glimmer. An einigen Orten stunden die Bäume senkrecht mit dem Berge neben dem Ufer, an andern aber war das Ufer mit Morast umgeben.

Versteinte Ammonshörner erblickte man an einem Orte in Menge in den Steinen und Felsen, welche neben dem Ufer lagen. Diese Felsen bestunden aus einem grauen Kalkstein, der nur eine Abänderung von dem schwarzen ist. Sie liegen eben so in Schichten. In einigen war es ganz voll von solchen Versteinerungen, beides mit und ohne Schalen. An einem Orte bemerkten wir erstaunt grosse Ammonshörner. Die ganze Breite derselben machte über eine Schwedische Elle aus, welches wir mit dem Ellenmaasse genau untersuchten. Das Wasser hatte an einigen Stellen den Stein oben abgenutzet. Es hatte aber nicht dieselbe Wirkung bey diesen ausüben können; sondern sie lagen auf dem Steine erhaben, gleich als wenn jemand sie an denselben oben angeleimet hätte.

Die Berge an dem Ufer waren erstaunt hoch und groß. Sie bestunden blos aus einem dichten grauen Felsstein, der so fest, wie die unsrigen, war, und nicht in Schichten, wie der Kalkstein lag. Ein grauer Quarz und ein dunkler Glimmer machte eigentlich ihre Bestandtheile aus. Da wo sie neben dem Ufer standen, trat der graue Felsstein ganz bis zu der Wasserfläche hin. An den Orten aber, wo sie etwas von dem Ufer entfernt waren, lagen die grauen oder schwarzen Kalksteinsschich-

ten

ten dem Wasser am nächsten. Ich fand aber nirgends daß grosse graue Felsen diese Kalksteinsgebirge bedeckten.

Die *Zizania* * wuchs in dem Schlamm der Wasserwirbel und Bäche, und stund jetzt in voller Blüthe.

Vom siebenzehnten. Die **Krankheiten**, welche bey den Wilden vor andern herrschen sollen, sind der rheumatische Schmerz und das Seitenstechen. Sie entstehen theils davon, daß sie oft genöthigt sind zur Nachtzeit im Walde und an feuchten Orten zu liegen; theils auch von den schleunigen Abwechselungen der Wärme und Kälte, denen die Luft hier zum öftern unterworfen ist; theils auch davon, daß die Wilden sich oft mit Brandwein besaufen, und sich so fast nackend unter freyen Himmel legen, es mag Winter oder Sommer oder was es für eine Witterung will, seyn. Die Franzosen, welche hier wohnen, sind auch vornehmlich mit diesen Krankheiten geplagt. Insonderheit ist das Seitenstechen hier sehr gangbar. Der Commendant sagte, daß er mit dem letztern Uebel einmahl heftig befallen gewesen. Der Doctor Sarrasin heilete ihn aber auf die folgende Weise, die man hier die beste zu seyn befunden hat. Er gab ihm schweißtreibende Mittel ein, und ließ ihn so in einer Zeit von acht oder zehn Stunden schwitzen. Darauf öfnete er ihm die Ader, und ließ ihn aufs neue schwitzen. Nachdem rieth er ihm eine zweyte Aderlasse an. Wodurch er wieder hergestellt wurde.

Doctor **Sarrasin** war Königlicher Arzt in Quebec, und Correspondent von der Akademie der Wissenschaften

* Fol. Avoine.

in Paris. Er besaß sehr grosse Einsichten, sowohl in der Ausübung der Arztneikunde, als in der Anatomie und andern gelehrten Wissenschaften. Dabey war er ein angenehmer Mann im Umgange. Er starb in Quebec an einem bösartigen Fieber, das durch ein Schiff dahin gebracht worden war; und wurde von demselben angesteckt, als er die Kranken im Hospitale besuchte. Er hinterließ einen Sohn, der sich auch der Arztneikunde widmete, und nach Frankreich um sich in derselben noch geschickter zu machen, hinüber reisete: er starb aber daselbst.

An dem **Wechselfieber** sollen die Leute hier bisweilen krank liegen.

Die **Venusseuche** soll sich hier zu Lande gleichfalls eingewurzelt haben. Die Wilden sind auch von derselben angesteckt worden, so daß verschiedene sie gehabt, und sie noch haben. Sie verstehen aber auch, sie aus dem Grunde zu heilen. Man hat viele Beispiele, in unsern Zeiten, daß, wenn entweder jemand von den Franzosen oder den Wilden mit dieser Krankheit zu einem so hohen Grad behaftet gewesen, daß sie tief in alle Theile des Körpers hat eintreten können: sie doch von den Wilden innerhalb 5 bis 6 Wochen aus dem Grunde und vollkommen geheilet worden sind. Die Franzosen haben aber nicht erforschen können, was dieß für ein Mittel sey, dessen sich die Wilden bedienen um die Krankheit zu heben. Das wusten sie, daß die Wilden niemahls Queckfilber, weder auf eine noch andere Art zubereitet, gebrauchten, sondern daß ihre vornehmsten Heilungsmittel in Wurzeln bestünden. Welche es aber wären, konnten sie nicht sagen. Hernach erfuhr ich, was diese für Kräuter seyn;

wo-

wovon mein Bericht an die Königl. Akademie der Wissenschaften * weitläuftig handelt.

Die Plagen, welche der **Bandwurm** verursacht, sind uns in Schweden sehr bekannt. In den Englischen Provinzen im nördlichen Amerika war er etwas seltener. Hier in Canada sollen einige mit demselben geplagt seyn. Man beschrieb ihn mir so genau, als hätte man die Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften gelesen. Er geht hier den Leuten oft zur Länge einiger Klaftern ab. Sie wusten nicht, ob die Wilden ihn auch hätten oder nicht. Es waren keine gewisse Heilungsmittel wider ihn bekannt; noch konnte jemand die Ursache, von der er käme, angeben: sondern man muthmassete, daß er von dem Genusse gewisser Früchte entstünde.

Vom neunzehnten. Das **Fort St. Frederic** ist eine Vestung an dem südlichen Ende der See Champlain, und liegt auf einem hervortretenden Landstriche, welcher daselbst von der erwähnten See und dem Flusse, der von dem Woodcreek und der See St. Sacrement entstehet, sich herleitet. Dieser Fluß ist hier einen guten Büchsenschuß breit. Von den Engländern wird die Vestung **Crownpoint** genannt. Den Französischen Namen trägt sie aber nach dem Staatssecretär in Frankreich, Frederic Maurepas, der bey ihrer Erbauung das meist bey dem Seewesen in Frankreich anzuordnen hatte. Denn es ist zu merken, daß die höchste Gewalt von Canada dem Seestaate in Frankreich zugehört. Und es

* Im Jahr 1750 auf der 284sten Seite.

wird auch der Generalguvernör hier von eben dem Staate hergenommen. Da die meisten Oerter in Canada nach einem Päbstlichen Heiligen den Namen führen: so hat die Gewohnheit gemacht, daß man hier das Wort heilig * dem Namen der Vestung gleichfalls angefüget hat. Die Vestung ist auf einer Klippe aufgeführet worden, welche aus dem schwarzen Kalk- oder Schiefersteine, wie vorher gemeldet worden, bestehet. Sie ist fast viereckig, hat hohe und dicke Mauern, die aus dem ebengenannten schwarzen Kalksteine gebauet sind, welchen man einen oder ein Paar Büchsenschüsse von der Vestung gebrochen hat. An der östlichen Seite in der Vestung ist ein etwas hoher bombenfreyer Thurm, mit sehr dicken und festen Mauern, der von allen Seiten fast bis zu dem höchsten Gipfel mit einer Menge Canonen versehen ist. In diesem Thurm residiret der Commendant selbst. Auf dem Hofe der Vestung sind an der einen Seite eine kleine hübsche Kirche, und an den andern Seiten Wohnhäuser von Stein für die Officiere und Soldaten. Zu allen Seiten gegen das feste Land liegen scharfe Felsen, zu mehr als einem Canonenschusse von der Vestung. Doch sind einige darunter, die an der Höhe den Mauern derselben nichts nachgeben, und welche dabey der Vestung sehr nahe sind.

Die Engländer behaupten, daß diese Vestung auf ihrem Grunde gebauet worden, und daß die Gränze zwischen den Französischen und Englischen Pflanzörtern in dieser Gegend, zwischen dem Fort St. Jean und der Prai-

* Saint.

Prairie de la Magdelene befindlich wäre. Da hingegen wollen die Franzosen, daß die Gränze an dem Walde, mitten zwischen der See Saint Sacrement und dem Fort Nicholson seyn soll. Das Land um das Fort St. Frederic soll zu beiden Seiten des Flusses sehr gut und fruchtbar seyn. Und hat sich schon vor dem letzten Kriege eine Menge von Französischen Familien, vornehmlich Soldaten, die Abschied genommen, niedergelassen, um da zu wohnen. Der Krieg nöthigte sie aber, theils sich nach Canada zu begeben, theils auch dicht an der Vestung zu wohnen, und in der Nacht in derselben zu schlafen. Nun kam ein grosser Theil zurück, und man meinte, daß noch diesen Herbst gegen 40 oder 50 Familien hieher ziehen würden, um sich hier zu setzen, denen daher Land angewiesen werden müßte. Einen, oder ein Paar gute Büchsenschüsse von der Vestung ostwärts ist eine Windmühle, die von Stein erbauet und mit dicken Mauern versehen ist, in der das meiste von dem Mehl, das die Vestung erfordert, gemahlen wird. Man hat diese Windmühle so eingerichtet, daß sie gewisser massen die Stelle einer Schanze vertreten kann; denn oben in derselben liegen 4 oder 5 kleine Canonen. In dem letzten Kriege war da beständig eine Menge Soldaten einquartiert, indem man von da den Fluß weit übersehen konnte, und bemerken, ob sich etwa Böte von der Englischen Seite näherten; welches nicht von der Vestung geschehen kann. Denn, wofern man nicht hier Wache hielte, könnte der Feind mit kleinen Böten dicht unter die westliche Seite des Flusses kommen; und alsdann würden die Anhöhen des Ufers verhindern, ihn von der Vestung zu erblicken. Man hat daher bey der Anlage dieser Vestung einen

Fehler begangen, der einem jedweden, der dahin kommt, gleich in die Augen fällt. Er besteht darin, daß die Vestung an eben dem Orte hätte angelegt werden sollen, wo die vorerwähnte Windmühle steht. Alsdann würde man nicht allein von der Vestung selbst den Fluß weit haben übersehen, und den Feind hindern können, auf demselben näher zu kommen, sondern man hätte auch mit einem kleinen Graben, wenn man ihn in dem losen schwarzen Kalkstein ausgehauen, und von dem Flusse, der von der See Sacrement kömmt, zu der See Champlain gezogen hätte, die Vestung mit einem beständig fliessenden Wasser umgeben können, indem die Vestung auf dem äussersten Landstriche würde zu stehen gekommen seyn. In dem Falle würde man allezeit in der Vestung genug frisch Wasser gehabt haben, und alsdann würde auch nicht dieselbe den hohen Felsen so nahe gewesen seyn. Sie bedauerten jetzt sehr, daß die Vestung nicht gleich anfangs an dem rechten Orte angelegt worden war.

Nachdem wir einige Tage auf die Jacht, welche den ganzen Sommer über, zwischen dem Fort St. Jean und dem Fort St. Frederic, zu gehen pfleget, und nach deren Ankunft, in einigen Tagen auf guten Wind gewartet hatten: so wurden wir heute endlich fertig, uns von hier wegzubegeben. Wir hatten während unsers ganzen Aufenthalts hieselbst mannigfaltige Gunst genossen. Der gegenwärtige Commendant der Vestung, der Herr Louisignan, ein Mann von Gelehrsamkeit, und dabey von vieler Lebensart, überhäufte uns mit aller Höflichkeit und Güte, nicht allein als wären wir unter seinen Leuten zu rechnen gewesen, sondern als hätte er uns zu seinen Angehö-

gehörigen gehabt. Ich hatte die Ehre, während der ganzen Zeit an seiner eigenen Tafel zu speisen, und mein Bedienter aß mit seinem Aufwärter. Wir hatten ausserdem unser besonderes Zimmer und Kammer, mit Bett und Aufwartung. Bey der Abreise versahe uns der Herr Commendant reichlich mit Reisekost und andern Sachen bis auf das Fort St. Jean. Kurz er erzeigte uns mehr Gunst, als wir von unsern eignen Landsleuten hatten erwarten und verlangen können. Die Herren Officiere und andere bewiesen sich uns ebenfalls auf alle ersinnliche Art gefällig.

Wir setzten also um eilf Uhr Vormittags unsere Reise von hier fort. Der Wind war gut, zu beiden Seiten der See lagen hohe Gebirge, wie eine Kette an einander; doch mit dem Unterscheid, den ich vorher angezeigt habe, daß auf der östlichen Seite der See erst ein niedriges mit Wald bewachsenes Land der See am nächsten war, und daß hinter diesem zu anderthalb bis zwey Schwedischen Meilen die hohen Berge lagen. Hinter denselben soll hernach alles Land dem neuen England zugehören. Dieses Gebirge bestund aus hohen Bergen, welche als eine Gränze zwischen den Französischen und Englischen Ländern in diesem Theil des nördlichen Amerika anzusehen sind. Auf der westlichen Seite der See stiessen die Berge fast dicht an das Wasser. Die See war anfänglich nur eine Französische Meile breit, sie erweiterte sich aber hernach immer mehr und mehr. Bis auf eine Französische Meile von der Vestung war das Land an der östlichen Seite der See bewohnt, hernach war es aber überall mit einem grossen Gehölze besetzt. In einer Ent-

fernung von 10 Französischen Meilen von dem Fort St. Frederic wurde da die See 4 solcher Meilen breit. Ab und zu erblickte man Eyländer in derselben. Der Capitain der Jacht sagte, daß sich in dieser See zusammen 60 Eyländer, unter denen einige sehr groß wären, befänden. Er versicherte auch, daß die See an den meisten Stellen so tief wäre, daß man mit einer Leine von 100 Klaftern den Grund nicht erreichen könnte: und dicht an dem Lande, vornehmlich wo quer laufende Berge liegen, soll sie öfters 80 Klaftern tief seyn, so, daß man an einigen Orten keinen Ankergrund antreffen kann. Es lagen vierzehn Französische Meilen von dem Fort St. Frederic vier grosse Eyländer in der See, welche hier sechs Französische Meilen breit seyn soll. Dieser ganze Tag war trübe und schienen die Wolken, die sehr niedrig schwebten, an verschiedenen Stellen gegen diese hohen Gebirge, welche an der See lagen, anzustossen, so daß sie wie von einem Nebel umhüllet waren. Von vielen dieser Berge stieg der Nebel als der Rauch von einem Kohlmeiler in die Höhe. Hin und wieder warf sich ein kleiner Strom in die See. Hinter den hohen Bergen an der westlichen Seite, ist, wie man berichtete, das Land, auf einige Schwedische Meilen ganz eben mit einem hohen Gehölze überwachsen, von vielen Strömen und Bächen durchschnitten, mit verschiedenen Morästen und kleinen Seen versehen und sehr bequem bewohnt zu werden. Das Ufer war hier bisweilen felsig, und bisweilen bestund es aus Sand. Gegen Abend fiengen die Berge allmählig an, abzunehmen. Die See war sonst sehr rein, und bemerkte man weder Klippen noch seichtes Gewässer in derselben. Des Abends spät legte sich der Sturm.

Darauf

Darauf warfen wir neben dem Lande Anker und blieben die Nacht über stille liegen.

Vom zwanzigsten. Des Morgens fuhren wir mit einem günstigen Winde weiter. Der Ort, wo wir übernachteten, machte etwas mehr als den halben Weg zum Fort St. Jean aus. Von dem Fort St. Frederic bis zum Fort St. Jean, rechnete man über die See Champlain 41 Französische Meilen. Die See war hier ohngefähr eine Schwedische Meile breit. Die Gebirge waren uns nun aus dem Gesichte gekommen, und sahen wir sie nirgends an der Seeseite. Im Gegentheil war das Land da niedrig, eben und überall mit Wald überwachsen. Das Ufer bestund verschiedentlich aus Sand. Die See war fast überall drey bis vier Schwedische Viertelmeilen breit. Sie war zwar breiter; die Inseln aber, die zur Seite lagen, machten sie an der Seite, wo wir ihnen vorbeysegelten, schmähler.

Man sahe an einem und dem andern Orte **Wilde** oder **Indianer** an dem Ufer in ihren Borkböten. Es wohnte aber niemand von ihnen hier an der See: sondern sie befanden sich nur hier, um Stöhre zu fischen, deren es auch in dieser See eine beträchtliche Menge giebt. Wir merkten bisweilen, wie sie aus dem Wasser in die Höhe sprungen. Diese Indianer führen eine besondere Lebensart. Zu der einen Zeit im Jahr leben sie vornehmlich von dem kleinen Vorrathe von Mays, Bohnen und Kürbissen, welche sie gepflanzt haben; zu einer andern, oder der jetzigen Zeit, sind Fische, ohne Brot und Zugemüß, ihre Nahrung; noch zu einer andern besteht ihr Essen aus lauter Wildbrett, als Hirschen,

schen, Rehen, Biebern u. s. w. welche sie in dem Gehölze und in den Flüssen schiessen. Demohngeachtet leben sie lange, geniessen einer starken Gesundheit, können weit mehr Beschwerlichkeiten, als viele andere aushalten. Sie singen und tanzen, und sind lustig und allezeit vergnügt, so daß sie um wie viel ihre Lebensart mit derjenigen, welche in Europa für die beste gehalten wird, nicht würden vertauschen wollen.

Ohngefähr 10 Französische Meilen, ehe wir zum Fort St. Jean kamen, erblickten wir auf der westlichen Seite der See, neben dem Ufer **Häuser**, in denen die Franzosen kurz vor dem letzten Kriege gewohnt hatten. Die damahls einfallende Unsicherheit aber hatte sie genöthigt, von da wegzuziehen. Doch waren sie jetzt sehr stark beschäftigt, sich wieder dahin zu begeben. Dieses war das erste Französische Haus und der erste Pflanzort den wir gesehen, nachdem wir diejenigen verlassen hatten die neben dem Fort St. Frederic waren.

Es ist ehedem eine **Vestung von Holz** oder ein Bollwerk auf der östlichen Seite der See neben dem Ufer vorhanden gewesen. Man zeigte uns die Stelle Sie war aber jetzt völlig mit Wald besetzt. Die Franzosen hatten sie errichtet, um dem Einfalle der Wilden über diese See vorzubeugen. Man versicherte auch daß viele Franzosen an diesen Orten erschlagen worden wären. Sie erzählten zugleich, daß man vier Frauensleute gegen eine Mannsperson von den Franzosen hier in Canada rechnete; indem jährlich verschiedene von den Französischen Mannsleuten auf ihren Reisen, die sie wegen des Handels mit den Wilden anstellen, umgebracht werden.

Ein

Eine von Steinen erbaute **Windmühle** stund an der östlichen Seite der See auf einem hervortretenden Landstriche. Es haben da Franzosen vor dem Kriege gewohnet; sie sind aber von da weggeflüchtet, und noch nicht zurückgekommen. Man zählte 8 Französische Meilen von hier nach dem Fort St. Jean. Die Engländer hatten hier mit ihren Indianern verschiedentlich die Häuser verbrannt. Die Windmühle war aber stehen geblieben.

Die **Jacht**, auf der wir reiseten, war die erste, die man hier gebauet, und in der See Champlain gebraucht hatte. Vorher bediente man sich blos grosser Battoen, um darauf Proviant zu verschicken. Der Capitain, der nun die Jacht führte, und hier in dem Lande gebohren war, hatte sie selbst erbauet, und ist der gewesen, welcher zuerst den Weg ausfindig gemacht, und die Tiefe ausgemessen hat, um mit derselben zwischen dem Fort St. Jean und dem Fort St. Frederic zu fahren. Hier soll es der Windmühle gerade gegen über 3 Klaftern tief seyn. Hernach aber wird das Wasser ganz bis zum Fort St. Jean etwas seichter.

Man ward nun hin und wieder **Häuser** neben dem Ufer gewahr.

Der Capitain hatte **Otterfelle** völlig von der Art und der Farbe, als unsere Europäischen, in der Kajüte hangen. Diese Ottern sollen in sehr grosser Menge in Canada angetroffen werden.

Die **Felle von Seehunden** wurden hier stark gebraucht, um damit Koffer und Kasten zu überziehen. Ihre Eßsäcke und andere Felleisen hier in Canada waren

eben

ebenfalls oft davon gemacht. Der gemeine Mann hatte auch die Beutel, worin er seinen zerschnittenen Toback trug, fast immer aus Fellen von Seehunden verfertigt. Sie waren der Gestalt nach, denjenigen völlig ähnlich, welche man in Gothenburg, Bahus und Norwegen gebrauchet. Man wickelte sie zusammen, wenn man sie bey sich stecken oder von sich legen wollte. Das Haarige des Felles wird auswärts gekehret. Der gemeine Mann war sonst ziemlich gewohnt, auf seinen Reisen und bey der Arbeit Toback zu rauchen. Ich merkte aber nicht, daß ihn jemand, wie die Seeleute der Engländer und Holländer es ziemlich stark thun, gekauet hätte. Diese Felle von Seehunden waren völlig von der Art Seehunde, die wir in Schweden haben, und die mit grauen und schwarzen Flecken gezeichnet sind. Man soll sie in Menge in dem Meer unter Quebec finden, und sie sollen in dem Lorenzflusse so weit hinauf gehen, als sich die Ebbe und Fluth erstrecket, oder als das Wasser mit Salz vermischt ist; aber nicht weiter. Sie sind in keiner von den grossen Seen hier in Canada wahrgenommen worden. Die Franzosen nannten sie **Loup marin**.

Die Franzosen hielten überhaupt mehr auf das **Beten** und den äusserlichen Gottesdienst, als die Engländer und Holländer. Auf den Englischen und Holländischen Schiffen und Jachten, stellte man weder des Abends noch Morgens, Betstunde an. Man machte niemahls einen Unterscheid zwischen Feyertagen und Werkeltagen. Niemahls oder nur selten segnete man das Essen, oder dankte Gott für die bescherten Gaben, wenn man zu oder von dem Tische gehen wollte. Aber hier auf

der

der Jacht hielte man allgemeine Betstunde, beides des Morgens und des Abends. Heute, da es Sonntag war, betete man mehr als sonst. Sowohl vor als nach der Mahlzeit, beteten sie kurz, und schlugen darauf ein Kreutz vor sich. So bald der Capitain des Morgens aufgestanden war, fiel er auf seine Knie bey dem Bette, und lag so eine lange Stunde, um sein Gebet zu verrichten. In der Vestung St. Frederic kam gleichfalls die ganze Besatzung zum Morgen- und Abendgebete zusammen. Der Fehler bestund nur darin, daß die meisten Gebete hier, so gar von den gemeinsten in Lateinischer Sprache, die ein grosser Theil der Leute nicht verstund, gehalten wurden.

So bald wir der erwähnten Windmühle vorbeygekommen waren, wurde die See so schmahl, daß sie kaum über einen Büchsenschuß in der Breite betrug. Sie hatte daher mit einem Flusse grössere Aehnlichkeit als mit einer See. Das Land war zu beiden Seiten niedrig und eben, und mit einem Laubwalde überwachsen. Wir sahen anfänglich eine und die andere kleine Hütte zu den Seiten der See; darauf lag aber das Land überall unbewohnt. Die See war auch hier nicht über 6 oder ... Fuß tief, und ab und zu schloß sie ein kleines Eyland ein. Fast während dieser ganzen Reise war die See von SSW. nach NNO. gegangen.

An einigen Orten von Canada sind grosse Landgegenden, die einzelnen Personen zugehören. Wenn dann ein Bauer die Freyheit erhält, einen Theil dieses Landes anzunehmen, und ihm davon ein Stück, welches 40 Arpens lang, und 3 Arpens breit ist, überlassen wird:

so

so ist er verbunden, wenn er sich einigermassen eingerichtet hat, hinkünftig dem Eigner des Landes 6 Francs jährlich zu bezahlen.

Die See wurde jetzt verschiedentlich so seicht, daß man mit laubichten Zweigen genöthigt war, den Weg, wo die Jacht gehen sollte, zu erforschen. Sie war aber an andern Orten etwas tiefer, ohngefähr zu zweyen Klaftern.

Des Abends kamen wir endlich bey Untergang der Sonne glücklich zum Fort St. Jean hin, nachdem wir den ganzen Nachmittag beständig eine Abwechselung von Regen, Sonnenschein, Wind und Stille gehabt hatten.

Vom ein und zwanzigsten. Saint Jean ist eine Vestung von Holz, welche die Franzosen im Jahr 1748 an der westlichen Seite des Ausflusses der See Champlain, dicht an derselben, angelegt und erbauet hatten. Die Ursache, warum sie dieselbe aufführten, war, theils um das Land daherum, das nun mit Bewohnern sollte besetzt werden, zu bedecken; theils auch um einen Ort zur Niederlage für die Nahrungsmittel und Kriegsgeräthschaft zu haben, welche jährlich von Montreal nach dem Fort St. Frederic geschickt werden. Denn sie konnten ganz von hier zu dem letzt genannten Orte mit Jachten fahren. Aber weiter hinnunter können sie nicht dieselben fortbringen; indem ein paar Büchsenschüsse weiter hinunter in dem Flusse strömend Wasser und eine Menge von Steinen befindlich ist; so daß sie sich nur mit Battoen forthelfen können. Vorher war das Fort Chamblan, welches 4 Französische Meilen weiter

ter unterwärts liegt, eine Niederlage für die Nahrungs-
mittel. Da man aber alsdann Battoen anfänglich hie-
her, und nachdem Jachten von hier, brauchen muste,
und dieß ausserdem ein krummer und längerer Weg war,
die Nahrungsmittel zu Lande von Montreal zu führen:
so wurde diese angelegt. Sie liegt niedrig, hat ein san-
diges Erdreich, und das Land hier herum ist gleichfalls
eben, niedrig und überall mit Wald überwachsen. Die
Vestung ist viereckig gebauet, und nimmt einen Arpent
in Quadrat ein. Unten gegen die See steht ein hohes
Gebäude von Holz in jeder Ecke, welches vier Wohnun-
gen hoch ist, aber einen Grund hat, welcher zu andert-
halb Klaftern in der Höhe von Stein aufgemauert ist.
In diesen Gebäuden, welche nicht viereckig, sondern
nach verschiedenen Winkeln gebaut sind, hat man Stück-
löcher, wie auch Oefnungen für kleineres Schießgewehr
gemacht. In den beiden andern Ecken gegen das Land
steht in einer jedweden ein kleines Haus von Holz, wel-
ches zwey Wohnungen hoch ist. Die Absicht ist dabey,
theils daß die Soldaten da wohnen, theils auch, damit
man sich hier besser vertheidigen könne. Zwischen diesen
Häusern sind von allen Seiten dritthalb Klaftern hohe
und an dem freyen Ende zugespitzte Pfähle dicht an ein-
ander in die Erde eingesetzt. Sie sind aus der Thuya
gehauen, welche hier für das beste Holz, um der Fäul-
niß in der Erde zu widerstehen, und in dem Stücke weit
vorzüglicher als die Föhre, gehalten wird. Unterwärts
waren diese Pallisaden doppelt, die eine Reihe inner-
halb der andern, gesetzt. Für die Soldaten waren in
der Vestung rings herum neben den Pallisaden breite
Brücken von mehr als einer Klafter in der Höhe, mit

einem Geländer aufgeschlagen. Auf diesen konnten die Soldaten stehen, und mit ihren Handgewehren durch die Löcher schiessen und den Feind abhalten, ohne selbst eben von ihren Schüssen getroffen zu werden. In dem verwichenen Jahr 1748 zu Ende des Krieges, lagen hier ein Paar hundert Mann in Garnison. Jetzt aber im Frieden befanden sich nur ein Commendant, ein Proviantmeister, ein Becker und 6 Soldaten hier, um blos auf die Vestung und die Gebäude Acht zu haben, und über den hieher geführten Proviant die Aufsicht zu führen. Der Commendant, der jetzt hier war, hieß Chevalier **de Gannes.** Ein sehr angenehmer Mann, und Schwager des Herrn Louisignan, Commendanten von St. Frederic. Das Land rings um diese Vestung war zu beiden Seiten des Flusses fett und von einem guten Erdreiche. Es war doch annoch unbebaut. Man sagte aber, daß mit dem ehesten Leute hieher kommen würden, um es zu bewohnen.

Marengoins wurden die Mücken oder Schnacken von den Franzosen an diesem Orte und in dem ganzen Canada genannt. Ein Name, den sie von den Wilden sollen geborget haben. Von diesen Marengoins waren alle Wälder rings um das Fort St. Jean so voll, daß man mit grösserm Rechte diese Vestung Fort de Marengoins würde genannt haben. Die Moräste und die niedrige Lage des Landes, wie auch die vielen Wälder trugen sehr viel zu ihrer Erzeugung bey. Wenn das Gehölze einmahl wird gefället, das Wasser abgeleitet und das Land angebauet werden: so dürften diese wohl eben so leicht hier, als es an andern ähnlichen Stellen vorher geschehen ist, sich verringern und verschwinden.

Die

Die Klapperschlange soll, wie alle einstimmig berichteten, nirgends in dieser Gegend, auch nicht weiter nach Norden, weder bey Montreal noch Quebec, sichtbar werden. Sondern die Berge, die das Fort St. Frederic umgeben, sollen der entlegenste Ort auf dieser Seite nach Norden seyn, wo man sie wahrgenommen hat. Von allen den Schlangen, die sich nördlich von diesem Orte hier in Canada befinden, soll keine so giftig seyn, daß ein Mensch von ihrem Bisse einen besondern Schaden litte: sondern sie fliehen und eilen insgesamt weg, so bald sie Menschen erblicken. Die übrigen Bemerkungen, die ich von der Natur, den Eigenschaften, und andern Umständen, der Klapperschlange gemacht, habe ich in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften * mitgetheilet. Ich verweise die Leser demnach dahin, damit ich in dieser Reisebeschreibung nicht nöthig habe, das wieder anzuführen, was ich an einem andern Orte schon gesagt habe.

Vom zwey und zwanzigsten. Des Abends kamen Pferde von Prairie an, um uns abzuhohlen. Der Commendant hieselbst hatte nach ihnen auf mein Ansuchen schicken lassen, weil bey dem Fort St. Jean noch keine Pferde zu erhalten stunden. Denn der Ort war nur ein Jahr alt, und es hatte noch keiner Zeit gehabt, sich hier nieder zu lassen und zu wohnen. Die Leute, welche die Pferde führten, hatten zugleich Briefe an den Commendanten mit sich, sowohl von dem Generalguvernör über Canada, dem Marquis la Galisoniere, unter dem funfzehn-

* In dem Jahr 1752, auf der 308ten Seite.

zehnten des Julius von Quebec, als von dem Vicegu- vernör in Montreal, dem Baron Longueuil, unter dem ein und zwanzigsten eben des Monats. In diesen war geschrieben, daß ich besonders von dem Königl. Französi- schen Hofe empfohlen worden wäre, und daß der Com- mendant mich mit allem, was ich begehrte, versehen und eiligst meine Reise befördern möchte. Ein Paar Anker Wein und andere Sachen, welche man glaubte, daß sie zu meiner Nothdurft und Verpflegung dienen könnten, wurden nun zugleich dem Commendanten zugeschickt. Des Abends trank man hier unter Lösung der Canonen, beider Majestäten, sowohl des Königs in Frankreich, als des Königs in Schweden, wie auch des Generalguvernörs, nebst anderer ihre, Gesundheiten.

Vom drey und zwanzigsten. Des Morgens setzten wir unsere Reise von hier nach Prairie fort, um von da weiter nach Montreal zu gehen. Man rechnete von hier nach Prairie 6 Französische Meilen, wenn man zu Lande reiset, und von da nach Montreal drittehalb Lieues, wenn man dem Lorenzflusse folgt. Wir hielten uns anfänglich an das Ufer, so daß wir zur rechten Hand St. Jeans Riviere hatten. So nennt man den Aus- fluß von der See Champlain, der auch von einigen Cham- plains Riviere genennt wird. Nach einer ohngefähr eine Französische Meile langen Reise verliessen wir den Fluß, und lenkten uns zur linken. Das Land war hier überall niedrig, mit Wald bewachsen und ziemlich naß, so daß, ob wir uns gleich jetzt mitten in dem dürresten Sommer befanden, die Wege doch sehr naß waren, und wir sehr langsam fortkamen. Es ist aber zu merken, daß das Fort

Fort St. Jean in dem vorigen Sommer erbauet, und daß dieser Weg alsdann erst gebahnt worden ist. Er hat daher in so kurzer Zeit nicht feste werden können. Es arbeiteten damahls 260 Mann, welche der König unterhielt, und davon ein jeder für den Tag 30 Sols bekam, in dreyen Monaten an diesem Wege. Und man sagte, das die Arbeit diesen Herbst noch weiter fortgesetzt werden sollte. Da das Land hier sehr niedrig und waldig war: so hatten die Schnacken und Bremsen, welche uns in diesen dicken Wäldern sehr beunruhigten, ihren rechten Sitz hier genommen. Nachdem wir drey Französische Meilen gereiset waren, wurde das Land frey von Waldung. Dieses schien in vorigen Zeiten ein Sumpf, der nun ausgetrocknet war, gewesen zu seyn. Man hatte hier eine ziemliche Aussicht nach allen Seiten. Wir sahen zur rechten weit von uns weg zwey hohe Berge, welche sich hoch über den andern empor hoben, und nicht sehr weit von dem Fort Champlain entfernt waren. Man konnte auch hier den hohen Berg, der gleich neben Montreal liegt, erblicken. Der Weg gieng hier fast in gerader Linie fort. Wir geriethen wiederum auf ein niedriges und nasses Land, nachher auf ein Gehölze, das vornehmlich aus den Fichten * mit den unterwärts gleichsam versilberten Blättern bestund. Das Land, wo wir heute durchfuhren, war fett und reich. Und kan es daher einmahl sehr fruchtbar werden, wenn der Wald umgehauen und das Land bearbeitet wird. Man ward keiner Felsen, und fast keiner Steine hier neben dem Wege gewahr.

* Abies foliis subtus argenteis.

Weiter weg, ohngefähr vier Französische Meilen von dem Fort St. Jean, bekam das Land ein anderes Aussehen. Es war hier fast überall bewohnt. Wir sahen bey nahe nichts, als grosse weite und hübsche Aecker, welche nun mit dem herrlichsten Weizen angefüllt waren, und hin und wieder ein grosses Erbsenland, bisweilen auch ein mit Haber besetztes Landstück. Andere Getraidearten kamen uns hier nicht zu Gesichte. Die Höfe stunden einzeln, und ein jeder hatte seinen Acker und seine Wiese daneben. Die Häuser waren von Holz und dabey klein. Anstatt des Mooses, den man hier nicht fand, bediente man sich des Thons, um die Fugen der Wände dichte zu machen. Die Dächer an den Häusern waren sehr schreg laufend, und mit Stroh bedeckt. Hin und wieder wurde das Land durch einen Bach durchschnitten. Das Erdreich war fett. Das Land war fast eben, und nur ab und zu erschien ein kleiner Berg. Wir konnten uns hier sehr weit umsehen, und wohin man die Augen warf, kamen einem lauter grosse weite Aecker und Wiesen, und abgesonderte Höfe, die überall verbreitet waren, zu Gesichte. Die Aecker waren alle besäet, indem man hier nur Sommersaat, sehr selten aber diejenige, die im Herbste ausgeworfen wird, brauchet. Das Land ist noch sehr ergiebig, so, daß es nicht brach zu liegen nöthig hat. Meistentheils ist es ohne Wald, und stehet daher zu befürchten, daß es hinkünftig an Holze mangeln werde. Die Aecker hatte man dergestalt bearbeitet, daß sie kleine schmahle Rücken hatten, und ab und zu mit einem Graben versehen waren: vornehmlich zu beiden Seiten des Weges. Dieß war die Gestalt des Landes ganz bis auf Prairie und den Lorenzfluß, der sich jetzt überall uns dar-

darstellete. Mit einem Worte, die Gegend war in meinen Gedanken hier eine von den schönsten, welche ich bisher im nördlichen Amerika gesehen habe.

Zur Mittagszeit langten wir in Prairie an, welcher Ort auf der Anhöhe neben dem Lorenzflusse liegt. Hier blieben wir heute stehen, weil ich die Oerter hier herum, ehe ich weiter reisen wollte, zu besehen willens war.

Prairie de la Magdelene ist ein kleiner Flecken, welcher an dem östlichen Ufer des Lorenzflusses lieget. Man rechnete drittehalb Französische Meilen von hier nach der Stadt Montreal, welche man deutlich in NW. von da auf der andern Seite des Flusses erkennen kann. Das Land rings um Prairie ist ganz flach, und fast ohne die geringste Anhöhe. Zu allen Seiten stellen sich grosse Felder, entweder Aecker, Wiesen oder Weiden dar. An der westlichen Seite, wie vorher gemeldet worden, streichet der Lorenzfluß vorbey, der hier anderthalb Französische Meilen, wofern nicht mehr, breit ist. Die Häuser in Prairie sind meistentheils von Holz erbauet, haben schrege Dächer von Holz, und die Fugen in den Wänden sind, anstatt des Mooses mit Thon verstopft. Ich fand doch einige kleine Steinhäuser von dem schwarzen Kalkstein, oder auch von Feldsteinstücken aufgemauert, in welchem letztern Falle man den schwarzen Kalkstein nur rings um die Fenster und Thüren gesetzt hatte. In der Mitte des Flecken steht eine hübsche Kirche von Stein, die ihren Thurm hat, der westwärts gekehret ist, und worin Klocken hängen. Gerade vor der Kirchthür ist ein hölzernes Kreuz, mit Leiter, Hufzangen, Hammern und Nägeln und andern Dingen darauf, aufgestellet. Es werden

den dadurch alle die Geräthe, der man sich bey der Kreuzigung unsers theuren Erlösers bediente, und vielleicht noch überdem weit mehrere abgebildet. Der Flecken war mit Pallisaden umgeben, welche zwey bis drittebalb Klaftern hoch und in vorigen Zeiten gegen die Streifereyen der Indianer gesetzt waren. Aussen vor demselben befanden sich kleine Küchen- und andere Gärten, es waren aber wenige Fruchtbäume darinn. Die Anhöhen neben dem Strom waren hier nicht sonderlich hoch. Es hielt sich hier ein Priester und ein Capitain auf, der den Namen eines Commendanten führte. Die umliegenden Aecker waren groß und eben und mit den vorher erwähnten Getraidearten besäet. Von dem Rocken aber, Gersten und Mays, sahe man nichts. In dem Lorenzflusse ist in SW. von hier ein grosser Wasserfall, dessen Geräusche ganz deutlich hier vernommen werden konnte. Wenn das Wasser des Flusses im Frühling, da sich das Eis löset, zu wachsen anfängt, steigt es bisweilen so hoch, daß es einen grossen Theil der Aecker und Wiesen überschwemmet. Und anstatt, daß der Nilstrom durch seine Ueberschwemmung das Land fruchtbar macht, so verursacht dieser Fluß mehr Schaden. Denn er führt eine Menge Gräser und Pflanzen, deren Samen das ärgste Unkraut giebt, auf die Aecker mit sich, die dadurch folglich sehr verdorben werden. Bey dieser Gelegenheit sind sie genöthigt, ihr Vieh weit weg zu treiben, indem das Wasser zu der Zeit alles bedeckt. Es bleibt aber nur zwey oder drey Tage stehen, worauf es wieder abfließt. Diese Ueberschwemmung wird insonderheit von der Stockung des Eises an einem Orte veranlasset.

Fol. Avoine wuchs häufig in dem Bache oder dem kleinen Strom, der etwas unterhalb Prairie fließt.

Vom vier und zwanzigsten. Des Morgens begab ich mich von da weg, um weiter zu reisen. Wir stiegen in ein Battoe bey Prairie, auf dem wir schief über den Fluß fuhren, und liessen den Strom uns allmählig niederwärts treiben, bis wir zuletzt Montreal erreichten. Man schätzet die Breite des Lorensflusses bey Prairie auf etwas mehr als eine Französische Meile. Das Wasser strömt da stark, es ist aber nicht sehr tief, so daß die Jachten auf dem Flusse nicht weiter hinauf, als nach Montreal kommen können, ausgenommen im Frühling, da sie dieselben bis auf Prairie, aber auch nicht weiter zu bringen im Stande sind. Man kann die Stadt Montreal sehr gut zu Prairie, und hernach den ganzen Fluß hinunter, bis man dahin kömmt, erkennen. Bey der Ankunft in Montreal sahen wir eine Menge Volk bey dem Thore der Stadt, wo wir abtreten sollten, versammlet. Die Neubegierde uns zu sehen reitzte sie dazu. Denn sie hatten vernommen, daß einige Schweden, ein Volk, von dem sie vorher nur reden gehört, das sie selbst aber niemahls gesehen hatten, heute ankommen würden. Es versicherten auch alle, mit denen ich hernach hier redete, daß wir die ersten Schweden wären, die sich bisher in Montreal gezeiget hätten. So bald wir landeten, und ich aus dem Battoe trat, kam mir ein Capitain, der besonders deswegen von dem hiesigen Guvernör abgeschickt worden war, entgegen, und bat mich, ihm nach dem Hause des Guvernörs zu folgen. Ich wurde sogleich in einen Saal, wo der Guvernör selbst mit einigen von seinen

Freunden zusammen gekommen war, geführet. Der Baron Longueuil war zwar annoch Viceguvernör: er erwartete aber täglich seine Vollmacht von Frankreich. Ich wurde von diesem Herrn mit grösserer Höflichkeit und Gnade bewillkommet, als ich beschreiben kann. Er zeigte mir Briefe von dem Generalguvernör in Quebec, dem Marquis de la Galissoniere, worin der Generalguvernör berichtet, daß von dem Königl. Französischen Hofe Befehl eingelaufen wäre, daß ich in allen Stücken frey gehalten werden, und daß meine Reisen in diesem Lande, auf Kosten Sr. Majestät des Königs in Frankreich geschehen sollten. Mit einem Worte: der Guvernör Baron Longueuil ließ mich die ganze Zeit, in der ich mich sowohl jetzt, als hernach, nach meiner Zurückkunft von Quebec hier aufhielte, weit grössere Gunst erfahren, als ich mir hätte vorstellen oder erwarten können.

Die Lebensart der Leute in Montreal und diesem Theile von Canada war von der Engländer ihrer unterschieden, fast auf eben die Art, wie diese Völker in dem Stücke in Europa von einander abgehen. Die Frauenzimmer waren hier wohl gebildet. Sie bezeigten viele Lebensart und waren ehrbar mit einer kleinen unschuldigen Freyheit. Sie giengen des Sontags sehr geschmückt, fast wie unser Schwedisches Frauenzimmer. An den Werkeltagen zierten sie sich zwar nicht so sehr. Doch lag ihnen allezeit viel daran, den Kopf zu putzen, dessen Haar allezeit in Locken gelegt und gepudert, und mit allerhand glänzenden und schimmernden Sachen, als wenn es mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzt gewesen, geschmückt war. In der Woche trugen sie ein klei-

kleines nett gemachtes Kamisol, und einen ganz kurzen Rock, der den halben Fuß und bisweilen nicht den einmahl bedeckte; und ließ es, als wenn sie in dem Stücke sich nach den abgekürzten Röcken der Frauensleute bey den Wilden gerichtet hatten. Die Absätze der Schuhe waren ganz schmahl und sehr hoch, so daß man sich wundern muste, wie sie auf denselben gehen konnten. In der Haushaltung übertrafen sie bey weiten die Englischen Frauensleute, welche, (die Wahrheit zu sagen) sich die Freyheit ausgenommen haben, alle Beschwerden der Haushaltung auf die Mannsleute zu wälzen, und dergestalt oft den ganzen Tag auf dem Stuhl mit den Händen im Schosse zubringen können, ohne daß sie zu arbeiten nöthig hätten. Diese Canadischen Frauensleute aber griffen sich gemeiniglich besser an, insonderheit die gemeinen Leute, welche sich überall auf den Aeckern, Wiesen, in den Viehställen u. s. w. sehen liessen, und keine Arbeit scheueten. In Ansehung der Reinigung der Gefässe und der Häuser schien man doch bey ihnen etwas zu vermissen. Die Fußböden, sowohl in den Städten als auf dem Lande, säuberte man in den Zimmern, wo sich die Leute täglich aufhielten, bisweilen nicht einmahl alle halbe Jahr. Daher kamen sie demjenigen, der kurz vorher bey den Engländern und Holländern gewesen war, wo das beständige Scheuern und Säubern der Fußböden fast eben so wichtig als die Religion selbst angesehen wird, ziemlich unangenehm vor. Um aber zu verhindern, daß der dicke Staub auf der Erde nicht zu sehr der Gesundheit schaden möge, so laufen die Frauensleute einige mahl des Tages mit einer Gießkanne herum, aus deren Röhre sie das Wasser auf die Erde ausschlenkern, welches dann

den starken Staub befestigt. So bald er aber trocken wird, und von der Erde aufsteigt: so folgt eine neue Besprengung wieder. Uebrigens lassen sie sichs nicht beschwerlich fallen, an allen Geschäften in der Haushaltung Theil zu nehmen. Ich sahe mit Vergnügen, wie die Töchter der Vornehmern, ja des Guvernörs selbst, sich recht und schlecht kleideten, sich nicht sehr ausputzeten, und überall in den Häusern, in den Keller und die Küche, als Mägde liefen, um darauf zu sehen, daß alles gehörig verrichtet würde; und dabey trugen sie ihre Naht mit sich. Es war hier gewöhnlich, daß eine Mannsperson vor allen, denen er auf der Gasse vorbey gieng, den Hut abnahm und sie grüssete. Dieß war für denjenigen etwas mühsam, dessen Bedienung erforderte, oft ausserhalb Hauses zu seyn, vornehmlich des Abends, da eine jede Familie vor ihrer Pforte auf der Gasse saß. Ein anderer Gebrauch war, daß ich, wenn funfzig oder mehr Personen an einem Tage bey mir Besuch abstatteten, den Tag darauf verpflichtet war, denselben bey ihnen wieder abzutragen, wofern ich nicht für einen Mann ohne Lebensart angesehen werden wollte.

Verschiedene, welche in einigen Jahren auf die Bieberjagd nach den nördlichen Oertern von Canada zu den Wilden, die ohngefähr funfzig Französische Meilen von dem Hudsonischen Meerbusen ab wohnen, gereiset waren, berichteten, daß die Thiere, um deren Bälge es ihnen insonderheit zu thun ist, und die man an dem eben erwähnten Orte in Menge findet, Biebern, wilde Katzen * oder Füchse

* Chats sauvages.

Füchse, und Mardern sind. Man hält in Canada die Thiere, welche man wegen des Felles fängt, für desto besser, je weiter sie sich nach Norden aufhalten. Denn der Balg hat dichtere Haare, und er siehet besser aus, als bey denjenigen, die weiter nach Süden leben. Und dieß verhält sich in grösserem und kleinerem Grade so, nachdem das Fell weiter nach Norden oder Süden gefunden wird.

Weisse Rebhüner * wurden von den Leuten in Canada eine Art Vögel genannt, die man im Winter neben der Hudsonischen Meerenge in grosser Menge finden soll. Sie sind ohne Zweifel unsere **Snöripor** ** oder Schneehühner. Je mehr Kälte oder Schnee einfällt, desto häufiger sollen sie eintreffen. Man beschrieb sie, daß sie weisse rauhe Füsse hätten, der Farbe nach ganz weiß wären, und drey bis vier schwarze Schwanzfedern hätten, und dabey ein sehr wohlschmeckendes Fleisch besässen. Aus Edwards Naturgeschichte der Vögel *** erhellet, daß unsere Schneehühner bey der Hudsons Baye ziemlich gemein sind.

Die **Hasen** sollen gleichfalls bey der Hudsonischen Meerenge oder Busen in Menge vorhanden seyn. Man findet sie auch häufig in Canada selbst. Ich habe sie daselbst oft gesehen. Sie sind völlig und aufs genaueste von einerley Art mit unsern Schwedischen. Des Sommers

* Perdrix blanche.

** Tetrao (Lagopus) pedibus lanatis, remigibus albis, rectricibus nigris apice albis: intermediis duabus albis. *Linn. Fn. Suec. Ed. 2. spec.* 203.

*** Auf der 72sten Seite.

mers haben sie eine graubraune und im Winter eine schnee=weisse Farbe, eben wie bey uns.

Mit den **mechanischen Erfindungen**, der Bau=kunst, den Ziegelbrennereyen, Tischler= und Drechslerar=beiten und ähnlichen Dingen, war es noch nicht hier so weit gebracht worden, als es hätte seyn sollen. Die Engländer hatten hierin vor den Franzosen grosse Vor=züge. Es dürfte dieß daher kommen, weil die meisten Handwerker hieselbst nur abgedankte Soldaten sind, wel=che nicht viele Gelegenheit gehabt haben, etwas zu lernen, sondern nur dazu von der Noth oder einem Zufalle ge=zwungen worden sind. Man traf doch bisweilen einige an, die in ähnlichen Künsten ziemliche Kenntnisse hatten. Ich sahe hier einen, der sehr gute Wand= und Taschen=uhren verfertigte, und diese Kunst doch fast von sich selbst gelernt hatte.

Vom sieben und zwanzigsten. Die **Haus=fliegen** sind, wie mir viele beides hier in der Stadt und hernach in Quebec berichteten, niemahls vor ohngefähr 150 Jahren hier im Lande bemerkt worden. Es sollen alle Indianer eben das bestätigen, und in den Gedanken stehen, daß die gewöhnlichen Fliegen zuerst mit den Euro=päern und mit Schiffen, die hier gestrandet sind, hieher gekommen seyn. Ich will dieß nicht bestreiten. Das weiß ich aber, daß, als wir uns in den Einöden zwischen Saratoga und Crownpoint oder dem Fort St. Frederic an einem Orte in dem Walde niederliessen, um entweder auszuruhen oder zu essen, allezeit eine Menge von unsern gewöhnlichen Fliegen geflogen kam und sich auf uns setzte. Es ist folglich zweifelhaft, ob sie nicht längere Zeit in

Ame=

Amerika gewesen, und ob sie erst von Europa hieher geführt worden sind. Es möchte dann jemand sagen wollen, daß der Stamm von diesen Fliegen in den erwähnten Einöden zu der Zeit zurück gelassen worden, als das Fort Anne noch in Wohlstand war, und die Engländer oft hin und her reiseten; zu geschweigen, daß verschiedene andere Europäer sowohl vor als nachher daselbst Reisen angestellet, und durch ihr mitgeführtes Essen die Fliegen dürften angelockt haben mitzufolgen.

Wilde Ochsen und Kühe trift man sehr häufig in dem südlichen Theile von Canada an, und haben sie sich da von uralten Zeiten her aufgehalten. An den Orten, wo die so genannten Illinois wohnen, welche ohngefähr unter einer Breite mit Philadelphia liegen, soll sich sonderlich eine Menge von ihnen befinden. Weiter nach Norden wird man sie nicht sehr gewahr. Heute sahe ich eine Haut von diesen wilden Ochsen. Sie war so groß als eine von den größten Ochsenhäuten bey uns, war aber haariger. Die Haare hatten eine dunkelbraune Farbe, oder fast eine solche, wie bey einem braunen Bärenfelle ist. Diejenigen, die zu innerst an der Haut sassen, waren so fein, wie Wolle. Dieses Fell war nicht sehr dick, und soll in Frankreich nicht so hoch, als ein Bärenfell geschätzet werden. Unter andern braucht man es im Winter unter den Füssen in dem Zimmer, wo man sich aufhält, indem es sehr weich und warm ist. Verschiedene von diesen wilden Rindern sollen eine lange und feine Wolle haben, welche der Schafwolle nichts nachgiebt, wofern sie dieselbe nicht übertrift. Sie hatten daraus Strümpfe, Kleider, Handschuhe und andere Arbeiten gemacht, welche

sich

sich so gut als die besten von Wolle sollen ausgenom-
men haben. Die Indianer verfertigen sich sehr vieles
daraus. Das Fleisch soll dem besten Ochsenfleische an
dem angenehmen Geschmacke und der Fettigkeit nicht wei-
chen. Die Haut ist oft dick, und läßt sich zu alle dem,
wozu die Europäischen Ochsenhäute, gebrauchen. Diese
wilden Ochsen sollen auch grösser und stärker als die Euro-
päischen, und der Farbe nach, braunroth seyn. Ihre
Hörner sind zwar kurz, aber an der Wurzel sehr dick.
Durch diese und andere Eigenschaften, die sie mit dem
andern gezähmten Rindvieh gemein und vor ihm voraus
haben, sind einige an diesem Orte auf die Gedanken ge-
bracht worden, zu versuchen, sie zahm zu machen. Man
würde in dem Falle nicht allein die angeführten Vortheile
erhalten: sondern da sie auch stärker als anderes Rind-
vieh sind, so dürften sie auch bey dem Ackerbau gut zu stat-
ten kommen. Sie hatten daher sich einige mahl kleine
Kälber davon verschaffet, welche sie in Quebec und an-
dern Orten unter dem zahmen Vieh groß werden lassen.
Diese haben zwey, drey bis vier Jahr gelebet, sind aber
nachher gemeiniglich gestorben. Und ob sie gleich täglich
Leute gesehen haben, so hat man doch immer etwas wil-
des bey ihnen verspüret. Denn sie sind beständig sehr
scheu gewesen, haben die Ohren aufgerichtet, und so bald
sie einen Menschen wahrgenommen, gezittert oder sind
wild herum gelaufen; so daß man bisher die Kunst sie
recht zu zähmen, nicht hat ausfindig machen können. Es
ist ihnen auch vorgekommen, als könnten sie die Kälte
nicht so gut ertragen; worin sie ebenfalls dadurch bestärkt
worden sind, daß sie, so warm auch die Sommer seyn
mögen, selten weiter nach Norden, als ich oben gemeldet
habe

habe, befindlich sind. Sie meinten, daß es, wenn das Land bey den Illinois etwas stärker bewohnt würde, leichter fallen dürfte, sie zu zähmen; und alsdann könnte man hernach bequemer ihre Zucht weiter nach Norden verlegen. Ich habe ihrer schon vorher in dieser Reisebeschreibung * kürzlich gedacht. Die Hörner wandten beides die Franzosen und Wilden in Canada häufig zu Pulverhörnern an.

Der **Friede**, so zwischen Frankreich und England geschlossen war, wurde heute ausgeruffen. Die Soldaten waren in Gewehr. Man feuerte aus den Canonen auf den Wällen, und gab einige Salven aus dem Handgewehre. Man zündete einige Feuerwerke an, und des Abends waren alle Fenster in der Stadt mit brennenden Lichtern erleuchtet. In allen Gassen strömete es noch tief in die Nacht von Menschen. Des Abends erzeigte mir der Guvernör die Ehre, mich auf die Abendmahlzeit zu sich einzuladen, damit ich an der Freude der Einwohner des Landes Theil nehmen möchte. Es fanden sich zugleich sehr viele Officiere und andere Vornehme ein: man war sehr aufgeräumt und trank spät in die Nacht.

Vom acht und zwanzigsten. Des Morgens reisete ich in Begleitung des Guvernörs des Barons Longueuil und seiner Familie zu einer kleinen Insel, die **Magdalena** hieß und ihm besonders zugehörte. Sie lag im Lorenzflusse fast gerade der Stadt gegen über an der östlichen Seite. Der Guvernör hatte hier ein nettes ob-

* Man sehe den 2ten Theil, auf der 350sten und 425sten Seite.

obgleich kleines Gebäude, einen grossen schönen Garten, und seinen Hofplatz. Der Fluß schneidet sich zwischen der Stadt und dieser Insel durch, und macht da einen ziemlich starken Strom. Der Stadt am nächsten ist das Wasser so tief, daß Jachten da durchlaufen können. Aber gegen die Insel wird es seichter, so, daß man mehrentheils mit Furken sich fortschieben muß.

Die **Mühle**, die hier aufgeführet war, wurde von dem blossen Strom in dem Flusse getrieben, welcher von sich selbst, ohne einen besondern Damm so stark war. In dieser Mühle bemerkte ich folgendes. 1. Die Mühlsteine bestunden nicht aus einem einzigen Stücke, sondern waren aus mehrern zusammengesetzt. Der obere war sehr groß und aus 8 verschiedenen Stücken zusammengesetzt, welche sie dicht an einander gepaßt, und äusserlich mit dicken eisernen Bänden zusammen gebunden hatten. Von der Art war auch der untere Stein. Der obere war von Frankreich hieher geführt worden, den andern hatte man aber hier im Lande genommen. 2. Der Trog des Trichters, wodurch das Getraide hinunter lief, wurde auf die Weise geschüttelt, daß der obere Theil von der Achse des Trillings oberhalb dem Mühlsteine mit einem viereckigen Pfahl von hartem Holz, eine Querhand breit auf jedweder Seite befestigt war. Wie dieser herum gieng, stiessen seine vier Ecken gegen das Ende des Troges, das an der einen Seite weit austrat, und dergestalt den Trichter schüttelte, daß das Getraide hinunter lief. 3. Die Räder waren ganz und gar von weisser Eiche gemacht; und der Pfahl des Rades ebenfalls. Die Kammen aber in dem Zahnrade und die Triebstöcke in dem Trilling waren

ren vom Zuckerahornbaum oder den wilden Kirschbäumen. Doch soll der Zuckerahornbaum am gebräuchlichsten seyn. Das Holz von ihm wurde für sehr hart gehalten, insonderheit von derjenigen Art, welche an trockenen Orten wächst.

Der **glatte Schlingbaum** * wuchs hier in grosser Menge. Ich habe ihn sonst nirgends von der Grösse gesehen. Denn er war verschiedentlich bis zu 4 Klaftern hoch, und die Dicke verhielt sich darnach.

Der Sassafras war hier gepflanzt. Denn man findet ihn in dieser ganzen Gegend nicht wild, sondern nur weiter nach Süden. Das Fort Anne war derjenige Ort, wo ich den Sassafras am weitesten nach Norden wild wachsen gefunden habe. Diese, die man auf der Insel gepflanzt hatte, waren hier schon viele Jahre gestanden. Sie waren aber nun noch nur kleine Büsche, von der Höhe von vier oder sechs viertel Ellen, und kaum so groß. Die Ursache ist, weil der Baum fast jeden Winter dem Stamme nach ganz bis zur Wurzel verfriert, und des Sommers wieder neue Sprößlinge giebt. Dieß bemerkte ich hier. Und eben so ließ er sich bey dem Fort Anne, dem Fort Nicholson und Osvego an. Dem zu Folge wird es umsonst seyn, den Sassafras unter einem sehr kalten Himmelsstrich zu pflanzen.

Der **rothe Maulbeerbaum** * war gleichfalls hier gepflanzt. Ich sahe deren vier bis fünf Stück, die drit-

 tehalb

* Rhus glabra.

** Morus rubra.

tehalb Klaftern in der Höhe betrugen. Der Guvernör berichtete, daß sie an diesem Orte in 20 Jahren gestanden, und zuerst aus weiter nach Süden belegenen Orten hieher gebracht wären. Denn um Montreal wachsen sie nicht wild. Der Ort, wo ich sie am weitesten nach Norden von sich selbst wild wachsen gesehen habe, ist ohngefähr 20 Englische Meilen nördlich von Albany. Denn die Bauern, welche da wohnen, sagten, daß man noch einige von ihnen daselbst in dem Walde, obgleich nur selten anträfe. Als ich aber die Nacht darauf bey Saratoga zubrachte, und mich erkundigte, ob sie diese Maulbeerbäume nicht in den dasigen Wäldern gesehen hätten: so wurde mir von allen geantwortet, daß sie dieselben niemahls daselbst wahrgenommen, sondern daß der oben bestimmte Ort, der 20 Englische Meilen nördlich von Albany liegt, ihre äusserste Gränze nach Norden wäre. Diese Maulbeerbäume, die hier auf der Insel gepflanzt waren, kamen gut fort, ob sie gleich in eine ziemlich scharfe und magere Erde gesetzt waren. Sie trugen ein grosses und starkes Laub; aber zu allem Unglücke keine Frucht in diesem Jahr. Indessen lernte ich, daß diese eine ziemliche Kälte vertragen können.

Die **Wasserbüche** * war hier an einer schattigen Stelle gepflanzt, wo sie zu einem sehr hohen Baume aufgewachsen war. Von den Franzosen wurde sie überall **Cottonier** genannt. Man fand sie nirgends bey dem Lorenzflusse wild. Sondern ausserhalb dem Fort St. Frederic oder in einer geringen Entfernung von demselben,

* Platanus occidentalis.

ben, wo sie doch sehr selten ist, soll sie nicht mehr nach Norden verspüret werden.

Der **rothe Wacholder**, * der von den Franzosen **Cedre rouge** genannt wurde, war ebenfalls in diesem Garten gepflanzt worden. Man hatte ihn aber auch zuerst von den südlichen Orten hieher geführt. Denn in dieser Gegend findet man ihn nicht wild. Doch ließ er sich hier sehr gut an.

Wir reiseten von dieser angenehmen Insel um halb sieben Uhr des Abends nach Hause. Der Baron von Longueuil erhielt eine Stunde nach seiner Zurückkunft zwey erfreuliche Nachrichten zugleich. Die erste war, daß sein Sohn, der zwey Jahr sich in Frankreich aufgehalten hatte, jetzt zurück kam, und die andere, daß dieser sein Sohn die Vollmacht des Königs für seinen Vater, Guvernör von Montreal und dem dazu gehörigen Lande zu seyn, mit sich führte.

Es bedienten sich hier einige von **Sonnenfächern**, die aus dem Schwanze wilder Kalekutischer Hühner gemacht waren. Sie hatten den Schwanz, so bald der Vogel erschossen worden, als einen Fächer ausgebreitet, und ihn so trocknen lassen, da er dann beständig diese Gestalt behalten hat. Ich sahe sowohl Frauensleute als die Vornehmern von den Mannspersonen einen solchen, wenn sie bey starkem Sonnenschein oder Wärme in der Stadt spatzieren giengen, in der Hand halten.

* Iuniperus Virginiana.

Das Gras auf den Wiesen rings um Montreal bestund fast gänzlich aus einer Art von **Poa**. * Diese ist eine sehr feine und dicht wachsende Art Heu, und nimmt so gar mit den dürresten Anhöhen vorlieb. Sie ist aber nicht sonderlich reich an Blättern, so daß der feine Stengel hier das meiste Futter ausmacht. Wir haben viele Grasarten in Schweden, welche auf den Wiesen ohngleich grössern Nutzen als diese geben.

Vom dreißigsten. Die **wilden Pflaumenbäume** wuchsen zu einer grossen Menge auf den Anhöhen der Bäche aussen vor der Stadt. Sie waren jetzt so voll mit Pflaumen, daß die Aeste, und der Baum selbst, sich krümmeten. Doch trugen sie noch keine reife Frucht. Die Pflaumen waren roth, sollen so ziemlich gut schmecken, und von einigen eingemacht werden.

Schwarze Weinbeere ** sahe man häufig an eben den Orten wachsen. Die Beeren waren ietzt reif und ziemlich klein. Dabey schmeckten sie bey weiten nicht so lieblich, als unsere Schwedischen schwarzen Weinbeere.

Die **Pastinack** wuchs in grosser Menge überall, sowohl auf den Anhöhen der Bäche, als auf den Aeckern und andern Orten. Ich kam daher auf die Gedanken, daß sie eine ursprüngliche Bewohnerin von Amerika, und nicht erst aus Europa hieher gebracht worden wäre. Als ich aber nachgehends bey meinen Reisen durch das Land der Iroquois, wo kein Europäer eine Pflanzung gehabt hat,

* *Poa* culmo subcompresso, panicula tenuissima, spiculis trifloris minimis, flosculis basi pubescentibus.

** Ribes nigrum.

hat, nicht ein einziges mahl sie wahrnahm, obgleich daselbst fast überall die beste Erde, die sie erfordern konnte, vorhanden war: so erhellet ziemlich deutlich, daß sie nicht in Amerika zuerst gebohren ist, sondern sich von Europa herschreibt. Daher man sie auch umsonst in diesem westlichen Welttheile an andern Orten, als wo Europäer gewohnt und das Land bebauet haben, suchet.

Im August.

Vom ersten. Der Generalguvernör über Canada hat gemeiniglich seinen Sitz in Quebec. Dennoch stellt er ab und zu eine Reise nach Montreal an. Mehrentheils bringt er hier einen Theil vom Winter zu. Des Sommers hält er sich fast allezeit in Quebec auf, indem die Schiffe des Königs zu der Zeit dahin kommen, mit denen er Briefe von Frankreich, die er zu beantworten hat, bekömmt, ausser verschiedenen andern Geschäften, die ihn zurück halten. Während seines Auffenthalts in Montreal wohnt er in dem so genannten Schlosse, welches ein grosses Steinhaus ist. Es ist ehedem von dem Generalguvernör Vaudreuil erbauet worden, und gehört noch seiner Familie zu, welche es an den König für eine gewisse Geldsumme vermiethet. Der General Galissoniere soll ein grösseres Gefallen an Montreal als Quebec gefunden haben. Die Lage des ersteren Ortes ist auch weit angenehmer.

Das Geld, welches man hier in Canada gebrauchte, bestund fast aus lauter papiernen Zetteln. Ich ward beynahe niemahls einer andern Münze gewahr, ausgenommen einige kleine Französische Sols, die aus Kupfer

mit ein wenig Silber vermischt, gemacht, und iezt so abgenutzt waren, daß sie ganz dünn aussahen. Ein solches Geldstück galt hier anderthalb Sols. Die Papierzettel waren nicht gedruckt, sondern geschrieben. Es hatte mit ihnen folgende Bewandtniß. Da der König in Frankreich gefunden, daß es wegen der Kaper, Schifbrüche und anderer Unglücksfälle zur See gefährlich wäre, Geld zur Besoldung der Truppen und andern Absichten zu übersenden: so hat er verordnet, daß anstatt dessen, der Intendant in Quebec oder auch der Commissär in Montreal, wenn Besoldungen für das Kriegsvolk oder auch für die Arbeit der Krone und so ferner, ausgetheilet werden sollen, einen oder mehr Zettel, nachdem die auszuliefernde Summe groß ist, schreibet. Es wird darauf gesetzt, daß dieser Zettel für so und so viel bis auf den nächsten October gelten soll, welches hernach entweder der Intendant oder Commissär mit seinem Namen unterzeichnet. Sie gelten alsdann wie anderes Geld. In dem Octobermonat ist zu einer gewissen Zeit einem iedweden freygelassen, seine Zettel entweder zum Intendanten in Quebec oder dem Commissär in Montreal zu bringen, und dafür von ihnen Wechsel auf Frankreich zu lösen. Wenn dieser in Frankreich vorgewiesen wird, so giebt die Königliche Rentenkammer in rechter Münze so viel aus, als in dem Wechsel bestimmt worden ist. Hat man in diesem Jahr das Geld in Frankreich nicht nöthig, so kann man seine Zettel bis auf das folgende Jahr im October behalten. Denn sie gehen und gelten eben so wie vorher. Und alsdann kann man sie von einem der erwähnten Herren in einen Wechsel auf Frankreich verwandeln lassen. Man kann nur im October diese Zettel einliefern, und Wechsel

auf

auf sie ausnehmen. Sie sind von verschiedenem Werthe, so wie unsere Bancozettel in Schweden. Doch giebt es hier auch kleinere. Denn man hat einige, welche nur für eine Livre gelten; und es kann seyn, daß sie bisweilen noch geringer sind. Gegen den Herbst, wenn die Kaufmannsschiffe von Frankreich ankommen, geben sich die Handelsleute viele Mühe, so viel solcher Zettel zusammen zu bringen, als zu erhalten stehen, welche sie hernach in Wechsel auf Frankreich vertauschen lassen. Diese Wechsel sind zum Theil gedruckt, doch ist hin und wieder Platz gelassen die Summe, den Namen u. s. w. einzuschreiben. Da diese Bancozettel insgesamt gänzlich geschrieben sind: so ist es nicht zu verwundern, wenn sie zu zeiten der Gefahr unterworfen sind, von Schelmen nachgeschrieben zu werden; welches auch ein und anderesmahl geschehen ist. Doch haben die schweren Strafen, welche man auf diese Münzmeister geleget, und die gemeiniglich das Leben selbst getroffen haben, ziemlich die Ungezogenen abgeschreckt, so daß man jetzt selten weitere Beispiele davon hat. Der Sol war die geringste Münze, welche so viel als ein Penny in den Englischen Pflanzstädten galt. Eine **Livre** oder Franc hielte 20 Sols. Denn sie waren völlig eins. Drey Livres oder Francs machten einen **Ecu** aus. Indem hier ein grosser Mangel an kleiner Scheidemünze war: so muste sich oft entweder der Käufer oder Verkäufer einen kleinen Schaden gefallen lassen, und kam es bisweilen nicht so genau auf eine Livre mehr oder weniger an. Zum Beispiel, wenn ich dem andern etwas, wofür er 10 Livres begehrte, abkaufen wollte, und ich eben keine Zettel hätte, die genau von dem Werthe wären: so wäre ich aus Mangel von Schei-

demünze genöthigt, eine oder ein Paar Livres über die geforderte Summe zu bezahlen. Denn derjenige, dem es viel darum zu thun war, etwas abzusetzen oder von dem andern was zu kaufen, kam gemeiniglich dabey zu kurz.

Der **Lohn der Dienstboten** hier in der Stadt war gemeiniglich so beschaffen. Ein fleißiger und treuer Knecht bekam gemeiniglich 150 Livres jährlich, eine Magd aber von eben den Eigenschaften, 100 Livres. Ein Kerl, der ein Handwerk verrichtete, erhielt des Tages 3 bis 4 Livres, und ein gemeiner Tagelöhner 30 bis 40 Sols. Auf dem Lande war das Jahrgeld für die Dienstboten und der Tagelohn für die Arbeitsleute gemeiniglich etwas geringer. Die Ursache warum die Lohngelder so hoch waren, ist, wie man vorgab, der Mangel an Arbeitsleuten. Denn ein jeder findet es in diesem unbebaueten Lande so leicht Bauerngüter und Gründe zu erhalten, wo er gut, und ohne viele Ausgaben leben kann, und also andern zu dienen nicht nöthig hat.

Montreal ist der Grösse und dem Ansehen nach, die zweyte Stadt in der Ordnung in Canada; aber in Ansehung der angenehmen Lage und des milden Climats die vornehmste. Der Lorenzfluß hat etwas oberhalb der Stadt sich in verschiedene Aeste getheilet, und dadurch hier verschiedene Inseln gemacht, von welchen die Insel Montreal die größte und beträchtlichste ist. Sie ist zehn Französische Meilen lang, und gegen vier solche breit, da nehmlich, wo sie die größte Breite hat. An der östlichen Seite dieser Insel und dicht an einem von den größten Aesten des Lorenzflusses, liegt die Stadt Montreal selbst,

selbst, welche hiedurch eine sehr angenehme und vortheilhafte Lage bekömmt. Die Stadt ist in Quadrat gebauet, oder sie hat vielmehr mit einem Rechtecke Aehnlichkeit, dessen eine lange und östliche Seite mit dem grossen Aste des Flusses gleich laufend ist. Aber an den andern Seiten wird sie von vortreflichen Aeckern, Wiesen und Laubwäldern umgeben. Sie führt den Namen Montreal nach einem grossen Berge, der ohngefähr eine halbe Meile westwärts von der Stadt abliegt, und von weiten hoch über dem Walde gesehen wird. Er wurde so von dem Monsieur Cartier, einem der ersten Franzosen, der Canada etwas genauer entdeckte, bey dessen ersten Ankunft zu dieser Insel im Jahr 1535, genannt, als er beides diesen hohen Berg und die dabey liegende Stadt der Indianer, welche **Hochelaga** heisset, besahe. Das Wort Montreal wird von den Franzosen in dem ganzen Canada wie **Moreal** ausgesprochen, da der Accent auf die letzte Sylbe, nach der Französischen Sprache fällt. Die Priester, welche nach der Catholischen Art alle Oerter hier im Lande nach einem Heiligen haben benennen wollen, haben es auch mit dieser Stadt versucht, und sie daher Ville-Marie oder Mariastadt genannt. Sie sind aber nicht im Stande gewesen es recht einzuführen, sondern sie hat beständig den Namen, mit dem sie von den ersten Franzosen belegt worden, behalten. Sie ist nun ziemlich befestigt, und ringsherum mit einer hohen und dicken Mauer umgeben. An der östlichen Seite hat sie den Lorenzfluß, und an allen den übrigen, gegen die Landseite einen tiefen mit Wasser angefüllten Graben, so, daß die Einwohner allezeit gegen streifende feindliche Partheyen sicher seyn können. Bey

einer

einer ordentlichen Belagerung dürfte sie aber nicht so lange aushalten, dieweil sie wegen ihrer grossen Weite sehr viele Mannschaft erfordert, und ohnedem gröstentheils aus hölzernen Häusern bestehet. Es sind hier verschiedene Kirchen, unter denen ich diejenige anführe, welche den Priestern des Ordens des heiligen Sulpitius zugehört, die Kirche der Jesuiter, Franciscaner und dieienige des Nonnenklosters und des Hospitals, von denen doch die erstgenannte für die schönste, sowohl dem äusserlichen als innerlichen Schmucke nach, nicht allein hier, sondern beynahe in ganz Canada anzusehen ist. Die Priester des Seminariums des Sulpitius haben ein grosses hübsches Haus, wo sie beysammen wohnen. Das Collegium der Franciscaner oder Bettelmönche ist auch groß und gut gemauert, obgleich nicht so prächtig. Das Collegium der Jesuiten ist nicht groß, doch wohl gebauet. Bey einem ieden von diesen drey zuletzt erwähnten geistlichen Gebäuden sind schöne und grosse Gärten, theils zum Vergnügen, theils zur Gesundheit und zum Nutzen in der Haushaltung angelegt. Die Häuser sind zum Theil von Stein: die meisten aber von Holz, dem ohngeachtet aber recht hübsch. An fast allen Häusern der Vornehmern, ist eine kleine Thür gegen die Gasse, die einen Altan um sich herum hat; woselbst sie des Sommers sitzen und frische Luft schöpfen, oder sich sonst frühe des Morgens und des Abends, nachdem die Sonnenhitze sich etwas vermindert hat, ein Vergnügen machen. Die nach der Länge hinlaufenden Gassen sind breit und gerade, und werden von den Quergassen fast nach einem rechten Winckel abgeschnitten. Einige sind gepflastert: die meisten aber sehr uneben. Der Stadtthore giebt es sehr viel an

der

er Anzahl. An der östlichen Seite gegen den Fluß sind
ünf Thore, nehmlich zwey grosse und drey kleine. Eben
o hat man verschiedene an den andern Seiten. Der
Generalguvernör wohnt wie vorher schon gemeldet wor-
en, während seines Aufenthaltes in dem sogenannten
Schlosse, welches die Krone zu der Absicht von der Vau-
reuillischen Familie miethet. Der Guvernör in der
Stadt aber muß sich selbst sein Haus halten oder miethen,
bgleich einige sagten, daß die Krone etwas zur Miethe
eitrüge.

In der Stadt selbst befand sich ein **Nonnenklo-
ster**, und gleich aussen vor, ein halbes. Denn dieß letz-
ere war zwar schon eingerichtet: es hatte aber noch nicht
on seiner Päbstlichen Heiligkeit die Bestätigung erhalten.
In dem erstern nahm man nicht alle und jede Mädgen
n, wie sie es etwa wünschten oder nöthig hatten. Son-
ern ihre Eltern musten vorher ohngefähr 500 Ecus für
e bezahlen. Einige ließ man zwar für 300 Ecus hin-
inkommen: sie musten aber fast wie Mägde, den andern,
elche mehr bezahlt hatten, aufwarten. Man nahm
urchaus kein armes Mädgen, welches gar nichts bezah-
en konnte, hier auf.

Der König hatte hier auch ein **Hospital** für kranke
Soldaten einrichten lassen. Der Kranke genoß da, was
r nöthig hatte, und von der Krone wurden täglich für
einen Aufenthalt, und das andere, 12 Sols bezahlet.
Die Feldscheere wurden von dem König besoldet. Wenn
in Officier hieher geführt wurde, welcher in Diensten
er Krone krank geworden war: so erhielt er hier das
Essen und alle Verpflegung frey. Wofern er aber in eine

Krank-

Krankheit fiel, wenn er nicht in Geschäften, welche die Krone angehen, begriffen war, und sich hier hinbringen ließ: so muste er alles aus eigenem Beutel bezahlen. Wenn hier einige Stellen ledig waren, nahm man ebenfalls andere von den Einwohnern, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, vornehmlich arme Leute an. Sie hatten die Arztneien und die Wartung des Wundarztes umsonst. Für das Essen aber und das übrige waren sie verpflichtet, 12 Sols täglich zu erlegen.

Man hielte hier in der Stadt einmahl in jedweder Woche, nehmlich des Freytags, **Markt**. Diejenigen, welche auf dem Lande wohnten, führten alsdann allerhand Eßwaaren und andere Sachen zum Verkaufe ein, und dagegen erhandelten sie, was sie beburften. Ein jeder, welcher nicht von eigenem Hofe und eigener Zucht so viel Frisches und so viel Essen hatte als er gebrauchte, versahe sich gemeiniglich den Tag zur Genüge damit. Sonst muste er bisweilen die ganze folgende Woche leiden. Es kam auch alsdann ein ganzer Schwarm von Indianern in die Stadt, um theils zu verkaufen, theils auch zu kaufen.

Die **Abweichung der Magnetnadel** war hier 10 Grade und 38 Minuten nach Westen. Einer von den Geistlichen, mit Namen Gillion, der vornehmlich für die Mathematik und Astronomie viele Neigung äusserte, hatte in dem Garten des Seminariums eine Mittagslinie gezogen, welche er, wie er sagte, zu mehrern mahlen beides nach der Sonne und den Sternen untersucht und genau befunden hat. Ich verglich ganz genau meinen Compaß damit, und gab mit allem Fleisse Achtung, daß kein Eisen in der Nähe war, welches eine Stöhrung

oder

oder Unordnung verursachen konnte, und bemerkte, daß die Abweichung just diejenige, die ich eben angezeiget habe, sey.

Nach den Betrachtungen, welche der Herr Gillion gemacht hat, ist **die Breite von Montreal** 45 Grade und 27 Minuten.

Thermometrische Wahrnehmungen hatte in diesem Jahr 1749 einer von den Geistlichen mit Namen Pontarion hier in Montreal von dem Anfange des Jahrs, angestellt. Er hatte sich des Thermometers von Reaumur bedienet, welches er in ein bisweilen halb und bisweilen ganz offen stehendes Fenster gehängt hat, und folglich wird es selten völlig die Kälte, die aussen in der Luft wirklich gewesen ist, angezeiget haben. Ich will aber doch einen kurzen Auszug für die Wintermonate liefern. Die größte Kälte war im **Jenner** den 18ten, da das Reaumurische Thermometer 23 Grade unter dem Gefrierungspuncte stund. Die kleinste Kälte war den 31sten, als dasselbe neben dem Gefrierungspuncte stehen blieb. Die meisten Tage war es bey dem 12 und 15 Grade. Im **Februar** fiel den 19ten und 25sten die größte Kälte ein, als sich das Thermometer 14 Grade unter dem Frostpuncte befand, und den 3ten die geringste, als es 8 Grade über denselben hinauf stieg. Die meisten Tage setzte es sich bey 11 Gr. darunter. Im **Merz** war es den 3ten, am kältsten, da das Therm. auf 10 Grade darunter; und den 22, 23, und 24sten, am gelindesten, als es auf 15 Gr. darüber wies. An den meisten Tagen stund es 4. Gr. darunter. Im **April** äusserte sich die größte Kälte, den 7ten, und das Therm. sunk 5 Grade darunter; den 25sten

war

war sie aber am gelindesten, und stieg dasselbe 20 Gr. darüber. An den meisten Tagen hielt es sich an den 12ten Gr. über den Frostpuncte. Dieß ist kürzlich der Inhalt seiner Beobachtungen von diesen Monaten. Ich merkte aber aus verschiedenen Berichten des Herrn Pontarion, wie er dieselben anstellte, daß die Kälte jeden Tag bey der Wahrnehmung selbst zuverläßig 4 bis 6 Grade stärker als angeführt worden, gewesen sey. Sonst hatte er auch in seinem Tagbuche angeführt, daß das Eis in in dem Lorenzflusse bey Montreal den 3ten April, und bey Quebec erst den 20sten, vom Lande abgetreten. Den 3ten im May fiengen sich Blumen bey Montreal an einigen Bäumen zu zeigen an; und den 12ten war der Frost da so stark, daß die Bäume von Reif so weiß, als von Schnee waren. Übrigens berichteten alle, die hier wohnten, daß das Eis in dem Lorenzflusse nahe an der Stadt jeden Winter gemeiniglich einen und bisweilen 2 Französische Fuß dick sey.

Was sonst die **Witterung** anbelangt, so berichteten verschiedene von den Geistlichen, daß der Sommer, nachdem das Land in Canada mehr angebaut worden ist, merklich länger als vorher wäre. Er kömmt zeitiger und dauert gleichfalls länger. Da hingegen sind die Winter nun weit kürzer. Dabey meinten sie, daß die Kälte im Winter jetzt eben so stark als ehedem wäre, ob er gleich nicht so lange anhält; und daß der Sommer jetzt nicht heisser als vormahls wäre, ob er gleich beträchtlich länger ist. Der Nord- und Nordwestwind sind in Montreal die kältesten.

Vom

Vom zweyten. Des Morgens frühe reiseten wir von Montreal nach Quebec auf einem Boote oder Battoe, in Gesellschaft mit einem Second-Major von Montreal mit Namen de Sermonville. Das Battoe wurde von 10 Soldaten gerudert. Wir fuhren den Lorenzfluß, der hier ziemlich breit war, hinunter. Auf der linken oder nordwestlichen Seite lag die Insel Montreal, und auf der andern befanden sich bald kleine Inseln, bald festes Land. Die Insel Montreal war an dem Ufer des Flusses ganz dicht bewohnt, so daß ein Hof neben dem andern lag. Das Land war eben. Die Anhöhen neben dem Flusse bestunden aus Gartenerde, und waren ohngefähr eine oder zwey Klaftern hoch. Man hatte das Gehölze bey dem Ufer eine Englische Meile weit ganz umgehauen. Die Häuser, in denen die Leute wohnten, waren entweder von Stein oder von Holz, aber von aussen geweisset. Die Nebengebäude, als die Scheune, der Viehstall u. s. f. waren alle von Holz. Das Land nächst an dem Flusse hatte man entweder zum Acker oder zur Wiese angewandt. Wir erblickten ab und zu an beiden Seiten des Flusses, Kirchen von Stein mit ihren Thürmern, welche recht oft an demjenigen Ende der Kirche, das sich nach dem Flusse hinkehrete angebracht waren. Man war hier nicht verbunden, den Thurm an dem westlichen Ende, wie bey uns zu bauen. Daher wurde ich hier oft Kirchen gewahr, welche die Thürmer bald gegen einander, bald hier bald dort hin gekehrt hatten. Anfänglich bis auf 6 Französische Meilen von Montreal waren verschiedene grössere und kleinere Inseln in dem Flusse, von denen der größte Theil bewohnt war. Und wo keine Häuser stunden, hatte man doch die Insel

zu Aeckern oder vornehmlich zu Wiesen angewandt. Diesen ganzen Tag sahen wir keine Berge, Anhöhen, Felsen oder Steine: sondern das Land war durchgängig eben und flach, und bestund aus lauter Erde.

Die Bauerhöfe waren in dem ganzen Canada von einander überall abgesondert, so, daß ein jeder Bauer sein Eigenthum oder seinen Boden, Acker, Wiese, Gehölze und Weide völlig von den Gütern seines Nachbarn getrennt besaß: wodurch überaus grosse Vortheile erwuchsen. Es war zwar fast bey einer jeden Kirche ein kleines Dorf; dennoch bestund es größtentheils aus dem Priesterhofe, einem Schulgebäude für Knaben und Mädgen, Häusern für Handwerker und den Küster, und recht selten aus Bauerhöfen. Und obgleich bisweilen einige Bauern neben den Kirchen wie in einem Dorfe beysammen wohnten: so waren doch fast jederzeit ihr Acker, ihre Wiese und andere Ländereyen von einander geschieden. Hier bey dem Lorenzflusse hatte man die Höfe mehrentheils auf den erhabenen Ufern des Flusses, zu beiden Seiten, nach der Länge und dicht an demselben, oder auch nur in einer kleinen Entfernung von ihm errichtet. Der Zwischenraum zweyer Höfe betrug drey oder vier Arpens. Neben einigen Höfen lag ein kleiner Fruchtgarten, bey den meisten aber keiner. Doch besaß aber fast ein jeder Bauer seinen Küchengarten.

Leute, welche nach den südlichen Theilen von Canada und dem Misisippi Reisen angestellt hatten, berichteten einstimmig, daß in dem Walde daselbst eine Menge Pfirschenbäume mit schönen Früchten zu finden sey, und daß die Indianer, welche da wohnen, vorgäben, daß diese Bäume seit uralten Zeiten da gewachsen wären.

Bey

Bey den Häusern der Bauerhöfe bemerkte man olgende Einrichtung. Sie waren oft von Stein, aber isweilen auch von Holz mit drey oder vier Zimmern in-endig gebauet. Die Fenster bestunden zuweilen aus las, doch ziemlich selten: aber mehrentheils aus Pa-er. Anstatt des Kachelofens war ein eiserner Ofen in nem von den Zimmern, in den andern aber hatte man amine, aber allezeit ohne Klappen. Das Gebäude ar mit Brettern bedeckt. Diese lagen bisweilen wie y uns, nehmlich, daß das eine Ende auf dem Sparr-lken, das andere aber auf der Dachschwelle ruhete; ehrentheils aber auf die Weise, daß das eine Brett er dem andern und also mit dem Sparrbalken und der achschwelle parallel lag. Die Tenne und die Scheune aren wie in Westgothland * gebräuchlich ist, eingerichtet. ie Viehställe glichen denjenigen, die unsere Bauern neiniglich gebrauchen. Anstatt die Fugen mit Mooß verdichten, so hatten sie dieselben mit Thon verschmie-. Die Nebengebäude waren gemeiniglich mit Stroh deckt.

Die Zäune wichen von den unsrigen gebräuchlichen keinem Stücke ab.

Wir sahen ab und zu Kreuze, die neben dem ege, welcher nach der Länge des Ufers lief, aufgerichtet ren. Diese Kreuze sind hier in Canada bey den Land-ssen ziemlich gemein, und man hat dadurch die An-

Aa 2 dacht

* Die Westgothischen habe ich in meiner Reisebeschreibung von Bahus, auf der 260sten Seite beschrieben und abge-zeichnet.

dacht erwecken wollen. Sie sind von Holz gemacht u
zwey bis drey Klaftern hoch, und in dem Verhältni
darnach breit. An der Seite, die sich nach der Stra
kehrete, war ein viereckiges tiefes Loch ausgeschnitte
worin sie ein Gemählde oder ein Bildniß entweder v
dem Erlöser am Kreuze, oder von der Jungfrau Ma
mit unserm Erlöser, als ein kleines Kind auf den Arm
vorgestellt, gesetzt hatten. Aussen vor diesem war
Glas befestigt, um zu hindern, daß die Luft und R
diese Gemählde nicht verderben möchten. Ein jeder
den Vorbeygehenden schlug ein Kreuz vor sich, zog
Hut, oder machte sonst eine Ehrenbezeugung. Ein
von diesen Kreuzen, insonderheit diejenigen, die ei
Kirche nahe waren, fand man sehr ausgeziert. Sie
ten alle die Werkzeuge, welche sie glaubten, daß die
den bey der Kreuzigung des Erlösers gebraucht haben,
Hammer, Hufzange, Nägel, Eßigflasche, und vielle
noch mehr, als man sich bey der Gelegenheit bedienet
dahin gesetzt. Der Hahn des Petrus stund öfters
öberst auf dem Kreuze.

Die Aussicht des Landes, wo wir heute reise
war sehr anmuthig. Es erweckte ein Vergnügen zu se
wie wohl und dicht das Land zu beiden Seiten des Flu
bewohnt war. Mann konnte es beinahe ein Dorf
nen, welches sich bey Montreal anfieng, und ganz
Quebec, eine Länge von 30 Schwedischen Meilen,
fern es nicht mehr ist, fortgieng. Es war also ein z
lich langes Dorf. Denn der eine Hof lag fast üb
dichte an dem andern, und man konnte nur beynahe
oder höchstens 5 Arpens dazwischen zählen. Ich ne

ch einige Stellen aus, wo die Weite zwischen den Höfen
össer war. An den Orten, da der Fluß eine oder mehr
Viertelmeilen in einer geraden Linie fort lief, nahm sich
e Aussicht vornehmlich schön aus. Denn wenn man
e Augen weit vor sich nach dem Flusse warf, sahe das
nd an beiden Seiten als ein langes Dorf aus; indem
dann die Häuser und die Höfe, welche eigentlich unter
h getrennet waren, dicht an einander zu liegen schienen.

Die **Frauensleute** auf dem Lande hier in Canada,
wohl die Bauerweiber als Bauermägde, trugen allezeit
Kopfzeuger, welche meistentheils zurück geschlagen waren,
sweilen aber auch herunter hiengen. Das Kamisol
ar kurz, und der Rock eng und abgestutzt, so daß er
um bis auf die Mitte der Füsse hinab hieng. Die
Schuhe hatten öfters völlige Aehnlichkeit mit den so ge-
nnten Piäxen, welche die Frauensleute in Finnland
agen; doch waren sie auch oft mit Absätzen versehen.
n dem Halse hieng gemeiniglich vorne ein silbernes
reuz. Einige waren recht fleißig. Dennoch traf ich
ch zuweilen solche an, die sich nicht mehr Last auflegten,
s die Englischen, sondern auf dem Stuhle sassen, her-
n gafften, ohne Aufhören plauderten und nichts vornah-
en. Wenn sie zu Hause etwas zu besorgen hatten und
Zimmer von einem Orte zu dem andern herum wan-
rten, leyerten sie, insonderheit die unverheyratheten,
meiniglich an einem Liedgen, in dem nichts öfter als
mour und **Coeur** vorkamen. Auf dem Lande wurde
e Gewohnheit oft beobachtet, daß, wenn der Mann
nen Besuch von vornehmen Leuten erhielt und mit ihnen
y Tische saß, die Frau hinter seinem Stuhle stund und

 ihm

ihm aufwartete. In den Städten aber hatten die Frau
ensleute mehr zu sagen. Sie wollten sich gern eben di
Herrschaft als der Mann, wofern nicht eine noch grössere
anmassen. Wenn sie in der Stadt oder auf dem Lande
entweder auf die Gasse oder in die Kirche giengen, ode
wenn sie auf Reisen waren: so trugen sie einen lange
Mantel, den sie über alle die andern Kleider umgeschla
gen hatten. Dieser war entweder von grauer, hellgrauer
brauner oder blauer Farbe. Er war so groß und ebens
als die Mäntel, welche die Mannsleute bey uns gebrau
chen, gemacht. Daher bemerkte ich auch oft, da
Mannspersonen, und so gar von sehr vornehmen Stande
einen solchen Frauensmantel umwarfen, wenn der Rege
sie überfiel, da sie auf Besuch ausgegangen waren. Di
Frauenzimmer hatten den Vortheil von diesen Mänteln
daß sie oft unter denselben ziemlich ungezwungen, ohn
daß es jemand vermerkte, gekleidet gehen konnten.

Man sahe ab und zu **Windmühlen** neben de
Höfen. Das Gebäude war meistentheils von Stein
und zu oberst mit einem gebogenen Dache von Bretter
bedeckt, welches zugleich mit den Flügeln, so wie ma
es haben wollte, nach dem Winde umgedreht werde
konnte.

Die **Breite des Flusses** verhielt sich heute ver
schiedentlich. Da wo er am schmählsten war, mochte e
ohngefähr eine Englische Viertelmeile ausmachen: a
einigen Orten aber war er beynahe eine Schwedische Vier
telmeile breit. Das Ufer war bisweilen steil und etwa
hoch, bisweilen niedrig oder lang abschüßig.

Un

Um drey Uhr Nachmittag fuhren wir dem Orte vorbey, wo der Fluß, welcher von der See Champlain kömmt, in den Lorenzfluß einfällt. Es lag hier in der Mitte des letzt genannten Flusses eine grosse Insel. Die Jachten, die zwischen Montreal und Quebec fahren, nehmen den Weg an der südöstlichen Seite dieser Insel, wo es tiefer ist. Die Böte aber wählen die nordwestliche Seite, indem die Fahrt dadurch verkürzt wird, und es doch da so tief ist, daß sie fortkommen können. Ausser dieser Insel lagen hier verschiedene andere, welche insgesammt bewohnt waren. Weiter weg, und etwas ehe wir zum Lac St. Pierre kamen, war das Land zu beiden Seiten an dem Ufer unbewohnt. Denn es hatte eine so niedrige Lage, daß es von dem Wasser bisweilen ganz überschwemmt seyn soll. Aber weiter hinterwärts, wo es höher liegt, soll es eben so stark als an den Orten, wo wir heute vorbey gefahren waren, bewohnt seyn.

Lac St. Pierre ist eine grosse Oefnung oder Erweiterung, welche der Lorenzfluß hier machte. Wir konnten kaum etwas anders als Himmel und Wasser vor uns sehen. Man sagte durchgehends, daß er sieben Französische Meilen lang und drey breit wäre. Wenn man sich mitten auf der See befindet, stellt sich von weiten nach Westen ein Land dar, das über den Wald hervorraget. Hin und wieder erblickte man in der See grosse Stellen mit Binsen *. Man wurde an keiner Seite der See Häuser oder Pflanzungen gewahr; indem das Land zunächst an derselben sehr niedrig ist. Denn im Frühling

 tritt

* Scirpus lacustris.

tritt das Wasser so hoch aus, daß man zu der Zeit mit Böten zwischen den Bäumen soll fahren können. Aber in einiger Entfernung von dem Ufer, wo das Land höher ist, soll ein Hof neben dem andern liegen. Wir sahen heute keine Eyländer: den folgenden Tag aber wurden wir einiger gewahr.

Wir verliessen des Abends spät den Lac St. Pierre, und ruderten einen kleinen Fluß hinauf, der **Riviere de Loup** hieß, damit wir uns in einem Hause über Nacht aufhalten könnten. Nachdem wir eine Englische Meile gerudert hatten, fieng das Land an zu beiden Seiten des Flusses bewohnt zu werden. Das Ufer desselben war etwas hoch, und das Land übrigens eben. Wir übernachteten in einem Bauerhofe. Bis hieher hatte sich das Gebiete von Montreal erstreckt, und hier sagte man, daß sich dasjenige anfänge, welches unter dem Guvernör in Trois Rivieres, zu welcher Stadt man von hier acht Französische Meilen rechnete, stehet.

Vom dritten. Des Morgens um fünf Uhr fiengen wir an, unsere Reise weiter fortzusetzen, erst auf dem kleinen Flusse, bis wir zum Lac St. Pierre kamen, und hernach nach der Länge desselben. Als wir schon ein Stück zurück gelegt hatten, sahen wir von weiten in Nordwest eine lange Reihe von hohen Bergen, welche über dem andern niedrigen und ebenen Lande sehr erhaben waren. An der nordwestlichen Seite des Lac St. Pierre war nun das Land an dem Ufer an den meisten Orten ziemlich dicht bewohnt. Aber an der südöstlichen Seite sahe man keine Höfe, sondern nur ein niedriges mit Wald überwachsenes Land, welches zuweilen unter

Was-

Wasser stehen, aber doch etwas hinter sich ziemlich viel Bauerhöfe haben soll. Gegen das Ende der See wurde der Fluß wiederum schmahl, so daß er nur ohngefähr eine Schwedische Viertelmeile betragen möchte, und weiter weg wurde er noch schmähler. Von dem Ende der eben genannten See St. Pierre bis auf Trois Rivieres rechnete man drey Französische Meilen. Um eilf Uhr Vormittags kamen wir nach Trois Rivieres, woselbst wir dem Gottesdienste beiwohneten.

Trois Rivieres ist ein kleiner Flecken, der einem etwas grossen Dorfe glich. Doch rechnet man ihn unter den dreyen Städten, welche Canada besitzt, nehmlich Quebec, Montreal und Trois Rivieres. Man sagt, daß er in der Mitte zwischen den zwey erstgenannten, und zwar 30 Französische Meilen von ihnen läge. Die Stadt ist an der nördlichen Seite des Lorenzflusses auf einer ebenen aber etwas erhabenen Sandbank erbauet. Die Lage hat viel anmuthiges. Unten läuft der ebengenannte Fluß vorbey, welcher hier eine Schwedische viertel Meile breit ist. An den andern Seiten ist die Stadt mit hübschen Aeckern umgeben, obgleich das Erdreich meistentheils sandig ist. Man trift hier zwey Kirchen von Stein, ein Nonnenkloster und ein Haus für Franciscanermönche an. Hier ist auch der Sitz des dritten Guvernörs in Canada, dessen Haus gleichfalls von Stein ist. Die meisten übrigen Häuser sind von Holz, ein Stockwerk hoch, mittelmäßig gebaut, und stehen sehr zerstreut. Die Gassen sind ungerade. Das ganze Ufer des Flusses besteht hier aus Sand, und die Anhöhen sind verschiedentlich ziemlich hoch. Wenn es sehr windig ist, so wird dieser Sand

so herum getrieben, daß man bey dem Gehen kaum dafür die Augen offen halten kann. Die Nonnen, deren man ohngefähr zwey und zwanzig jetzt zählte, waren überall für sehr geschickt in allerhand Frauenzimmerarbeiten, als Nehen, Brodieren u. s. f. bekannt. Ehedem blühete diese Stadt vor den andern in Canada. Denn die Indianer strömeten von allen Seiten mit ihren Waaren hieher. Nachdem sie sich aber, sowohl des Kriegs der Iroquois als anderer Ursachen wegen, theils nach Quebec und Montreal, theils nach den Engländern gewandt haben: so hat ihr Wohlstand gar sehr abgenommen. Zu jetziger Zeit ernähren sich die Einwohner vornehmlich vom Ackerbau. Sie dürften auch etwa von dem in der Nähe befindlichen Eisenwerke einige Vortheile ziehen. Ohngefähr eine Englische Meile unterhalb der Stadt fällt in den Lorenzfluß ein anderer grosser Strom, welcher sich bey seiner Mündung oder seinem Ausflusse in drey Aeste theilet, so, daß es einem Vorbeyreisenden vorkömmt, als wenn drey Ströme da heraus stürzeten. Dieß hat auch Anleitung gegeben, diesen Strom und die etwas davon abgelegene Stadt Trois Rivieres zu nennen.

Die **Ebbe und Fluth** soll sich in dem Lorenzflusse noch eine Französische Meile oberhalb Trois Rivieres erstrecken, ob sie gleich so gering angegeben wird, daß man sie kaum verspürt. Aber zur Zeit, da Tag und Nacht gleich ist, im Herbste und Frühling, wie auch zur Zeit des Neumondes und Vollmondes, ist der Unterscheid zwischen der Ebbe und Fluth zwey Fuß. Dem zu Folge geht die Ebbe und Fluth ziemlich weit hinauf in diesem Flusse. Denn von dem Meer an werden bis auf die erwähn-

wähnte Stelle, wenn man dem Lorenzflusse folget, ohngefähr 150 Französische Meilen gerechnet.

Mittlerweile, daß meine Gefährten sich ausruheten, setzte ich mich zu Pferde, um das Eisenwerk in Augenschein zu nehmen. Das Land, wo ich durchreisete, war ziemlich erhaben, sandig, aber mehrentheils eben. Ich wurde hier keiner Steine, viel weniger einiger Berge, gewahr.

Das **Eisenwerk**, welches das einzige ist, so man hier im Lande findet, liegt drey Französische Meilen von Trois Rivieres westlich. Es waren hier zwey gewöhnlich grosse Hammer, ausser zweyen kleinern bey einem jedweden von den grossen, oder unter einem und demselben Dache mit ihnen. Die Blasbälge hatte man aus Holz gemacht, und alles übrige eben wie bey uns in Schweden gebauet. Der Schmelzofen stund gleich neben den Hammern, und war in allen Stücken von eben der Einrichtung, wie bey uns. Wenn ein Hammer entzwey gehet, so giesset man hier einen neuen in die Stelle. Das Erz holt man drittehalb Französische Meilen von dem Eisenwerke, und es wird im Winter auf Schlitten nach dem Schmelzofen hingebracht. Es ist eine Art Sumpferz,* welches in Adern in der Erde liegt. Die Adern sollen nur eine oder zwey Viertelellen unter der obersten Erdkruste tief liegen, und hin und her laufen. Jede Ader ist eine, zwey bis drey Viertelellen tief und darunter fängt hernach ein weisser Sand an. Zu den Seiten sind

* Minera ferri subaquosa nigro-caerulescens. Waller. Mineral. p. 263.

sind die Adern von eben diesem Sande umgeben, oben aber mit einer dünnen Gartenerde bedeckt. Dieses Erz ist ziemlich reich. Man findet es in losen Klumpen, unter denen die meisten von der Grösse einer oder zwey Fäuste sind. Doch giebt es bisweilen einige wenige, die bis drey Viertelellen an der Dicke ausmachen. Die Erzstücke sind löcherig und die Löcher ziemlich voll mit Ocher. Das Erz ist kaum härter, als daß es zwischen den Fingern zerrieben werden kann. Ein grauer Kalkstein, den man auch nicht sehr weit von hier brechen soll, wurde bey dem Schmelzofen gebraucht, um das Schmelzen zu befördern. Zu eben dem Endzwecke sollen sie sich auch eines Kalkthons, den man hier aus der Nähe hohlt, bedienen. Kohlen hatte man hier in der größten Menge, indem alles Land da herum mit einem Wald bewachsen war, welcher von undenklichen Zeiten her ungestört hat stehen können, und blos von Sturmwinden und seinem eigenen Alter beunruhigt worden ist. Die Kohlen, welche aus Bäumen mit stachelichen Blättern gebrannt worden, waren für die Hammer am tüchtigsten. Diejenigen aber, welche man von den Laubbäumen machte, waren die besten für den Schmelzofen. Das Eisen, welches man hier schmiedete, wurde von allen als weich und geschmeidig beschrieben, so daß es nicht leicht zerbrochen werden konnte. Es soll auch die Eigenschaft besitzen, nicht so leicht den Rost anzunehmen. In dem Stücke soll bey dem Schiffbau zwischen diesem und dem Spanischen ein grosser Unterscheid verspüret werden. Dieses Eisenwerk wurde im Jahr 1737 von Privatpersonen eingerichtet, welche es nachgehends dem Könige überliessen. Hier giesset man Canonen und Mörser von verschiedener Grösse, wie auch eiserne

Oefen,

Oefen, die in dem ganzen Canada anstatt der Kachelöfen im Gebrauche sind; nicht weniger Grapen von verschiedener Grösse, ohne zu rechnen, daß eiserne Stangen und sonst verschiedenes hier geschmiedet werden. Man hat auch versucht, hier Stahl zu machen: es aber noch nicht zu der Güte bringen können, wie man gewünscht hat; indem die beste Art es zuzubereiten, ihnen nicht recht bekannt gewesen ist. Es befanden sich verschiedene Officiere und Aufseher hier, welche in hübschen Häusern, deren man sehr viele für sie gebauet hatte, wohneten. Man stimmete darinn durchgehends überein, daß die Einkünfte von dem Werke bey weiten nicht den Ausgaben gleich kämen, so daß der König jährlich bis auf diese Stunde Geld zusetzen muß. Die Schuld davon schob man darauf, daß das Land noch nicht genug bewohnt ist, und daß die kleine Anzahl von Einwohnern, welche sich hier aufhält, genug mit dem Landbau zu thun hat; folglich hätte es ihnen viele Mühe und viel Geld gekostet, Arbeitsleute zu bekommen. So scheinbar dieß aber seyn mag, so ist doch mehr als bewundernswürdig, wie die Krone mit Rechte dabey leiden kann. Denn das Erz ist leichtbrüchig, dem Werke sehr nahe, und nicht schwer schmelzig. Das Eisen ist gut, und dessen Verschickung über das Land sehr bequem. Dabey ist auch dieß Eisenwerk das einzige in dem ganzen Lande, von dem ein jeder fast alles was er von Eisensachen nöthig hat, nehmen muß. Allem Ansehen nach, schienen die Bediente bey dem Werke sich nicht übel dabey zu stehen. Von dem Eisenwerke läuft ein Strom in den Lorenzfluß, durch den man bequem alle Eisenarbeiten, welche hier verfertigt werden, hinunter bringen, und so weiter mit Böten zu allen Oertern im Lande ohne grosse Kosten versenden kann.

Den

Den Abend reisete ich wieder nach Trois Rivieres zurück.

Die Zäune um die Aecker und Wiesen waren von besonderer Einrichtuug. * Die Zaunstangen waren ohngefähr drey Klaftern lang, von schmahlen Bäumen, und alle von gleicher Länge. An dem Ende derselben stunden zwey Pfähle. Anstatt die Pfähle mit Winden zusammen zu binden, hatte man etwas von der Erde ab ein Loch gerade durch einen jedweden Pfahl gamacht, in das ein dicker hölzerner Pflock von anderthalb Viertelellen in der Länge, der die Pfähle vereinigte, gesetzt war. Sie stunden aber doch so weit von einander, daß die Zaunstangen sehr guten Platz dazwischen hatten, wie bey C D in der Figur zu sehen ist. Oben waren diese Pfähle gleichfalls mit einem solchen hölzernen Pflocke verbunden, als bey A B. Die Zaunstangen wurden dergestalt dazwischen gelegt, daß wenn die eine Stange zum Beispiel zwischen den Paaren der Pfähle, die ich mit 1 und 2 bezeichne, gelegt worden war, so legte man die andern zwischen den Pfählpaaren 2 und 3; doch so, daß sie mit dem Ende die erstgenannte bedeckte. Die dritte Stange wurde wiederum zwischen 1 und 2 gelegt, und so gieng es wechselsweise, bis das Gehäge seine gehörige Höhe erreicht hatte. Diese Zäune waren in dem ganzen Canada sehr gemein, und hatten den Vortheil mit sich, daß sie eine Menge Zaunstangen erspareten; indem jedes Paar Pfähle drey Klaftern von dem andern entfernt war. Es war auch leicht, wo man wollte, bey ihnen eine Oefnung zu machen. Ein ähnliches Gehäge

* Man sehe die 5te Figur.

häge hat aber auch in einigen Stücken seine Ungelegenheit. Die Pfähle waren hier allezeit von der abendländischen Thuya genommen, als von einem Baume, welcher länger gegen die Fäulniß, als alle übrige, die man hier fand, aushielte. Und die Verzäunug selbst bestund vornehmlich aus den Fichten, die hier wuchsen, welche man dazu weit dauerhafter als die Föhren dieses Landes befand.

Vom vierten. Des Morgens in der Dämmerung verliessen wir diesen Ort, und begaben uns weiter. Das Land auf der nördlichen Seite des Flusses war etwas erhaben, sandig, und überall dem Fluß am nächsten stark bewohnt. Man sagte auch, daß es eben so sehr an der südöstlichen Seite angebaut wäre, ob man gleich neben dem Strande nichts als Wald wahrnahm. Denn die Einwohner sollen etwas weiter hinein wohnen, weil das Land an dem Flusse niedrig ist, und im Frühling von Wasser überschwemmt wird. Bey Trois Rivieres hatte der Fluß sich ein wenig verengert; er erweiterte sich aber bald darauf etwas weiter hinunter, woselbst er ohngefähr anderthalb Schwedische Viertelmeilen breit wurde.

Die Franzosen hatten gemeiniglich auf ihren Reisen die Gewohnheit, jeden Morgen, ehe sie abreiseten, ein Kyrie Eleison und einige Gebete zu beten. Meistentheils, ja allezeit, da ich in ihrem Gefolge zu Wasser gewesen bin, erwählten sie das Kyrie Eleyson, welches in ihren gewöhnlichen Gebetbüchern auf den Sonnabend gefunden wird, und fast ganz und gar an die heilige Jungfrau Maria gerichtet ist. Es ist durchgehends lateinisch abgefaßt.

faßt. Und obgleich das Frauenzimmer und die gemeinen Leute, ja auch die meisten von den Standespersonen in Canada kaum eine Zeile davon verstunden, so geschahe doch das ganze Morgengebet und der Segen in dieser Sprache. Wenn Frauensleute mit in der Gesellschaft waren, so suchte man die vornehmste von ihnen aus, um hart und mit lauter Stimme diese Litaney herzulesen, und alle die Ehrentitel, welche man darin der heiligen Jungfrau Maria beylegt, herzurechnen. In Mangel eines Frauenzimmers aber wurde eben das von der vornehmsten Mannsperson verrichtet, da dann die andern allezeit bey einer jedweden Zeile mit **Bitte für uns** * antworteten. Wenn ein Geistlicher gegenwärtig war, so betete er die Litaney mit allen ihren Titeln her. Nach ihnen vertraute man dieses Geschäfte lieber den Frauenzimmern als Mannsleuten an. Die Frauenzimmer wußten diese lateinische Litaney so gut auswendig, daß sie bey keinem einzigen Worte anstiessen. Bey einem jedweden Ehrennamen, den sie der Jungfrau Maria gaben, als wenn sie dieselbe zum Beispiel nannten: **Mutter der göttlichen Gnade, mächtige Jungfrau, barmherzige Jungfrau, Spiegel der Gerechtigkeit, Grund unserer Freude, geheimnisvolle Rose, Davids Thurm, elfenbeinerner Thurm, das goldne Haus, die Bundeslade, Thür des Himmels, Morgenstern, Heil der Schwachen, Zuflucht der Sünder, Trösterin der Nothleidenden, Königin der Engel,** * u. s. f. bey einem jedweden

* Ora pro nobis.

* Mater diuinae gratiae, Virgo potens, Virgo clemens, Speculum iustitiae, Causa nostrae laetitiae, Rosa mystica, Turris

weden von diesen, sage ich, antworteten alle die andern: Bitte für uns. Es war beides verdrießlich und lustig zu sehen und zu hören, wie eifrig die Frauensleute und Soldaten ihr Gebet auf Latein hielten, und selbst mehrentheils kein einzig Wort von allem, was sie sagten, verstunden. Wenn alle Gebete zu Ende waren, gaben die Soldaten ein Geschrey: **Es lebe der König.** * Und dieß war fast alles, was sie von ihrer Morgenandacht verstunden. Ich habe bey dem papistischen Gottesdienste bemerkt, daß er sich fast ganz und gar auf das äusserliche beziehet, und selten das Herz oder das innere rühret. Es scheint, als wenn man ihn nur als eine Ceremonie anstellte. Indessen ist das Volk dabey sehr eifrig, indem ein jedweder dadurch Gott in eine gewisse Verbindlichkeit zu setzen sucht, und etwas bey ihm zu verdienen meint.

Indem wir heute unsere Reise weiter fortsetzten, kamen uns ab und zu Kirchen und zwar jederzeit von Stein, die zum Theil sehr schön waren, zu Gesichte. Zu beiden Seiten des Flusses, ohngefähr etwas mehr als zur Breite einer halben Schwedischen Viertelmeile, war das Land, wo wir heute reiseten, stark bewohnt. Aber da hinten fiengen hernach immer Waldungen und mehrentheils Einöden an. Wenn aber ein anderer Fluß, Strom oder

Turris Dauidica, Turris eburnea, Domus aurea, Foederis arca, Janua caeli, Stella matutina, Salus infirmorum, Refugium peccatorum, Consolatrix afflictorum, Regina angelorum etc.

* Vive le Roi.

oder grosser Bach in den Lorenzfluß einfiel, so war das Land daneben gemeiniglich auch zu beiden Seiten gut angebauet und bewohnt. Ich bemerkte fast überall, daß das bearbeitete Land hier in Canada blos neben dem Lorenzflusse und neben andern Flüssen und Strömen lag, ausgenommen an den Städten, rings um welche, zu einer 2 bis 3 Schwedischen Meilen, das Land überall angebauet und mit Einwohnern besetzt war. Da, wo einige Inseln oder grössere Eyländer in dem Flusse lagen, befanden sich auch fast immer Leute. Die Ufer des Flusses wurden nun sehr hoch, querlaufend und steil, sie bestunden doch meistentheils aus lauter Erde. Hin und wieder warf sich ein Strom oder grosser Bach in den Fluß; unter denen vornehmlich eine so genannte **Riviere puante** zu merken ist, welche ohngefähr zwey Französische Meilen unter Trois Rivieres an der südöstlichen Seite in den Lorenzfluß einfließt, bey welchem Strom doch etwas weiter hinauf eine Stadt, die **Beckancourt** heißt, lieget. Diese wird von lauter Wilden von Abenaki, die zur Catholischen Lehre übergetreten, und von Jesuiten bedient sind, bewohnt. Weit weg nach der nordwestlichen Seite des Flusses sahe man verschiedentlich eine Reihe von sehr hohen Bergen, die von Süden nach Norden gerichtet, und über dem ganzen übrigen Lande, welches durchgehends eben, ohne besondere Höhen oder Berge war, erhaben stunden.

Man hatte hin und wieder zur Seite des Flusses **Kalköfen** aufgeführet. Der Kalkstein wurde auf den Anhöhen daneben aufgegraben. Er war dicht und grau, und gab einen weissen Kalk. Bey den Oefen und dem Brennen nahm man nichts besonders wahr.

Die **Getraidearten**, womit die Aecker vornehmlich besäet waren, bestunden aus Weizen, Haber, Mays und Erbsen. Kürbisse und Wassermelonen waren in Menge neben den Höfen gesetzt. Man aß hier zu Lande nichts als Weizenbrot.

Ein **Hummingbird** oder Königsvogel kam, als wir auf dem Lande waren, an einem Orte geflogen, und strich eine Weile durch die Gebüsche. Die Franzosen nannten ihn **Oiseau mouche** und sagten, daß er in Canada ziemlich gemein wäre. Ich erblickte ihn hernach ein und anderes mahl bey Quebec.

Um fünf Uhr des Nachmittags nöthigte uns ein starker Gegenwind und Regen, Nachtquartier zu nehmen. Ich merkte, daß das Land je mehr wir uns Quebec näherten, desto freyer war, und daß man daselbst desto stärker den Wald umgehauen hatte. Von unserer jetzt genommenen Nachtherberge sagte man, daß Quebec noch 12 Französische Meilen entfernt seyn sollte.

Bey dem Ufer bediente man sich hier einer besondern **Weise Fische zu fangen.** Man hatte kleine Gehäge von zusammengeflochtenen Reisern, die so dicht waren, daß kein Fisch durchdringen konnte, und eine Höhe von 2 bis 6 Viertelellen, nachdem das Wasser tiefer oder seichter war, hatten, neben dem Ufer gesetzet. Dazu wurden solche Stellen erwählet, wo alles Wasser bey der Ebbe ausfiel, so daß dieß Gehäge, wenn das Wasser bey der Ebbe am niedrigsten stund, sich völlig im Trocknen befand. In dasselbe waren hin und wieder Fischerkörbe oder Fischreusen hineingesetzt, welche der Gestalt nach,

als ein Cylinder, doch unten etwas breiter gemacht waren. Diese stunden aufgericht, und waren 6 Viertelellen hoch und 5 weit. An der einen Seite neben dem Boden war der Eingang für den Fisch, der eben so wie der Eingang bey einer Fischreuse, meistentheils von Wieden und Reisern, bisweilen auch aus einem Netzgarne eingerichtet war. Und gerade gegen über auf der andern Seite des Fischerkorbes, welche diejenige war, die sich der untern Seite des Flusses, wohin der Strom gieng, zukehrete, war ein anderer Gang aus diesem Fischerzaune, ebenfalls wie der Eingang bey einer Reuse gemacht, welcher zu einer viereckigen Lade von Brettern, die zwey Ellen in der Länge, eine in der Höhe und ebenfalls eine in der Breite betrug, hinführete. Bey einem jedweden Fischerkorbe war ein schiefes Gehäge, welches mit dem langen Gehäge einen spitzigen Winkel machte. Dieses war daher eingerichtet, damit der Fisch in den Fischerkorb oder Fischerzaun hinein geleitet würde; und es war an derjenigen Seite des langen Gehäges gesetzt, welche gegen den obern Theil des Flusses sich wandte. Wenn es Fluth oder hohes Wasser war, so giengen die Fische, vornehmlich die Aehle oben an der Seite des Stroms. Wenn aber das Wasser bey der Ebbe zu fallen anfieng, wurden sie auch zurück getrieben, und blieben gegen diese Zäune stehen, an die sie sich so lange hielten, bis sie in die bretterne Lade kamen. Oben hatte der Kasten eine Oeffnung mit einem Deckel darüber, durch welche man den Fisch heraus nahm. Diese Fischergeräthschaft war insonderheit der Aehle wegen gemacht. An vielen Orten bestunden diese Gehäge aus Netzen, die fast wie Reusen gestellt waren.

Die

Die Seiten des Flusses waren hier nunmehro nicht von Erde, sondern sie bestunden aus einer Art Schiefer. Sie waren sehr steil und mehrentheils senkrecht, und so hoch, insonderheit an einigen Stellen, daß man darüber erstaunen konnte. Der Schiefer war schwarz, stieß aber doch etwas auf braun. Er war sehr los, so daß er sich mit den Fingern zerbrechen ließ, und lag schichtenweise. Er trennte sich aber doch in so dünne Blätter, daß ein jedes nicht über einen Messerrücken dick war. So bald er frey in der Luft zu liegen kam, zerwitterte er in sehr kleine Stücke, und das ganze Ufer lag voll von einem ziemlich feinen Sande, der aus der Zerwitterung dieses Schiefers entstanden war. Einige Schichten liefen horizontell, andere etwas schrege, so, daß sie zuweilen höher gegen Norden und niedriger gegen Süden waren; bisweilen verhielt es sich umgekehrt. Ab und zu machten sie Krümmungen, wie grosse halbe Kreise. Bisweilen wurden die Schichten zu einigen Ellen von einer senkrechten Linie durchschnitten, so, daß der Schiefer zu beiden Seiten derselben, wie eine glatte Wand aussahe. An einigen Stellen fand man in diesem Schiefer eine Schichte zu der Dicke einer Querhand von einem hellgrauen, dichten, ziemlich weichen Kalkstein, aus dem die Wilden von uralten Zeiten, wie auch die Franzosen noch jetzt, ihre Tobackspfeifen machen.

Vom fünften. Des Morgens setzten wir unsere Reise gegen einen hartnäckigen Gegenwind, vermittelst des Rudern fort. Das Land hatte völlig das Aussehen, als gestern. Die Ufer waren sehr hoch, entweder ziemlich steil, oder auch senkrecht, und bestunden aus dem kurz

vorher beschriebenen schwarzen Schiefer. Das oben liegende Land war eben und ohne Berge, und dem Flusse am nächsten, etwas mehr als zur Weite einer Schwedischen Viertelmeile, überall dicht bewohnt. In dem Flusse befanden sich keine Eyländer: aber an vielen Orten war es voll von grossen Steinen, die man bey hohem Wasser nicht sonderlich verspüren konnte, aber bey der Ebbe überall wahr nahm. Es giebt verschiedene Stellen, wo man an diesen Steinen verunglückt ist. Die Breite des Flusses beträgt zuweilen etwas mehr als eine halbe, zuweilen eine ganze, und zuweilen anderthalb Schwedische Viertelmeilen. Nach der Länge des Ufers nahm man solche Ahlfischereyen, wie unter dem gestrigen Tage erwähnt worden sind, wahr. An vielen Orten bediente man sich der Netze anstatt der zusammen geflochtenen Reiser dazu.

Die **Wanzen** * waren in grosser Menge überall, wo ich, während meines Aufenthalts hier in Canada, mein Quartier hatte, sowohl in den Städten als auf dem Lande vorhanden. Es wuste niemand ein anderes Mittel wider sie, als die Gedult, anzugeben.

Die **Heimchen** ** fand man sehr häufig in Canada, vornehmlich auf dem Lande, wo diese unangenehmen Gäste sich stark in den Kaminen gelagert hatten. In den Städten waren sie auch nicht selten. Sie sollen sich hier beides Sommer und Winter aufhalten, und zum Zeitvertreibe oft die Kleider entzwey schneiden.

Die

* Cimex lectularius.

** Gryllus domesticus.

Die Hausschaben * soll man hier niemahls in den Häusern wahrgenommen haben.

Näher gegen Quebec wurden die Ufer des Flusses langabhängig. Nach Norden hin, zeigte sich eine Reihe von sehr hohen Bergen. Ohngefähr drittehalb Französische Meilen von der letztgenannten Stadt, wurde der Fluß sehr schmahl, so daß man die Breite kaum auf einen Büchsenschuß schätzen konnte. Das Land lief zu beiden Seiten schreg, war bergig und mit Wald bewachsen, und hatte viele kleine Klippen. Das Ufer war steinig. Des Abends um 4 Uhr kamen wir glücklich nach Quebec. Wir konnten die Stadt nicht eher sehen, als bis wir derselben ganz nahe waren, indem ein hoher Berg an der südlichen Seite die Aussicht hinderte. Doch nimmt man einen Theil des Vestungswerkes, das auf eben dem Berge erbaut ist, von weiten wahr. So bald die Soldaten Quebec erblickten, riefen sie, daß alle die vorher daselbst nicht gewesen wären, getauft werden sollten, wofern sie sich nicht mit einem Trinkgelde löseten. Denn es war ein Gebrauch hieselbst, dem sich so gar die Generalguvernöre unterwerfen müssen, wenn sie zum ersten mahl nach Montreal reisen, und dieser Stadt gewahr werden. Wir hatten keine Ursache, uns einer so alten und für die Ruderleute so vortheilhaften Gewohnheit zu entziehen, indem sie dadurch in Stand gesetzt wurden, bey der Ankunft nach Quebec sich einen vergnügten Abend nach ihrer beschwerlichen Arbeit zu machen.

Gleich nach der Ankunft zur Stadt würde ich von dem Officier, der mich von Montreal begleitet hatte, nach

* Blatta orientalis.

dem Schlosse zu dem damahligen Vicegeneralguvernör über Canada, dem Marquis **La Galllisoniere**, geführt. Er war ein Herr von ungemeinen Eigenschaften, der mir mit ausnehmender Gnade während der ganzen Zeit, da er noch hier in dem Lande zurück blieb, begegnete. Er hatte schon Zimmer für mich bestellen lassen, und trug Sorge für alles, was ich nöthig haben könnte. Es wiederfuhr mir ausserdem fast täglich, oder so oft ich in der Stadt war und Zeit hatte, die Gnade, nach dem Schlosse geruffen zu werden und mit ihm zu speisen.

Vom sechsten. Quebec, die Hauptstadt in Canada, liegt zu der westlichen Seite, eben an dem Ufer des Lorenzflusses, auf einer Landzunge, welche daselbst von dem erwähnten Flusse an der östlichen Seite, und von dem Strom St. Charle an der nördlichen, entstehet. Südwärts wird der Berg, auf dem die Stadt gebauet ist, noch höher, und dahinter fangen hernach grosse Weiden an; und westwärts erstreckt sich der Berg noch ein gutes Stück. Man unterscheidet die Stadt in die untere und obere *. Die untere Stadt liegt östlich gegen die obere an dem Ufer. Die gedachte Landzunge hat sich theils von dem Kothe und andern Dingen, die eine Zeit nach der andern dahin geworfen worden, und also nicht davon, daß sich das Wasser gegen die vorige Zeit verringert hätte, theils auch von einer Klippe, die daselbst hinaus tritt, erzeuget. Die obere Stadt liegt oberhalb der andern auf einem hohen Berge, und ist fünf oder sechs mahl so weit als die untere, obgleich nicht völlig

* la basse Ville und haute Ville.

völlig so stark bewohnt. Der Berg, worauf die obere Stadt gebauet ist, hat eine solche Höhe, daß die Häuser in der untern, ob sie gleich drey oder vier Stockwerke hoch sind, doch nicht die Höhe desselben erreichen. Und wenn man von dem Schlosse nach der untern Stadt hinabsiehet, welche zum Theil eben darunter liegt, mag einem dabey schwindelich werden. Eben so, wenn man von der untern Stadt nach dem Schlosse in die Höhe siehet, scheinet es oben in der Luft zu stehen. Es ist nur ein einziger Weg, auf dem man bequem von der untern Stadt zu der obern hinauf kommen kann, woselbst der Berg weggesprengt ist. Denn an den andern Stellen ist er so steil, daß man Mühe hat, hinauf zu klettern. Dieser Weg ist sehr steil, ob er gleich nicht gerade, sondern mehr krumm läuft. Dennoch fährt man ihn mit Wagen beides herunter und hinauf. In der untern Stadt wohnen fast alle Kaufleute. Die Häuser sind da sehr dicht gebaut. Die Gassen sind eng, uneben und fast allezeit etwas naß. Hier befindet sich auch eine Kirche und ein kleiner Markt. In der obern Stadt wohnen gemeiniglich die Vornehmen, ausser verschiedenen kleinen Beamten, Handwerkern und andern. Hier trift man auch die vornehmsten Gebäude oder Häuser der Stadt an, unter denen die folgenden vorzüglich zu merken sind.

I. Das Schloß. Dieses ist an der südlichen Seite des Berges, eben wo er so steil zuläuft, über dem einen Theil der untern Stadt gebauet. Es ist eigentlich kein Schloß, sondern ein langes Gebäude von Stein, zwey Wohnungen hoch, und erstreckt sich von Süden nach Norden. An der westlichen Seite dieses Gebäudes ist

der Schloßhof, welcher abwechselnd mit einer Mauer und mit Häusern umgeben ist. Ostwärts oder gegen den Fluß ist ein Altan oder Spatziergang von eben der Länge als das Gebäude, ohngefähr ein Paar Klaftern breit. Er ist mit glatten Steinen belegt, und zu den Seiten auswärts mit einem eisernen Gitter umgeben, so daß man von da in die Stadt, oder auch nach der Länge des Flusses, hinabsehen kann. Denn von da ist die schönste Aussicht, die man sich wünschen kann. Auf diesem Altan geht man gemeiniglich des Sommers, gleich nach der Mahlzeit, um frische Luft zu schöpfen, und sich zu vergnügen. Hier spatzieren die Herren hin und her, wenn sie mit dem Generalguvernör reden wollen und warten müssen. In diesem Schlosse residiret der Generalguvernör über ganz Canada, vor dem täglich auf dem Burghofe und bey der Pforte eine Menge Soldaten Wache hält. Jedesmahl, wenn er selbst oder der Bischoff in oder aus dem Schlosse geht, kömmt die ganze Wache in Gewehr, und die Trommel wird gerühret. Der Generalguvernör hat auf dem Schlosse seine eigene Kapelle, wo er Gebet hält, ob er gleich oft die Messe in der Kirche der Barfüsser *, welche dicht an dem Schlosse liegt, abwartet.

II. Der **Kirchen** hier in der Stadt sind 7 oder 8, welche insgesammt von Stein gebauet, und die folgenden sind:

1. Die **Cathedralkirche.** Diese ist gleich zur rechten, wenn man von der untern Stadt zu der obern kommt, und dem bischöflichen Hause etwas vorbey gangen

* Recolets.

gen ist. Man war jetzt beschäftigt sie noch schöner als vorher zu machen. Sie hat an der westlichen Seite einen ründlichen Thurm mit zwey Abtheilungen und Klocken in der untern Abtheilung; und an der östlichen Seite war ein anderer kleiner gleichfalls gerůndeter Thurm. Inwendig war die Kanzel und verschiedenes anderes vergoldet. Die Sitze waren hůbsch. Die Orgel hatte man nun des Baues wegen herunter genommen.

2. Die **Jesuiterkirche** war eine Kreuzkirche, welche einen gerůndeten Thurm mit drey Absätzen hatte. Sie war auch hier in der Stadt die einzige Kirche, welche mit einer Schlaguhr und Zeiger versehen war. Von dieser werde ich unten noch weiter reden.

3. Die **Barfüsser**, oder **Recoletenkirche** war gerade der Schloßpforte gegen über an der westlichen Seite. Sie sahe ziemlich gut aus, und hatte einen etwas hohen spitzigen Thurm mit einer Abtheilung unten für die Klocken.

4. Die **Kirche der Urselinen** hatte einen gerůndeten Thurm, welcher sich mit einer Spitze endigte.

5. Die **Hospitalskirche.**

6. Die **Capelle des Bischoffs.**

7. Die **Kirche in der untern Stadt.** Diese ist im Jahr 1690, nach der Befreyung der Stadt von den Engländern erbauet worden, und heißt **Notre Dame de Victoire.** Sie hatte einen kleinen viereckigen und oben gerůndeten Thurm mitten auf dem Dache.

8. Es

8. Es kan auch die kleine **Capelle des Generalguvernörs** auf dem Schloßhofe hieher gerechnet werden, wohin er gehet, um des Morgens und Abends, wie auch zu andern Zeiten, seine Andacht zu halten.

III. Das **Haus des Bischoffs**, welches das erste zur rechten Hand ist, wenn man von der untern Stadt zu der obern hinauf gehet. Es ist ein grosses hübsches Gebäude mit einem weiten Hofe und Küchengarten auf der einen Seite, und mit einer Mauer umgeben.

IV. Das **Jesuiter-Collegium** werde ich an einem andern Orte ausführlicher beschreiben. Es hat ein weit prächtigers Aussehen, was die Bauart und die Grösse anbelangt, als das Schloß selbst, und würde sich besser dazu schicken, wenn nur die Lage so angenehm wäre. Inzwischen ist es der Ausdehnung nach viermahl so groß, als das Schloß, und unter allen Gebäuden hier in der Stadt das schönste. Es liegt an der nördlichen Seite neben einem Markte, und an der südlichen Seite dieses Markts ist die Cathedralkirche.

V. Das **Haus der Barfüssermönche oder Recolets** liegt westwärts neben dem Schlosse, gerade gegen dasselbe, und besteht aus einem grossen Gebäude mit einem hübschen geräumigen Baum- und Küchengarten daneben. Das Haus ist ein paar Stockwerke hoch. In einem jedweden derselben befindet sich ein langer schmaler Gang mit Zimmern und Sälen auf einer oder beiden Seiten.

VI. Das **Hotel de Dieu**, wo die Kranken verpflegt werden, werde ich unten genauer beschreiben. Die Nonnen

Nonnen, welche die Kranken warten, sind von dem Augustinerorden.

VII. Das Haus der Geistlichen * ist ein grosses Gebäude an der nordöstlichen Seite der Cathedralkirche. Hier ist an der einen Seite ein geräumiger Hof, und an der andern gegen den Fluß ein grosser Baum- und Küchengarten. Unter allen Gebäuden ist keines in der Stadt, welches eine so schöne und anmuthige Aussicht hat, als diejenige von dem ebengenannten Garten ist, welcher auf dem erhabenen Ufer liegt, und in dem man weit hinunter nach dem Flusse sehen kan. Im Gegentheil haben die Jesuiten die unangenehmste und beynahe gar keine Aussicht aus ihrem Collegio selbst. Die Recolets haben auch nicht eben Ursach mit derselben zu prahlen. In diesem Gebäude wohnen alle Geistlichen hier in der Stadt mit ihrem Vorsteher *. Sie haben verschiedentlich hier in Canada grosse Stücke Landes, die ihnen von der Obrigkeit geschenkt worden sind, wovon sie Zinsen ziehen, und dadurch grosse Geldsummen und andere Einkünfte sammlen, womit sie sehr reichlich auskommen können.

VIII. Des Nonnenklosters der Urselinen werde ich weiter unten umständlicher erwähnen.

Mehrere öffentliche Häuser von einiger Erheblichkeit findet man nicht in der Stadt, aber nach Nordwest gleich aussen vor derselben ist

IX. Das Haus des Intendenten, welches ein öffentliches Gebäude von der Grösse und Länge ist,

* Le Seminaire.

* Superieur.

ist, daß es viel besser sich zu einem Schlosse schicken würde. Es ist mit Blech bedeckt, liegt in der andern untern Stadt, welche südwärts an dem Strom St. Charle gelegen ist, und hat nördlich einen grossen und schönen Garten. Hier werden alle Berathschlagungen, welche die Provinz betreffen, gehalten, und hier kommen die Herren des Raths in Justitz- und Polizeysachen zusammen. Der Intendent hat hier gemeiniglich den Vorsitz. Wenn aber eine Sache von grosser Wichtigkeit überlegt wird: so kommt auch der Generalguvernör hieher. An der einen Seite dieses Hauses ist das Magazin der Krone, und an der andern, das Gefängniß.

Die **Häuser** sind fast durchgängig von Stein. In der obern Stadt sind die meisten (ausgenommen die öffentlichen Gebäude) nur ein Stockwerk hoch. Ich sahe zwar noch einige wenige hölzerne Häuser in der Stadt: wenn sie aber veraltet sind, dürfen keine neue von Holz in ihre Stelle gebauet werden. Die Steinhäuser und Kirchen in der Stadt sind nicht von Ziegeln, sondern von dem schwarzen Kalkschiefer, woraus der Berg bestehet, auf dem Quebec liegt, erbauet. Wenn dieser Kalkschiefer tief in dem Berge gebrochen wird, ist er anfänglich so dicht und fest, daß man keine Scherben in demselben erblickt. Nachdem er aber eine Zeit in der Luft gelegen, zertheilt er sich in dünne Blätter. Dieser Stein ist weich, und leicht zu verarbeiten. Die Mauern um die Stadt und um die Gärten bestehen gleichfalls grossentheils aus diesem Stein. Die Dächer an den öffentlichen Häusern sind mit Dachschiefer gedeckt. Doch

hat

hat man diesen Schiefer nicht hier im Lande gefunden, sondern er ist aus Frankreich hieher geführt worden. Diese Schieferdächer haben einige Jahre gegen alle Veränderungen der Luft und Kälte ausgehalten, und noch keinen Schaden gelitten. Die andern Dächer bestehen meistentheils aus Brettern, die entweder mit dem Sparrbalken und der Dachschwelle gleichlaufend sind, oder so geleget worden, daß sie mit dem obern Ende auf dem Sparrbalken und mit dem andern auf der Dachschwelle ruhen. Die Ecken der Häuser, wie auch die Seitentheile um die Fenster, waren oft von einem grauen feinkörnigen Kalksteine, der stark wie ein Stinkstein roch. Dieser war an solchen Stellen nutzbarer als der schwarze Kalkschiefer, der allezeit in der Luft sich in Blätter zertheilte. Die Häuser waren meistentheils mit Kalk beschlagen und äusserlich geweisset. Die Fenster hiengen fast allezeit an der innern Seite der Mauer, so daß man in dem Zimmer nicht viele Gelegenheit hatte, etwas wegzulegen. Des Winters bediente man sich an einigen Orten doppelter Fenster. Das Mitteldach hatte zwey, höchstens drey Sparren, und lag keine Füllung, sondern nur Bretter darauf. Man erhitzete die Zimmer des Winters durch kleine eiserne Oefen, welche man des Sommers wegbrachte. Man hatte weder in den eisernen Oefen noch Kaminen Klappen. Der Fußboden war überall so schwarz, daß er wohl nicht mehr als einmahl im Jahr gesäubert wird.

Der **Pulverthurm** steht auf dem höchsten Gipfel des Berges, wo die Stadt liegt, und zwar etwas südlich vom Schlosse.

Die

Die Gassen in der obern Stadt sind zwar brei
genug, aber wegen der Klippe und des Berges, wor
auf die Stadt gebauet ist, sehr uneben, so daß es ziem
lich verdrießlich und unbequem ist, sowohl zu fahren al
zu gehen. Denn der schwarze Kalkschiefer ragt mit sei
nen scharfen Ecken an vielen Orten hervor; daher ma
auch die Schuhe hier ziemlich abnutzen muß. Uebrigen
ist auch keine Gleichmäßigkeit bey diesen Gassen, sonder
sie gehen in Krümmungen hin und her, und schneide
einander nach allen Winkeln.

Die vielen grossen Baum- und Küchengärten, di
man sowohl bey den Häusern der Jesuiten, als ander
öffentlichen und Privathäusern wahrnimmt, machen
daß die Stadt groß aussieht, ob in derselben gleich kein
beträchtliche Menge von Häusern befindlich ist. Nac
dem Maasstabe soll sie von Süden nach Norden 60
Toisen, und von dem Ufer der untern Stadt zu der west
lichen Mauer 350 bis 400 Toisen lang seyn. Ma
muß aber merken, daß dieser ganze Raum nicht bewohn
ist. Denn beides an der westlichen und südlichen Seit
sind zunächst an der Stadtmauer grosse Plätze, wo ge
genwärtig keine Häuser stehen, und die man ohne Zwei
fel zu bebauen willens ist, wofern die Stadt hinkünfti
mehr Einwohner bekommen würde.

Der **Bischoff**, der hier seinen Sitz hat, ist de
einzige in ganz Canada. Seine Herrschaft erstreckt sic
bis auf Louisiana bey dem Mexicanischen Meerbusen nac
Süden, und bis auf das Südmeer nach Westen. Kaum
wird jemahls ein Bischoff, ausser dem Pabste, ein aus
gedehnteres Land gehabt haben. Aber der geistliche

Schaf

Schafe, die seine Stimme hören, sind in einiger Entfernung von Quebec sehr wenige, und das eine ist oft von dem andern über 100 Meilen weit getrennet.

Diese Stadt ist die einzige See- und Stapelstadt in ganz Canada, und von der alle Waaren, die aus dem Lande gehen, verschickt werden. Der Hafen für die Schiffe ist in dem Flusse unter der Stadt. Er soll daselbst eine Französische Viertelmeile breit, und 25 Klaftern tief seyn. Der Boden ist ein guter Ankergrund. Man soll da vor allem Sturme sicher seyn. Doch ist der Nordost hier der schlimmste, indem er die größte Oefnung hat. Wie ich zuerst ankam, rechnete ich 13 Fahrzeuge, grosse und kleine zusammen genommen, und man erwartete noch mehrere. Es ist aber zu merken, daß keine andere Schiffe und Fahrzeuge, als nur Französische an die Stadt kommen dürfen. Doch können diese von vielen Orten, als von verschiedenen Städten in Frankreich, wie auch von den Französischen Inseln in Amerika oder Westindien, wie diese Inseln hier gemeiniglich genannt wurden, her seyn. Es müssen alle Waaren, die in Montreal und andern Handelsplätzen in Canada befindlich sind, von hier genommen werden. Nicht weniger reisen die Französischen Kaufleute aus Montreal, welche über ein halbes Jahr bey verschiedenen Wilden weg gewesen sind, um Fellwerk aufzukaufen, und zu Ende des Augusts zurückkommen, im September oder October hinunter nach Quebec, um sie da abzusetzen. Dem zu Folge sollte man denken, daß die Kaufleute in der letzt genannten Stadt, wegen einer solchen ihnen allein vergönnten Freyheit äusserst reich wären. Verschiedene aber läugneten es gänzlich.

Sie gaben zwar zu, daß hier sich einige wenige gut stehen dürften: behaupteten aber zugleich, daß sehr viele nicht mehr besässen, als was zu ihrem höchst nothwendigen Unterhalt erfordert würde, ja, daß verschiedene noch dazu bis an die Ohren in Schulden steckten. Die Ursache davon versicherte man, daß die liebe Ueppigkeit wäre, und daß der eine nicht schlechter als der andere seyn wollte. Die Kaufleute wollten sich gut kleiden, gut essen und trinken, und bey jeder Mahlzeit viele Gerichte haben, und groß thun. Ihre Frauenzimmer giengen täglich so geputzt und geschmückt, als wollten sie stündlich zu Hofe gehen.

Die Stadt ist jetzt fast von allen Seiten mit hohen Mauern, vornehmlich nach dem Lande hin, umgeben. Doch waren sie noch nicht gänzlich fertig, sondern man war aufs eifrigste beschäftigt, sie zu Stande zu bringen. Sie werden theils von dem vorher gemeldeten dichten schwarzen Kalkschiefer, theils äusserst von einem dunkelgrauen Sandstein aufgeführet. Zu den Ecken der Thore wird ein grauer Kalkstein angewandt. Gegen die Seeseite hatte man noch eben keine Mauern errichtet, sondern die Natur scheint da das meiste durch den steilen Berg, den keiner ersteigen kann, bewerkstelligt zu haben. Und ohnedem sind die Anhöhen der Berge daselbst so stark mit Canonen bepflanzt, daß es ohnmöglich scheinet mit Schiffen oder Böten zur Stadt zu kommen, ohne vorher in Grund geschossen zu werden. Zur Landseite liegen wiederum lauter harte Berge. Es hat also den Anschein, als wenn die Stadt beides von der Natur und der Kunst ziemlich gut befestigt wäre.

Die

Die Stadt Quebec ist von einem ihrer ehemahligen Guvernöre Samuel de Champlain im Jahr 1608 angelegt worden. Die Geschichte läßt uns wissen, daß es mit ihrem Wachsthum sehr langsam gegangen ist. Im Jahr 1629 zu Ende des Julius ward sie von den Engländern Louis und Thomas Kerck mit Accord eingenommen, und ihnen von dem eben genannten de Champlain überliefert. Es war damahls an allen Nahrungsmitteln in Canada und Quebec bey der Ankunft der Engländer ein solcher Mangel, daß sie dieselben mehr für die Erretter, als Feinde des Landes ansahen. Die erwähnten Kercks waren Brüder des Englischen Admirals David Kerck, der mit seiner Flotte etwas weiter hinunter lag. Im Jahr 1632 wurde die Stadt Quebec zugleich mit Canada durch den Frieden den Franzosen wieder zugestellt. Es ist sehr merkwürdig, was die Geschichte uns davon an die Hand giebt, nehmlich, daß man, nach dem die Engländer Canada eingenommen hatten, in Frankreich in Zweifel gewesen wäre, ob es sich der Mühe verlohnen würde, Canada von den Engländern wieder zurück zu begehren. Einige, ja die meisten meinten, daß man es mit keinem Vortheil zurück fordern könnte: indem das Land kalt wäre; indem die Ausgaben die Einkünfte von dem Lande bey weiten überstiegen; indem Frankreich nicht ohne Schaden ein so weit ausgedähntes Land mit Einwohnern würde besetzen können, sintemahl es dadurch sich selbst nur schwächen dürfte; wobey man sich auf das Beispiel von Spanien berief. Es wäre besser, das Volk in Frankreich zu behalten, sie zu allerhand Handarbeiten und Fabricken anzutreiben; wodurch die andern Europäer, welche in Amerika Pflanzstädte haben, genöthigt werden könnten,

mit ihren Waaren nach den Französischen Häfen zu kommen, und da Französische Arbeiten zu hohlen. Diejenigen aber, die etwas weiter hinaus dachten, wusten, daß das Climat nicht so rauh war. Sie glaubten auch, daß die Ursache der Ausgaben in einem Fehler, den die Compagnie selbst begänge, läge, indem sie das Land nicht recht handhabeten. Dabey wollten sie, daß man nicht viel Leute auf einmahl, sondern weniger zugleich und nach der Hand, so daß Frankreich es nicht merkte, abschicken sollte. Sie hoffeten, daß Frankreich hinkünftig durch dieß Land mächtig werden würde. Denn die Leute würden sich an die Schiffahrt, an den Hering- Dorsch- und Wallfisch-fang, wie auch an den Fang der Seehunde desto besser gewöhnen; und dergestalt würde dieß Land gewisser massen eine Schule der Seeleute werden. Sie führten weiter die vielen Arten von Fellwerk, die Bekehrung der Heiden, den Schiffbau und den verschiedenen Nutzen von dem grossen Walde an. Und wofern kein anderer Vortheil erwüchse, so wäre doch der für Frankreich sehr erheblich, daß es hiedurch den Wachsthum der Engländer in dem nördlichen Amerika hindern, und ihrer zunehmende Macht, die für Frankreich sonst unerträglich werden dürfte, Einhalt thun könnte; anderer Gründe nicht zu gedenken. Die Zeit hat gezeigt, daß diese Gründe gut überdacht gewesen sind, und den Grund zu dem Anwachs von Frankreich gelegt haben. O! hätten wir in dem alten Schweden eben die Gedanken geheget, als wir entweder Besitzer von dem neuen Schweden, dem Kern und der besten Provinz von allen in Nord-Amerika waren, oder wenigstens es noch werden könnten. Ein Kluger und Vorsichtiger siehet nicht allein auf das Gegenwärtige, sondern auch auf das Künftige.

Im

Im Jahr 1663. zu Anfang des Februars verspürte Quebec sowohl als ein grosser Theil von Canada, das grosse Erdbeben, welches das Land so erschütterte, daß noch jetzo Spuren davon zu sehen sind. Doch kam niemand dabey ums Leben.

Den sechszehnten des Octobers im Jahr 1690 wurde Quebec von dem Englischen General **Guillaume Phibs**, der mit Schande und grossem Verlust nach einigen Tagen sich zurück ziehen muste, belagert. Die Engländer haben zwar ein und anderes mahl versucht, den erlittenen Schaden wieder zu ersetzen. Der Lorenzfluß hat aber gezeiget, daß er eine gute Vormauer für dieß Land sey, und daß ein unerfahrner und ein Feind nicht leicht denselben hinauf fährt, ohne dabey zu Schaden zu kommen. Denn in einiger Entfernung von Quebec ist er ganz voll mit verborgenen Klippen, hat an einigen Orten einen starken Strom, und die Schiffe sind genöthigt, nach so vielen Krümmungen hin und her zu fahren.

Die Stadt soll den Namen Quebec von einem Normandischen Worte wegen ihrer Lage, welche auf einer Landzunge ist, erhalten haben. Denn wenn man auf der See bey Isle d'Orleans herunter kömmt, so nimmt man nicht den Theil vom Lorenzflusse wahr, der oberhalb der Stadt liegt; sondern es scheinet als wenn St. Charles Strom, der dann vorne an liegt, eine Fortsetzung des Flusses wäre. Wenn man aber weiter hin kömmt, so sieht man den rechten Lauf des St. Lorenzflusses, welcher anfänglich mit einem grossen Meerbusen oder der Mündung eines Stroms Aehnlichkeit hat. Dieses hat einem Matrosen, dem dieß unvermuthlich zu Gesichte gekommen,

men, Veranlassung gegeben, auszuruffen: Que bec, das ist, o! was für eine Landzunge. Und davon meint man, daß die Stadt ihren Namen erhalten hätte. Andere leiten ihre Abstammung von dem Algonkinschen Worte Quebego oder Quebec her, welches eine Zusammenziehung oder Verengerung bedeutet; indem der Fluß gegen diese Stadt immer schmähler und schmähler wird.

Die Aussprache des Wortes Quebec war hier in dem Lande von den Franzosen als Kebäk, fast ohne Accent, oder so, daß sie beide Sylben gleich lang ausziehen. Das Wort Canada wird sowohl von den Franzosen als Engländern mit dem Accent in der ersten Sylbe ausgesprochen.

Der Lorenzfluß soll hier bey der Stadt aufs genaueste eine Französische Viertelmeile oder ohngefähr eine halbe Schwedische Viertelmeile breit seyn. Das Salzwasser steiget niemahls von dem Meer so hoch hinauf, daß es hier zur Stadt kömmt. Das meiste Wasser, das man hier trinkt und braucht, wird aus diesem Flusse geschöpfet. Es waren alle darin einstimmig, daß, so breit auch dieser Fluß ist, und so stark auch das Wasser, vornehmlich bey der Ebbe strömet, er doch den ganzen Winter über mit Eis bedeckt ist, so, daß man fast die ganze Zeit auf ihm gehen und fahren kann. Ja es soll auch bisweilen geschehen, daß in diesem Monate so kalte Nächte einfallen, daß er, wenn er gleich im Frühlinge im May offen ist, aufs neue zufriert, so daß man auf ihm gehen kann. Dieß ist ein deutlicher Beweiß, daß die Kälte hier sehr streng ist, insonderheit, wenn man mit in Erwägung ziehet, was gleich unten von der Ebbe und Fluth wird gesagt werden. Am weitesten unten bey dessen Mündung soll

di

die Breite des Lorenzflusses bis 26 Französische Meilen betragen, ob man gleich nicht so genau die Gränze zwischen ihm und dem Meer anzugeben weiß, indem er sich allmählich erweitert und sich unvermerkt in das Meer verlieret. Der größte Theil des Wassers, das in den vielen grossen Seen in Canada befindlich ist, unter denen 4 oder 5 wie ziemlich grosse Meere sind, muß sich durch diesen Fluß in das Meer ergiessen. Die Fahrt in diesem Flusse von dem Meer ist in Ansehung des starken Stroms und der vielen Sandbänke, welche sich zuweilen nach neuen Stellen hinziehen, sehr gefährlich. Die Engländer haben dieß vornehmlich ein paar mahl erfahren, als sie Canada einzunehmen willens gewesen sind. Daher sehen die Franzosen auch diesen Fluß mit Grund als die Vormauer von Canada an.

Die Ebbe und Fluth geht im Lorenzflusse weit oberhalb Quebec, wie vorher gesagt worden ist. Der Unterscheid bey Quebec zwischen der niedrigsten Ebbe und der höchsten Fluth soll gemeiniglich 15 oder 16 Französische Fuß ausmachen. Aber bey Neu- und Voll-Licht, und wenn der Wind auch behülflich ist, soll dieser Unterscheid 17 bis 18 Fuß, welches etwas beträchtliches ist, stark seyn.

Vom siebenten. **Gin-seng** wurde überall von den Franzosen hier in dem Lande eine Pflanze genannt, auf deren Wurzel die Chineser einen sehr grossen Wehrt setzen *. Sie ist von undenklichen Zeiten her in der

* Von den Kräuterkennern wird sie *Panax* (*quinque folium*) foliis ternis quinatis genannt. Man sehe GRONOV. *Flor. Virg. p.* 147. LINN. *Mat. med.* §. 116. *Spec. Plant. p.* 1058. Man

Chinesischen Tartarey und in Corea, woselbst sie jährlich gesammlet und nach China geführt worden ist, gewachsen. Der P. du Halde * schreibt, daß sie die kostbarste und die nützlichste Pflanze unter allen in der östlichen Tartarey sey, und daß sie jährlich eine grosse Menge Kräuterforscher zu den Einöden daselbst hinlockte. Von den Tartaren Mantcheoux wird sie **Orhota**, das ist die vornehmste oder Königin der Pflanzen genannt. Sie wird sowohl von den Tartaren, als Chinesern wegen ihrer vortreflichen Kraft, theils verschiedene schwere Krankheiten zu heilen, theils die durch die heftige Anstrengung des Körpers und der Sinne geschwächten Kräfte zu stärken und zu ermuntern, sehr gerühmet. Sie ist so theuer, daß eine Unze von gutem Gin-seng in Peking 7 oder 8 Unzen Silber kostet. Als die in Canada befindlichen Französischen Kräuterliebhaber ihre Gestalt erblickten, erinnerten sie sich, daß sie hier im Lande eine ähnliche Pflanze gesehen hätten. Sie wurden um so viel mehr in diesen Gedanken bestärkt, da verschiedene Pflanzen in Canada unter eben der Pohlhöhe liegen, als die Oerter in der Chinesischen Tartarey und China, wo die rechte Gin-seng wild wächst. Es schlug ihnen auch nicht fehl. Sie fanden dieselbe Gin-seng an vielen Stellen des nördlichen Amerika, sowohl in den Französischen als Englischen Pflanzörtern in Wäldern, wo es eben war, häu-

Man findet sie ausserdem beschrieben und angeführt in CATESBY'S *Natur. Hist. of Carolina T. 3. p. 16. t. 16.* LAFITAV *Ginf. 51. t. 1.* P. CHARLEVOIX *Hist. de la nouvelle France T. IV. p. 308. Fig. XIII. T. V. p. 24.* bey welchen man zugleich ihre Abbildung sehen kann.

* *Description de l'Empire de la Chine, T. IV. p. 9.*

häufig wild wachsen. Sie liebt Schatten und einr tiefe fette Gartenerde, nicht aber nasse oder erhabene Stellen. Man kann nicht eben sagen, daß sie so gemein ist. Denn bisweilen kann man einige Meilen durch die Wälder reisen, ohne ein einziges Kraut von ihr zu sehen. Doch wächst sie in Menge an den Orten, die sie zu ihrem Aufenthalte erwählt hat. Sie blühet im May und Junius, und die Beere sind zu Ende des Augusts reif. Sie verträgt gut, mit der Wurzel von dem einen Orte zum andern versetzt zu werden, und fängt bald an ihrer neuen Stelle zu wachsen an. Einer und der andere, der die Beere gesammlet und sie in den Küchengarten gesetzt hat, berichteten, daß sie ein oder zwey Jahre in der Erde gelegen, ehe sie aufgeschossen wären. Die Iroquois nennen diese Wurzeln **Garangtoging.** Das Wort ist nach Schwedischer Aussprache geschrieben, und soll so viel als ein Kind ausdrücken, indem die Wurzel einiger massen damit eine Aehnlichkeit hat. Nach anderer Meinung soll aber dadurch die Lende und das Bein verstanden werden, denen es ziemlich gleich siehet. Der Nutzen, den die Franzosen dieser Wurzel zuschreiben, bestehet darin, daß sie die Engbrüstigkeit hebt, den Magen stärkt, und die Fruchtbarkeit bey den Frauenzimmern befördert. Man trieb jetzt hier einen starken Handel mit ihr. Denn man sammlete sie in Menge und verschickte sie nach Frankreich, von wo sie nach China mit sehr gutem Vortheil gebracht wird. Als man sie zuerst von hier nach Europa zu versenden anfieng, wurde sie sehr gut bezahlt. Man erzählte, daß einige Kaufleute in Frankreich anfänglich ein unglaubliches Glück mit diesem Handel nach China gemacht hätten. Als sie aber so fleißig fortfuhren, sie nach China

zu versenden; so ist der Preis derselben sowohl in China, als folglich in Frankreich und hier in Canada ansehnlich gefallen. Doch finden die Kaufleute noch ihre gute Rechnung dabey. Im Sommer des Jahrs 1748 bezahlte man in Quebec 6 Francs für ein Pfund Gin-seng. Gemeiniglich bezahlt man ein Pfund Gin-seng mit 100 Sols daselbst. Während der Zeit, da ich mich jetzt in Canada aufhielt, empfiengen fast alle Handelsleute, sowohl in Quebec als Montreal, Briefe von ihren Freunden in Frankreich, worin sie ersucht wurden, diesen Sommer eine Menge Gin-seng sammlen zu lassen, und nach Frankreich zu überschicken. Es war also der Sommer vom Jahr 1749, da man diese Wurzel mehr als gewöhnlich in Frankreich suchte. Daher sammlete man sie auch in Canada mit vielem Fleisse. Die Wilden reiseten insonderheit emsig umher, um so viel Wurzeln, als sie konnten, zusammen zu bringen, welche sie den Kaufleuten in Montreal hernach überliessen. Die rings um diese Stadt wohnenden Wilden, waren in diesem Sommer mit dem einsammlen der Wurzeln so beschäftigt, daß die Französischen Bauern während der ganzen Zeit nicht im Stande waren, einen Indianer zu miethen, um wie sonst immer gewöhnlich ist, ihnen bey der Erndte zu helfen. Manche befürchteten, daß, wenn man sie einige Jahre nach einander mit solchem Fleisse auftreiben wollte, ohne an jedweder Stelle einige Pflanzen zur Fortpflanzung stehen zu lassen, innerhalb kurzer Zeit wenig nachbleiben würde; welches sehr wahrscheinlich ist. Denn es berichteten alle, daß sie ehemahls in der Nähe um Montreal häufig gewachsen sey. Jetzt war sie aber da so ausgereutet, daß keine einzige Pflanze mehr daselbst

zu

zu finden war. Daher waren die Wilden in diesem Sommer genöthigt, weit innerhalb der Englischen Gränze zu gehen, um diese Wurzeln aufzusuchen und zu sammlen. Sie erhielten nun von den Handelsleuten in Montreal 40 Francs für einen Minot, der mit diesen frischen Wurzeln angefüllt war. Man hatte hernach ziemlich viel Mühe mit ihnen. Denn die von den Wilden erhandelten Wurzeln wurden gleich auf den Böden ausgebreitet, um da zu liegen und eine lange Zeit zu trocknen. Gemeiniglich wurden zwey Monate und noch mehr erfordert, nach dem die Witterung dürre oder feuchte war, ehe sie so trocken, als nöthig ist, werden konnten. Während dieser ganzen Zeit müssen sie ein oder ein paar mahl täglich gewandt werden, sonst werden sie schimmlich oder verderben. Etwas nördlich von Montreal hatte man sie niemahls wild wachsen gesehen. Der Vorsteher der Geistlichen hier im Lande und verschiedene andere erzählten mir, daß die Chineser diese Canadische Gin-seng für eben so gut, als die Tartarische hielten; und daß noch niemanden völlig bekannt wäre, wie die Chineser bey der Zubereitung dieser Wurzel verführen. Doch soll sie unter andern darin bestehen, daß wenn man die Wurzel genommen und sie zu trocknen angefangen hat, ein Decoct von den Blättern der Pflanze gemacht wird, worin man die Wurzel einweicht. Die Wurzel, welche die Chineser zubereiten, soll fast durchscheinend seyn, und wie Horn inwendig aussehen. Die Wurzel, die für tauglich erkläret werden soll, muß schwer und inwendig dicht seyn.

Die

Die in Canada fast durchgehends so genannte **Herba capillaris** * war auch eine von den Gewächsen, womit Canada einen erheblichen Handel treibet. Sie wird von den Engländern in ihren Pflanzörtern **Maidenhair** genannt. Sie wächst in Menge in allen Englischen Provinzen, die ich in dem nördlichen Amerika durchreiset bin. Und ist in dem südlichen Theil von Canada gleich gemein. Aber um Quebec bin ich ihrer niemahls gewahr worden. Sie kommt eigentlich nur im Schatten in den Wäldern in ziemlich guter Erde fort. Verschiedene Leute beides in Albany und Canada berichteten, daß ihre Blätter sehr stark, anstatt des Thees, in der Schwindsucht, in dem Husten und allen Brustkrankheiten gebraucht würden. Sie haben dieß von den Wilden gelernet, welche sie von uralten Zeiten her hiezu angewandt haben. Diese Amerikanische soll in der Heilungskunst besser als das **Frauenhaar** ** welches in Europa gefunden wird, seyn. Daher wird jährlich nach Frankreich eine sehr grosse Menge davon verschicket. Der Preis ist verschieden, und richtet sich theils nach ihrer Güte, und nachdem sie bey dem Trocknen gehandhabet worden, theils auch nach der Menge, die man davon erhält. Denn wenn sie in grosser Menge gesammlet und nach Quebec hinunter gebracht wird: so fällt der Preis, und umgekehrt, wenn davon weniger einkömmt.

Gemei-

* Sie ist das Adiantum pedatum des Ritters Linnäus. Man sehe *Spec. pl. p.* 1095. Vom Cornutus in dessen *Canadens. plant. historia p.* 7. wird sie Adiantum Americanum genannt. Er beschreibt sie daselbst und liefert auf der 6ten Seite eine Abbildung von ihr.

** Adiantum capillis veneris.

Gemeiniglich ist der Preis in Quebec für ein Pfund von 15 bis 5 Sols. Die Wilden begaben sich diese Zeit in Menge herum in die Wälder, und fuhren weit oberhalb Montreal, dieses Kraut aufzusuchen und zu sammlen.

Die **Küchenkräuter** kommen an diesem Orte sehr gut fort. Der **Weißkohl** stund sehr schön, ob er gleich an einigen Orten ansehnlichen Schaden von den Würmern gelitten hatte. Der **Rothlauch** war hier stark im Gebrauche, wie auch **andere Arten von Lauch.** Nicht weniger bediente man sich häufig verschiedener Arten **Kürbisse**, der **Melonen**, des **Sallats**, der **Hindläuftwurz**, verschiedener Arten **Erbsen**, **Teutscher** und **Vicebohnen**, der **Möhren** und **Gurken.** Man hatte auch ziemlich viel **rothe Beten**, **Rettich**, **Reddisen**, **Timjan** und **Majoran.** Die **Rüben** werden hier stark gesäet und vornehmlich im Winter gebraucht. Die **Pastinakwurzeln** aß man verschiedentlich, ob gleich nicht so gar häufig. Sehr wenige hielten etwas auf die **Erdartischocken.** Weder die gemeinen * noch die Bermudischen **Poteten** ** pflanzte man in Canada. Auf die Frage, warum sie dieselben nicht pflanzten? antworteten sie, daß sie an keiner von diesen Arten Gefallen fänden, und lachten die Engländer aus, daß ihnen dieselben so gut schmeckten. Der **Wurzelkohl**, oder die Kohlwurzeln, waren nirgends in dem ganzen nördlichen Amerika, weder bey den Schweden, Engländern, Holländern, Irrländern, noch Teutschen oder Franzosen bekannt. Diejenigen, welche hier in Canada in

* Solanum Tuberosum.

** Conuoluulus Batatas.

in vielen Jahren mit allerhand Küchenkräutern gehandelt hatten, und in dem Gartenwesen Einsichten besassen, berichteten, daß sie jährlich genöthigt wären, neuen Samen aus Frankreich zu verschreiben; indem sie hier in Canada gemeiniglich in der dritten Abstammung ihre Kraft verlören, und nicht so gute und wohlschmeckende Gewächse hervorbrächten.

Bey den Wilden, welche in dem nördlichen Amerika von uralten Zeiten gewohnet, und von einerley Volkarten und Sprachen sind, haben die Europäer niemahls einige Buchstaben vielweniger Schriften oder Bücher finden können. Diese Wilden haben daher in einigen Jahrhunderten in der größten Unwissenheit und Dunkelheit gelebet. Aus der Ursache wissen sie selbst nicht einmahl, wie es mit ihrem Lande vor der Ankunft der Europäer beschaffen gewesen, sondern alle ihre Kenntniß davon beruht auf lose Sagen und Fabeln. Es weiß niemand, ob vor den Wilden, die jetzt hier wohnen, ein anderes verschiedenes Volk sich vorher da aufgehalten habe, oder ob auch einige andere Völker diesen Welttheil, ehe Columbus den Weg dahin entdecket, besucht haben. Eben so ist es unbekannt, ob die christliche Lehre jemahls in ältern Zeiten hier gepredigt worden ist. Ich redte mit verschiedenen Jesuiten, welche in diesem grossen Lande weit herumreisen, und frug sie, ob sie jemahls bey den Wilden, die daselbst wohnen, einige Spuren, daß ehedem Christen da gewesen wären, gefunden hätten: sie läugneten es aber insgesammt. So unwissend diese Wilden in Wissenschaften und der Schrift sind, und allezeit gewesen: so unerfahren sind sie auch in der

Bau-

Baukunst und den Handarbeiten gewesen. Man suchet bey ihnen vergebens wohlgebauete Städte oder Häuser, künstlich gemauerte Vestungen, hoch erhabene Thürmer und Pfeiler, mit andern ähnlichen Dingen, welche die alte Welt ganz von uralten Zeiten aufweisen kann. Die Gebäude unserer Wilden bestehen in elenden Hütten von Baumrinden, wo fast von allen Seiten der Regen und der Wind einbrechen kann. Ihr einziges Mauerwerk besteht darin, daß sie einige lose graue Felssteine auf die Erde rund um die Feuerstätte in ihren Hütten legen, um zu verhindern, daß die Brände nicht zu weit in die Stube fallen, oder vielmehr, daß sie die Stelle in ihrer Hütte, wo die Feuerstätte ist, abzeichnen. Ein Reisender genießt hier nicht des zehnten Theils von dem Vergnügen, dessen er sich in unsern alten Ländern bey seinen Reisen erfreuen kann. Denn fast jeden Tag kömmt ihm ein Denkmaal des Alterthums vor. Bald sieht er eine alte berühmte Stadt; bald Ueberbleibsel von einem alten Schlosse; bald ein Feld, wo vor einem oder mehr hundert Jahren eine blutiges Treffen zwischen den mächtigsten und klügesten Königen oder Generalen vorgefallen ist; bald eines grossen gelehrten oder auf andere Weise weitberühmten Manns Geburtsort oder ehemahligen Aufenthalt, u. s. w. Man kann an solchen Orten seine Gedanken auf mannigfaltige Weise ergetzen, und sich alle vergangene Begebenheiten gleichsam lebendig vorstellen. Hier in Amerika hat man aber ein solches Vergnügen nicht. Man darf in der Geschichte kaum länger, als auf das, was sich seit der Ankunft der Europäer zugetragen hat, zurückgehen. Das was vorher vorgefallen ist, hat mit einer Erdichtung und Traum grössere Aehnlichkeit,

als

als mit einer wirklichen Begebenheit. Doch hat man in spätern Zeiten ein und anderes Denkmaal des Alterthums gefunden, woraus sich schliessen liesse, daß Nord-Amerika entweder in ältern Zeiten von einem ältern und in den Wissenschaften mehr erleuchteten Volke, als dasjenige, welches die Europäer bey ihrer ersten Ankunft da angetroffen, bewohnt gewesen, oder daß von der alten Welt nach diesem Lande ein Heerzug angestellet worden sey.

Dieß wird durch eine Nachricht bestätigt, die mir der Herr **Verandrier**, der selbst die Expedition zum Südmeer, der ich gleich gedenken werde, anführte, bey der Tafel des Generalguvernörs Marquis la Galissoniere, über der Mittagsmahlzeit mittheilte. Ich habe eben das hernach verschiedene mahl von andern erzählen gehört, welche selbst Augenzeugen davon gewesen sind. Es besteht kürzlich in dem folgenden. Einige wenige Jahre vor meiner Ankunft in diesem Lande, wurde von dem damahligen Generalguvernör über Canada, Chevalier de Beauharnois, dem erwähnten Officier, Herrn Verandrier Befehl gegeben, mit einer Menge Mannschaft eine Expedition von Canada quer durch das nördliche Amerika zu dem Südmeer vorzunehmen, um zu untersuchen, wie weit diese Oerter von einander entfernet wären, und zu erforschen, was für Nutzen entweder Canada oder Louisiana durch die Verbindung mit diesem Meer haben könnte. Die Reise wurde zu Pferde von Montreal, und zwar aufs genaueste, oder so viel es sich wegen Ströme, Seen, Berge u. s. f. thun ließ, nach Westen angestellt. Als sie tief in das Land hineinkamen, und vielen Arten von

Voll

Volk vorbey gereiset waren: stellten sich ihnen zuweilen grosse von Gehölzen entblößte Felder dar, die voll mit einem hohen Grase waren, und einige Tagereisen in eins fortliefen. An vielen von diesen Feldern war die Erde durchgängig mit Furchen bezogen, als hätte man sie ehemahls mit einem Pfluge so zugerichtet, und als wenn in alten Zeiten Aecker da gewesen wären. Es ist zu merken, daß die Erde von denen jetzt in Amerika befindlichen wilden Völkern nicht dergestallt hat bestellet werden können, indem sie niemahls Pferde, Ochsen, Pflüge und ähnliche Ackergeräthschaft weder gebraucht haben, noch jetzt brauchen; noch vor der Ankunft der Europäer jemahls einem Pflug gesehen haben. An zwey oder drey Stellen, doch weit von einander, sind in den Felsen gleichsam Eindrücke von Füssen, sowohl von erwachsenen Menschen als von Kindern, zu sehen gewesen. Dieß ist aber ohnfehlbar als ein Spiel der Natur zu betrachten. Als sie weit nach Westen gekommen waren, wo, so viel man weiß, kein Franzose oder Europäer gewesen ist, fanden sie an einem und dem andern Orte, beides in dem Walde und auf weiten flachen Feldern, grosse Pfeiler von Steinen, die sich gegen einander lehneten. Die Pfeiler bestunden aus einem Stücke, und konnten die Franzosen nicht anders sehen, als daß sie von Menschenhänden errichtet wären. Verschiedentlich haben sie solche Steine auf einander gelegt, und gleichsam gemauert, angetroffen. An einigen Orten wo solche Steine gestanden sind, haben sie keine andere Steine in der Nähe wahrgenommen. Sie haben an keinem von diesen Steinen eine Schrift oder Buchstaben entdecken können, so sorgfältig sie auch darnach gesuchet. Endlich aber sind sie auf einen grossen Stein gerathen,

der einem Pfeiler geglichen, und in dem ein anderer kleiner Stein, den man mit unbekannten Buchstaben an beiden Seiten beschrieben, eingefügt gewesen ist. Diesen Stein, der ohngefähr die Länge eines Französischen Fusses, und beynahe die Breite einer Hand gehabt hat, brachen sie los, und führten ihn hernach mit sich nach Canada, von da er dem Staatssecretair in Frankreich, dem Grafen Maurepas, zugeschickt worden. Wohin er nachher gekommen, wuste keiner zu sagen, sondern sie glaubten, daß er noch in seinem Cabinette aufgehoben würde. Verschiedene von den Jesuiten, welche selbst hier in Canada diesen Stein gesehen und in Händen gehabt haben, berichteten einstimmig, daß sie die Buchstaben, die an ihm eingeritzet gewesen, mit denjenigen, die in Büchern von der Tatarey als Tatarische Buchstaben abgezeichnet stehen, verglichen, und sehr viele völlig von einerley Art gefunden hätten. Ob nun gleich die nach dem Südmeer abgeschickten Franzosen sich alle erdenkliche Mühe gaben, von dem da wohnenden Volke zu erfahren, wenn und von welchen diese erwähnten Steinpfeiler errichtet worden? was sie für Sagen und Gedanken davon hätten? wer derjenige gewesen, der die Buchstaben geschrieben? was dadurch verstanden würde? was für eine Art Buchstaben es wäre? und in welcher Sprache sie geschrieben worden? mit andern Umständen: so konnten sie doch von ihnen nicht die geringste Erläuterung davon erhalten, sondern diese Wilden waren selbst so unwissend in dieser Sache, als die Franzosen. Das einzige, was sie darauf zur Antwort zu geben wusten, war dieß, daß diese Steine daselbst von uralten Zeiten gestanden wären. Die Oerter, wo die erwähnten Pfeiler stunden, waren bis 900 Fran-

zösi-

sische Meilen westwärts von Montreal entfernet. Die
chte Absicht bey ihrer Reise, nehmlich nach der Westsee
nzukommen, und die Entfernung derselben von Canada
unterşuchen, wurde doch nicht von der abgeschickten
Mannschaft erreichet. Denn sie wurden verleitet, an
nem Kriege, welchen die am weitesten weg wohnenden
lden Völker unter einander führten, Theil zu nehmen,
welchem einige von den Franzosen gefangen genommen,
e andern aber genöthigt wurden, auf die Rückreise sich
begeben. Von den letzten und längst nach Westen
hnenden Wilden, bey denen sie waren, erfuhren sie
h, daß von da nur wenige Tagesreisen nach dem Süd-
er wären; daß sie öfters mit denen bey dem letzgedach-
Meer befindlichen Spaniern Handel trieben; daß sie
h zuweilen nach dem Hudsonischen Meerbusen reiseten,
d mit den Engländern handelten. Einige von diesen
ilden hatten Häuser, die von Erde aufgeführet waren.
ele Völker von ihnen hatten niemahls einen Franzosen
her gesehen. Sie waren meistentheils in Fellen geklei-
; viele giengen aber ganz nackend.

Es waren alle in Canada, die eine Reise weit in
s Land, entweder nach Süden oder vornehmlich nach
esten angestellt hatten, darin einstimmig, daß man da-
st an vielen Orten grosse flache von Wäldern ent-
ßte Felder antrift, wo die Erde mit Furchen bezogen
als wäre sie vorher mit einem Pfluge so bestellet wor-
, und als wenn ehemahls Aecker daselbst gewesen
en. Auf was Weise die Erde zuerst so zugerichtet
den, kann niemand sagen. Denn die Aecker eines
zen und sehr grossen Dorfs oder Stadt der Wilden,

können gemeiniglich ihrer Weite nach nicht ein viel grö
seres Land einnehmen, als was mit 4 oder 6 unser
Morgen überein kömmt; da gleichwohl die genannten m
Furchen bezogenen Felder bisweilen einige Tagereisen au
machen sollen, ausgenommen, daß man eine kleine eber
Stelle hin und wieder, oder auch einige kleine Anhöhe
erblickt.

Mehrere Denkmäler des Alterthums konnte ich
Canada nicht erfragen, so sorgfältig ich mich auch da
nach erkundigte. In der Fortsetzung meiner Reiseb
schreibung für das Jahr 1750 finde ich Gelegenheit v
zweyen andern Merkwürdigkeiten zu reden. Daß ab
unsere Scandinavier, vornehmlich die nordischen, lan
vor den Zeiten des Columbus Reisen nach dem nördlich
Amerika unternommen, hat unter andern der Herr M
gister Georg Westmann klärlich und umständlich in sein
gelehrten, zur Erhaltung der Würde, im Jahr 1747,
Åbo vertheidigten Streitschrift dargethan; wohin ich d
her den geneigten Leser verweise.

Vom achten. Des Morgens besahe ich das grö
sere Nonnenkloster hier in der Stadt. Es wird so
bey höchster Strafe einer Mannsperson nicht verstatt
daselbst Besuch abzulegen; ausgenommen, in gewiss
Zimmern, welche durch ein Gitterwerk abgetheilet sin
wo entweder die Mannspersonen oder auch Frauensleu
die nicht zum Kloster gehören, an der äussern, und die No
nen an der innern Seite stehen, und so mit einander du
die Löcher des Gitterwerks reden. Um aber die vielf
tige Gunst und Ehre, welche die Französische Nati
mir, als einem Schweden erzeigte, zu vermehren, v
fü

ügte der Generalguvernör Marquis la Galissoniere es
dahin, daß mir der Bischoff erlaubte, in das Kloster selbst
hinein zu gehen und die Einrichtung zu sehen. Der
Bischoff allein kann den Mannsleuten diese Freyheit er=
theilen, es geschiehet aber auch sehr selten. Doch hat
der Königliche Arzt wegen der Kranken, wie auch ein
Wundarzt, die Erlaubniß, so oft als sie nöthig erachten,
hineinzugehen. Der Herr Gaulthier, ein Mann von
grossen Einsichten sowohl in der Arzneigelahrheit als der
Kräuterkunde, war jetzt Königl. Arzt hieselbst, und folgte
mir bey diesem Besuche. Wir besahen erst das Hospital,
welches gleich beschrieben werden soll, und darauf gien=
gen wir hinauf ins Kloster, welches einen Theil des
Hospitals ausmacht. Es war ein grosses Steinhaus, von
dreyen Stockwerken, das man inwendig in lange Gänge,
mit Kammern, Sälen und andern Zimmern zu beiden
Seiten der Gänge, abgetheilt hatte. Die Kammern der
Nonnen waren in dem obersten Stockwerk zu beiden Sei=
ten an dem langen Gange. Sie waren ziemlich klein.
Inwendig waren sie nicht bemahlt, sondern es hiengen
nur einige Bilder von Papier, welche Heilige und was
ähnliches vorstelleten, wie auch das Bildniß des Erlösers
am Kreuze, an der Wand. Ein Bett mit Vorhängen
und guten Betten, ein kleines schmahles Pulpet, und ein
paar Stühle, waren alles, was man in der Kammer an=
traf. Es wurde niemahls in einer derselben geheizet,
sondern die Nonnen sollen auch im Winter in der Kälte
liegen. Auf dem langen Gange stund gleichwohl ein ei=
serner Ofen, der im Winter geheizet wird; und indem
alsdenn die Stubenthüren offen gelassen worden, so kan
einige warme Luft da hinein kommen. In dem mittlern

 Stock=

Stockwerk befanden sich die Zimmer, in denen sie sich täglich
aufhielten, wenn sie beysammen waren; als das Zim
mer, worin sie arbeiteten. Dieses war groß, hübsch be
mahlt und ausgeputzt, und hatte einen eisernen Ofen
Hier beschäftigten sie sich mit allerhand, sie neheten, br
dierten, vergoldeten, verfertigten Blumen von Seid
die mit den natürlichen sehr viele Aehnlichkeit hatten
Mit einem Worte, die Nonnen gaben sich mit allen de
feinen Arbeiten ab, die man von dem Frauenzimmer e
warten kann. In einem andern Zimmer oder Saal k
men sie zusammen, um ihre Berathschlagungen zu halte
In einem andern lagen diejenigen, die einiger massen
krank waren. Diejenigen aber, die mit einer schlimmer
Krankheit behaftet waren, hatten ihr besonderes Zimme
In einem andern unterwies man die neuen Ankömmlin
und die, welche den Nonnenorden anzunehmen willen
waren. Ausserdem war noch ein besonderer Saal zu
Speisezimmer bestimmet. Hier stunden Tische zu all
Seiten. An der einen Seite war eine kleine Kanz
errichtet, auf der ein Buch in Französischer Sprache, v
dem Leben der Heiligen, deren die heilige Schrift e
wähnet, lag. Wenn sie essen, so ist es überall still, u
niemand redet ein Wort. Darauf tritt eine von d
ältesten auf die Kanzel, und lieset ihnen im Stück a
dem gemeldeten Buche vor; und wenn dieß zu Ende g
bracht worden, nehmen sie ein anderes geistliches Bu
Während der Mahlzeit sitzen sie nur an der innern Se
des Tisches gegen die Wand; an der äussern Seite a
sind keine Stühle, noch sitzt jemand da. Fast in ein
jedweden dieser Zimmer und grossen Säle stund ein v
goldeter Tisch, worauf Lichter und Leuchter, sammt d
Bi

Bildnisse des Erlösers, und einiger Heiligen daneben, gestellt waren; bey welchem Tische sie ihre Gebeter verrichteten. An der einen Seite war die Kirche, und neben derselben ein grosser Saal, den man mit einem Gitterwerk von der Kirche abgeschieden hatte, so, daß die Nonnen nur nach der Kirche hingucken, nicht aber hinein kommen konnten. Wenn Gottesdienst gehalten wird, sind die Nonnen in diesem grossen Saale, und der Priester ist in der Kirche neben bey. Wenn der Priester seine Kirchenkleider anziehet, so reichen die Nonnen ihm dieselben durch ein Loch zu; und ist ihnen niemahls erlaubt, in die Sacristey mit zu gehen und mit dem Priester in einem Zimmer zu bleiben. Es waren hier überdem noch verschiedene andere Zimmer und Säle, auf deren Nutzen und Absicht ich mich nicht so recht besinnen kann. In der untersten Wohnung war die Küche, das Backhaus, verschiedene Speisekammern, u. s. f. Auf dem Boden zu öberst hatten sie ihr Getraide, und da trockneten sie auch ihr Leinenzeug. Bey dem mittlersten Stockwerke war an der äussern Seite oder aussen vor, als ein Altan fast rings um das Haus gesetzet, wo die Nonnen hinaus gehen konnten, um frische Luft zu schöpfen und sich umzusehen. Die Aussicht von dem Kloster war fast zu allen Seiten sehr schön. Man konnte von da über die See, wie auch über die Felder und Aecker, die aussen vor der Stadt lagen, hinsehen. An der einen Seite des Klosters war ein grosser Garten befindlich, in den die Nonnen gleichfalls sich hinzubegeben, um daselbst zu spazieren, Freyheit hatten. Der Garten gehörte den Nonnen zu, und war mit einer hohen Mauer umgeben. Man nahm da eine Menge von allerhand Arten von Küchenfrüchten, von Aepfel- Kirschen- und wilden Wallnußbäu-

 men,

men, wie auch rother Johannisbeerbüschen, nebst andern Gewächsen, wahr. In diesem Kloster waren, wie man berichtete, ohngefähr 50 Nonnen, die schon meistentheils ihre Jahre hatten, so daß kaum eine unter 40 Jahren alt war. Es hielten sich jetzt ein paar junge Frauenzimmer da auf, welche in den Stücken, die eigentlich zur Nonnenwissenschaft gehören, unterrichtet werden sollten. Diese neuen Ankömmlinge nimmt man nicht gleich an, sondern man hat sie in zwey oder drey Jahren auf die Probe, um zu versuchen, ob sie gesetzt und beständig werden wollen. Denn in dieser ganzen Zeit steht es in ihrer Freyheit, aus dem Kloster wieder wegzugehen, wofern sie keine Neigung finden, da zu bleiben. Wenn sie aber einmahl als Nonnen aufgenommen und dafür erklärt worden sind, so sind sie verbunden, ihre ganze Lebenszeit da zuzubringen. Merket man, daß sie ihre Lebensart verändern wollen, so steckt man sie in ein Zimmer, aus dem sie niemahls wieder heraus kommen können. Die Nonnen in diesem Kloster entfernen sich niemahls weiter vom Kloster als ins Hospital, welches daneben liegt, und einen Theil des Klosters ausmacht. Dahin gehen sie, um die daselbst befindlichen Kranken zu pflegen und ihnen aufzuwarten. Bey dem Abschiede frug mich die Aebtißin, ob ich mit allen ihren Einrichtungen zufrieden wäre. Und nachdem ich mich erkläret hatte, daß sie mir gefielen, ob die Lebensart gleich sehr gezwungen wäre, sagte sie mir weiter, daß sie mit ihren Schwestern Gott für mich herzlich bitten wollten, daß ich gut Römisch-Catholisch gesinnt würde. Ich antwortete darauf, daß mir noch mehr darum zu thun wäre, ein guter Christe zu seyn und zu bleiben, und daß ich zur Vergeltung für ihre mir ertheilte Ehre und

ihre Gebete, nicht unterlassen wollte, Gott eifrig anzuruffen, daß er aus ihnen gleichfalls gute Christen machen möchte; denn dieß wäre die höchste Stuffe einer wahren Religion, zu der man hier in der Sterblichkeit gelangen könnte. Worauf sie mit einem angenehmen Lächeln Abschied nahm. Verschiedene hier in der Stadt, so gar unter den Frauenzimmern sagten, daß sich selten eine von den Nonnen in das Kloster begeben hätte, ehe sie schon zu einem solchen Alter gekommen wäre, welches ihr einen starken Zweifel erwecket, weiter verheyrathet zu werden. Fast in allen 3 Klöstern hier in Quebec sahen die Nonnen sehr alt aus, so, daß der erwähnte Ausspruch nicht völlig ungegründet seyn wird. Man war hier überall darin einig, daß in Canada, sowohl auf dem Lande, als in den Städten, bey weiten nicht so viele Mannspersonen als Frauensleute wären. Denn viele Mannspersonen sterben auf ihren Reisen; viele fahren nach den Westindischen Inseln, und sterben da entweder, oder lassen sich da nieder; viele kommen in dem Kriege um u. s. f. Hieraus scheinet für einige Frauenzimmer eine Nothwendigkeit zu entstehen, in das Kloster sich zu begeben.

Das Hospital machte, wie schon gemeldet worden, einen Theil des Klosters aus. Es bestund aus zweyen grossen Sälen und einigen Zimmern neben der Apotheck. In diesen Sälen nahm man an jedweder Seite zwey Reihen mit Betten, die eine innerhalb der andern, wahr. Die innern Betten neben der Wand waren mit Vorhängen versehen, die äussere aber waren offene Bettladen. In einem jedweden Bette lag ein schönes Bettzeug, mit doppelten reinen Lacken. So bald der Kranke das Bett

verlassen hatte, wurde dasselbe sogleich zurecht gebettet; damit alles hier im Hospital sauber, rein und ordentlich wäre. Die Betten stunden drey oder vier Ellen von einander ab, und neben einem jedweden war ein kleiner Tisch zugestellet. Es waren in diesem Saale gute eiserne Oefen und hübsche Fenster. Die Nonnen warteten den Kranken auf, und brachten ihnen Essen und alles was sie nöthig hatten, zu. Ausser ihnen befanden sich hier einige Mannspersonen zur Aufwartung, und ein Wundarzt. Der Königl. Arzt war auch verbunden, ein oder mehr mahl des Tages hieher zukommen, nach allem zu sehen, und das nöthige zu verschreiben. In dieß Hospital werden gemeiniglich kranke Soldaten aufgenommen, deren es vornehmlich zu der Zeit, wenn die Schiffe des Königs ankommen, welches mehrentheils im Julius und August geschiehet, und zur Kriegeszeit, eine grosse Menge giebt. Zu andern Zeiten aber, wenn unter den Soldaten nicht viele krank sind, können auch andere Arme, und zwar so viele, als Stellen und Betten ledig sind, eintreten. Der König giebt hier alles, was zu der Verpflegung der Kranken, dem Essen, den Arztneimitteln, der Wärme, u. s. f. erfordert wird. Man hatte besondere Zimmer für diejenigen, die sehr krank waren, damit sie nicht von dem Geräusche, das in dem grossen Saal vorfällt, beunruhigt werden möchten.

Es war hier überall gewöhnlich, daß, wenn jemand niesete, die Gegenwärtigen eine Verbeugung machten. Bey den Engländern und Holländern geschahe dieß aber fast niemahls. Es mögen andere urtheilen, welches von beiden mehr zu billigen sey. Auf der Gasse nimmt man

den

den Hut blos vor Bekannten und den Vornehmen, nicht aber vor allen ab. Junge Leute behielten oft den Hut in dem Zimmer, wo Frauenzimmer waren auf; doch nahmen ihn die meisten, vornehmlich die Aeltern, bey der Gelegenheit ab. Die Frauenzimmer kräuselten und puderten ihre Haare täglich, und legten sie jeden Abend mit Papier in Locken; womit aber die Frauenzimmer in den Englischen Pflanzstädten fast niemahls ihre Zeit verderben. Die Mannsleute trugen meistentheils ihre eigenen Haare mit umgebundenen Beutel. Einige giengen auch in einer Beutelperücke. Die meisten von den ältlichen hatten entweder lock- oder glatte Perücken. Sehr wenige von den Vornehmen trugen einen Zopf in den Haaren. Bey den vornehmern Mannsleuten war es stark in Gebrauch, galonierte Kleider anzuziehen. Alle, die sich in den Diensten der Krone befanden, giengen mit Degen. Wenn die Mannspersonen, so gar die vornehmsten von ihnen, den Generalguvernör ausgenommen, in der Stadt ausgiengen, und es sich nach dem Regen anließ, so trugen sie ihre Mäntel selbst auf dem linken Arme. Wenn jemand in ein Haus kam, wo er Bekannte hatte, und einige Zeit nicht da gewesen war, so grüssete er sie, von welchem Geschlechte sie auch waren, mit einem doppelten Kusse.

Die **Pflanzen**, die ich hier in Canada fast jeden Tag sammlete und anzeichnete, und zum Theil beschrieb, gehe ich nun, wie vorher mit Fleiß vorbey, und will die Geduld meiner Leser mit deren Hererzählung nicht ermüden. Ausserdem würde diese Reisebeschreibung, wofern ich meine fast täglich gemachten Botanischen Wahrnehmun-

mungen, und die Beschreibungen von verschiedenen Thieren, Vögeln, Insekten, Erd- und Bergarten, mit andern ähnlichen Merkwürdigkeiten einrücken wollte, zuverläßig sechs, wofern nicht zehnmahl grösser und weitläuftiger, als sie jetzt ist, werden. Welcher Buchdrucker aber hier in Schweden wollte und könnte ohne grossen Schaden ein solches Werk auf eigene Kosten verlegen? Ich verspare daher dieß alles, welches meistentheils in trockenen Beschreibungen von Sachen, welche die Naturgeschichte betreffen, bestehet, auf eine Canadische Flora, und auf andere Nebenarbeiten. Eben dieß sage ich auch von den Bemerkungen, die sich auf die Arztneikunde beziehen. Ich sammlete zwar sehr fleißig alles, was ich auf dieser Reise von dem medicinischen Nutzen der Amerikanischen Pflanzen, und von verschiedenen Hauscuren erfahren konnte, unter denen einige nicht an einem, sondern an mehrern Orten für ganz zuverläßig * ausgegeben wurden, so, daß sie mit unzählichen Beispielen alle Einwürfe dawider zu ersticken sich getraueten. Da aber die Arztneigelahrtheit nicht meine Hauptsache gewesen ist: (ob ich gleich von der zarten Jugend an ein grosses Gefallen an derselben bey mir verspüret habe,) so hat es sich leicht zutragen können, daß ich, indem ich den medicinischen Nutzen von ihnen und die Hauscuren aufgeschrieben, von ohngefähr einen merkwürdigen Umstand ausgelassen habe, da man doch in medicinischen Fällen niemahls genau genug seyn kann. Daher dürften die Aerzte einen geringen oder gar keinen Nutzen einer solchen Anzeichnung schöpfen, wenigstens dieselbe nicht so finden, wie sie mit Recht hätte seyn

* Souverain.

seyn sollen. Und aus der Ursache bitte ich mich zu entschuldigen, wenn ich in der Folge, so viel als möglich ist, solche zur Medicin, und ausser meinen Einsichten gehörigen Sachen anzuführen vermeide. Die Menge der Quacksalber oder derjenigen, welche ohne Verstand und gründliche Einsicht in der Medicin, alles was sie in den Büchern, es mag auch seyn von wem es wolle, von der Heilung der Krankheiten angemerkt finden, gewissenlos versuchen, ist leider! schon ausserdem zu groß, als daß ich dieselbe zu vermehren oder zu befördern nöthig hätte. Was die Canadischen Gewächse anbelangt, so darf ich nur hier kürzlich anführen, daß je weiter man in dem nördlichen Amerika nach Norden kam, desto mehr sich die Menge und die Anzahl der Pflanzen, die bey uns hier in Schweden wild wächst, vermehrete; so daß gleich an der nördlichen Seite von Quebec der vierte Theil, wofern nicht mehr, von den daselbst wild wachsenden Kräutern, Schwedische sind. Eines und des andern Gewächses oder Baumes, der einen besondern Nutzen oder Eigenschaft hatte, will ich doch kürzlich in der Folge gedenken.

Der **Rennthiermoos** * wuchs ziemlich häufig in den Wäldern hier aussen vor Quebec. Der Herr Gaultthier und verschiedene andere berichteten, daß die Franzosen, wenn sie ihr Essen auf langen Reisen, die sie durch grosse Wälder wegen des Handels mit dem Fellwerke bey den Wilden unternehmen, verzehret haben, diesen Moos, aus Mangel einer bessern Nahrung, kochen und das Decoct davon trinken, welches etwas nähren soll. Verschie-

* Lichen rangiferinus.

schiedene von den Franzosen, die in der Terra Labrador gewesen sind, woselbst sich eine Menge von Rennthieren, welche die Franzosen und die Wilden hier im Lande Caribau nennen, aufhält, erzählten, daß die ganze Erde, an den meisten Orten bey Terra Labrador, mit diesem Moose bedeckt, und davon schneeweiß ist.

Vom zehnten. Heute war ich bey den Herren Jesuiten zur Mahlzeit. Ich hatte ein paar Tage vorher bey ihnen Besuch abgeleget, worauf den folgenden Tag der Vorsteher mit einem andern von den Vätern zu mir kam, und mich ersuchte, heute bey ihnen zu Mittag zu essen. Ich war erst bey dem Gottesdienste in ihrer Kirche zugegen, welche einen Theil des Hauses, worin sie wohnen, ausmacht. Sie ist auch sehr hübsch inwendig, ob sie gleich keine Sitze hat, sondern die Leute fast unter dem ganzen Gottesdienste genöthigt sind auf den Knien zu liegen. Oben auf der Kirche ist ein kleiner Klockenthurm, worin auch eine Schlaguhr mit Zeiger befindlich ist. Das Gebäude, worin die Jesuiten wohnen, ist prächtig gebaut, und sieht beides inwendig und äusserlich so vortreflich aus, daß es mit einem schönen Schlosse Aehnlichkeit hat. Es besteht aus Stein, ist drey Stokwerke, ohne den Boden mit zu rechnen, hoch, mit Schiefer gedeckt, und in Viereck, eben wie das neue Schloß in Stockholm gebaut, und schließt in der Mitte einen grossen Hof ein. Die Grösse ist beträchtlich, so daß wohl 300 Familien bequem Platz darin finden könnten, obgleich jetzt nicht viel mehr als 20 Patres hier wohneten. So sind ihrer aber doch zu andern Zeiten weit mehr; als wenn diejenigen zurück kommen, welche auf Mißionen in dem Lande verstreu-

streuet sind. Nach der Länge einer jeden Seite in dem
Viereck läuft in jedwedem Stockwerke ein langer Gang,
an dem zu beiden Seiten entweder Kammern, Säle oder
andere Zimmer für die Patres, wie auch ihre Bibliothek,
Apothek u. s. f. abgetheilt sind. Es ist alles sehr gut ein-
gerichtet, und wohnen die Jesuiten hier überaus bequem.
Aussen vor ist ihr Collegium, welches an zweyen Seiten
von einem grossen Baum- und Küchengarten mit Alleen
und Gängen umgeben ist. Ein Theil der hier befindli-
chen Bäume sind Ueberbleibsel von dem Walde, der hier
stund, als man die Stadt zu bauen anfieng. Sonst
sind viele Fruchtbäume hier gepflanzt worden, und der
andere Garten ist mit allerhand Gewächsen, die für die
Küche dienlich sind, angefüllt. Die Patres assen zusam-
men in einem grossen Saal. Es stunden Tische rings
herum neben den Wänden, und Stühle zwischen den
Tischen und der Wand, aber keine nach der Erde hin.
Neben der einen Wand war eine Kanzel, die einer von
den Vätern bey der Mahlzeit bestieg, um in einem geist-
lichen Buche zu lesen. Heute unterließ man dieß aber,
und wandte alle Zeit zur Unterredung an. Man aß hier
sehr gut, und wurden Gerichte in so grosser Menge, wie
bey unsern größten Gastmählern, aufgetragen. In die-
sem ganzen grossen Gebäude erblickte man keine Frauens-
personen, sondern nur Patres oder auch Fratres, welche
letztern die jüngern sind, die zu Jesuiten erzogen werden.
Und diese waren es, welche das Essen anrichteten und
auftrugen. Denn die gemeinen Bedienten wurden nicht
zugelassen. Die Jesuiten gehen hier zu Lande auf fol-
gende Art gekleidet. Sie gebrauchen alle ihre eigenen
Haare, welche etwas kurz abgeschnitten sind. An dem
Schei-

Scheitel sind sie geschoren, und siehet man da eine kahle Stelle. Die Aeltern tragen eine Kalotte von schwarzem Tuch; die Jüngern gehen aber mit dem blossen Haupt im Hause, oder setzen auch einen herabgelassenen Hut auf. Sie schären alle den Bart, so wie es überhaupt bey den Franzosen in Canada gebräuchlich ist, ab. Das Halstuch war schwarz und bestund oft selbst aus dem Kragen des Rockes. Der Rock war ein schwarzer Leibrock, der doch bis auf die Schuhe herab hieng. Sie knöpften ihn dicht an dem Leibe mit Knöpfen vorne zu, und über den Mittelleib wurde er noch dazu mit einem schwarzen Bande angebunden. Unten war er vorne mit Knöpfen so zugeknöpft, daß man kaum die Strümpfe, sondern nur die Schuhe sehen konnte. Sie bedienten sich oft der Pantoffeln anstatt der Schuhe. Ueber den Leibrock zogen sie gemeiniglich einen Oberrock, der doch dicht ansaß, und nicht völlig bis auf die Knie reichte. Sie hatten keine solche Kragen als die Prediger, noch Halbermel. Die Hembermel waren auch nicht vorne zu sehen. Die Aeltesten trugen schwarze Mützen, welche fast wie ein Zuckerhuth gestaltet waren, mit einem Busche zu öberst. Diese setzten sie auf ihre Kalotte.

Es befinden sich hier in Canada, ausser dem Bischoffe dreyerley Arten Geistliche, nehmlich Jesuiten, Priester und Barfüssermünche oder die hier so genannten Recolets. Die Jesuiten sind wohl ohnfehlbar unter diesen die vornehmsten. Man sagt auch hier gemeiniglich, als in einem Sprichworte: um einen Barfüssermünch zu bilden kann man mit einem Beile zu recht kommen, zu einem Priester braucht man schon den Meissel, aber zu einem Jesu

Jesuiten muß man einen Pinsel haben *; um damit zu
eigen, wie sehr der eine den andern überträffe. Die
Jesuiten sind gemeiniglich sehr gelehrt, studieren stark,
ind sehr höflich und überaus angenehm in Gesellschaften.
Es leuchtet bey allem, das sie unternehmen, etwas gefäl-
iges hervor, so, daß es kein Wunder ist, daß sie die
Gemüther der Leute einnehmen können. Sie reden sehr
elten von Religionssachen; und wofern es geschiehet, so
ermeiden sie mehrentheils alle Streitigkeiten. Anstatt
essen sind sie sehr dienstfertig und willig einem an die
Hand zu gehen, so daß sie einem, wenn sie nur einiger
assen merken, daß man in einer Sache ihre Hülfe ver-
ngt, oder auch an etwas Gefallen hat, kaum Zeit las-
n, davon zu reden, ehe sie es schon bewerkstelligt haben.
Uebrigens ist alles, was sie reden, sehr gelehrt und ange-
ehm, und kann einem die Zeit nicht gern in ihrer Gesell-
schaft lang werden. Unter allen Jesuiten, mit denen ich
Canada umgegangen bin, habe ich nicht einen einzigen
funden, der nicht diese Eigenschaften, und zwar in ei-
em hohen Grade gehabt hätte. Sie besitzen hier im
nde grosse Eigenthümer, welche ihnen von dem Könige
Frankreich geschenkt worden. Von ihrem prächtigen
ollegio und ihrer schönen Kirche hier in Quebec habe ich
rz vorher geredet. In Montreal haben sie auch eine
ibsche Kirche und ein kleines nettes Haus mit einem
einen, doch hübschen, Garten innerhalb. Es ist ihnen
emahls darum zu thun, Pastoren oder Capelläne bey
einer

* Pour faire un Recolet il faut une hachette, pour un Pretre un ciseau, mais pour un Iesuite il faut un pinceau.

einer Versammlung, weder in den Städten noch auf dem Lande zu werden; sondern sie überlassen diese Geschäfte und die davon fliessenden Einkünfte den Priestern. Ihre einzige Arbeit hier im Lande ist, Heiden zu bekehren; und in der Absicht haben sie ihre Mißionarien überall. Fast bey einem jeden Dorfe oder Stadt, welche den bekehrten Wilden zugehört, wohnt ein oder ein paar Jesuiten, die genau Acht geben, daß die bekehrten Wilden nicht wieder zum Heidenthum zurück fallen, sondern daß im Gegentheil all ihr Wandel christlich seyn möge. Dergestalt findet man Jesuiten bey den bekehrten Heiden in Tadou[...] sac, Lorette, Beccancourt, St. François, Sault S[...] Louis, und überall in Canada, wo sich bekehrte Wilde[...] aufhalten. Sie haben gleichfalls ihre Mißionarien be[...] den Unbekehrten, so daß sich gemeiniglich in einem gro[...] sen, den Wilden zugehörigen Dorfe, ein Jesuite befi[...] det, der bey aller Gelegenheit sie dahin zu bringen such[...] sich zu bekehren. Er begleitet sie des Winters auf ih[...] Jagd, woselbst er oft alle mögliche Beschwerde aussi[...] hen muß: als den ganzen Tag im Schnee zu wa[...] dern; im ganzen Winter fast beständig unter freyem Hi[...] mel zu liegen; sowohl bey schlimmen als guten Wett[...] aus zu seyn, indem die Wilden sich vor keiner Witteru[...] scheuen; in ihren Hütten, wo es oft von lauter Flöh[...] und anderm Ungeziefer wimmelt, zu liegen, u. s. f. U[...] dieß alles unternehmen die Jesuiten, theils um die W[...] den zu bekehren, theils wegen Staats- und anderer [...] sachen. Der König von Frankreich hat von den Je[...] ten einen sehr grossen Nutzen. Denn sie können oft [...] Wilden, wozu sie wollen, überreden, als Bündnisse mit [...] Engländern aufzuheben, Krieg gegen sie anzufangen,

r Pelzwerk den Franzosen zuzuführen, den Engländern
cht zu erlauben, zu ihnen hinzureisen, und anderes ähn-
hes. Es haben aber auch die Jesuiten nicht immer so
ute Tage hiebey. Denn bisweilen geschiehet es, daß
e Wilden, nachdem sie sich betrünken haben, sich kein
ewissen machen, die Mißionarien, die bey ihnen wohnen,
nzubringen, welche sie dann für Spionen ausgeben;
er sie bringen hernach zur Entschuldigung vor, daß nicht
, sondern der Branntwein dieselben umgebracht hätte.
ieß sind also die vornehmsten Beschäftigungen der Je-
iten in diesem Lande. Sie gehen nicht in den Städten
rum, um Kranke zu besuchen; sie halten keine Beichte,
d wohnen keinen Begräbnissen bey. Ich habe sie auch
cht in Proceßionen zum Andenken der Jungfrau Maria
d anderer Heiligen mit folgen gesehen. Selten oder
emahls gehen sie hier in ein Haus, um Essen zu erhal-
n; und wenn man sie ersucht zu bleiben und mit zu essen,
thun sie es nicht gern, ausgenommen auf Reisen. Da-
r habe ich auch in Städten bemerkt, daß, wenn sie so
nge, bis das Essen aufgetragen worden, zurückgeblieben,
alsdenn mehrentheils weggegangen sind. Und daher
thigt man sie auch selten darzu, indem man weiß, daß
fast immer umsonst ist. Aber ein Glas Wein oder
was Eingemachtes nehmen sie bisweilen, doch auch nicht
ne gebeten zu werden. Ein jeder merkt leicht, daß
gleichsam aus allen andern wegen ihres grossen Genies
d besonderer Eigenschaften auserlesen sind. Man hält
auch durchgängig hier in Canada für sehr verschlagene
öpfe, die fast in allen Dingen, die sie unternehmen,
rchdringen, und an Spitzfündigkeit alle andere über-
effen. Daher merkte ich auch zu mehrern mahlen, daß

sie hier in Canada gleichfalls ihre Feinde hatten. Si
nehmen selbst nicht andere in ihre Gesellschaft auf, al
bey denen sie grosse Eigenschaften verspüren. Denn all
Dummköpfe sind hier ausgeschlossen. Im Gegenthei
setzt man hier die Priester so, wie man sie bekommen kann
und noch weniger ist man bey der Wahl sorgfältig, wen
man einen zum München machen will. Die Jesuiten
die sich hier im Lande aufhalten, sind hier nicht gebohren
sondern alle aus Frankreich gekommen. Sie mögen nu
entweder schon damahls Jesuiten gewesen, oder auch hie
zu Lande erst in den Orden eingetreten seyn; so ist es doc
allezeit von solchen Lehrlingen geschehen, die von Europ
zuerst hieher gekommen sind. Viele von ihnen bleibe
nur einige Jahre hier im Lande, und reisen hernach wie
der nach Europa. Einige, (unter denen 5 oder 6 noc
leben sollen) die in Canada gebohren worden, sind nac
Frankreich hinüber gereiset, und daselbst, nachdem sie di
gehörigen Proben abgelegt, zu Jesuiten angenomme
worden. Es soll aber niemand von ihnen jemahls zurü
gekommen seyn, sondern sie sind alle in Frankreich gebli
ben. Was für eine Ursach oder Staatsklugheit darun
ter mag verborgen liegen, kann ich eben nicht bestimmen
Während meines Aufenthaltes in Quebec übergab eine
von den Priestern, mit Einwilligung des Bischoffes sei
Priesteramt, und gieng zu den Jesuiten über. Den an
dern Priestern war dieß doch nicht sehr mit, weil es aus
sahe, als hätte er ihren Stand zu gering geachtet. Be
den Gemeinen, die den Jesuiten Schatzung geben, wir
doch aller Gottesdienst von den Priestern gehalten, welch
der Bischoff setzt, die Jesuiten haben nur den Grund
zins davon. Weder die Jesuiten, noch Prediger, tre

be

n hier einen Handel mit Pelzwerk oder sonst etwas, son-
rn dieß alles gehört den Kaufleuten zu.

Des Nachmittags legte ich einen Besuch in dem
genannten Seminario, oder da, wo die Priester alle
sammen wohnen, ab. Sie haben hier ihr abgesonder-
Haus, das von Stein erbauet, groß und mit Gän-
und Zimmern an den Seiten versehen ist. Es ist
ige Stockwerke hoch. Neben bey lag ein schöner Gar-
, der voll von verschiedenen Arten Fruchtbäumen ist,
auch von allerhand Küchengewächsen, nebst Alleen und
ngen, die zum Spatzieren gemacht sind. Die Aus-
t von diesem Garten war unter allen, die ich hier sahe,
anmuthigste. Die Herren Priester des Seminari-
s gaben den Herren Jesuiten an Höflichkeit und ange-
men Umgange nicht viel nach. Und daher brachte ich
Zeit in ihrer Gesellschaft mit vielem Vergnügen zu.

Die **Priester** sind die andere Art von Geistlichen
iesem Lande, welche auch zugleich davon die größte
ahl ausmachen. Denn die meisten Kirchen in den
ädten sowohl, als alle Gemeinen auf dem Lande, wenn
die bekehrten Wilden ausnimmt, werden durchge-
ds von Priestern besorget. Sie sollen gleichfalls einige
ige Mißionarien haben. Hier in Canada giebt es
Seminarien, nehmlich in Quebec und Montreal,
n ein jedes ihren Vorsteher hat, ohne daß der eine
dem andern auf einige Weise abhangen sollte. Die
ester, die zum Seminario in Montreal gehören, sind
von dem Orden des heiligen Sulpicius, und bedie-
nur die Versammlungen, die auf der Insel Mon-
l, und der Stadt gleichen Namens befindlich sind.

Allen den übrigen aber in diesem Lande stehen diejeniger
vor, welche von dem Seminario in Quebec herkommen
Die erstern, oder von dem Orden des Sulpicius sind all
aus Frankreich. Und man versicherte, daß man nie
mahls einen einheimischen von Canada in denselben ein
treten lassen. Aber in dem Seminario zu Quebec mache
die im Lande gebohrnen den größten Theil aus. Un
fähige Köpfe unter den Landeskindern hiezu anzuführen
sind sowohl in Quebec als zu St. Joachim, Schulen ge
setzt, worin die Jugend im Latein und in andern zu ebe
dem Amte gehörigen Stücken und Wissenschaften unte
richtet wird. Man soll doch hiebey in der Wahl nic
allezeit so genau seyn, sondern oft auch solche dazu anne
men, welche nur eine mittelmäßige Fähigkeit besitze
Im Latein scheinen einige es nicht eben so gar weit gebrac
zu haben. Denn obgleich fast aller Gottesdienst von d
Priestern auf Latein gehalten wurde, und ob sie glei
täglich ihr Breviarium und andere Bücher in dies
Sprache lasen, fiel es doch vielen sehr schwer, dieselbe
reden. Alle Priester aus dem Seminario in Queb
werden von dem Bischoff in Canada eingesegnet. D
Kleidung der Priester hieselbst unterscheidet sich von d
Jesuiten ihrer vornehmlich darin, daß sie entweder wei
oder hellblaue Kragen haben. Wenn sie auf Reisen w
ren, führten sie allezeit ihr Breviarium in einem klein
ledernen Beutel mit sich, den sie um den Hals oder d
Arm hiengen. Sie lasen zum öftern darin, so, daß
schien, als wären ihnen gewisse Stücke täglich aus de
selben zu lesen vorgeschrieben. Der König hatte beid
Seminarien hier im Lande sehr grosse Eigenthümer
schenkt. Das in Quebec soll jährlich seine Einkünfte
m

mehr als 30,000 Livres schätzen können. Das ganze Land an der westlichen Seite des Lorenzflusses, von der Stadt Quebec an, ganz bis auf die Baye St. Paul hinunter, gehört gänzlich den Priestern oder dem zu nächst gemeldeten Seminario zu. Nicht weniger hatten sie an verschiedenen andern Orten hier im Lande grosse Eigenthümer. Sie verpachteten das Land für einen gewissen jährlichen Grundzins an einen jedweden, der sich da niederlassen wollte; und konnte da nachgehends Kind auf Kind ungestöret wohnen bleiben, so lange man nur das bezahlte, was man sich in dem Kaufbriefe jährlich zu erlegen anheischig gemacht hatte. Gemeiniglich gab man für ein Land von 3 Arpents in der Breite, und 30, 40, oder 50 Arpents in der Länge, jährlich einen Ecu, wie auch ein Paar Hühner und sonst etwas kleines, als Schatzung. An den Orten, wo bequeme Wasserfälle waren, hatten die Priester Wasser- oder Sägemühlen bauen lassen, wo sie durch den Mühlenzoll und das Sägen der Bretter jährlich ansehnliche Geldsummen sammleten. Das Seminarium in Montreal ist von dem ganzen Grunde, worauf die gemeldete Stadt stehet, zugleich mit der ganzen Insel Montreal, Eigner. Es wurde mir versichert, daß es an Grundzins sowohl von der Stadt, als von dem Lande daherum auf der genannten Insel jährlich über 70,000 Livres ziehet, ohne das mit zu rechnen, was es für Messen, Taufen, Beichten, Hochzeiten, Begräbnisse und so ferner, einnimmt. Alles das Geld und die Einkünfte, welche für den Grundzins einlaufen, gehören den Seminarien zu, ohne daß die Priester auf dem Lande das geringste davon erhalten. Und da das Seminarium in Montreal, das blos aus 16 Priestern bestehet, mehr

Geld des Jahrs bekömmt, als es nöthig hat: so wird eine Summme davon jährlich nach Frankreich zu dem Haupt-Seminario hinüber geschickt. Der Grundzins der für das Seminarium in Quebec einfloß, wurde theils zu dem Gebrauche der Priester im Seminario, theils auch zum Unterhalte einer Menge junger Leute, welche zu Priestern auferzogen wurden, angewandt. Die Priester, die aussen auf dem Lande bey ihren Gemeinen wohneten, hatten ihr Auskommen von dem Zehnten, den ihnen ihre Zuhörer gaben, und von der besondern Bezahlung, die ihnen für die Besuche bey den Kranken, Hochzeiten u. s. f. abgetragen wurde. An den Orten, wo die Gemeinen klein und die Einkünfte gering waren, bekamen sie von dem Könige besondere Zulagen. Wenn ein Priester auf dem Lande alt wurde und sich Verdienste erworben hatte, wurde ihm zuweilen vergönnet, in das Seminarium der Stadt einzutreten, und da seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Ein jedes Seminarium hat Freyheit, dem Lande, wovon es Eigner ist, die Priester zu setzen; aber alles das übrige versieht der Bischoff allein mit Priestern.

Die **Barfüssermünche** machten den dritten Orden von den Geistlichen hier im Lande aus. Von den Franzosen wurden sie **Recolets** und von andern **Franciscanermünche** genannt, indem sie den Regeln des heil. Franciscus folgen. Sie besitzen hier in Quebec ein ziemlich grosses und einiger massen hübsches Gebäude, worin sie wohnen, wie auch eine hübsche Kirche, worin sie allen ihren Gottesdienst verrichten. Daneben liegt ein grosser schöner Garten, den sie selbst fleißig bauen. Fast von eben der Beschaffenheit ist ihre Einrichtung sowohl in

Mont-

Montreal als in Trois Rivieres. Sie bemühen sich eben nicht, zu diesem Orden die schlauesten Köpfe zu wählen, sondern sie nehmen dazu auf, wen sie bekommen können. Sie zerbrechen sich auch nicht den Kopf mit vieler Gelehrsamkeit, und versicherte man, daß sie, nachdem sie die Münchskleidung angelegt hatten, selten um ihre Kenntnisse zu erweitern, studierten, sondern mehrentheils das wenige, so sie vorher gelernet, vergässen. Ihre Kleidertracht ist ein schwarzer Langrock von groben Tuche, der bis auf die Absätze hinab reicht. Hinten bey dem Kragen dieses Langrocks hängt die Mütze, die wie ein Beutel angemacht ist, welchen sie bey schlimmen Wetter über den Kopf ziehen. Diese Mützen haben völlig mit den Beuteln Aehnlichkeit, welche unsere Frauenzimmer jetzt an ihren Mänteln tragen, welche Gewohnheit vermuthlich erst von diesen München hergekommen ist. Auf dem Haupte haben sie kleine Kalotte. Das Haar rings um den Kopf ist kurz, und reicht nur bis auf die Ohren. Um die Mitte des Leibes haben sie ein schmahles kurzes Seil von Hanf gebunden, welches einige mahl um den Leib geschlungen ist. Des Sommers gehen sie barfuß mit Holzschuhen unter den Füssen, doch so, daß der ganze Fuß über dem Schuhe blos ist. Im Winter aber tragen sie Strümpfe. Sie bedienen sich keines Hemdes von Leinwand, sondern eines wollenen Hemdes oder wollenen Kamisols zunächst an dem Leibe. Wenn sie in einer Proceßion giengen, hiengen sie äusserlich über den Langrock einen schwarzen Mantel, der bis auf den mittlern Theil des Leibes hinab reichte. In der Nacht liegen sie nicht gern in einem Bette, sondern gemeiniglich auf einer Matte oder sonst etwas hartem auf der Erde; ob ich gleich

ab und zu ziemlich gute Betten bey ihnen angetroffen habe. Sie haben hier im Lande kein Eigenthum, indem sie das Gelübde der Armuth gethan haben; sondern sie leben blos von Allmosen, welche ihnen die Leute geben. Zu dem Ende haben sie ihre Fratres oder jungen Münche, welche mit einem Sacke in die Häuser gehen, und bald dieß bald jenes, was sie nöthig haben, als Holz, Brod, Fleisch u. s. f. begehren. Auf dem Lande haben sie keine Gemeine. Doch sollen sie bisweilen bey den Wilden Mißionarien abgeben. Aber in einer jeden Vestung, wo 40 Mann sich befinden, hält der König einen von diesen München, anstatt eines Priesters, welcher daselbst den Gottesdienst verrichtet, die Beichte hält, das Abendmahl reicht und ähnliche Verrichtungen hat. Ein solcher hat dann von dem Könige dafür frey Essen, Wohnung, Aufwartung, und was er nöthig hat, wie auch ausserdem 200 Livres des Jahrs zum Gehalte. Die Hälfte von diesem Gelde schickt er der Communität, von der er ist, zu, nehmlich entweder nach Quebec oder Montreal, und die andere Hälfte wendet er zu seiner Nothdurft an. Auf den Königl. Schiffen werden auch gemeiniglich nicht andere Priester als diese Münche gebrauchet, welche hier deswegen als des Königs Leute angesehen wurden. Wenn ein Hauptpriester * auf dem Lande stirbt, und die Stelle in der Eile nicht besetzt werden kann: so schickt man einen von diesen München dahin, um dem Gottesdienste vorzustehen, bis man einen neuen Priester ernennen kann. Ein Theil von diesen München kömmt aus Frankreich, andere aber werden von Leuten, die in Canada gebohren sind,

* Pastor.

sind, genommen. Ausser diesen München giebt es hier im Lande keine andere, ausgenommen, daß ein Augustinermünch, oder sonst einer, bisweilen auf einem hieherfahrenden Schiffe des Königs mitfolgen kann. Er geht aber auch zugleich mit demselben weg, und bleibt hier nicht zurück.

Vom eilften. Des Morgens spatzierete ich zugleich mit dem Königl. Arzte, dem Herrn Gaulthier, vor der Stadt, theils um Pflanzen zu suchen, theils um das Nonnenkloster zu besehen, das in einiger Entfernung von Quebec liegt. Dieses Kloster, welches prächtig von Stein erbauet ist, liegt an einem anmuthigen Orte, und ist mit Aeckern, Wiesen und Laubwäldern umgeben, wovon beides die Stadt Quebec und der Lorenzfluß sehr gut wahrgenommen werden kann. Ein Hospital, welches für alte arme Leute, Krüppel u. s. f. eingerichtet ist, macht hier einen Theil des Klosters aus, und ist in zwey Säle eingetheilet. Der eine ist nehmlich den Mannspersonen, und der andere den Frauensleuten gewidmet. Die Nonnen warten beyderley Geschlechtern auf; doch mit dem Unterscheide, daß sie nur für die Mannspersonen das Essen zurichten, dasselbe ihnen hinein tragen, ihnen Arztneimittel eingeben, das Essen von dem Tische wegsetzen, und die übrigen Geschäfte den Mannsleuten überlassen; daß sie aber in dem Saale, wo sich die Frauensleute befinden, alle Aufwartung besorgen. Uebrigens war die Einrichtung mit den Betten und s. f. eben dieselbe, als in dem oben beschriebenen Hospital zu Quebec. Um mir eine besondere Gunst zu erzeigen, hatte der Bischoff auf Begehren des Generalguvernörs, Marquis la Galissoniere,

niere, mir auch verstattet, in dieß Kloster zu gehen, wohin sonst keine Mannsperson ohne seine Erlaubniß kommen kann, und welche Ehre einem sonst selten wiederfährt. Ich wurde in der Gesellschaft des Herrn Gaulthier von der Aebtißin fast in alle Zimmer geführt, und von einer grossen Schaar Nonnen begleitet. Die meisten von denen, die sich hier befinden, sind von adelichem Herkommen. Die eine, so mir folgte, war eines Guvernörs Tochter, welche eine vornehme Mine hatte, und sehr stark gewachsen war. Sehr viele von den Nonnen waren alt; dabey gab es aber auch viele junge, die recht gut aussahen. Es schienen alle in diesem Kloster weit mehr gefälliges Wesen beides in der Rede und den Geberden zu besitzen, als in dem vorigen Kloster. Die Zimmer waren hier eben so, wie in dem vorigen eingetheilet, nur daß man in ihrem Schlafgemache etwas mehr Hausgeräthe antraf. Das Bett war nehmlich mit blauen Vorhängen behangen, man sahe ein paar kleine Byroen und einen kleinen Tisch darzwischen, ein paar Stühle und einige Bilder an den Wänden. Es war aber in keinem Zimmer ein Kamin oder eiserner Ofen. Als ich darnach frug, wurde mir zur Antwort gegeben, daß sie auf alle Weise ihren Leib täuben müsten. Aber in den Zimmern oder Sälen, wo sie beysammen speiseten, wo sie des Tages mit einander arbeiteten, und wo sie lagen, wenn sie in eine Krankheit fielen, waren allezeit eiserne Oefen. Die Anzahl der Nonnen hieselbst ist nicht bestimmt, doch sahe ich hier eine gute Schaar. Es wurden hier verschiedene in den Stücken unterwiesen, welche ihren Klosterorden betreffen. Diese waren diejenigen, welche sich angegeben hatten, Nonnen zu werden, und jetzt die Prüfung aus-

hal-

halten sollten. Sie hatten hier auch kleine Mädgen, welche ihre Eltern hieher geschicket, damit sie von den Nonnen in dem Christenthum und in Frauenzimmerarbeiten unterrichtet würden. Wenn sie dieß gelernet haben, werden sie von den Eltern wieder zurück genommen. Dieses Kloster sieht von weiten wie ein Pallast aus, und man sagt, daß es von einem Bischoff, der hier auch in einem Chor der Kirche begraben liegen soll, gestiftet worden. Wir botanisirten den Vormittag etwas auf den Wiesen, welche da in der Nähe lagen, und giengen hernach zur Mittagszeit zum Kloster zurück, woselbst wir bey einem Pater Reccolier, einem alten ehrwürdigen Manne, der hier dem Amte eines Priesters vorstund, speiseten. Das aufgetragene Essen war blos von Nonnen zugerichtet. Und es bestund wohl in so vielen und verschiedenen Gerichten, als man bey der Tafel eines grossen Herren finden kann. Eben so schenkte man Wein von mehrern Arten ein. Unter den vielen Confituren, welche zu Ende der Mahlzeit vorgesetzt wurden, waren auch diese, weisse Canadische Wallnüsse in Zucker, und Birnen und Aepfel in Zucker oder Zuckersyrup eingemacht, Aepfel in Weingeist verwahret, kleine Citronen von den Amerikanischen Inseln in Zucker, Erdbeere in Zuckersyrup, und die Wurzel der Angelick in Zucker eingemacht. Dieses Kloster soll ziemlich grosse Einkünfte ziehen. Es hatte oben auf dem Gebäude einen kleinen Thurm mit einer Klocke. Wenn man bedenkt, wie grosse Gegenden hier in Canada den verschiedenen Klöstern, den Jesuiten, Priestern und verschiedenen Herrschaften geschenkt und abgetreten sind: so scheinet es, als wenn der König nicht sehr viel für sich selbst zurückbehalten hätte.

Die

Die **Hindbeere**, und zwar unsere gewöhnlichen, wuchsen häufig auf den Anhöhen neben Aeckern, Strömen und Bächen, so daß die Zweige bisweilen von den Beeren ganz roth aussahen. Sie waren jetzt zum Theil reif. Diese Beere waren eine von den Früchten, die auf Tellern als ein Desert gleich nach der Mahlzeit aufgesetzet werden; und dann ißt man sie entweder wie sie auf dem Teller liegen, oder mit süsser Milch und Zucker dazu gerieben. Sonst verwahrete man sie auch im Winter zu eben der Absicht auf die Weise, daß man die Beere, nachdem man sie in Zuckergläser geschüttet hatte, mit Zuckersyrup begoß.

Der **Vogelbeerbaum** * war ziemlich gemein in den Wäldern.

Der **Nordostwind** wurde von allen für den durchdringendsten an diesem Orte gehalten. Sehr viele, so gar von den vornehmsten, versicherten mich, daß dieser Wind, wenn er im Winter stark bläset, sich so durch ziemlich dicke Mauern durchdringet, daß die ganze Wand an der innern Seite des Hauses mit Schnee oder einem dicken Reif überzogen wird. Ja, wenn jemand alsdann ein Licht an dieser innern Seite, wohin der Wind streichet, bey einer dünnern Mauer ansetzt; so soll es fast verlöschen wollen. Dieser Wind macht, daß Steinhäuser und Schorsteine an der nordöstlichen Seite bald Schaden nehmen, so daß die Mauer sich da schiefert, und der Thon mit dem Kalk sich absondert und wegfällt. Daher sind sie oft auf dieser Seite genöthigt, das Haus auszubessern.

Der

* Sorbus aucuparia.

Der Nord- und Nordostwind werden auch hier für die allerkältesten gehalten. Des Sommers führt der Nordostwind gemeiniglich Regen mit.

Der Unterscheid zwischen dem Climate in Quebec und Montreal, wurde von allen als sehr groß beschrieben. In Montreal ist der Wind und die Witterung oft von ganz anderer Art als in Quebec. Der Winter ist auch da bey weiten nicht so kalt, als an dem letzt genannten Orte. In Montreal wachsen sehr schöne Birnen. Aber hier in Quebec wollen sie nicht fort: sondern der Baum verfriert oft im Winter. Gemeiniglich regnet es mehr in Quebec des Jahrs, und der Frühling kommt da später, der Winter aber zeitiger, als in Montreal. Im Gegentheil werden des Sommers alle Früchte eine Woche oder darüber eher an dem letztern Orte reif.

Vom zwölften. Des Nachmittags begab ich mich mit meinem Bedienten Jungström ausserhalb der Stadt, um auf dem Lande ein paar Tage zu bleiben, damit ich desto besser sehen könnte, was sich hier in den Wäldern für Gewächse befänden, und wie das Land beschaffen wäre. Damit wir desto besser fortkommen möchten, hatte der Generalguvernör Marquis la Galissoniere einen von den Wilden in Lorette hohlen lassen, der uns den Weg zeigen, und den Gebrauch, den die Wilden von den hier wild wachsenden Pflanzen machen, bekannt machen sollte. Dieser war ein gebohrner Engländer, war aber vor 30 Jahren von den Wilden in Lorette, als er noch ein Knabe war, gefangen, und von ihnen als Kind, anstatt eines von ihren Angehörigen, den die Feinde umgebracht hatten, aufgenommen worden. Er hatte von der Zeit an sich

bestän-

beständig bey ihnen aufgehalten, die katholische Lehre angenommen, sich mit einer Wildin verheyrathet; und jetzt kleidete er sich, wie die andern Wilden, und konnte gut Englisch und Französisch, nebst verschiedenen bey den Wilden üblichen Sprachen reden. Zur weitern Erläuterung desjenigen, was ich nun gesagt habe, will ich hier nur kürzlich melden, daß die Wilden in dem nördlichen Amerika gemeiniglich die Gewohnheit haben, die Gefangenen, die sie im Kriege gemacht, anstatt ihrer Angehörigen, die sie verlohren, aufzunehmen; da dann der Gefangene eben die Vortheile, welche der Todte gehabt hat, geniesset, und jetzt als der nächste Blutsfreund angesehen wird. In den Kriegen zwischen den Franzosen und Engländern hier im Lande, haben die Wilden, welche mit den Franzosen in Bündniß stehen, viele von beiderley Geschlecht in den Englischen Pflanzörtern zu Gefangenen gemacht, und sie hernach an Kindes Statt angenommen und mit wilden Männern und Frauensleuten verheyrathet. Davon kommt es, daß das Geblüte der Wilden hier in Canada, zu jetziger Zeit, sehr mit dem Europäischen vermischt ist, so, daß ein grosser Theil von den jetzt lebenden Wilden ihren ersten Ursprung von Europa herleiten. Es ist auch merkwürdig, daß der größte Theil der Europäischen Gefangenen, die sie dergestalt im Kriege zu sich genommen, und unter sich einverleibet haben, insonderheit, wenn es in ihrer Jugend geschehen ist, niemahls wieder in ihren Geburtsort haben zurück gehen wollen, obgleich ihre Eltern und andere von ihren nächsten Angehörigen bey ihnen gewesen, und sie dazu zu überreden gesucht haben, und wenn es auch in ihrer Freyheit gestanden ist. Sondern sie haben lieber die freye Lebensart der Wilden geniessen wollen,

len, als bey ihren eigenen Leuten den Europäern zu wohnen; und die Kleidung der Wilden angelegt, und sich nach denselben in allen Stücken gerichtet. Man hat sie daher nicht leicht unterscheiden können, nur daß sie der Haut nach weisser gewesen sind. Es giebt auch einige Beyspiele, daß so gar die Franzosen von selbsten zu den Wilden übergegangen sind und ihre Lebensart angenommen haben. Im Gegentheil aber hat es sich kaum zugetragen, daß sich einer von den Wilden zu den Europäern hinbegeben hätte, und ihrer Lebensart gefolget wäre. Sondern wenn sie im Kriege den Europäern in die Hände gefallen: so haben sie doch immer Gelegenheit gesucht, zu den Ihrigen wieder hinzukommen, wenn es gleich einige Jahre nach ihrer Gefangenschaft gewesen, und ihnen alle die Freyheiten, die ein Europäer jemahls genossen hat, verstattet worden sind.

Das Land, wo wir heute durchwanderten, war fast überall entweder zu Aeckern, Wiesen oder Weiden angewandt. Fast überall stellten sich Häuser und Höfe, herrliche Aecker und schöne Wiesen dar. Neben der Stadt war das Land ziemlich eben, und hin und wieder von einem Bache mit klar fliessenden Wasser durchschnitten. Die Wege waren sehr gut, breit, eben und zu beiden Seiten, wo das Erdreich niedrig war, mit Graben umgeben. Weiter von der Stadt ab, fieng sich das Land mehr und mehr, und zwar zu einer ansehnlichen Höhe zu erheben an, und bestund aus einem Absatze über dem andern. Diese Anhöhen waren doch ziemlich eben, meistentheils ohne Steine, und mit einer guten und reichen Erde bedeckt. Aber etwas unter derselben lag mehrentheils der

hier überall befindliche schwarze Kalkschiefer, der in sehr kleine Blätter zerfällt, und in der Luft zerwittert. Einige Schichten davon hatten eine horizontelle, andere aber eine senkrechte Lage, oder so, daß der eine Rand sich aufwärts und der andere niederwärts kehrete. Ich habe auch an andern Orten hier um Quebec wahrgenommen, daß dieser Kalkschiefer eine solche senkrechte Richtung hat. Alle diese Anhöhen waren angebauet. Man nahm auf denselben hin und wieder hübsche Kirchen, grosse vortrefliche Aecker, schöne und wohlgebauete Höfe wahr. Die Wiesen lagen meistentheils unten in den Thälern, doch waren auch einige auf den Anhöhen. Hier hatte man eine schöne Aussicht. Nach Osten lag Quebec welches von hier sehr gut gesehen werden konnte, und einen Theil des Lorenzflusses erblickte man auch. Weiter weg nach der südöstlichen Seite dieses Flusses, zeigte sich eine lange Reihe von hohen Bergen, welche mehrentheils mit dem Flusse gleichlaufend, ob gleich viele Meilen von demselben weg waren. Nach Westen wiederum verwandelten sich die Berge, in einiger Entfernung von diesen Anhöhen in eine andere Reihe von sehr hohen Bergen, davon der eine fast neben dem andern lag. Diese liefen gleichfalls parallel mit dem Flusse oder ohngefähr von Süden nach Norden. Diese hohen Berge bestehen aus grauem Fels, der aus verschiedenen Steinarten zusammen gesetzt ist, wovon ich unten weiter reden werde. Von diesen scheinet man einen Beweis nehmen zu können, daß der Kalkschiefer eben so alt, als der graue Fels, und nicht in den spätern Zeiten erst entstanden sey. Denn hier liegen diese ungeheuer grossen grauen Felsen zu oberst auf diesen Höhen, welche aus dem schwarzen Kalkschiefer bestanden.

Die

Die erhabenen **Wiesen** in Canada sind vortreflich, und haben vor denen, welche ich um Philadelphia und in den Englischen Pflanzörtern des nördlichen Amerika gesehen, offenbare Vorzüge. Je weiter ich in diesem Lande nach Norden kam, desto schönere Wiesen, und desto dichtern und auserlesenern Graswachs bemerkte ich. Hier bestund fast alles Gras auf den hohen Wiesen aus einerley Gewächsen, nehmlich aus einer feinen und weichen Abänderung der **schmahlblätterigen Poa** *. Denn die kleinen Aehren ** enthielten entweder drey oder vier Blumen. Sie waren aber äusserst klein, so, daß man das Gras leicht für eine Agrostis hätte ansehen können, übrigens aber waren die Samen an ihrer Befestigung mit zarten Haaren bewachsen. Das andere Gewächs, womit die Wiesen besetzt waren, ist der **weisse Wiesenklee** ***. Diese beiden machten fast allein das Heu auf den Wiesen aus, sie stunden dicht und dick, und die Poa war ziemlich lang, aber sehr fein. Unten an der Wurzel der Poa war die Erde ganz mit dem weissen Klee bedeckt. Einen feinern und dichtern Wiesenwachs, als derjenige, den man hier fand, konnte man sich kaum wünschen. Fast alle Wiesen waren ehemahls Aecker gewesen, wie man aus den Furchen, die noch übrig waren, sehen konnte. Sie können hier nicht mehr als einmahl im Sommer abgemähet werden, indem der Frühling sehr spät einfällt.

* Poa (angustifolia) panicula diffusa, spiculis quadrifloris pubescentibus, culmo erecto tereti. LINN. Flor. 81.

** Spiculae tri-vel quadriflorae, minimae, semina basi pubescentia.

*** Trifolium pratense album C. B.

Anjetzo war man in voller Beschäftigung, das Heu abzumähen und einzuerndten, und man sagte, daß der Anfang damit vor ohngefähr einer Woche gemacht worden wäre. Man verfährt dabey auf folgende Art. Die Sensen sind von eben der Beschaffenheit, wie unsere gewöhnlichen Schwedischen. Die Mannspersonen machen das Heu ab, und die Frauensleute scharren es mit dem Rechen zusammen. Von beiderley Geschlechte sieht man gleich viele auf den Wiesen. Das Heu wird auf eben die Weise wie bey uns herumgewandt, aufgeschobert, u. s. f. nur daß die Werkzeuge etwas verschieden sind. Denn der Rechen ist dem Kopfe nach kürzer als bey den unsrigen, hat zu beiden Seiten Zähne, so daß es gleich viel ist, welche Seite des Kopfes niederwärts gekehrt ist, und ist dabey plumper gemacht. Mit diesem wird das Heu in Schwaden, nachdem es eben abgemähet worden, vertheilet. Noch mehr aber bediente man sich solcher Furken, die ich oben * bey der Heuerndte in England beschrieben habe, nur daß diese in Canada von Holz waren. Diese sind ziemlich behende. Man begieng aber hier den Fehler, daß man sich ihrer fast allein bediente, wenn das Heu in Schobern gehäufet wurde, um von der Wiese weggeführt zu werden, und die Rechen vergaß man dabey ganz und gar. Hiedurch geschieht, daß vieles von dem abgemäheten Heu auf der Wiese zurück gelassen wird, indem das Heu niemahls mit der Furke so gut und so genau als mit dem Rechen zusammen gebracht werden kann. Auf den Wiesen sahe man keine Höcker. Das in Schobern aufgehäufte trockene Heu ward auf Karren weggeführt,

* In dem zweiten Theile auf der 45sten Seite.

führt, welche mehrentheils kurze Körbe zu den Seiten haben. Der Heuwagen mit vier Rädern und der Heuladen mit Kufen ward ich hier niemahls bey der Heuerndte gewahr. Die Heukarren wurden entweder von Pferden oder Ochsen gezogen. Man spannt gemeiniglich zwey Pferde an einander. Eben so hält man es mit den Ochsen, welche hier allezeit bey den Hörnern, niemahls aber bey den Bugen gezogen werden. An sehr vielen Wiesen waren Scheunen. Sonst brachte man es nach dem Hofe hin. Auf feuchten Wiesen gebrauchte man kegelförmige Heustapeln. Meistentheils waren die Wiesen nicht umzäunet. Denn das Vieh gieng theils in Angern, theils auf Weiden an einer andern Seite des Waldes, und war da, wo man es nöthig fand, mit Viehhirten versehen.

Die **Aecker** waren ziemlich groß. Man wurde nirgends eines Grabens gewahr, ob er gleich an verschiedenen Orten nöthig gewesen wäre. Sie waren alle in schmahle Erhebungen mit Furchen darzwischen, ohngefähr 4 oder 5 Ellen zwischen einer jeden Furche vertheilet. Die senkrechte Höhe in der Mitte der Erhebung gegen den Boden der Furche betrug beynahe eine halbe Elle, kaum mehr. Man hat hier lauter Frühlingssaat. Denn weil die Kälte im Winter die Saat verzehrt: so säet man nichts im Herbste aus. Das meiste, was hier ausgesäet worden, war weisser Weizen *. Hier traf man auch ziemlich grosse Erbsenländer, wie auch viel Haber, an einigen Orten Rocken, und verschiedentlich Gersten an.

 Kohl,

* Agnhwete.

Kohl, Kürbisse und Melonen waren fast bey jedem Hofe befindlich. Die Aecker wurden nicht jährlich besäet, sondern man ließ sie alle zwey Jahr brach liegen. Das brachliegende Feld bepflügete man gar nicht des Sommers, sondern das Unkraut konnte frey darauf wachsen; doch mit dem Vorbehalte, daß das Vieh den ganzen Sommer daselbst weidete. Es waren keine Rainen auf dem Acker, sondern nur an den Seiten. Da die Höfe von einander abstunden: so hatte ein jeder Landmann seinen Acker und seine Wiese für sich besonders. Denn hier wuste niemand etwas von einer Theilung der Felder *.

Die Zäune kamen mir heute sehr häufig zu Gesichte. Denn da ein jedweder Hof mit seinem Acker und der Wiese von dem andern getrennt war, und die Höfe von keiner starken Aussaat waren: so verursachte dieß zur Verheerung des Gehölzes ein sehr grosse Menge von Zäunen. Es gieng noch, so lange das Land neu war, und man zu einem fast überflüßigen Walde Zugang hatte, an. Da aber niemand darauf bedacht war, mit einem so edlen Schatze sparsam umzugehen: so wird es hinkünftig mühsamer seyn, sein Gut wohl zu umzäunen. Der Wald war auch schon an vielen Orten, vornehmlich nahe an der Stadt so umgehauen, daß, wenn die Zäune, welche jetzt noch stehen, verfault seyn werden, man hier genöthigt seyn wird, Hecken zu pflanzen. Eine Sache, von der es ihnen noch nicht wird geträumet haben. Sie werden es dann für ein Glück schätzen können, daß eine Menge von dem coccinellfarbenen Hagedorn ** hier wächst, der hier gleich-

* Tegskifte.

** Crataegus coccinea.

gleichsam bereit stehet, und sich hiezu überall auf den dürresten und magersten Anhöhen rings um die Stadt anbietet. Glücklich wären sie, wenn sie bey Zeiten daran zu gedenken anfiengen. Die Zäune waren jetzt fast durchgängig von einerley Art. Sie bestunden alle aus der abendländischen Thuya, welche sie zur Grösse der Zaunstangen zerspalten hatten; sie waren aber nur anderthalb oder zwey Ellen lang. Diese stieß man mit dem einen Ende dicht neben einander, und folglich senkrecht in die Erde. An dem obern Ende waren sie durch horizontell liegende Stangen befestigt, welche entweder an einer oder beiden Seiten der senkrecht stehenden Zaunstangen fortliefen, und an denen sie oft mit Reisern von Esche oder sonst einem andern Baume angebunden waren. Es waren hier seitwärts keine Stützen oder Pfähle, um den Zaun fest zu machen, gesetzt. Von der Art waren fast alle die Zäune, die ich diesen und die folgenden Tage in so grosser Menge erblickte. Einige wenige von ihnen waren doch fast so, als unsere so genannten Faollkedgór * eingerichtet, doch mit dem Unterscheide, daß die Pfähle hier in die Erde eingestossen waren. Die vorerwähnte Thuya soll unter allen Bäumen an diesem Orte der allerbeste zu solchen Zäunen seyn, indem kein Holz so sehr der Fäulniß in der Erde, als dieses, widerstehet. Denn es hält an solchen Orten ein ganzes Mannsalter aus.

Die Häuser auf dem Lande waren sowohl von Stein als von Holz. Die von Stein bestunden nicht

 aus

* Faltenketten. Man sehe die Figur davon in meiner Bahusischen Reisebeschreibung, auf der 284sten Seite.

aus Ziegeln. Denn hier hatte man noch keine Ziegelhütten von Erheblichkeit. Sondern man bediente sich zu dem Gebrauche mehrentheils solcher Steine, die am nächsten in der Nachbarschaft zu finden waren, vornehmlich aber des schwarzen Kalksteinschiefers. Als man diesen in dem Berge brach, war er noch fest und zum mauern dienlich. Er zerblätterte sich zwar nach einiger Zeit. Doch hatte dieß nicht so viel auf sich, indem er demohngeachtet in der Wand feste saß, und nicht auseinander fiel. In Mangel desselben führte man das Gebäude aus Kalk- oder Sandsteinen, ja bisweilen auch aus grauen Felssteinen auf. Die Mauern der Steinhäuser waren ziemlich dick, gemeiniglich zu einer Elle, und selten oder niemahls darunter. Zum Kalke hatte man fast überall Zugang. Die meisten Häuser aber waren noch von Holz, und entweder äusserlich mit Kalk beworfen und geweisset, oder auch nicht. Die Balken in der Mauer wurden an der Ecke des Gebäudes, ohne daß die Fuge hervorragete, oder so wie es an den Ecken unserer hölzernen Kirchen gemeiniglich gebräuchlich ist, zusammen geschlagen. Doch ließ man da, wo sie in einander giengen, keine Zähne oder Hacken, um den Balken, damit er sich nicht verschieben oder ausfahren möchte, zu befestigen: sondern ein Pflock wurde senkrecht durch die Fuge geschlagen, um sie fest zu halten. Die Mauern waren nirgends mit Moos verdichtet, ob man denselben gleich leicht aus dem Gehölze hätte erhalten können: sondern anstatt dessen war Thon in die Fugen und Spalten eingeschmiert. Selten war ein Haus mehr als eine Wohnung hoch. Die Fenster waren allezeit an der innern Seite der Wand, und fast niemahls an der

der äussern, wofern man nicht doppelte Fenster hatte, angebracht. Die Scheiben waren in Holz mit Kütt, niemahls aber in Bley eingefasset. Hier zunächst an der Stadt gebrauchte man fast überall Fenster von Glas; weiter weg aber vertrat mehrentheils das Papier dessen Stelle. Bey der Oefnung der Fenster ruheten dieselben auf Haken, wie bey uns. Der **Fußboden** war von Holz, an einigen Orten auch nur von Thon. Das **Mitteldach** lag auf 3 oder 4 grossen dicken Sparren, und bestund aus einer oder auch bisweilen aus zwey Schichten Brettern über einander, worauf gar nichts von Moos Baumrinde, Erde oder sonst einer Füllung sich befand. Und gieng daher die meiste Wärme ohne besondere Hinderung wieder weg. In der Stube war entweder ein Kamin oder Ofen oder auch beides zugleich. Die Kamine sind, wie unsere gewöhnlichen kleinen Eckkamine, selten von Ziegeln, sondern von einem solchen Steine, den man in der Nähe fand, aufgemauert. Und wenn er nur ein Kalkstein war, so hatte man doch einige graue Felssteine, die man zunächst an der Feuerstätte gesetzt, aufgesucht. Der Ofen war der Gestalt nach ein längliches Viereck. Einige waren ganz und gar von Eisen, zu ohngefähr anderthalb Ellen, oder etwas weniger in der Länge, 3 oder 4 Viertelellen in der Höhe, und beynahe 3 Viertelellen in der Breite gemacht; welche eiserne Oefen insgesamt bey dem Eisenwerke in Trois Rivieres gegossen wurden. Andere bestunden aus Ziegeln oder Stein, und waren nicht viel grösser als der eiserne Ofen, doch machte jederzeit eine eiserne Platte den obern Boden dieser steinernen Oefen aus. Beide diese Oefen stellte man auf die Erde hin, und der Rauch von ihnen wurde durch eine eiserne

Röhre zu dem Schorsteine des Kamins hingeleitet. Des Sommers wurden sie gemeiniglich bey Seite gesetzt, damit es in der Stube um so viel geräumiger würde. Man wuste hier nichts von Klappen, weder bey den Kaminen noch Oefen, sondern die Wärme gieng durch den Schorstein frey hinauf. Dieß gieng noch einiger massen in einem neu angebaueten Lande an, wo man noch viele Wälder hat. Nach wenigen Jahren aber werden sie gezwungen seyn, die Feuerheerde von Frankreich zu vergessen, und gerne Klappen anlegen, wofern sie anders in einem so kalten Lande, als Canada, ein einziges Holz in dem Walde noch behalten wollen. Das äussere Dach war fast immer sehr steil und schräge, und entweder von Italiänischer Art, oder auch mit Giebelmauern; den beides war gebräuchlich. Es war gemeiniglich mit langen Brettern bedeckt, welche nicht wie gewöhnlich, mit dem einen Ende gegen den Sparrbalken, und mit dem andern gegen die Dachschwelle, sondern horizontell oder quer über dem Dache lagen, so daß das eine Ende sich dem einen, und das andere dem andern Giebel zukehrete. Ein jedes Brett bedeckte mit dem untern Rande den obern Rand des nächst darunter liegenden Brettes, damit sich der Regen nicht durchdringen möchte. Der Schindeldächer bediente man sich nicht, weil man sie für sehr geneigt Feuer zu fangen hielte; daher sie auch in Quebec gänzlich verboten waren. An dem Wohnhause nahm man selten Strohdächer wahr. Aber der Viehstall und die Scheune waren gemeiniglich damit bedeckt. Und wo man sie gebrauchte, waren sie mehrentheils sehr hoch und steil. In dem Wohnhause traf man bey einem jedweden Bauer gemeiniglich 3 Zimmer, die mit ihren Feuerstätten versehen

ven waren, nehmlich eine Küche und zwey Kammern, oder eine Küche, Stube und eine Kammer an. Der Backofen stund nicht in dem Gebäude, sondern allezeit auf dem Hofe für sich allein. Er war entweder, obgleich sehr selten, aus Ziegeln aufgemauert, oder aus solchen Steinen, die man in der Nähe hat bekommen können, und die man sehr stark mit Thon überzogen hatte. Am allergebräuchlichsten war doch, sie aus lauter Thon zu verfertigen. Oben bedeckte man sie mit Bork oder einem andern Dache. Der **Viehstall** und die **Scheune** waren fast auf eben die Art, wie in Upland und Westgothland bey den Bauerhöfen gebräuchlich ist, gebauet. Doch waren die Scheunen an den meisten Orten völlig so eingerichtet, als ich sie in meiner Bahusischen Reise * beschrieben und abgezeichnet habe.

Des Abends kamen wir in **Lorette** an, wo wir bey den Jesuiten Herberge nahmen.

Vom dreyzehnten. Des Morgens frühe setzten wir unsere Reise durch den Wald zu den hohen Bergen, die daselbst lagen, fort, um zu sehen, was man daselbst für seltene Gewächse und andere Merkwürdigkeiten finden könnte. Das Land war anfänglich meistentheils eben, und überall mit einem dicken Gehölze überwachsen, ausgenommen, wo ein Sumpf oder Morast anstieß. Fast die Hälfte von den Gewächsen, die man hier fand, waren solche, die in unsern Gehölzen und Morästen in Schweden gemein sind.

Man

* Auf der 260sten Seite.

Man erblickte hier **wilde Kirschbäume** von zweyerley Arten, welche doch nur Abänderungen seyn werden, ob sie gleich in einem und dem andern Stücke von einander ziemlich unterschieden waren *. Es waren beide hier in Canada sehr gemein. Beide hatten rothe Beere. Bey der einen Art oder dem so genannten Cerisier, schmeckten sie, wie die Beere unserer Alpkirschen, zogen die Zunge stark zusammen und blieben im Halse stecken. Die Beeren der andern Art aber hatten eine angenehme Säure, und waren von einem lieblichen Geschmacke.

Die **dreyblätterige Nieswurz** ** wuchs in sehr grosser Menge in dem Walde. An vielen Orten überzog sie allein die Erde. Sie wählte vornehmlich solche Stellen, die mit Moos bedeckt, aber doch nicht allzu naß waren, und hatte den **Sauerklee** *** und das nach den Alpen genannte **Stephanskraut** **** zu ihren Cammeraten. Ihre Samen waren noch nicht reif. Die meisten Stengel dieser Nieswurz aber hatten keine Samen. Dieses Gewächs wird überall in Canada von den Franzosen **Tissavoyanne** jaune genannt. Die Blätter und Stengel derselben wurden von den Wilden gebraucht, um eine schöne gelbe Farbe verschiedenen Arbeiten, die sie aus berei-

* Die eine Art, die von den Franzosen in Canada *Cerisier* genannt wird, habe ich in meinem Tagebuche folgender gestallt beschrieben: Cerasus foliis ouatis serratis, serraturis profundis fere subulatis, fructu racemoso; und die andere: Cerasus foliis lanceolatis crenato-serratis acutis, fructu fere solitario.

** Helleborus trifolius.

*** Oxalis Acetosella.

**** Circaea alpina.

ereiteten Fellen gemacht hatten, zu geben. Die Franzo=
en, welche dieß von ihnen gelernt haben, färben beides
Wolle und andere Sachen mit dieser Pflanze gelb.

Wir wanderten hernach mit vieler Mühe einen von
en höchsten Bergen, die hier waren, in die Höhe. Ich
ard aber, nach dem ich ihn erstiegen und genau unter=
cht hatte, nicht wenig ungehalten, daß ich nicht andere
Bäume oder Kräuter, als die, welche ich vorher oft hier
Canada gesehen hatte, antraf. Der Berg, indem er
it einem hohen Gehölze überwachsen war, ließ uns auch
cht das Vergnügen, von dessen Gipfel eine freye Aus=
cht zu haben. Und obgleich dieser Berg sich vor allen
ndern empor hob, so hatten wir doch für unser mühsa=
es Klettern so gut als nichts. Die Bäume, welche
er wuchsen, waren die Hainbüche mit dem Zunahmen
strya, der Amerikanische Ulmenbaum, der rothblümige
ornbaum, der Zuckerahornbaum, der Ahornbaum, der
Brandschäden heilet (welchen ich noch nicht beschrie=
n habe,) die Büche, unsere gewöhnliche Birke, die
ckerbirke *, der Vogelbeerbaum, die Canadische Fichte
erusse genannt, der Mehlbaum mit gezackten Blät=
n **, die Esche, der kurz vorher beschriebene wilde
irschbaum Cerisier genannt, und der Beere tragende
xbaum.

Die **Mücken** sahen wir in dem Gehölze in grösse=
Menge, als wir es gewünscht hätten. Nach ihrem
isse lief die Haut in eine Menge Beulen auf, so daß es
grosse

* Betula nigra.

** Viburnum dentatum.

grosse Mühe kostete, das Amt des Barbiers zu verrichten. Die Jesuiten, welche in Lorette wohneten, sagten, daß das zuverläßigste Verwahrungsmittel gegen ihren Anfall wäre, sich gut mit Fett über das Gesicht und die unbedeckten Stellen des Leibes zu schmieren. Das kalte Wasser aber schlugen sie als die beste Heilung ihres Bisses vor, wenn man den Ort gleich, nachdem sie gebissen, damit wüsche.

Des Abends kamen wir wieder nach Lorette zurück, nachdem wir die Gewächse von einiger Erheblichkeit, de wir heute gewahr worden waren, genau angezeichnet un beschrieben hatten.

Vom vierzehnten. Lorette ist ein Dorf, welches 3 Französische Meilen von Quebec westwärts lieg Es wird fast von lauter Indianern von dem Huronische Volke bewohnt, welche bekehrt worden sind, und die Römischcatholische Lehre angenommen haben. Das Do liegt neben einem kleinen Strom, der sich da mit eine starken Brausen über eine Klippe hinabwirft, und ei Säge- und Mehlmühle in Bewegung setzt. In vorige Zeiten, und als der noch jetzt da befindliche Pater d Jesuiten dahin kam, wohnten alle Wilden in ihren g wöhnlichen Hütten, die so wie der Lappen ihre gemac waren. Nachgehends aber haben sie diesen Gebrau verlassen, und sich in Ansehung ihrer Gebäude, nach de Franzosen gerichtet. Jetzt bemerkte man bey den Wi den, die hier wohnten, durchgängig solche Häuser wie d Franzosen haben. Einige wenige waren von Stein, d meisten aber von Holz. In einem jedweden Hause b fanden sich zwey Zimmer, nehmlich die Stube, worin lagen, und die Küche aussen vor. In der Stube stu

e

ein kleiner Ofen von Stein, der oben mit einer eisernen
Platte, nach der hier in Canada gebräuchlichen Weise
bedeckt war. Neben der Wand hatten sie ihre Betten,
worin sie nicht mehr Bettkleider legten, als in denen sie
bey Tage giengen. Eben so sahen ihre Gefässe und an=
dern Sachen ziemlich elend aus. Hier ist eine schöne,
obgleich kleine Kirche mit einem Thurm, worin eine Klocke
hängt, an dem Ende. Der Thurm ist spitzig, etwas hoch,
und mit weissem oder verzinntem Blech beschlagen. Diese
Kirche soll der Gestalt und der Einrichtung nach mit der
bekannten Santa Casa zu Loretto in Italien, von wo auch
dieser Ort seinen Namen erhalten, Aehnlichkeit haben.
Gleich neben der Kirche ist ein Steinhaus für die Priester.
Es sind diese zwey Patres von den Jesuiten, welche hier
beständig wohnen. Hier hält man eben so fleißig Gottes=
dienst als an andern Orten in den catholischen Kirchen;
und war es ein Vergnügen zu hören, mit was für einer
Fertigkeit und angenehmen Stimme die Wilden, insonder-
derheit aber die Frauensleute unter ihnen, allerhand geist=
liche Lieder in ihrer eigenen Sprache sungen. Die Wil=
den, die hier wohnen, kleiden sich meistentheils, als andere
Indianer hier im Lande; doch haben die Mannsleute ger=
ne eine Weste oder ein solches Kamisol, als die Franzosen.
Die Frauensleute aber richten sich genau nach der Klei=
dertracht, welche die andern Indianischen hier im Lande
gebrauchen. Es ist von diesen Wilden bekannt, daß sie
vor langer Zeit, und ihre Vorfahren, bey der Annehmung
des Christenthums, Gott ein Gelübde gethan haben, nie=
mahls starke Getränke zu trinken. Dieses Gelübde haben
sie bis auf die jetzige Zeit ziemlich unverbrüchlich gehalten;
so daß man selten jemand von ihnen betrunken siehet: da

der

der Brandwein und die starken Getränke doch Dinge sind, für die der Wilde lieber sein Leben lassen, als ihnen entsagen will.

Nebst den Häusern haben diese Wilden noch in vielen andern Stücken die Franzosen sich zum Muster gesetzt. Sie pflanzen alle Mays. Einige hatten ein kleines Weizen= oder Rockenland. Verschiedene von ihnen hielten Kühe. Unsere gewöhnliche Sonnenblume * war von allen und jeden in dem Mayslande gepflanzt, deren Samen sie hernach mit ihrer Sagamite oder Mayssuppe vermischen und so essen. Der Mays, den sie aussäeten, war von der kleinen Art, welche zeitig zur Reife kömmt. Dieser hat zwar kleinere Körner, als der andere; er soll aber in Verhältniß mit ihm mehr und lieblichers Mehl geben. Er wird hier gemeiniglich in der Mitte, und bisweilen zu Ende des Augusts reif. Die Mühlen gehörten den Jesuiten zu, welche von allen, die da selbst mahlen lassen, Bezahlung bekommen.

Der Schwedische Herbstweizen und Herbstrocken ist in Canada zum Versuch ausgesäet worden, damit man sehen möchte, wie er sich anlassen würde. Denn hier bedient man sich keines andern Weizen oder Rocken als desjenigen, der im Frühling gesäet wird; indem man gefunden hat, daß der Weizen und Rocken, der in Frankreich wächst, wenn er im Herbste hier ausgestreuet wird den folgenden Winter verfriert und verdirbt. Daher hat der Doctor Sarracin (wie mir der ältere Pater von denen hier wohnenden Jesuiten erzählte) ein wenig Rocken un

* Helianthus annuus.

und Weizen von Herbst= oder Wintersaat sich von Schweden bringen lassen, um zu versuchen, ob es gedeihen würde. Es wurde im Herbste ausgesäet, nahm keinen Schaden von der Winterkälte und trug schöne Frucht. Die Aehren waren zwar nicht so groß als an der Canadischen Getraide=art. Als man sie aber wog, so hatten sie fast ein doppeltes Gewicht, und gaben weit mehr und weisseres Mehl, als das hier im Lande gebräuchliche, das im Frühling aus=gesäet wird. Man wuste nicht, warum man keine weitere Versuche damit angestellt hätte. Hier im Lande soll man von dem Frühlingsweizen niemahls so weisses Brot, und mit dem Vortheile, als in Frankreich von dem Winterweizen backen. Verschiedene versicherten mich, daß so gar der Frühlingsweizen und der Frühlingsrocken, der jetzt hier gebraucht wird, zuerst entweder aus Schweden oder Norwegen hieher gebracht worden sey. Denn die Franzosen haben bey ihrer ersten Ankunft aus der Erfahrung gefunden, daß der Herbst= oder Winterweizen, und Rocken, der aus Frankreich hieher geführt worden, den Winter in Canada nicht vertragen, und die Frühlingssaat von den erwähnten Getraidearten nicht allezeit hat völlig reif werden können. Und daher fiengen sie schon an, Canada für ein untaugliches Land, wo niemand wohnen könnte, zu halten. Aber endlich fielen sie auf den Gedanken, sich die erwähnten Frühlingssaaten aus den nördlichsten Theilen von Europa zu verschaffen; welches auch gut angeschlagen hat.

Die Rückreise nach Quebec, die heute vor sich gieng, wandte ich zu allerhand Botanischen Beobachtungen an.

Vom funfzehnten. Der neue Generalguvernör über ganz Canada, **Marquis de la Jonquiere** kam

zwar gestern Abend auf dem Strom selbst vor der Stadt an. Da es aber dazumahl etwas spät war: so verschob er seinen Einzug in die Stadt auf heute. Er war schon den zweiten des Junius, nach der neuen Zeitrechnung, von Frankreich abgereiset, konnte aber doch Quebec nicht eher als jetzt erreichen. Die Ursache war die viele Schwierigkeit, welche die grossen Schiffe wegen der vielen Sandbänke haben, den Lorenzfluß hinaufzukommen. Diese machen, daß die Schiffe nur bey einem guten Winde hinauf zu fahren wagen, indem sie sich hin und her krümmen müssen, und öfters nur einen ganz engen Canal durchzugehen haben. Es war heute ausserdem ein grosses Fest, nehmlich der Gedächtnißtag der Himmelfarth der Jungfrau Maria, welcher in den catholischen Ländern mit grossem Gepränge gefeyert wird. Dieser Tag war hier also auf eine doppelte Weise besonders merkwürdig, nehmlich sowohl des Festes, als der Ankunft des Generalguvernörs wegen. Denn er pflegt jederzeit mit vielen Feyerlichkeiten empfangen zu werden, indem er hier in Canada einen Vice-König vorstellt.

Des Morgens um 8 Uhr versammleten sich die Vornehmsten der Stadt bey dem Herrn Vaudreuil, der vor kurzen zum Guvernör über Trois Rivieres verordnet worden war, und jetzt hier in der untern Stadt wohnte, und dessen Vater gleichfalls Generalguvernör über Canada gewesen war. Hieher kam auch der General Marquis la Galissoniere, welcher bisher die Bestallung eines Generalguvernörs gehabt hatte, und mit dem ersten nach Frankreich sich begeben sollte. Ihn begleiteten die vornehmsten der Regierung im Lande. Auf geschehene Einladung

fan

and ich mich auch hier ein, um diese Feyerlichkeit mit
nzusehen. Um halb neun, stieg der Generalguvernör
on dem Schiffe in eine Chaloupe, die mit rothem Tuch
edeckt war. Und alsobald gab man mit den Canonen
on den Wällen ein Zeichen. Darauf fieng das Läuten
it allen Klocken in den Kirchen der Stadt an. Alle
Vornehme begaben sich hinunter zum Ufer, um ihn zu be-
illkommen. Bey dem Aussteigen aus der Chaloupe
urde der Generalguvernör von dem General Marquis
e la Galissoniere empfangen. Und nachdem sie einan-
er gegrüsset hatten, stieg der Major der Stadt hervor,
nd hielte eine wohl gesetzte Rede, welche der General-
uvernör kurz beantwortete; worauf die Canonen von den
Wällen wiederum gelöset wurden. Die ganze Gasse bis
f die Cathedralkirche war mit Mannschaft, die in Ge-
ehr stund, und die grossentheils aus der Bürgerschaft
nommen war, besetzt. Der Generalguvernör gieng
sdann zu Fusse, in rothen mit goldenen Galonen stark
neheten Kleidern angezogen, und von den Vornehmsten
r Stadt und einer Menge anderer Zuschauer begleitet,
ch der Cathedralkirche. Seine Bedienten giengen in
ünen Kleidern und mit Gewehr auf den Schultern vor
m her. Bey der Ankunft nach der Cathedralkirche
urde er an der Thüre von dem Bischoff über ganz Ca-
da, und der sämmtlichen Priesterschaft, empfangen.
er Bischof war in seinem Bischöflichen Schmucke mit
ner vergoldeten langen Mütze auf dem Haupte gekleidet,
d hielte seinen grossen Bischofsstab von Silber in der
and. Einige von den Priestern waren in weissen Meß-
mden, andere in Meßgewanden oder andern langen
färbten Kleidern und Röcken gekleidet. Nachdem der

Bischoff eine kurze Rede an den Generalguvernör gehal-
ten hatte, wurde ihm ein Crucifix von Silber zu küssen
gereichet. Dieses trug ein Priester an einer langen
Stange, indem ihn zwey andere Priester zu beiden Sei-
ten begleiteten, deren ein jeder ein langes brennendes
Wachslicht in der Hand hielt. Hierauf gieng der Bi-
schoff mit den Priestern den langen Gang in der Kirche
hinauf zu dem Chor. Ihnen folgten die Bedienten des
Generalguvernörs mit dem Hute auf dem Haupt, und
dem Gewehr auf den Schultern. Und zuletzt kam der
Generalguvernör selbst mit seinem Gefolge, hinter dem
noch eine Menge Menschen gieng. Da wo das Chor
sich anfieng, blieb der Generalguvernör zugleich mit dem
General de la Galissoniere vor einem roth überzogene
Stuhl stehen, wo sie auch während der ganzen Messe
welche von dem Bischoff selbst verrichtet wurde, verbli-
ben. Von der Kirche begab er sich aufs Schloß, wohi
nachgehends die vornehmsten von den Mannspersonen
der Stadt sämmtlich hinkamen, um ihren Glückwuns
abzustatten. Nicht weniger fanden sich die Geistliche
von allen Orden, mit ihren Vorstehern ein, um ihre Fre
de über seine glückliche Ankunft zu bezeugen. Von d
grossen Menge, die jetzt hier ihre Aufwartung machte
blieben nicht andere zu Mittag zurück, als diejenigen,
vorher dazu eingeladen worden waren, unter welchen le
tern ich mit die Ehre hatte, gerechnet zu werden. D
Mittagsmahlzeit dauerte ziemlich lange, und war in A
sehung des Ueberflusses, einer solchen Feyerlichkeit gem

Der Generalguvernör, **Marquis de la Jonqui**
war der Statur nach, ein sehr langer Herr, und
ma

ahls etwas über 60 Jahre alt. Er hatte bey dem da=
ahligen kurz vorher verflossenen Kriege eine scharfe See=
hlacht mit den Engländern gehalten, war aber zuletzt ge=
öthigt worden, sich gefangen zu geben, indem die Englän=
r sowohl der Mannschaft als den Schiffen nach, bey
eiten den Franzosen sollen überlegen gewesen seyn. Bey
eser Gelegenheit wurde er von einer Kugel getroffen,
elche an der einen Seite der Schulter hinein, und an
r andern wieder hinaus trat. Bey dem Gehen ließ er
n Kopf etwas vorwärts hängen. Er war übrigens
 sehr gefälliger Herr, der bey der Gnade, die er, wenn
 wollte, erzeigte, doch seine Würde in acht zu nehmen
ßte.

Um den Wein, das Bier oder Wasser im Sommer
t zu erhalten, sagten verschiedene von den gegenwärti=
 Herren, daß folgendes versucht und bewährt gefun=
 worden sey. Der Wein, das Bier oder Wasser wird
 Bouteillen eingezapft, welche man zugepfropt in die
ft hängt, und mit nassen Tüchern umwickelt. Dadurch
 der Wein oder dasjenige, was man in die Bouteillen
gossen, kalt werden, wenn es gleich vorher warm ge=
sen ist. Nach einer kleinen Weile begießt man die
cher aufs neue mit so kaltem Wasser, als man erhalten
nn. Und damit fährt man einmahl nach dem andern
t. Der Wein, oder dasjenige, was in der Bouteille
, soll alsdann immer kälter als das Wasser, womit man
 Tücher befeuchtet hat, seyn. Wofern man auch die
outeillen in Sonnenschein hängen, und wie vorher be=
rieben, verfahren wollte, so würde es doch eben die
irkung haben.

Die Proceßion, die heute hier in Quebec zum Gedächtnisse der Himmelfarth der Jungfrau Maria von den Catholiken angestellt wurde, war nach ihre[r] Art prächtig genug. Sie glauben, daß dieselbe an die[-] sem Tage im Jahr gen Himmel gefahren sey. Daher si[nd] jetzt, um dieses Andenken desto feyerlicher zu begehen, i[n] Proceßion von der einen Kirche zur andern durch die gan[ze] Stadt giengen. Die Leute strömeten zusammen um die[-] ses anzuschauen, als hätten sie es niemahls vorher gese[-] hen. Und man sagte, daß dem Volke jederzeit bey sol[-] chen Gelegenheiten viel darum zu thun wäre, in Meng[e] sich einzufinden. Die Proceßion gieng folgender gesta[lt] vor sich. Zu vörderst giengen ein paar kleine Knabe[n], davon ein jeder eine kleine Klocke in der Hand hie[l-] te, womit sie ohne Aufhören läuteten. Darauf ka[m] ein Mann mit einer Fahne, auf deren einen Seite J[e-] sus am Kreuze, und auf der andern die Jungfrau Ma[-] ria mit Joseph und unserm Erlöser dazwischen, gemah[lt] war. Etwas darnach folgte ein anderer Mann, d[er] das Bildniß von dem Erlöser, wie er an dem Kreu[ze] gehangen, trug. Dieses war von Holz und gemah[lt] und wurde eben als die Fahne an einer langen Stan[ge] getragen. Hinter diesem sahe man die Recolets o[der] Bettelmünche, die in ihrer gewöhnlichen Tracht geklei[det] waren. Da diese Münche das Ansehen einer gros[sen] Armuth haben wollen, so war ihr Kreuz auch nur [von] Holz. Es war ihrer eine lange Reihe, und giengen i[m-] mer zwey in einem Gliede, doch so, daß der eine fast [an] der einen, und der andere an der andern Seite der G[asse] gieng. Darauf trug man an einer Stange das Bild [des] Erlösers am Kreuze, welches Bild, wie auch ein lan[ges] Stück von der Stange von Silber gemacht war. N[a-]

hero folgten paarweise kleine Knaben, ohngefähr von 10 oder 12 Jahren, die in rothen Unterröcken mit einem weissen Hemde darüber, und einer rothen kegelförmigen Mütze auf dem Kopfe, gekleidet waren; und sodann andere Knaben von gleicher Grösse mit schwarzen Unterröcken und weissen Hemden darüber, und einer schwarzen kegelförmigen Mütze. Jetzt kamen die Priester, davon die vördersten in weissen Meßhemden, die andern aber in langen seidenen Mänteln gekleidet waren, welche ganz bis auf die Erde hinab hiengen, und von verschiedener Farbe, meistentheils bunt waren; dabey hatten sie schwarze kegelförmige oder einem Zuckerhute ähnliche Mützen auf dem Kopfe, und blauliche Priesterkragen. Der Priester, der hinter den vorigen gieng, hatte ein Rauchfaß in der Hand, welches beständig hin und her geschwenket wurde und Rauch von sich gab. Hierauf trugen zwey Priester das Bildniß der Jungfrau Maria in einem kleinen Hause. Das Bild war von Silber; das Haus aber wird nur versilbert gewesen seyn. Nächst vor und gleich hinter diesem Bilde trug man an Stangen gläserne Laternen mit brennenden Wachslichtern darin, und darauf giengen die vornehmsten Priester in solchen langen Mänteln, wie ich kürzlich gemeldet habe. Und jetzt kam der Bischoff in seinem Bischöflichen Anzuge mit dem silbernen Stab in der Hand. Nach ihm marschierten die Bedienten des Generalguvernörs mit dem Gewehr auf den Schultern. Worauf endlich der Generalguvernör de la Jonquiere und der General de la Galisoniere in einer Reihe, und hinter ihnen eine Menge von den Vornehmen und zu allerletzt eine grosse Schaar von Leuten gegangen kamen. Die Soldaten stunden bey dem Schlosse in Gewehr, und man

rührte die Trommel, als die Proceßion da vorbey gieng. Man lösete auch die Canonen von den Wällen, welches allezeit bey Proceßionen gebräuchlich seyn soll. Diejeni- gen, welche da am nächsten stunden, wo die Proceßion vorbey gieng, fielen, als das Bildniß der Jungfrau Ma- ria zu ihnen hingebracht, oder vorbey getragen wurde, auf die Knie. Vor dem Bildniß des Erlösers aber blie- ben sie stehen. Diejenigen hingegen, welche weiter ent- fernet waren, kehrten sich an ihr Beispiel nicht, und fie- len nicht nieder. Auf eine solche Weise schritte die Pro- ceßion unter dem Geläute der Klocken von der einen Kirche zu der andern durch die Gassen. Und die ganze Schaar der Priester sung bey dem Gehen beständig.

Vom sechszehnten. Die **abendländische Thuya** * war ein Baum, der in Canada, aber nicht wei- ter nach Süden sehr häufig wuchs. Der äusserste Ort nach Süden, woselbst ich sie gefunden habe, war etwas süd- wärts von Saratoga in dem Gebiethe Neu-York wie auch bey Casses in eben der Provinz, welche Oerter ohn- gefähr die Polhöhe von 42 Grade und 10 Minuten ha- ben. Doch berichtete mir Herr Bartram, daß er einen einzigen Baum hievon in Virginien bey dem Flusse Ja- mes etwas oberhalb dem Orte des Flusses, der The Fall genannt wird, wahrgenommen hätte. Doctor Colden versicherte auch, daß er ihn an mehrern Orten bey seinem Hofe Coldingham, welcher zwischen Albany und Neu- York, ohngefähr unter dem 41sten Grade, und der 30sten Minu-

* *Thuya* (*occidentalis*) strobilis laeuibus, squamis obtus. *Linn. Hort. Vpſ.* 289. *ſpec. plant.* 1002.

Minute der Breite liegt, gesehen hätte. Die Franzosen in Canada nannten ihn überall Cedre blanc. Die Engländer und Holländer in Albany geben ihm einen eben das bedeutenden Namen, indem er bey ihnen White Cedar heisset. Die Engländer in Virginien aber hatten die eine Thuya, die bey ihnen wuchs, zu einem Juniper gemacht.

Die Stellen und das Erdreich, die er vornehmlich erwählte, um darauf zu wachsen, waren nicht von einerley Beschaffenheit, sondern ziemlich verschieden. Doch schien alles darauf abzuzielen, daß die Wurzeln einige Feuchtigkeit und Nässe hätten. Vor allen andern Orten schien er in Sümpfen und Morästen oder andern nassen Stellen gerne zu wachsen; und bemerkte man, daß er daselbst eine ziemliche Grösse erreicht hatte. Hienächst stunden ihm, dem Anscheine nach, sehr steinige Anhöhen, und Stellen, wo gleichsam eine Sammlung von einiger massen grossen Steinen befindlich war, die mit verschiedenen Gattungen von Moosen * überzogen waren, sehr gut an. Denn zwischen diesen wuchs er überaus gern. Wenn die Seestrände an einem Orte ganz mit solchen mit etwas Moos bewachsenen Steinen, bedeckt und dabey etwas bergig waren: so hatte die Thuya sich daselbst fast immer eingewurzelt. Ueberdem erblickte man den Baum ab und zu auf den Anhöhen neben Flüssen und andern erhabenen Gegenden, die fast aus lauter Stauberde bestunden; wobey doch zu merken ist, daß solche Stellen gemeiniglich ein etwas säuerliches Wasser bey sich führeten, oder daß eine Feuchtigkeit von den öbern Orten sich da hinunter

* Lichenes, Brya, Hypna.

oder vorbey gedrungen hatte. Doch sahe ich ihn an einem und dem andern Orte in einem ziemlich trockenen Erdreiche wachsen: da war er aber auch niemahls zu einer besondern Höhe oder Dicke gelanget. In Bergklüften fand man ihn auch ofte genug: er konnte aber da eben so wenig eine merkliche Grösse erreichen. Die größten Bäume, die mir hievon in den Wäldern vorgekommen sind, waren ohngefähr von 5 oder 6 Klaftern in der Höhe. In Ansehung seines Alters habe ich folgende Bemerkungen gemacht. Ein Stamm, der genau 2 Viertellellen im Durchschnitt betrug, hatte 92 Saftringe. Ein anderer von 2 viertellellen und 3 Zoll im Durchschnitte, hatte 136 Saftringe. Ein anderer von 2 Viertellellen und 4 Zoll im Durchschnitte *, hatte 142 Saftringe.

Von den Einwohnern hieselbst wurde der Baum insonderheit in folgenden Fällen gebraucht. Da man ihn unter allen Holzarten in Canada für diejenige hielt, welche am längsten unter freyem Himmel der Fäulniß widerstehen konnte, indem man versicherte, daß er daselbst fast ohne Schaden länger als eines Manns Alter aushalten könnte: so waren die meisten Zäune hier zu Lande davon errichtet worden; sie mochten senkrecht, schräge oder auch horizontell stehen. Aus der Ursache waren fast alle Pfähle, die man in die Erde geschlagen hatte, von der Thuya genommen. Eben so bestunden die Pallisaden rings um die Vestungen, wo ich in Canada reisete, insgesammt aus diesem Baume. Die Balken in den Häusern werden auch bisweilen aus demselben gehauen. Zu den schmalen dünnen

* Bey der Abmessung des Durchschnittes hat man jederzeit die Rinde ausgeschlossen.

nen Schienen, die beides die Rippen und den mittlern Boden in den hier im Lande gebräuchlichen Böten von Baumrinden ausmachen, bedient man sich meistentheils dieses Baumes; indem er sowohl biegsam genug, vornehmlich wenn er frisch ist, als auch sehr leicht ist. Das Holz hievon wird zum Kalkbrennen unter die besten Arten gerechnet. Die Reiser und Zweige davon wurden überall in Canada zu Besen, um die Erde zu fegen gebraucht, wozu er wegen seiner von Natur zusammen gedrückten Blätter und Aeste ziemlich bequem war. Des Sonnabends, ja auch zuweilen an andern Tagen, giengen die Wilden in den Städten mit Besen, die daraus gebunden waren, herum, und boten sie zum Verkauf aus. Ich nahm auch in Canada nicht wahr, daß man andere Baumarten zu Besen angewandt hätte. Die frischen Zweige haben einen besondern und eben nicht unangenehmen Geruch, welchen man bisweilen ziemlich stark verspüret, wenn jemand in ein Haus hereinkömmt, um mit einem solchen Besen zu fegen.

In der Heilungskunst bedient man sich dieses Baums zu verschiedenen Absichten. Der Commendant im Fort St. Frederic, Herr Louisignan, konnte dessen Wirkung gegen die rheumatischen Schmerzen nicht genug erheben. Er sagte, er hätte zu mehrern mahlen gesehen, daß er mit besonderm Erfolge an verschiedenen Personen in diesem Falle versucht worden, und zwar folgender Gestalt. Man zerstößt die frischen Blätter in einem Mörsel, und vermischt sie hernach mit Schweinfett oder einer andern Art Fett. Dieß kocht man so lange mit einander, bis es wie eine Salbe wird, welche man über Leinwand

schmie-

schmieret, und auf die schmerzhafte Stelle legt. Diese Salbe soll alsdann in kurzer Zeit eine ohnfehlbare Hülfe verschaffen. Gegen starke Schmerzen, welche hin und her in den Lenden und bisweilen über den ganzen Körper fahren, wurde folgendes ungemein gepriesen. Von den Blättern einer Art Engelsüß * nimmt man $\frac{4}{5}$tel und von den Zapfen der Thuya $\frac{1}{5}$tel, davon ein jedwedes für sich zu einem groben Pulver zerstoßen, und hernach mit einander vermischt wird. Darauf begießt man es mit laulichem Wasser, und macht einen Breyumschlag davon, der auf Leinwand verbreitet und über den Körper geschlagen wird. Da aber dieser Umschlag sehr stark, als wenn Feuer angesetzt worden wäre, brennet, so legt man gemeiniglich erst ein Tuch um. Denn sonst soll es bisweilen die Haut verzehren. Ich hörte, daß viele dieß erwähnte Mittel über die massen erhoben, und wie sie sagten, aus eigener Erfahrung; unter denen eine Dame war, die mir erzählte, daß sie einen solchen Breyumschlag drey Tage getragen, und dadurch ihren heftigen Schmerz verlohren hätte. Ein Wilder von den Irequois berichtete mir, daß das Decoct von den Blättern wider den Husten gebraucht würde. In der Nähe von Saratoga bedient man sich dieses Decocts wider das Wechselfieber.

Der Baum selbst behält sein Laub und bleibt grün, den ganzen Winter über. Seine Samen werden zu Ende des Septembers, nach dem alten Stil, reif. Den vierten des Octobers in diesem Jahr 1749 hatten einige von sei-

* Polypodium fronde pinnata, pinnis alternis ad basin superne appendiculatis.

seinen Zapfen, insonderheit diejenigen, welche in einer starken Sonnenhitze stunden, ihre Samen schon fallen lassen; und die andern hatten sich schon geöfnet, um dieß zu thun. Dieser Baum hat eben die Eigenschaft, wie verschiedene andere Bäume im nördlichen Amerika, welches ich oft bemerkt habe, nehmlich, daß er in sehr grosser Menge in Morästen und dicken Wäldern, und da mehr als an einem andern Orte wächst, so daß man mit Gewißheit diese für seine Geburtsörter angeben kann. Gleichwohl befindet sich an diesen eben genannten Stellen kaum ein einziger Baum, der Samen gäbe. Im Gegentheil aber, wenn einer durch einen Zufall an dem äussern Theile eines Waldes, an dem Strande oder auf dem Felde, wo die Luft frey hinkommen kann, zu stehen kömmt: so ist er ganz voll von Samen. So fand ich zu unzähligen mahlen, daß es mit dieser Thuya beschaffen war. Und so verhielt es sich auch mit dem Zuckerahornbaum, mit dem Ahornbaum, der in Brandschäden gut ist, mit dem Sassafras, mit der weissen Tanne, mit der Fichte Perusse genannt, mit dem Maulbeerbanm und vielen andern. In England wird dieser Baum überall von den Gärtnern und andern **Arbor Vitä** genannt.

Vom siebenzehnten. An dem heutigen Tage besahe ich das Nonnenkloster der Urselinen. Die Einrichtung ist hier fast dieselbe, wie in den andern beiden Nonnenklöstern. Dieses Kloster liegt innerhalb der Stadt, und hat eine ziemlich prächtige Kirche. Die Nonnen erhielten von allen das Lob, daß sie sehr gottesfürchtig wären. Diese sind auch die Nonnen, die sich am wenigsten sehen lassen, und die sich am meisten zu Hause

halten.

halten. Es wird keiner Mannsperson, ohne besondere Erlaubniß des Bischoffs, verstattet, in dieß Kloster hineinzugehen; und wird es jederzeit für eine besondere Gunst angesehen, wenn man da Zutritt haben kann. Der Königliche Arzt und der Wundarzt sind einzig und allein ausgenommen, und können sie jederzeit nach Gefallen die Kranken besuchen. Auf Vermittelung des Herrn Generals Marquis de la Galissoniere, bot mir der Herr Bischoff die Freiheit an, in Gesellschaft des Königlichen Arztes und Doctors Gaulthier ebenfalls diese Einrichtung in Augenschein zu nehmen. Bey der Ankunft wurden wir sogleich mit aller Freundlichkeit von der Aebtißin empfangen, und von einer grossen Menge Nonnen, deren fast alle alt waren, begleitet. Wir besahen erst die Kirche, worin sie ihre Gebete halten. Da es jetzt Sonntag war, so fanden wir hier verschiedene Nonnen an allen Seiten in der Kirche auf ihren Knien, und zwar eine jede für sich besonders, liegen und beten. So bald wir hinein kamen, fiel die Aebtißin und die Nonnen, die uns begleiteten, auf die Knie, welches Herr Gaulthier und ich ebenfalls thaten. Darauf giengen wir in ein Zimmer oder eine kleine Kapelle hinauf, welche dem Andenken und der Ehre der Jungfrau Maria geweihet und geheiliget war. Hier knieten auch alle bey dem Eingange nieder. An verschiedenen Orten, wo wir giengen, waren an den Wänden Bilder, Gemählde, wie auch Lichter, die vor denselben brannten, aufgehangen. Die Nonnen deuteten mir dieß aus, und sagten, daß diese Gemählde und Bilder der Heiligen nicht in der Absicht hier gehalten würden, um sie anzubeten, indem Gott allein einer Anbetung würdig wäre, sondern nur

um

um dadurch zu der Gottesfurcht erwecket zu werden. Weiter besahen wir die Küche, den Saal, wo sie assen, und denjenigen, wo sie ihre Arbeit mit einander verrichteten, welcher groß und hübsch war. Hier machen sie allerhand nette Arbeiten, überziehen Bilder mit Gold, verfertigen mit Kunst allerhand schöne Blumen u. s. f. Der Eßsaal war in allen Stücken so wie in den andern Klöstern, mit langen Tischen neben den Seiten eingerichtet, und ebenfalls waren die Sitze oder Stühle blos zwischen dem Tische und der Wand, nicht aber gegen die Erde hingesetzt. An einer Seite stund eine Kanzel, worin eine von den Nonnen auftritt, und, indem die andern essen, wie auch nach der Mahlzeit, etwas aus einem geistlichen Buche herlieset. Unter dem Tische war eine kleine Lade für eine jede Nonne, um ihre Serviette, ihr Messer, ihre Gabel und andere Sachen darin zu verwahren. Weiter besuchten wir ihre Schlafgemächer. Sie waren sehr klein, so daß sie daselbst nicht viel Platz zum Spatzieren haben. Eine jedwede Nonne hatte ihre besondere Kammer, die an den Wänden ganz eben und unbemahlt war. Es stund ein kleines Bett, ein Tisch mit Laden, und einem Crucifix und andern Bildern darauf, wie auch ein Stuhl in derselben. Mehrere Geräthe waren nicht da; auch fehlte der Ofen. Darauf wurden wir in ein anderes Zimmer, das voll mit Mädgen von 12 Jahren und darunter, war, geführet. Diese waren von ihren Eltern hieher geschickt worden, um lesen zu lernen und in dem Christenthum unterrichtet zu werden. Sie haben Erlaubniß, einmahl des Tages zu ihren Eltern und Angehörigen nach Haus zu gehen; sind aber verbunden nach einer kleinen Weile wieder ins Klo-

ster

ster zurück zu kommen. Wenn sie lesen gelernet haben und ihre Christenthumsstücke verstehen, so nehmen die Eltern sie wieder zu sich. Es liegt neben dem Kloster ein hübscher Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Er gehört dazu, und ist mit allerhand Küchenfrüchten und Fruchtbäumen besetzt. So lange die Nonnen arbeiten oder essen, ist es in den Zimmern, wo sie sich alsdann befinden, ganz still, wofern nicht von jemanden etwas vorgelesen wird. Nach der Mahlzeit aber haben sie auf ein paar Stunden die Erlaubniß, in den Garten zu spatzieren, oder in dem Kloster zu ihrem Vergnügen und ihrer Ergötzung zu bleiben. Nachdem wir dieß alles besehen hatten, nahmen wir unsern Abschied.

Ohngefähr eine Schwedische Viertelmeile westwärts von Quebec, befand sich ein **Sauerbrunnen.** Das Wasser führte sehr viel Eisenocher bey sich, und hatte einen ziemlich starken Geschmack. Herr Gauthier sagte, daß er es mit gutem Nutzen von solchen Kranken hätte trinken lassen, die den Verstopfungen, der Milzkrankheit und ähnlichen Krankheiten unterworfen gewesen.

Es versicherten alle, daß auf den Feldern und in den Wäldern rings um Quebec, keine giftige **Schlangen** zu finden wären, deren Biß einen besondern Schaden verursachen könnte, so daß man ziemlich sicher da im Grase spatzieren kann. Ich merkte auch niemahls, daß eine zu beissen versucht hätte: sondern sie waren alle sehr furchtsam. In dem südlichen Theil von Canada aber war nicht rathsam, so unbesorgt zu seyn.

Die **Zäune** der Aecker waren an vielen Orten zu nächst an der Stadt von der Art, daß sie Pfähle in die Erd-

Erde, ohngefähr drey Klaftern von einander, geschlagen hatten. Durch Löcher, die man bey ihnen gemacht hatte, waren Stangen eingesteckt, nehmlich drey Stangen, davon die eine vor der andern zwischen einem jeden Pfahle lag. Um zu verhindern, daß das Vieh nicht hineinkommen möchte, waren dürre Büsche vom Hahnensporn-Hagedorn zwischen den Stangen durchgezogen.

Es hatten ganz kleine kohlschwarze Ameisen * hin und wieder auf den Anhöhen in den Wäldern kleine Ameisenhaufen gemacht, die fast unsern Schwedischen ähnlich, nur aber weit kleiner waren.

Vom ein und zwanzigsten. Heute waren drey Nationen von den Wilden oder Indianern im Lande bey dem Generalguvernör, nehmlich die Hurons, Mickmacks und Anies, welche letztern eine Art Iroquois und Alürte der Engländer, und in dem letztern Kriege gefangen genommen worden sind.

Die **Hurons** waren die Wilden, welche in Lorette wohnen, und die christliche Lehre angenommen haben. Diese waren ein grosses und langes Volk, einige einen Kopf länger als ich, dick an Gliedern, wohlgestaltet, und kupferfarben. Sie hatten kurze und schwarze Haare, die vorne an der Stirne von dem einen Ohr quer über den Kopf zu dem andern abgeschoren waren. Keiner von ihnen trug eine Mütze oder einen Hut. Einige waren mit Ohrgehängen gezieret, andere aber nicht. Verschiedene von ihnen hatten das Gesicht überall mit Zinnober ganz roth bemahlt: andere hatten nur einige Quer-

* Formica nigra.

Querstriche vorne an der Stirne, und neben den Ohren, damit gezogen; und noch andere hatten das Haar ganz mit Zinnober bestrichen. Es ist zu merken, daß die rothe Farbe diejenige ist, womit sie sich vornehmlich bemahlen: doch habe ich bisweilen gesehen, daß sie das Gesicht mit schwarzer Farbe beschmieret haben. Es hatten ihrer viele im Gesichte und an dem Körper verschiedene Figuren, welche da so hingemahlt waren, daß sie sich in die Haut eingefressen hatten und niemahls vergehen konnten. Die Art, wie dieses geschiehet, will ich weiter hin, anführen. Diese Figuren sind fast insgesamt von schwarzer Farbe. Einige von ihnen hatten an jeder Wange eine Schlange, andere verschiedene Kreuze, andere ein Pfeil, oder die Sonne, oder sonst etwas, so wie es ihre Einbildungskraft ihnen eingegeben, hingezeichnet. Aehnliche Figuren hatten sie auch vorne an der Brust, an den Lenden und an andern Theilen des Körpers gezogen. Bey einigen nahm man aber gar keine Figuren wahr. Sie trugen ein Hemd, das entweder weiß oder blaugestreifst war, und ihre zottige Decke, die entweder blau oder weiß, mit einem blauen oder rothen Streifen an dem Rande, oder auch bisweilen roth war. Diese Decke hatten sie allezeit über den Schultern, oder sie liessen sie auch hinab hängen, und wickelten sie alsdenn an der Mitte des Leibes um sich herum. Um den Hals hatten einige eine Kette von violetten Wampums mit kleinen weissen Wampums dàrzwischen gebunden. Diese Wampums waren klein, und wie eine längliche Perle gestaltet, und von der Muschel, welche die Engländer Clam * nennen, gemacht. Ich werde ihrer unten

* Venus mercenaria, *Lin. Syst. Nat. Tom. I. p.* 686.

en mit mehrern gedenken. An dem Ende dieser Wam-
umsketten hatten verschiedene vorne an der Brust eine
rosse französische Silbermünze, mit dem Bildnisse des
Königs in Frankreich, hängen. Andere hatten vorne an
er Brust eine grosse schneeweisse runde Muschelschale,
ie von ihnen sehr hoch geschätzet wird, und sehr theuer
t; andere hatten nichts um den Hals. Es giengen
lle mit offener Brust. Vorne hieng der Tobacksbeutel,
er von dem Felle eines Thiers gemacht war, bey dem
e die haarige Seite auswärts gekehret hatten. Ihre
Schuhe waren von Fellen, und hatten viele Aehnlichkeit
nit den Schuhen ohne Absatz, * welche die Frauensleute
Finnland brauchen. Einige hatten diese Schuhe mit
Zinnober roth gefärbet. Anstatt der Strümpfe hatten
e blaue Tücher beides um die Beine und Lenden, auf
ben die Weise, wie ich es bey den Russen gesehen habe,
ewickelt. Verschiedene hatten auch ihre blaue Decke
m die Mitte des Hemdes geschlagen, so daß sie nicht
inabzuhängen schien.

Die **Mickmacks** waren wie die Hurons gekleidet,
usgenommen, daß sie lange, gerade, pechschwarze Haare
atten, welche weit hinunter über die Schultern hien-
en. Fast alle Wilden hatten pechschwarze und gerade
Haare. Doch sahe ich auch einige wenige, deren Haare
iemlich kraus waren. Es ist aber zu merken, daß es
etzt hier in Canada sehr schwer ist, von der Gesichtsbil-
dung der Wilden recht zu urtheilen. Denn ihr Geblüte
ist mit dem Europäischen, entweder durch die Gefangenen
beiderley Geschlechts, welche sie bekommen und an Kindes

* Piäxor.

statt aufgenommen, oder auch durch die Franzosen, welche da im Lande gereiset sind, und wohl bisweilen zur Vermehrung der Familie des Wilden, ihren Theil beygetragen haben, indem die wilden Frauensleute nicht so gar spröde seyn sollen, sehr vermischt worden. Diese Mickmacks waren auch gemeiniglich nicht so groß der Statur nach, als die Hurons. Ich habe keine Wilden gesehen, die so lange gerade hinabhängende Haare, als diese, gehabt hätten. Ihre Sprache war auch von derjenigen der Hurons verschieden, so daß man sich hier eines besondern Dollmetschers für sie bediente.

Die Anies waren die dritte Art der Wilden, die sich hier einfand. Von diesen, als den Alürten der Engländer, waren in dem letzten Kriege 50 Mann ausgegangen, um ohnweit Montreal zu plündern. Die Franzosen aber, die bey Zeiten davon unterrichtet worden waren, machten einen Hinterhalt, und schossen bey den ersten Schüssen 44 Leute von ihnen zu Boden, so daß nur die 4, welche heute hier gegenwärtig waren, und 2, die jetzt krank lagen, mit dem Leben davon kamen. Sie waren eben so lang, als die Hurons, deren Sprache sie redeten, gewachsen. Die Hurons schienen ein länglichers und die Anies ein rundlichers Gesicht zu haben. Diese Anies hatten ein ziemlich grausames Aussehen. Ihre Kleidertracht und das übrige war eben so, als bey den andern Wilden, beschaffen. Aber hinten im Nacken hatten sie in dem Haar ein längliches und gerundetes Stück Zinn befestigt. Einer von ihnen hatte auch eine Blume von Rosenpappeln, die er aus einem Garten, wo sie jetzt in voller Blüthe stunden, genommen,

nen, in die Haare mitten auf dem Kopf gesteckt. Fast
in jeder von diesen Wilden führte seine Tobackspfeife mit
ich, die von grauem Kalkstein gemacht, und hernach ge-
chwärzt worden war, und einen langen hölzernen Schaft
atte. Hier waren keine Frauensleute, sondern lauter
Mannspersonen. Als der Generalguvernör herein kam,
nd sich niederließ, um mit ihnen zu reden: so setzten
ich die Mickmacks auf die Erde in dem Saal, wie un-
ere Lappen. Die andern Wilden aber setzten sich auf
Stühle.

Es befand sich hier in Canada keine **Buchdrucke-
ey**, doch ist eine hier vordem angelegt gewesen: sondern
lle Bücher kamen von Frankreich und alle Verordnun-
en, die man hier ausgab, waren geschrieben; welches
ch so gar auf das Geld im Lande erstreckte. Man gab
or, daß deswegen keine Buchdruckerey hier im Lande einge-
ichtet worden, damit keine nachtheilige Bücher oder
Schriften gegen die Religion, die Regierung oder die
uten Sitten gedruckt und ausgebreitet würden; gleich
ls wenn dieß nicht durch Handschriften geschehen könnte.
Die rechte Ursach aber dürfte theils diese seyn, daß man
egen der bisherigen Armuth des Landes und der Ein-
ohner es noch nicht so weit gebracht hat, daß ein Buch-
rucker zu seinem nöthigen Unterhalte Bücher genug ab-
etzen könnte; theils auch, damit Frankreich ebenfalls die-
en Gewinn hätte.

Die **Mahlzeiten** waren hier in vielen Stücken
on denjenigen, der man sich in den Englischen Provin-
en bediente, unterschieden. Vielleicht hängt dieß von
er Verschiedenheit, die sich bey diesen Nationen in der

Lebensart, dem Geschmacke und der Religion zeiget, ab
Man aß hier Frühstück und speisete beides zu Mittag und
zu Abend. Man frühstückte gemeiniglich um 7 Uhr
oder zwischen 7 oder 8. Denn die Franzosen hieselbst
stunden fast überall frühe des Morgens auf, so daß man
auch mit dem Generalguvernör um 7 Uhr des Morgens
reden konnte. Und dieß war auch die Zeit, zu der man
sich bey ihm einfand, um seine Aufwartung zu machen,
oder seine Ansuchungen vorzutragen. Zum Frühstücke
brauchte man verschiedenes. Einige von den Manns-
leuten tunketen ein Stück Brot in Brandwein und assen
es; andere trunken einen Schluck Brandwein und assen
ein Stück Brot darauf. Die Chocolade war auch sehr
gewöhnlich. Sehr viele, ja fast die meisten, vornehm-
lich von den Frauensleuten, trunken Coffee mit ein wenig
Milch. Einige assen gar kein Frühstück. Ich merkte
niemahls, daß man hier Thee gebrauchte; vielleicht da-
her, weil man Coffee und Chocolade von den Französi-
schen Provinzen im südlichen Amerika bekommen konnte,
den Thee aber nur aus China, und weil man das Geld
nicht umsonst für eine unnöthige Waare aus dem Lande
lassen wollte. Auch sahe ich nirgends, daß man Butter
und Brot zum Frühstück aß. Die Mittagsmahlzeit fiel
gemeiniglich genau um 12 Uhr ein. Bey den Vorneh-
men trug man sehr viele Gerichte auf. Und die andern
folgten gern dem Beispiel der Grossen, wenn sie jemand
zur Mahlzeit bey sich einluden. Das Brot war durch-
gängig von Weizen und länglich gebacken. Für einen
jedweden legte man einen Teller, eine Gabel und einen
Löffel auf den Tisch, wie auch eine Serviette. (In den
Englischen Colonien legte man niemahls oder sehr selten
ein

eine Serviette mit auf). Auch legte man an verschiedenen Orten ein Messer neben dem Teller hin. Aber an den meisten Orten hatte man die Gewohnheit das Messer wegzulassen, und waren daher sowohl Frauenzimmer als Mannsleute verbunden, selbst ein Messer mit sich zu nehmen. Die Löffel und Gabeln waren gemeiniglich von Silber, und die Teller meistentheils von Holländischen Porcellain. Die Mahlzeit fieng sich allezeit mit einer Kraftsuppe ohne Fleisch, worin viel Brot geleget worden, an. Daher hatte man auf vielerley Art das Fleisch zugerichtet; man hatte gekochtes oder gebratenes Ochsenfleisch, gekochte oder gebratene Vögel von verschiedenen Arten, Fricassen u. s. f. Zugleich setzte man verschiedene Sallate auf. Während der Mahlzeit trunk man meistentheils rothen Wein, entweder unvermengt oder mit Wasser verdünnet, welches letztere meistens gebräuchlich war. Sie trunken auch viel von einer Art Bier, welches aus Fichtenzweigen gebrauet wurde. Die Frauenszimmer bedienten sich meistentheils des Wassers, bisweilen auch des Weins, aber selten des Biers. Ein jedweder hatte sein Glas und konnte für sich einschenken so oft er wollte. Denn die Bouteillen wurden auf den Tisch gesetzt. Die Butter trug man sehr selten auf, und wenn es geschahe, so that man es eigentlich eines Fremden wegen, der davon Liebhaber war. Sie war jederzeit sehr wenig gesalzen, so daß man Salz auf den Teller legen, und die Butter, welche man essen wollte, darin tunken muste. Das Salz auf dem Tische war fein und weiß. Nur sehr selten ward ich eines grauen Salzes gewahr. Nachdem man von den gröbern Gerichten gegessen hatte, setzte man fast alles bey Seite, und alsdann trug man die Confituren auf,

welche von vielerley Arten waren, als Wallnüsse, sowohl von Frankreich als von Canada, entweder ganz und reif, oder auch unreif und eingemacht; Mandeln, Rosinen, Haselnüsse, verschiedene Beeren, die man in dieser Sommerzeit fand, als rothe und schwarze Johannsbeeren, die hier befindlichen Heidelbeeren, welche man mit Zuckersyrup einmachte; verschiedene in Zucker eingemachte Sachen, als Erdbeere, Hindbeere, Brombeere, Moosbeere. Den Käs setzte man auch auf. Unter den Confituren muste man ebenfalls die Milch, die gemeiniglich gut mit Zucker versüsset war, rechnen, welche sie zu allerletzt assen. Die Suppe gab man einem jedweden jederzeit besonders auf dem Teller. Nach der catholischen Religion aß man Freitags und Sonnabends kein Fleisch; daher auch diese Tage magere Tage genannt wurden. Dennoch wuste man auch in den Tagen sich wider den Hunger vorzusehen. Denn anstatt dessen richteten sie allerhand Küchenkräuter, als gekochte Gurken, Bohnen, Erbsen, Kohl und andere Sachen, welche der Küchengarten abwarf, zu. Nicht weniger aß man allerhand Arten Fische. Denn in allen den übrigen Tagen sahe man selten einen Fisch auf dem Tische. Ueberdem hatte man allerhand Gerichte von Eyern u. s. f. Milch und verschiedenes davon zugerichtetes Essen brauchte man auch viel, beides des Freitags und Sonnabends. Sie glaubten nicht, daß Fische, Eyer und Milch einige Verwandschaft mit dem Fleische hätten. Man richtete die Gurken viel mit Rahm, nachdem sie vorher in Scheiben geschnitten waren, zu, und schmeckten sie alsdann recht gut. Zuweilen setzte man die Gurken ganz vor, da ein jeder, der an denselben Gefallen hatte, sie schälete, in lange Scheiben zerschnitte, und das Ende in

in Salz tunkte; und sie also wie Rettischen aß. Der Melonen war hier eine grosse Menge, welche man jederzeit ohne Zucker aß. Mit einem Worte, man lebte hier des Freitags und Sonnabends eben so gut, so daß ich, der kein besonderer Liebhaber von Fleisch war, gerne gesehen hätte, daß alle Tage die so genannten magern gewesen wären. Ein Schälgen mit Salz und ein anderes, mit zerstossenem Pfeffer, stunden allezeit bey der Mahlzeit auf dem Tische. In den Wein legte man eben so wenig, als in den Brandwein, Zucker. Was den Gebrauch des Zuckers anbelangt, so sahe ich niemahls auf meinen Reisen, daß die Franzosen und Engländer bey ihrem Essen, dem Thee und Coffee u. s. f. halb so viel Zucker als wir hier in Schweden verbrauchten. Und in den Wein legte man niemahls Zucker. Da doch diese beiden Völker in ihren eigenen Pflanzörtern zureichlich viele Zuckerpflanzungen haben. Vor und nach dem Essen betete man hier auf keine andere Weise, als daß man nur mit den Fingern ein Kreuz vor sich schlug; obgleich dieß auch nicht von allen beobachtet wurde. Gleich nach der Mittagsmahlzeit trunk man Coffee ohne Milch. Die Abendmahlzeit gieng gemeiniglich um 7 Uhr oder zwischen 7 und 8 vor sich, und die Gerichte waren alsdann fast dieselben, als des Mittags. Den Pudding vermißte man hier jederzeit, wie auch den Punch, den Labtrank der Engländer, ob man ihn gleich hier wohl kannte.

Vom drey und zwanzigsten. An verschiedenen Orten hatte man hier die **Hunde** gewöhnt, Wasser von dem Flusse anzufahren. Ich sahe heute zwey grosse Hunde, welche vor einem kleinen Wagen, der eine vor

dem andern, gespannt waren. Sie hatten rothes und nett gemachtes Sattelzeug, wie Pferde, und Zügel in dem Munde. Auf dem Wagen stund eine Tonne. Sie wurden von einem Knaben regiert, der hinter den Wagen herlief. Die Hunde sprungen von sich selbst zu dem Flusse. Nachdem das Wasser in die Tonne gegossen worden, so zogen die Hunde ihre Last den Berg hinauf, und hernach zu dem Hofe hin. Ich sahe nachgehends bey meinem Aufenthalte in Quebec fast täglich Hunde mit Wagen zu dem Flusse hinab laufen, um darauf Wasser nach Haus zu ziehen. Zuweilen war nur ein einziger Hund vor dem Wagen gespannt. Die Wagen waren mit Fleiß klein gemacht. Die Hunde, welche diese Wagen zogen, waren ab und zu ziemlich klein, und kaum so groß, als unsere gewöhnlichen Bauerhunde. Die Knaben, welche die Hunde regierten, hatten grosse Peitschen in der Hand, womit sie dieselben anstrengten, wenn sie nicht geschwinde gehen wollten. Ich sahe sie nicht allein Wasser, sondern auch Holz, Eichen zum Bäuchen, und Zober, wie auch verschiedenes anderes anfahren. Im Winter hat man sehr oft in Canada die Gewohnheit, wenn man irgendwo hinreisen will, Hunde vor kleine besonders dazu gemachte Schlitten zu spannen, und sie auf denselben Reisekleider, den Eßkorb und andere Bündel, welche man mit sich führen will, fortziehen zu lassen. Gemeiniglich wandten arme Leute sie auf ihren längern oder kürzeren Winterreisen dazu an, wenn sie auch gleich selbst zu Fusse giengen. Fast alles Holz, welches die Armen hier im Lande des Winters aus dem Walde hohlen, wird von Hunden von da gebracht; daher man diese Thiere auch die Pferde der Armen nannte. Sie spanneten alsdann gemeiniglich

ein

ein paar Hunde vor jedes Fuder, so daß der eine vor dem andern gieng. Man zeigte mir auch ein paar nette besonders dazu gemachte Schlitten, worin ein Frauenzimmer des Winters fahren kann. Sie werden von einem paar Hunden gezogen, welche bey guter Bahn damit geschwinder laufen sollen, als man sich vorstellen kann. Ein Hund von mäßiger Grösse ist im Stande eine Person zu ziehen, wenn die Bahn schön ist. Alte Männer erzählten mir, daß sich in ihrer Kindheit sehr wenige Pferde im Lande befunden, daher die Einwohner im Winter alle ihre Fuhren mit Hunden verrichtet hätten. Verschiedene von den Franzosen, die des Winters nach Terra Laborador gereiset sind, versicherten, daß die daselbst wohnenden Wilden, die Esquimaux heissen, nicht allein oft ihre Hunde im Winter auf Schleifen, was sie mit sich zu führen nöthig haben, ziehen lassen, sondern daß sie auch selbst auf dem Eise in kleinen von diesen Thieren gezogenen Schlitten, fahren.

Vom fünf und zwanzigsten. Der Quellen gab es an allen Seiten der hohen und ziemlich querlaufenden Anhöhen, westwärts von der Stadt, eine grosse Menge. Alle diese Anhöhen bestehen aus dem vorher erwähnten schwarzen Kalkschiefer, und sind an der westlichen Seite ziemlich steil, so daß es mühsam ist, da hinauf zu kommen. Ihre senkrechte Höhe beträgt ohngefähr 10 oder 12 Klaftern. Oben sind sie jetzt kahl oder von Wald entblösset, und mit einer dünnen Erdrinde, die auf dem Kalkschiefer lieget, und welche man entweder zum Acker oder zur Weide anwendet, bedeckt. Es scheint daher bewundernswürdig zu seyn, wo diese nackenden Höhen die

vie=

vielen fliessenden Quellen hernehmen, welche an einigen Orten, wie ein Strom, aus dem Berge hervor getreten kommen. Haben etwa solche Höhen die Eigenschaft, das Wasser bey Tage oder in der Nacht aus der Luft an sich zu ziehen? Und sind vielleicht die Schieferberge mehr als andere dazu geneigt?

Die **Pferde** hier im Lande, deren erster Stamm aus Frankreich hieher geführt worden, waren fast alle von einer guten Art, stark, wohlgewachsen und hurtig und mehrentheils so groß, als unsere Reuterpferde in Schweden. Man hatte hier eben den Gebrauch, als in England, daß man nehmlich den Schweif an den Pferden abhieb, und nur einen kleinen kurzen Stumpf davon nachließ. Dieses scheinet aber hier im Lande ein ziemlich strenges Verfahren zu seyn, indem sie nachgehends nichts hatten, womit sie sich wider Mücken, Brömse, Pferdefliegen und andere Inseckte, deren es hieselbst eine grosse Menge giebt, vertheidigen konnten. Wenn die Pferde hier ein Fuder ziehen: so spannt man nicht zwey in der Breite zusammen, sondern so, daß das eine nach dem andern gehet. Doch nimmt man nicht leicht mehr als drey, wohl aber weniger, zu einer solchen Reihe. Diese Art des Vorspanns wird ohne Zweifel die Ursache seyn, warum man die Schweife abgestuzt hat, weil sonst das vorhergehende Pferd die Augen des nächstfolgenden beschädigen dürfte. Zu den Sommerfuhren bediente man sich grosser Karren. Denn ich wurde keiner Lastwagen, oder Wagen mit vier Rädern, hier gewahr. Nur allein der Generalguvernör und einige wenige von den vornehmsten Herren im Lande, brauchten einen bedeckten Wagen. Meistentheils

theils aber bediente man sich der Chaisen. Es war eine gemeine Klage, daß der Landmann zu viel Pferde anzulegen anfängt, wodurch die Kühe im Winter bey der Futterung zu sehr zu kurz kommen.

Die Kühe waren gleichfalls zuerst aus Frankreich hieher gebracht worden. Sie hatten jetzt eben die Grösse als unsere gewöhnlichen Schwedischen. Es sagten alle, daß das Vieh, das von den Kühen, die zuerst aus Frankreich hieher gekommen, aufgewachsen, niemahls so groß als seine Mutter würde. Man schrieb dieß den kalten Wintern zu, und daß man hier genöthigt ist, sie über sechs Monate einzuschliessen, und während der Zeit ihnen sehr wenig Futter, indem dasselbe sonst nicht zureichen würde, zu geben. Fast alle Kühe hatten Hörner; doch sahe ich bisweilen einige ohne Hörner. In Pensylvanien aber war es eine unerhörte Sache, eine Kuh ohne Hörner zu sehen. Mag wohl die Kälte etwas dazu beytragen? Uebrigens soll eine Kuh mehrentheils hier so viel Milch als in Frankreich geben. Man hielt auch das Ochsen- und Kalbfleisch hier bey Quebec für fetter und schmackhafter, als dasjenige bey Montreal. Es wollten einige die salzigen Weiden, die unten vor Quebec liegen, als die Ursache davon ansehen. Dieß kann aber wohl nicht völlig genug thun. Denn das meiste Vieh, das in Quebec verkauft wird, und sich daherum befindet, hat keine mit Binsengras * bewachsenen Wiesen, worauf es weiden kann. In Canada ziehen die Ochsen mit den Hörnern, in den Englischen Provinzen aber

* Triglochin.

aber mit den Bugen auf eben die Weise als die Pferde. Die Kühe hatten hier verschiedene Farben. Doch wa- ren die meisten entweder schwarz oder roth.

Ein jedweder Landmann hält hier gemeiniglich ei- nige Schafe, bald mehr, bald weniger, von denen er so viel Wolle erhalten kann, als er zu seinen täglichen Kleidern brauchet. Die bessern Kleider aber werden aus Frankreich hieher gebracht. Wenn man Schafe aus Frankreich hat kommen lassen, und dieselben einige Zeit hier gewesen sind, so bleibt die Wolle nicht mehr so weich und fein, wie sie anfänglich gewesen ist, sondern wird weit gröber und steifer. Und noch mehr geschiehet dieß mit ihrer Abkommenschaft. Man glaubte, die vor- nehmste Schuld läge an dem sparsamen Futter, wodurch die Schafe im Winter Noth leiden müsten.

Die **Ziegen** sahe ich nirgends in Canada. Mar versicherte mich auch, daß keine daselbst wären. In der Englischen Pflanzörtern wurde ich nur einige wenige ge wahr, und zwar kaum anderswo als in einer Stadt Sie sollen auch da keiner andern Ursache, als nur gewis ser Kranken wegen, denen die Aerzte ihre Milch als ei Heilungsmittel anrathen, gehalten werden.

Die **Eggen** waren nicht viereckig, sondern de Gestalt nach, wie ein Dreyeck. An den meisten ware zwey Seiten drey Ellen, und die dritte nur zwey Elle lang. Sowohl die Zähne, als alles übrige, war vo Holz. Die Länge der Zähne, und die Entfernung de selben unter einander, betrugen eine Viertelelle.

Di

Die Aussicht des Landes eine Viertelmeile nörd-
lich von Quebec an der westlichen Seite des Lorenzflusses
war sehr angenehm. Das Land war hier abschüßig ge-
gen den Fluß, und je weiter man sich von dem Flusse
entfernete, desto höher wurde es. An vielen Orten war
es von der Natur in Absätze getheilet, so daß der eine
Erdwall über dem andern lag. Von diesen Höhen konnte
man weit herum sehen. Quebec stellte sich nach Süden
sehr deutlich dar. Nach Osten war der Lorenzfluß, wo
man auf und nieder segelte. Nach Westen lagen die ho-
hen Berge, mit denen sich die Anhöhe von dem Flusse
endigte. Es war hier alles Land entweder zum Acker,
zur Wiese oder Aue angebauet. Hin und wieder er-
blickte man einen kleinen Laubwald, den man von dem
alten Walde übrig gelassen hatte. Die Aecker waren
meistentheils mit Weizen, doch auch ziemlich stark mit
dem weissen Haber, und an einigen Orten mit Erbsen
besäet. Andere Getraidearten fand man hier nicht.
Hie und da stunden schöne Häuser und Höfe, welche
doch insgesamt von einander abgesondert waren. Das
Gebäude, worin sie wohnten, war meistentheils aus dem
schwarzen Kalkschiefer gebauet, und gemeiniglich äusser-
lich geweisset. Der eine Wasserbach oder Canal strömte
nach dem andern von den Anhöhen, wo die grossen Ber-
ge waren, hinab. Diese Anhöhen unten vor den Ber-
gen bestunden ganz und gar aus dem schwarzen Kalkschie-
fer, der in der freyen Luft jederzeit sich in kleine Stücke
zerspaltete. Auf diesem lag Erde zu einer halben, einer
ganzen bis dritthalb Ellen, kaum aber darüber, an der
Dicke. Die Ackererde war mit kleinen Stücken davon
angefüllt. Und wo ein Bach fortfloß, da hatte er sich
unten

unten gemeiniglich tief eingeschnitten, und dessen Seitentheile bestunden mehrentheils blos aus diesem Schiefer. Ab und zu fand man in dickern Schichten einen dunkelgrauen Kalkstein, der, wenn er entzwey gebrochen ward, stark wie Stinkstein roch.

Es wurden jetzt verschiedene Schiffe bey Quebec auf des Königs Rechnung gebauet. Doch lief noch vor meiner Abreise von Frankreich der Befehl ein, daß nicht mehr Kriegsschiffe hier gebaut werden, sondern nur diejenigen fertig gemacht werden sollten, welche schon auf dem Stapel stunden. Die Ursache war, weil man gefunden hatte, daß Schiffe, die aus amerikanischen Eichen aufgeführet waren, bey weiten nicht so lange, als diejenigen, die man aus europäischen Eichen baut, aushalten. Um Quebec befindet sich sehr wenig Eichenholz und die Eichen, welche da wachsen, sind gemeiniglich so klein, daß sie zu nichts taugen. Daher war auch fast alles eichene Bauholz, welches um Quebec lag, von den Orten, welche gegen Neu-England liegen, hieher geführt worden. Denn die Eichen im nördlichen Amerika haben die Eigenschaft, daß sie, je weiter sie nach Norden wachsen, desto länger der Fäulniß widerstehen, und im Gegentheil, je weiter sie nach Süden wachsen, desto weniger dauerhaft sind. Dieses Bauholz wurde mit Flössen auf den Flüssen, die von der Seite des neuen Englands kommen, und bey St. Pierre oder da herum in den St. Lorenzfluß einfallen, hinunter gebracht. Es war auch etwas Eichenholz von dem Theil von Canada, der zwischen Montreal und dem Fort St. Frederic lag, gekommen. Man hielt es aber nicht für so gut, als das vorige, und ausserdem war der Weg darnach ungleich länger.

Vo

Vom sechs und zwanzigsten. Man zeigte mir heute eine grüne Erde, die dem General Marquis de la Galißioniere von dem obern Theil von Canada zugebracht worden war. Es war eine Art Thon, die ganz dicht an einander klebte, und durch und durch eine so grüne Farbe, als Grünspan hatte.

Es sind fast in ganz Canada **Krebse** in den Bächen und kleinen Strömen vorhanden, und zwar von einerley Art mit den unsrigen in Schweden. Die Franzosen essen sie gerne. Es sagten alle, daß sie jetzt ansehnlich abgenommen hätten, nachdem man sie so stark zu fangen gewohnt wäre.

Das **gemeine Volk** hier im Lande schien sehr arm zu seyn. Sie hatten zwar einiger massen ihr Auskommen, aber auch nicht viel darüber. Es soll sehr selten jemand von den Leuten vom untern Stande einige Reichthümer besitzen. Sie waren mehrentheils zufrieden, wenn sie dürres Brot zu essen und Wasser zu trinken hatten. Die übrigen Nahrungsmittel aber, welcher sie sich bedienen konnten, als Butter, Käse, Fleisch, Hühner, Eyer, u. s. f. wurden insgesammt zur Stadt gebracht, um sie in Geld zu verwandeln, wofür sie sich Kleider, Brandwein oder Putzwerk für die Frauensleute kauften. Doch so mager sie es auch beides zu Hause und auf Reisen hatten: so waren sie doch allezeit freudig und bey gutem Muthe.

Vom neun und zwanzigsten. Ich machte auf die Veranlassung des Herrn Generals Marquis de la Jonquiere, und des Herrn Generals Marquis de la Galißio-

niere, mit einigen Französischen Herren Gesellschaft, um ein so genanntes Silber- oder Bleybergwerk bey der Baye St. Paul zu besehen. Ich verstand mich zu dieser Reise um so viel lieber, da ich zugleich Gelegenheit hatte, einen grössern Theil des Landes, als sonst geschehen seyn würde, in Augenschein zu nehmen. Wir begaben uns daher des Morgens in einem Batton den Lorenzfluß hinunter auf die Reise.

Die **Erndtezeit** war jetzt vorhanden. Ich sahe die Leute auf allen Aeckern mit dem Einerndten des Getraides beschäftigt. Den Weizen und den Haber hatte man, wie man durchgehends sagte, eine Woche zuvor, wofern nicht eher, abzumähen angefangen.

Die **Aussicht** bey Quebec war sehr anmuthig von der Seeseite. Die Stadt lag hoch. Man sahe alle Kirchen und hohe Gebäude sehr gut. Und die Schiffe, welche in dem Flusse unten neben einander lagen, machten eine besondere Zierde. Der Pulverthurm, der auf dem höchsten Gipfel des Berges, worauf die Stadt erbauet ist, stehet, ragete noch über allen Häusern hervor.

Das Land, wo wir heute vorbey reiseten, hatte eine sehr angenehme Aussicht. Der Lorenzfluß lief hier fast von Süden nach Norden. Zu beiden Seiten desselben zeigten sich grosse Felder von angebautem Lande, doch mehr an der westlichen als östlichen Seite. Die Anhöhen neben den Ufern waren steil und hoch. Eine Menge von schönen, doch überall unter sich getrenneten Höhen, grossen Aeckern, die jetzt von dem Getraide ganz weiß aussahen, und vortreflichen Gehölzen und Laubwäldern machten das

Lan-

Land zu beiden Seiten angenehm. Ab und zu nahm man eine steinerne Kirche wahr. Hin und wieder warf sich ein Bach von diesen hohen Anhöhen in den Strom hinab. Da, wo der Bach etwas beträchtlich war, hatte man Wasser- oder Sägemühlen angelegt.

Nachdem wir anderthalb Französische Meilen gerudert hatten, kamen wir zu der Isle d' Orleans, welche eine grosse Insel von ohngefähr achtehalb Französischer Meilen in der Länge, und gegen 2 solcher Meilen, in der Breite, da wo sie die größte Weite hat, ist. Sie liegt mitten in dem Lorenzflusse. Sie hatte eine erhabene Lage, ihre Seitentheile waren etwas abschüßig, und an den meisten Orten waldig. Verschiedentlich waren sie auch kahl, und sahe man Höfe ganz unten neben dem Ufer erbauet. Auf der Insel selbst hatte man das Land gut bearbeitet, und man erblickte nichts anders als hübsche Steinhäuser, grosse Äcker, Wiesen, Auen und Laubwälder, und eine und die andere Kirche von Stein.

Wir hielten uns an den Ast des Lorenzflüsses, welcher westwärts von Isle d' Orleans lief, indem dieser Weg kürzer war. Man schätzte dessen Breite gemeiniglich auf eine Französische Viertelmeile. Die Schiffe dürfen aber diesen Weg nicht nehmen, theils wegen der Sandbänke, die hier neben Erdzungen befindlich sind, theils wegen des seichten Wassers, theils wegen der Steine und Klippen, die verschiedentlich in dem Grunde liegen; sondern sie musten allezeit an der östlichen Seite der erwähnten Insel fahren. Das Land sahe zu beiden Seiten eben so, wie vorher aus. An der westlichen Seite oder auf dem festen Lande bestunden die Anhöhen neben

dem Flusse überall aus dem oft erwähnten schwarzen Kalkschiefer. Die Häuser, worin die Bauern wohnten, waren fast überall aus diesem Steine aufgemauert, aber äusserlich geweisset. An einigen Orten hatte man dennoch Häuser aus andern Steinarten. Die Reihe von zehen grossen Bergen, welche westwärts von dem Flusse lag, und welche mehrentheils von Süden nach Norden streichet, fieng allmählig sich dem Flusse zu nähern an: so daß diejenigen, welche bey Quebec wohl ein paar Meilen von demselben entfernet waren, nach einer Reise von 9 Französischen Meilen fast ganz bis zum Strande kamen. Mehrentheils waren diese Berge mit Wald überwachsen: aber an einigen Orten hatte das Waldfeuer alle Bäume mitgenommen. Ohngefähr achtehalb Französische Meilen von Quebec liegt an der westlichen Seite des Flusses, unten an dem Ofer eine Kirche, welche S. Anne heißt. Diese ist deswegen merkwürdig, weil die Schiffe, welche von Frankreich oder andern Orten kommen, so bald sie so weit den Lorenzfluß zurück gelegt haben, daß ihnen die gemeldete Kirche zu Gesichte kömmt, ihre Canonen abfeuern, zum Zeichen und zur Freude, daß sie jetzt nichts weiter in dem Lorenzflusse zu befürchten haben, und daß sie jetzt aller Gefahr wegen der vielen Sandbänke, die darin sich befinden, entgangen sind. Das Wasser in dem Flusse, wo wir heute reiseten, war überall blaßroth und trübe, ob man es gleich verschiedentlich über 6 Klaftern tief schätzete. Eine kleine Strecke unterhalb St. Anne fiel an der westlichen Seite des Flusses ein Strom in denselben, der La grande Riviere hieß. Sein Wasser floß mit einer solchen Heftigkeit, daß es fast in die Mitte desjenigen Astes vom Lorenzflusse, welcher zwischen der Isle

d'Or-

d' Orleans und dem festen Lande ist, sich ergoß, ehe der Fluß seinen Lauf ändern konnte.

Gegen zwey Uhr nach Mittag fieng der Fluß an aufwärts zu fliessen. Und da uns der Wind ausserdem sehr heftig entgegen blies: so war es ohnmöglich weiter zu kommen, bevor es wieder Ebbe wurde. Wir nahmen daher unsere Herberge so lange in einem grossen Hofe, der den Priestern in Quebec zugehörte, neben dem eine hübsche Kirche, die S. Joachim genannt wurde, lag, nachdem wir heute 8 Französische Meilen zurück gelegt hatten. Hier wurden wir auf alle Art und Weise gut bewillkommet. Alles umgränzende Land ist von dem Könige dem Seminario oder den Priestern in Quebec geschenkt worden, welche es an Bauern und andere, die darauf ihre Höfe erbauet, verpachtet haben. Hier befanden sich nun zwey Priester, wie auch eine Menge junger Knaben, welche im Lesen und Schreiben, wie auch in dem Latein unterrichtet wurden. Die meisten von diesen Knaben waren dem Priesterstande gewidmet. Gerade diesem Hofe gegen über nach Osten liegt die nördlichste Ecke oder das äusserste Ende von der Isle d' Orleans.

Rothe Johannsbeerbüsche waren in Menge fast in allen Gärten, sowohl in Montreal und Quebec, als anderswo auf dem Lande gepflanzt. Sie sollen alle ihrem Ursprunge nach von Europa gekommen seyn. Hier kamen sie aber unvergleichlich fort. Die Büsche waren überall ganz roth von Beeren.

Die **wilden Weinranken** * wuchsen ziemlich stark hier in den Wäldern. Man hatte sie aber sonst in ganz

* Vitis Labrusca et vulpina.

Canada, bey dem Fort St. Frederic, Montreal und in Quebec und an andern Orten mit Fleiß neben den Lusthäusern in den Gärten gepflanzet. Diese Lusthäuser waren aus lauter Latten gemacht, über die sich die Weinranken mit ihren Reißigen in die Höhe gewunden, und welche sie dergestalt an allen Seiten mit den grossen Blättern bedeckt hatten, daß die Sonne ohnmöglich mit ihren Strahlen durchdringen konnte. Sie waren hier des Sommers sehr angenehm, indem man in dem Schatten sitzen und eine erfrischende und kühle Luft gegen die Hitze haben konnte.

Man schnitte hier niemahls den Weizen mit Sensen, sondern jederzeit mit **Sicheln.** Diese waren der Gestalt nach wie die gewöhnlichen Sicheln gebogen und ohngefähr eine Elle oder darunter groß. Man hatte an der Seite, welche bey dem Schneiden niederwärts gekehret ward, kleine Furchen gefeilet, welche so tief giengen, daß auch an dem Schnitte eine Menge von ihnen, die ohngefähr eine halbe Geometrische Linie von einander abstunden, zu sehen war.

Die **Heustapeln**, die ich auf dieser Reise auf den Wiesen wahrnahm, waren von zweierley Art. Die eine sahe wie ein Zuckerhuth oder genauer wie das Mittel zwischen einem Zuckerhuth und einem Laibbrote aus, und war die gebräuchlichste. Die andere hatte mit unsern Erbsenstapeln Aehnlichkeit. In diesem Theil von Canada habe ich niemahls besondere Heuböden auf den Wiesen bemerkt.

Der heftige Gegenwind nöthigte uns über Nacht zu St. Joachim zu bleiben.

Von

Vom dreißigsten. Des Morgens setzten wir unsere Reise bey einem hartnäckigen Gegenwinde fort. Gleich unter St. Joachim fängt das Wasser in dem Flusse bey der höchsten Fluth an salzig zu werden; und je weiter man hernach hinunter kömmt, desto salziger wird es. Wir hatten anfänglich an der westlichen Seite des Flusses vortrefliche obgleich niedrige Aecker: aber bald darauf liefen die hohen Berge ganz bis zum Wasser in dem Flusse fort. So lange sie weg waren, bestunden die Anhöhen neben dem Flusse aus dem schwarzen Kalkschiefer. So bald aber dieselben hervor traten, so verlohr sich derselbe gänzlich. Denn die Steinart in diesen hohen Bergen war ein mit Glimmer und Quarz vermischter kalkhaltiger Felsstein *. Der Glimmer war schwarz, der Quarz theils violett, theils hellgrau. Es waren alle vier verschiedene Bestandtheile so genau mit einander vermischt, daß man sie zwar leicht mit den Augen, aber nicht mit einem Werkzeuge, von einander trennen konnte. Die Breite des Flusses betrug, wie man sagte, fast diesen ganzen Tag, 3 Französische Meilen, da wo wir reiseten. Man zeigte mir auch ab und zu den Weg, den die Schiffe nehmen müssen, der ziemlich beschwerlich war. Denn bald musten sie nach der einen Seite des Flusses, bald nach der andern fahren, um die Sandbänke und verborgenen Klippen zu vermeiden, die hin und wieder in dem Flusse liegen.

Wir waren auf dieser Reise oft genöthigt, das, was bey hohen Bergen gewöhnlich ist, zu erfahren. Nehmlich, obgleich ein solcher hoher Berg bisweilen ganz nahe

* Saxum micaceo-quarzoso-calcarium.

zu seyn scheinet, so daß man die Entfernung nicht viel höher, als auf einen Canonenschuß schätzen sollte: so kömmt es einem doch hernach, wenn man sich zu demselben hin begeben will, vor, als wenn man ihn niemahls erreichen würde. Aus dem Wege, den man nur für einen Canonenschuß lang gehalten hat, wird eine oder ein paar Viertelmeilen, und derjenige, den man für eine Viertelmeile angesehen hat, steigt so gar zu 6 oder 8 solchen. Dergestalt hintergehen und verwirren die hohen Berge das Gesicht. Sie thun eben das auf dem Lande, was hohe Eyländer auf der See.

Wir hatten hernach auf 5 Französische Meilen einen ziemlich gefährlichen Weg durchzusetzen. Denn die westliche Seite des Flusses, der wir folgten, bestund aus hohen und mehrentheils ziemlich querlaufenden und steilen Bergen; so daß man, wofern ein starker Sturm aufgestiegen wäre, auf diesem ganzen Wege, keinen Ort gefunden hätte, wo man mit Sicherheit würde haben ans Land treten können. Es befinden sich zwar an zwey oder drey Stellen, Löcher oder Oefnungen in dem Berge, wo man sich in der größten Gefahr mit dem Boote hineinziehen könnte. Sie waren aber so schmahl, daß das Boot, wofern man sie in dem Sturm nicht in der Eile treffen könnte, ohnfehlbar an der Klippe zerscheitern müste. Diese hohen Berge waren entweder ganz kahl oder auch nur mit kleinen undicht stehenden Tannen überwachsen. Aber an einigen Orten liefen nach der Länge des Berges grosse Spalten herunter, in welchen Bäume, ganz dicht an einander, und welche dabey höher als an den andern Stellen waren, wuchsen. Und daher sahe es von weiten

aus,

aus, als wären hin und wieder auf dem harten Felsen Hecken gepflanzt worden. Weiter weg kamen wir einer kleinen Kirche vorbey, um die einige Höfe gebaut waren. Der Ort wurde Petite Reviere genannt, und gab man die Einwohner für sehr arm aus, welches gar nicht unwahrscheinlich war. Sie hatten nicht mehr Land anzubauen, als das, welches zwischen dem Flusse und den hohen Bergen lag, welches an den breitesten Stellen nicht über drey Büchsenschüsse, und an den meisten nicht über einen betrug. Ohngefähr 17 Französische Meilen von Quebec wurde das Wasser in dem Flusse so salzig, daß niemand es trinken konnte. Daher auch unsere Ruderleute sich schon des Morgens frühe mit einem Kessel mit frischen Quellwasser versahen. Endlich kamen wir des Abends um 5 Uhr in der Baye S. Paul an, woselbst wir bey den Herren Priestern, welche hier ein grosses Gebäude besassen, und die uns mit allem Wohlwollen und aller Gefälligkeit unterhielten, Quartier nahmen.

Die Baye St. Paul ist ein kleines Kirchspiel, welches 18 Französische Meilen von Quebec etwas von dem Flusse neben einem Meerbusen auf einem niedrigen und ebenen Lande liegt. Es war von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, eine grosse Oefnung ausgenommen, welche gegen den Fluß war. Die Höfe waren alle von einander abgesondert. Die Kirche soll eine von den ältesten seyn, die man jetzt in Canada findet; welches ihre schlechte und ungekünstelte Bauart auch zu beståttigen schien. Denn die Mauern waren von Balken errichtet, die man senkrecht ohngefähr eine Elle von einander gestellt hatte, und auf diesen Balken ruhete das Dach. Zwischen denselben hatte man mit dem

schwarzen Kalkschiefer die Mauer aufgeführet. Das Dach war flach. In der Kirche selbst sahe man ein kleines Chor. An der östlichen Seite derselben war eine kleine Sakristey, ganz und gar von Holz. Sie hatte keinen Thurm, sondern es war ein kleines Gestell auf dem Dache, worin eine kleine Klocke unter freyem Himmel hieng. Fast das ganze Land gehört den Priestern zu, welche es an Bauern gegen einen gewissen jährlichen Zins verpachtet haben. Die Einwohner lebten mehrentheils von dem Ackerbau. Durch Theerbrennen verdienten sie auch ihre Auslagen. Der Theer wurde in Quebec verkauft.

Da dieses Land dichte an einem Busen, den der Fluß hier macht, lieget, und sehr niedrig ist: so sollte man denken, daß dieses flache Land ehedem der Grund des Meers gewesen, und entweder durch die Abnahme des Wassers in dem Flusse, oder durch die Erde, entstanden wäre, welche theils die hier durchfliessenden kleinen Bäche von dem Lande mit sich geführt haben, theils der Fluß bey stürmigen Wetter aufgeworfen hat. Ein grosser Theil von den Gewächsen, die man hier fand, sind auch lauter Meerpflanzen, als das Glasschmalz, das Milchkraut, die Meererbsen * u. s. f. Als ich aber die Einwohner frug, ob sie jemahls bey dem Graben der Brunnen in der Erde Muschel- oder Schneckenschalen gefunden hätten: so versicherten sie alle, daß sie dieselben niemahls daselbst angetroffen. Eben die Antwort hatte ich vorher von denen, die gleich nordwärts von Quebec auf den niedrigen Feldern wohneten, erhalten; und

* Salicornia, Glaux, Pisum maritimum.

und bezeugeten sie, daß sie bey dem Graben niemahls sonst etwas, als verschiedene Erd- nnd Sandarten, entdeckt hätten.

Es war besonders, daß hier in dem Meerbusen fast jederzeit ein ganz anderer **Wind**, als in dem Flusse wehete. Dieß rührete von den hohen, mit einem erhabenen Gehölze überwachsenen Bergen her, womit die Baye S. Paul an allen Seiten, ausgenommen gegen den Fluß, umschlossen war. Denn wenn der Wind von dem Flusse kam, so stieß er gegen einen von den Bergen bey dem Eingange des Meerbusens an, und muste in dem Busen eine Krümmung machen, und eine ganz andere Richtung, als er vorher gehabt hatte, annehmen. Dergestalt kann in dem Flusse und auf grossen Feldern ein Nordwind, aber hier in dem Busen ein Südwestwind wehen. Und der Wind ist oft ganz verschieden.

Auf dem Strande fand ich **Sand** von dreyerley Art liegen. Die eine Art war ein heller grober Sand, der aus eckigen Quarzkörnern bestund, und an den Seeständen gemein ist. Die andere war ein sehr feiner schwarzer Sand, den ich vorher in Menge an den Ufern der See Champlain, * gefunden habe, und gleichfalls in ganz Canada ziemlich gemein ist. Der Magnet ziehet fast jedwedes Korn von diesem an sich. Ausser dem war ein granatfarbener Sand, ** der gleichfalls sehr fein war. Dieser dürfte seinen Ursprung von den granatfar-

* Ich habe dessen schon auf der 314. Seite erwähnet.

** Man sehe die 316. Seite, wo ich seiner besonders gedacht habe.

natfarbenen Sandkörnern haben, welche überall in allen Steinen und Bergen hier neben dem Ufer in Menge befindlich sind; es mag nun dieser Sand von einigen Steinen, die aus einander gefallen oder von dem Wasser abgeschliffen sind, entstanden seyn, oder es mag dieser granatfarbene Sand diesen erwähnten Steinen den ersten Ursprung gegeben haben. Beides diesen schwarzen und granatfarbenen Sand traf ich hernach zu mehrern mahlen an den Ufern auf dieser Reise an; doch war von dem schwarzen am meisten.

Vom ein und dreyßigsten. Es stieg des Morgens ein **Rauch** wie von einem Kohlmeiler, fast von allen hohen Bergen hier herum, auf.

Der **Mücken** gab es hier eine unendliche Menge, so daß man sich nicht zu lassen wuste, so bald man den Kopf aus der Thür hinaus steckte. Noch übler war der daran, der sich in das Gehölze begeben wollte. Sie waren völlig von einerley Art mit unsern gewöhnlichen Schwedischen, nur etwas kleiner, so wie die Mücken in Nordamerika zu seyn pflegen. Bey dem Fort St. Jean habe ich doch Mücken von eben der Art, als die unsrigen gesehen, welche nur etwas grösser, oder fast so wie unsere so genannten Haarkranken * waren. Diese waren mehr als blutdürstig. Ich tröstete mich jetzt damit, daß ihre Zeit bald vorbey seyn würde.

Den Nachmittag fuhren wir noch weiter auf dem Lorenzflusse nach einem Orte hin, woselbst Silber- oder Bleyerz, wie man vermeldete, sich finden sollte. Wir kamen

* Tipula hortorum *Linn. Flor. Sv. Ed.* 2. *p.* 431.

kamen, etwas unter der Baye S. Paul, einer Landzunge vorbey, welche ganz und gar aus einem grauen ziemlich dichten und in Schichten liegenden Kalkstein bestund. Er schien nur eine Abänderung von dem schwarzen Kalkschiefer zu seyn. Die Lagen waren nicht horizontell; sondern sehr schräge, so daß sie fast senkrecht stunden. Sie neigten sich mit dem obern Ende gegen Nordwest. Die Dicke einer jedweden Lage betrug zwey bis drey Viertelellen. Wenn man ihn zerbrach, so roch er stark nach Stinkstein. Wir hielten uns, wie vorher an die westliche Seite des Flusses, die jetzt aus nichts, als bald aus mehr bald minder steilen Klippen und Bergen bestund. Die Breite des Flusses war jetzt nur 3 Französische Meilen stark. Verschiedentlich sahe man Streifen in dem Felsen von einem schneeweissen, feinen, losen halb durchsichtigen Spathe. An einem und dem andern Orte lagen Steine in dem Flusse, die so groß als Häuser, und vor einigen Jahren im Frühlinge von den Felsen herabgefallen waren. Man erkannte noch ganz deutlich die Stelle, die sie vorher angefüllt hatten.

Man sahe an verschiedenen Orten neben dem Ufer Ahlkasten von der Art, wie ich sie oben * schon beschrieben habe, liegen, sowohl zwischen Quebec und der Baye St. Paul, als da, wo wir heute vorbey ruderten.

Zum Zeitvertreib schrieb ich einige **Algonkinsche Wörter**, welche ich von einem der Herren Jesuiten, der eine lange Zeit bey den Algonkinschen Wilden sich aufgehalten hatte, erlernete. Sie nennen das Wasser

Muku-

* Auf der 388. Seite.

Mukuman; den Kopf **Ustigon**; das Herz **Uthå**; den Körper **Wihas**; den Fuß **Uchita**; ein kleines Boot **Usch**; das Schiff **Nabikoån**; das Feuer **Skute**; das Wasser **Nypi**; das Heu **Maskusu**; den Hasen **Zwabus**; (wenn sie aber sagen wollen, daß jemand auf der Hasenjagd ist, so gebrauchen sie ein Wort, das so viel heißt, als er haset) den Marter **Zwabistanis**; das Elendthier **Musu**; (das U an dem Ende aber wird kaum gehört) das Rennthier **Atticku**; die Maus **Mauitulsis**. Eben dieser Jesuite meinte, er hätte grosse Anleitung zu glauben, daß, wofern einige von den Wilden hieselbst ihren Ursprung aus der Tartarey hätten, die Algonkiner gewiß den ihrigen von da herleiteten. Denn es ist eine Sprache, die überall in dem nördlichen Amerika nach der Seite weit nach Westen von Canada, wo die Tartarey liegt, geredet wird. Uebrigens soll die Algonkinsche Sprache sehr wortreich seyn; z. E. das Wort, ich gehe auf das Eis, ist ganz verschieden von dem, ich gehe aufs Land, und von dem, ich gehe über die Berge, u. s. f.

Des Abends spät langten wir in **Terre d'Eboulement** an, so 22 Französische Meilen von Quebec abliegt, und der letzte Ort an der westlichen Seite des Lorenzflusses ist, wo man das Land angebauet hat, und wo Franzosen wohnen. Denn weiter unten soll das Land so voll von Bergen seyn, daß niemand da zu wohnen im Stande ist, indem kein Fleck von Erde da befindlich ist, den man zum Acker bereiten könnte. Eine kleine Kirche die hieher gehörte, liegt unten neben dem Ufer.

Bey diesem Dorfe sollen weiter keine **Wallnußbäume** wachsen. Noch soll eine Art Wallnüsse, es mag

Hickery oder sonst eine Gattung seyn, weiter unten und nördlich von diesem Orte, angetroffen werden. Bey der Baye St. Paul finden sich zwar zwey oder drey von den Wallnußbäumen, welche die Engländer Butternuttree nennen: sie werden aber auch da als eine grosse Seltenheit angesehen, und sind auch die einzigen, welche man in dieser ganzen Gegend wahrnimmt.

Eben so sollen sich die **Eichen**, von welcher Art sie auch seyn mögen, nicht bis auf dieß Dorf erstrecken, und noch weniger weiter unten oder länger nach Norden wachsen.

Der **Weizen** war die Getraideart, welche man am stärksten aussäete. Das Erdreich war hier ziemlich fruchtbar. Man hat zuweilen das vier- bis sechs und zwanzigste Korn erhalten. Am gewöhnlichsten aber hier im Lande ist, das zehnte oder zwölfte Korn zu bekommen. Das Brot war hier fast weisser, als ich es vorher in Canada gesehen hatte.

Den **Haber** säet man häufig aus, und er ist weit ergiebiger, als der Weizen.

Von den **Erbsen** macht man hier gleichfalls eine starke Aussaat. Sie vervielfältigen sich unter allen Getraidearten am meisten. Und hat man Exempel, daß sie das hundertste Korn gegeben haben.

Der **Vögel** soll es hier nur wenige geben. Und diejenigen, welche des Sommers hier sind, ziehen im Herbste wieder weg. Im Winter soll man kaum andere Vögel, als Schneevögel, braune Rebhühner und Raben wahr nehmen. So gar die Krähen wagen nicht, sich dem

Win-

Winter hier blos zustellen, sondern ziehen gleichfalls weg im Herbste.

Die sogenannten **Ochsenfrösche** sind, wie berichtet wurde, hier an vielen Orten befindlich.

Die **Feuerfliegen** vermißt man ebenfalls hier nicht.

Anstatt der Lichter bediente man sich überall hier auf dem Lande der **Lampen**, worin man Oehl von Meerschweinen hatte. Ueberhaupt war dieß das gewöhnliche Oehl. Wenn dieß aber fehlete, so gebrauchte man Thran oder Oehl von Seehunden.

Im September.

Vom ersten. Es befand sich hier im Dorfe eine **schwangere Frau**, die jetzt ihrem 59sten Jahre sehr nahe war. Sie hatte in 18 Jahren ihre Reinigung nicht gehabt. Im Jahr 1748 lag sie in den Pocken und jetzt war sie schwanger und überaus dick. Sie sagte daß sie sich wohl befände, und die Bewegung des Kindes verspürte. Sie sahe frisch aus und hatte ihren Mann noch beym Leben. Da dieses etwas ungewöhnliches war so führte man sie zum Königl. Arzte, dem Herrn Gauthier, der uns auf dieser Reise Gesellschaft leistete, damit er sich genau nach ihrem Zustande unterrichten möchte.

Um halb 8 Uhr des Morgens reiseten wir von hier noch weiter den Fluß hinunter. Das Land bey Terre d' Eboullement war erhaben, und bestund aus lauter Anhöhen von einer losen Erde; doch so, daß sie in drey bis vier Absätzen über einander lagen, welche jetzt alle angebauet, und meistentheils zu Aeckern, verschiedentlich aber auch zu Wiesen oder Auen angewandt waren.

Bi

Von dem grossen **Erdbeben**, das im Jahr 1663 im Februar Canada erschütterte, und wovon Charlevoix * redet, nahm dieser Ort einen beträchtlichen Schaden. Denn verschiedene Anhöhen stürzeten dazumahls hinab, und ein grosser Theil von den Aeckern, die auf dem untersten Absatze lagen, wurden verdorben. Man zeigte mir kleine Inseln in dem Flusse, die bey der Gelegenheit entstanden wären.

Der **schwarze Kalkschiefer** lag in kleinen Stücken hin und wieder auf den aus Erde bestehenden Anhöhen. Wir hatten nach der Länge des Flusses zur Seite während 8, wofern nicht mehr Französischer Meilen, sehr hohe graue Berge vor uns gehabt, welche aus einem Felsstein, der aus violetten und wasserfarbenem Quarz, hellgrauem Kalkstein und schwarzem Glimmer vermischt war, bestunden. Sie stunden mit ihrem Fusse in dem Flusse. Und man konnte in der ganzen Gegend keinen Kalkschiefer gewahr werden. Jetzt fieng er aber an sich wiederum darzustellen.

Die **Meerschwalben** ** flogen in Menge und schrien neben dem Ufer des Flusses.

Die **Breite des Flusses** schätzte man hier auf vier Französische Meilen.

Zur Seite des Flusses erblickte man zwey Französische Meilen weit dergleichen Absätze von Erde, wie bey Terre

* Man sehe seine Histoire de la nouvelle France T. II. p. m. 125. und folg.

** Sterna hirundo.

Terre d' Eboullement. Hernach aber traten hohe und unangenehme Berge in ihre Stelle.

Es stürzten zum öftern Bäche, die bald grösser bald kleiner waren, mit einem starken Brausen, so daß man es in einer weiten Entfernung hören konnte, über die steilen Ufer des Flusses hinab, welche bisweilen einige Klaftern hoch waren, und entweder aus Erde oder Felsen bestunden.

In einem von diesen Bächen, der über einen Kalksteinsberg herab geflossen kam, bemerkte man **mineralisch Wasser.** Es roch ziemlich stark nach Schwefel, war sehr klar, und änderte sich nicht durch Galläpfel. Wenn man es in einen reinen silbernen Becher goß, so schien derselbe gleichsam vergoldet zu seyn, und es ließ eine rothe Carmosinfarbe auf dem Boden. Steine und Holz, so in diesem Wasser lagen, waren mit einem Schleim oder Schlamm überzogen, welcher oben hellgrau, unten aber oder zunächst an dem Stein oder Holze ganz schwarz war. Auf der Zunge biß dieser Schleim nicht stark; er schmeckte aber fast wie Tobacksöhl. Die Hände rochen, indem ich die Steine, an denen dieser Schleim saß, anfaßte, den ganzen Tag so stark nach Schwefel, als wären sie damit bestrichen worden.

Den **schwarzen Kalkschiefer** traf man an einem Orte in grosser Menge neben der Wasserfläche an. Er lag hier schichtenweise. Die Schichten hatten aber keine horizontelle Lage, sondern waren gleichsam neben einander aufgestellet. Sie stunden fast ganz senkrecht, ausgenommen, daß sie sich etwas gegen W. S. W. neigeten. Die Dicke einer jeden Schichte war ohngefähr 2 bis

s 3 Viertelellen. Denn sie waren verschieden. Oben
gen das Licht hatten sie sich überall in kleine Blätter=
n zerspalten. Inwendig aber, wo weder Sonne noch
ft oder Wasser hatte hinkommen können, waren sie
st und dicht. Einige von diesen Steinen waren nicht
inzlich schwarz, sondern fielen etwas ins graue.

Zur Mittagszeit langten wir zu **Cap aux Oyes**
, das vielleicht seinen Namen, von wilden Gänsen,
elche die Franzosen, bey ihrer ersten Ankunft, neben
eser Erdzunge dürften gefunden haben, erhalten hat.
njetzo aber sahen wir hier weder Gänse noch sonst einen
ogel, eine Rabe ausgenommen. Hier sollten wir die
sgeschrienen Metalladern, die in dem Berge liefen,
tersuchen. Es waren aber nichts als schmale Gänge
n einem feinen weissen Spath, worin einige wenige
leykörner steckten. Von diesem Cap aux Oyes rechne=
n einige 25, andere 22 Französische Meilen nach Quebec.
as, was mir das größte Vergnügen erweckte, war, daß
st der größte Theil von den Gewächsen, die man hier
nd, eben dieselben, die bey uns in Schweden wachsen,
aren. Zum Beispiel will ich folgende anführen.

Das **Sandrohr** * wuchs in Menge im Sande,
d zwang ihn, still zu liegen.

Der **Sandweizen** ** war gleichfalls an den Ufern
ufig. Beide diese wurden von den Franzosen **Seigle**
Mer genannt. Und da man mir versicherte, daß
ide diese in Menge sowohl bey Terre neuve als anders=

* Arundo arenaria.

** Elymus arenarius.

wo gegen den Strand des Meeres im nördlichen Amerika befindlich wären, und die Oerter, wo diese wachsen, von weiten als Getraideäcker aussehen: so dürfte man hiedurch ausdeuten können, was in den alten Nordischen Geschichtbüchern von **Winland det goda** gesagt wird, nehmlich, daß man daselbst von selbsten gesäete Weizenäcker gefunden hätte.

Der **an dem Meer wachsende Wegbreit** * kam auch sehr oft vor. Auf Seereisen kochen die Franzosen seine Blätter in Suppen und essen sie, oder sie brauchen dieselben als Sallat. Man dürfte sie auch als den **Meerfenchel** ** einmachen können.

Die **Mehlbeerstauden** *** wuchsen hier in Menge. In dem ganzen nördlichen Amerika, wo ich reisete, gaben ihnen weder die Wilden, Franzosen, Engländer noch Holländer einen andern Namen, als Sagackhomi, und unter diesem Namen wuste fast ein jedes Kind davon zu reden. An den Orten, wo sie wuchsen, vermischten die erwähnten Völker sie mit dem Toback, den sie rauchten.

Die **Gale** ****, oder der in Schweden so genannte **Porß**, war gleichfalls in Menge da. Einige hiessen sie **Laurier**, andere aber **Poivrier**. Die Blätter legte man in Brühe, um ihr einen angenehmen Geschmack zu geben.

Die

* Plantago maritima.

** Crithmum.

*** Arbutus vua vrsi.

**** Myrica Gale.

Die **Bunias Cakile** war auch gar nicht selten.)ie gepülverte Wurzel derselben wird mit Mehl vermischt nd gegessen, wenn sich ein Mangel an Mehl oder Brod eignet.

Der **Vogelbeerbaum**, die **rothen Heidelbeere**, e **Wachholderbüsche**, die **Linnäa**, die **Meererbse** id viele andere Gewächse waren überdem hier zu finden.

Wir begaben uns hernach zur Baye S. Paul rück.

Ein **Seehund**, welcher der Farbe nach grau war, wamm eine Weile hinter dem Boote, kam aber doch ht so nahe, daß wir ihn hätten schiessen können.

Vom zweyten. Heute Vormittag besahen wir e Silber- oder Bleyadern. Sie lagen gleich an der dlichen Seite der Mehl- und Sägemühlen in der Baye . Paul, welche den Priestern zugehören. Der Berg, dem sie liefen, bestund aus eben der Mischung als die dern grossen hohen grauen Felsen an diesem Orte, nehm-) aus einem Felsenstein, der aus einem weissen oder lgrauen Kalkstein, einem violetten oder fast granatfar- ien Quarz, und einem schwarzen Glimmer zusammen etzt war. Der Kalkstein machte hier das meiste aus, war fein, so daß man seine Theilgen kaum sehen konnte. s man aber Scheidewasser auf ihn goß, so gährete er rk auf. Darnächst war der violette oder fast granat- bene Quarz, der gleichfalls in kleinen Körnern zer- eut lag, und starke Funken gegen Stahl gab. Er schien e Art von unreifen Granat zu seyn. Die kleinen fei- 1 schwarzen Glimmertheilgen folgten hierauf, der Menge

nach. Und am wenigsten von allem wurde man des was-
serfarbenen Quarzes gewahr. In dem Kalksteine sah
man kleine Spathkörner hin und wieder schimmern. All
diese verschiedenen Steinarten waren sehr genau vermisch
doch lief der Glimmer bisweilen, wie in Linien un
schmahlen Adern. Der Stein war sehr hart. Wenn
frey in der Luft zu liegen kam, so veränderte die Sonn
und die Luft ihn so sehr, daß er gleichsam wie verfau
aussahe. Und dann war es ziemlich leicht ihn zu zerre
ben und zu zerbrechen; und die Theilgen oder Steina
ten, woraus er bestund, wurden so undeutlich, daß m
sie ohnmöglich unterscheiden oder erkennen konnte. Den
sie waren grossentheils ganz zerfressen. An einigen Ort
hatte die eine Steinart vor der andern den Vorzug.
dem Berge war es ganz voll von senkrechten Spalte
Die Bleyerzadern liefen in diesen Bergarten von OS
nach WNW. Es sahe aus, als wenn der Berg ehede
sich hier zerspalten hätte, und die Ritzen oder Spalt
hernach mit einer andern Steinart, worin sich das Ble
erz nachher erzeuget hätte, angefüllet worden wäre
Die Steinart, worin sich nun das Bleyerz befand, w
ein sehr feiner, schneeweisser oft halb durchsichtiger, zie
lich weicher und leicht zerfallender Spath. Man bemerk
darin ab und zu Streifen von einem schneeweissen Ka
stein, aber fast immer Adern von einer andern Steina
die grün war, und einem Quarz ziemlich gleich. Di
war in viele Ritzen zersprungen, und gieng in solche Stück
wie ein Quarz von einander; sie war aber ungleich w
cher, gab niemahls Funken gegen Stahl, gährete nicht
Scheidewasser, und ließ sich auch nicht gegen die Fin
glatt anfühlen. Es scheint völlig eine Art von des He

Di

Directors Rinman durchsichtigem Spathe, oder des Herrn Professors Wallerius * Glasspathe zu seyn. Zuweilen fand man in dieser Bergart, worin das Bleyerz steckte, ein kleines Stück von einem gräulichen Quarz, welcher gegen Stahl starke Funken gab. In den nun erwähnten Steinarten von Spath u. s. f. befand sich das Bley- oder Silbererz zerstreut, aber gemeiniglich nur in kleinen Klumpen, deren etliche die Grösse einer Erbse hatten; bisweilen aber auch in Flecken, die einen Zoll oder etwas darüber breit und lang waren. Das Erz war fast in kleinen Würfeln, und sehr klar **. Es war aber fast überall ziemlich arm, ausgenommen an einigen Orten, wo es ergiebiger war. Bisweilen sahe man in dem Spathe, wie Rostflecken. Diese Erzadern von dem weichen Spath und den übrigen Steinarten waren überall sehr schmahl, und gemeiniglich nur eine halbe Elle, bisweilen 3 Viertelellen breit. Ein und anderes Mahl waren sie eine Elle und nur an einem einzigen Orte, fünftehalb Viertelellen breit. Der Bach, der über den Berg zu den Mühlen herabfloß, lief so tief in den Berg herab, daß man von dem Boden des Bachs bis auf die oberste Spitze des Bergs fast senkrecht oben 6 Klaftern rechnen konnte. Hier betrachtete ich die Adern und fand, daß sie beständig einerley Breite behielten, so daß sie nicht unten bey dem Boden des Bachs breiter als oben bey dem obersten Rande des Berges waren. Sie waren auch nicht reicher unten als oben. Aus diesem allen wird man die Folgerung machen können, daß sich nicht der

* Man sehe seine Mineralogie S. 64.

** Bleyglanz oder Würfelerz, bey dem Herrn Wallerius.

Mühe verlohne, hier Brüche vorzunehmen. Es befanden sich hier drey oder vier solche Erzadern, davon die eine von der andern etwas entfernet war, die aber doch einerley Beschaffenheit hatten. Diese Adern giengen fast senkrecht, bisweilen aber auch etwas schief. Wenn Stücke von dem vorher erwähnten grünen Stein in fliessendem Wasser zu liegen kamen: so verzehrete das Wasser vieles von dem weissen Spathe und Kalkstein, ließ aber den grünen Stein unverletzt, der daher erhaben und gleichsam eckig war. Ebenfalls war fast allezeit derjenige Theil von diesen Adern, der dem Lichte zugekehrt gewesen, sehr uneben, welches daher gekommen, weil die Luft, die Sonne, und der Regen einen grossen Theil des Spaths und Kalksteins verzehret hatte; da hingegen der grüne Stein der Wirkung der Luft besser hatte widerstehen können. Man hat zuweilen in diesen Adern grosse tiefe Löcher gefunden, die von allen Seiten mit Bergcrystallen überzogen gewesen sind. Das meiste Silber- oder Bleyerz traf man am nächsten an dem Felsen, oder selbst an der Seite der Ader an. In dem Spathe fand man hin und wieder, obgleich selten, kleine Kieskörner, und zwar von fast so hochgelber Farbe als Gold. Wenn man den grünen Stein pülverte, und das Pulver auf eine Feuerschaufel die ganz glüend und roth gemacht worden war, schüttete, so brannte es mit einer blauen Flamme. Es sagten einige, daß sie einen Schwefelgeruch alsdenn verspüreten, welchen ich doch nicht empfand, so feinen Geruch ich auch sonst besitze. Als dieser grüne Stein durch und durch roth und glüend geworden war, so verlohr er seine grüne Farbe und wurde weißlich. Er gährete aber doch nicht mit Scheidewasser. Mehr Schwefelkies als vor-

vorher erwähnt worden, fand man nicht in diesen Adern.

Die Schwefelquellen, (wofern ich sie so nennen darf) waren unten an dem Fusse des Berges, wo man das beschriebene Silber- oder Bleyerz fand. Hier quollen verschiedene Adern auf, deren Wasser hernach sich vereinigte, und einen kleinen fliessenden Bach ausmachte. Das Wasser in diesen Quelladern war mit einer schneeweissen Haut überzogen, und ließ an allen Orten, wo es durchfloß, eine weisse mehlichte Materie zurück, die sich an Bäume und andere Körper, die in dem Canal lagen, ansetzte. Nahm man dieses Mehl in die Hand, so roch es stark nach Schwefel. Wenn man Bäume, die in dem Canal von dieser Materie überzogen worden waren, trocknete, und sie hernach ins Feuer legte, so brannten sie mit einer blauen Flamme, und rochen stark nach Schwefel, aber sonst nach nichts. Durch Galläpfel veränderte sich das Wasser nicht. Es gab auch nicht dem blauen Papier, das darin gesteckt wurde, eine andere Farbe. Mit Seife schäumete das Wasser nicht stark. Wenn man Silber hinein warf, so wurde es nach einer kleinen Weile sehr dunkel und schwarz. Wenn man ein Messer in demselben zwey oder drey Stunden ließ, so war das Blatt davon, da man es heraus nahm, ganz schwarz, fast als wenn Dinte darüber geflossen wäre. Sonst hatte es einen unangenehmen Geruch. Bey Regenwetter soll es sehr stark und widerlich riechen. Es lag jetzt eine Menge von Grashüpfern darin. Die Einwohner bedienten sich desselben wieder das Jucken und die Krätze.

Nachmittags besahen wir eine andere Ader, die man für Silbererz ausgegeben hatte. Sie lag ohngefähr eine

Viertelmeile nach Nordost von der Baye St. Paul bey einer Erdzunge, welche Cap au Corbeau heißt, unten an dem Ufer des Lorenzflusses selbst. Der Berg, in dem diese Adern liefen, war ein Felsen, der aus einem blassen auf roth stossenden Feldspath, einem schwarzen Glimmer, einem hellartigen Kalkstein, violetten oder granatähnlichen Quarzkörnern, und einem wasserfarbenen Quarz zusammengesetzt war. Bisweilen machte der auf roth stossende Feldspath das meiste aus. Er lag in ganzen Streifen von kleinen harten Körnern. Bisweilen war wiederum von dem feinen schwarzen Glimmer am meisten. Gemeiniglich wechselten diese beiden eben beschriebenen Steinarten in Streifen mit einander ab. Der weisse Kalkstein, der aus fast unsichtbar kleinen Theilgen bestund, war hin und wieder eingestreuet. Ab und zu sahe man die granatähnlichen Quarzkörner, welche auch bisweilen ganze Streifen ausmachten. Diese Quarzkörner waren granatfarben, so klein, als Nadelknöpfe, rund, glänzend und gaben alsobald Funken gegen Stahl. Der wasserfarbene Quarz mischte sich hin und wieder mit ein. Diese Steine waren sehr hart. Die Berge hier bey der See bestunden ganz und gar davon. Oefters lagen diese Steine in Schichten die zwey bis drey Viertelellen dick waren, und sich auf einander senkrecht stützeten. Sie neigeten sich aber doch etwas mit dem obern Ende gegen Nordwest und von dem Flusse abwärts, gleich als wenn das Wasser sie in vorigen Zeiten von dem Flusse, der dicht an diesen Bergen an der südöstlichen Seite liegt, zurück gebogen hätte. In diesen Bergen liefen ganz schmahle Adern von einem schneeweissen und oft etwas grünlichen, sehr feinen, meistentheils halb durchsichtigen, weichen Spathe

den

der sich leicht körnete und zerfiel. In diesem fand man bisweilen Körner, die einer Blende * nicht unähnlich aussahen, welche einem Glimmer glich und sich eben so blätterte. Sehr selten nahm man aber ein kleines Bleykorn darin wahr. Verschiedentlich bestunden die Berge hier neben dem Ufer zum Theil aus einem schwarzen feinkörnigen Hornstein und einem rostfarbenen Kalkstein. Der Hornstein machte aber alsdann drey oder vier mahl so viel, als der Kalkstein aus.

Auch in dieser Gegend befand sich eine Schwefelquelle, die völlig von der Beschaffenheit als die eben beschriebene war. Die breitblätterige Typha wuchs in der Quelle selbst, und kam gut fort. Ein Vogelbeerbaum stund daneben, dessen Beere ganz blaßgelb und von einer falben Farbe waren, da doch dieselben bey allen andern Vogelbeerbäumen schon eine ganz rothe Farbe hatten.

Man brannte Theer hier bey der Baye St. Paul in Menge. Wir giengen jetzt einem Theerthale vorbey, wo man des Sommers Theer zu brennen pflegt. Es kam mit den unsrigen in Oesterbotten in allen Stücken überein, so, daß im geringsten kein Unterscheid zwischen ihnen bemerkt werden konnte, nur daß dieß Canadische einen guten Theil kleiner war. Doch versicherte man mich, daß man sie auch hier sehr groß hat. Der Theer wird hier einzig und allein von dem so genannten Pin rouge ** gebrannt. Alle die übrigen Tannen, deren es hier mehrere Arten

* Sterile nigrum.

** Pinus foliis geminis longis; ramis triplici fasciculo foliorum terminatis, conis ouatis laeuibus. *Flor. Canad.*

Arten giebt, taugen nicht hierzu. Denn sie geben fast gar nichts an Theer. Wenigstens verlohnt sich nicht der Mühe, sie dazu anzuwenden. Man bedient sich hierzu nur der Wurzeln, welche man aufgräbt, und mit ihnen ohngefähr einer Klafter vom Stamme, der den Wurzeln am nächsten ist. Alles übrige wird bey Seite geworfen. Diese Wurzeln sind ganz voll von Harz. Sie wusten hier noch nicht die Kunst, wenigstens gebrauchten sie dieselbe nicht, vermittelst des Abschälens der Rinde an der einen Seite des Baums mehr Harz hervor zu locken. Die Theertonnen waren fast doppelt kleiner, als bey uns. Eine solche Tonne soll 46 Pots halten, und wurde jetzt in Quebec für 25 Francs verkauft. Der Theer soll ziemlich gut seyn.

Der **Sand** an dem Ufer des Lorenzflusses bestund an einigen Orten aus einer Art Perlensand. Die Körner waren von Quarz, klein und halb durchsichtig. Einige waren rund, andere länglich, hellgrau oder ganz weiß. An andern Orten bestund er aus kleinen schwarzen Glimmertheilgen. Es gab auch Stellen, wo grosse Flecken von dem vorher * beschriebenen Granatsande, der in so grosser Menge in Canada gefunden wird, lagen.

Vom vierten. Die **Berge** hier herum gaben diesen ganzen Tag einen sehr dicken Nebel, eben als wenn es von einem Kohlmeiler stark raucht, von sich. Verschiedene von diesen Bergen waren sehr hoch. Bey meinem Aufenthalte in Canada frug ich viele, die in dem nördlichen Amerika weit herum gereiset waren, ob sie an einem

* Auf der 310. und folgenden und 503ten Seite.

einem Orte so hoher Berge gewahr worden, auf deren Gipfel der Schnee allezeit ungeschmolzen geblieben wäre. Es gaben mir aber alle die Antwort, daß sie niemahls einen so hohen Berg gesehen hätten. Sie sagten, daß der Schnee zwar bisweilen auf den höchsten, zum Exempel, auf einigen von denen, die zwischen Canada und Neu-England befindlich sind, einen guten Theil des Sommers liegen bleibe; er zerflösse aber jederzeit, so bald die Wärme stark würde.

Von dem Flachse hatte ein jeder Landmann so viel gesäet, als er zu seinem eigenen Gebrauche nöthig hatte. Man hatte ihn vor einiger Zeit aufgenommen und zum Verfaulen, theils auf dem Lande selbst, wo er gewachsen, theils auf Wiesen und Weiden ausgebreitet. Er war in diesem Jahr an allen Orten ziemlich kurz.

Eisenerz wurde in dieser Gegend an vielen Orten gefunden. Bey nahe eine Schwedische Meile von der Baye St. Paul in dem Lande vom Lorenzflusse, traf man einen ganzen Berg von lauter Eisenerz an. Das ganze Land da herum, das mit einem dicken Walde bedeckt war, und viele fliessende grössere und kleinere Bäche hatte, schien indem man Hammern und Schmelzöfen bequem anlegen konnte, anzuzeigen, daß Eisenwerke hier ohne Schwierigkeit zu errichten wären. Da aber die Krone bisher wegen der Bedienung so stark bey dem Eisenwerke in Trois Rivieres gelitten hat: so wagte jetzt niemand weiter einen Vorschlag deswegen zu thun.

Vom fünften. Des Morgens frühe begaben wir uns nach Quebec zurück. Wir setzten unsere Reise zu Mittag fort, obgleich das Wetter nachgehends sehr schlimm wur-

wurde, indem ein starker Regen mit einem heftigen Donner, fiel. Wir waren zu der Zeit gerade vor Petite Riviere, und da die Ebbe zugleich zu gehen anfieng, gegen die es uns ohnmöglich war, hinauf zu kommen: so fanden wir uns genöthigt, hier anzulegen und unter Dach zu gehen.

Petite Riviere ist ein kleiner Flecken, der an der westlichen Seite des Lorenzflusses bey dem Ufer liegt. Er führet von einem kleinen Bach, der hier vorbey fließt, seinen Namen. Die Häuser waren von Stein, und stunden hin und her zerstreut. Eine kleine hübsche Kirche von Stein befand sich gleichfalls hier. An der westlichen Seite neben dem Flecken lagen sehr hohe Berge, welche machten, daß die Sonne hier drey bis vier Stunden eher, als es an andern Orten geschah, unter gieng; indem dieselbe eine Weile nach Mittag sich hinter diesen Bergen verbarg. Eine andere Ungelegenheit war es, daß der Lorenzfluß an der andern oder östlichen Seite, in jedem Jahr einen Theil von dem sonst kleinen und engen Lande, das die Einwohner hier hatten, abschnitt, so daß sie in Gefahr lebten, daß der Fluß allmählich alle das Land, das sie bewohnen, welches jetzt nicht viel über einen Büchsenschuß breit war, wegführen möchte. Ubrigens kroch hier in jedwedem Hause eine Menge von Kindern herum.

Der Kalkschiefer, den man hier auf den Anhöhen fand, war von zweyerley Art. Die eine war der schwarze, dessen ich oft erwähnet habe, und worauf die ganze Stadt Quebec stehet. Die andere war meistentheils schwarz, und bisweilen dunkelgrau, und scheinet nur eine Abänderung von der vorigen zu seyn. Sie wird hier Pierre a chaux

chaux genannt. Man unterschiede sie von der vorigen vornehmlich dadurch, daß sie sich sehr gut schneiden ließ, gebrannt einen sehr weissen Kalk gab, und sich in der freyen Luft nicht so leicht in dünne Blättergen spaltete. Die Mauern der Häuser waren ganz und gar von diesem Schiefer beides dem Stein und dem Kalke nach aufgeführet. Eben so war es mit den Kaminen beschaffen, ausgenommen, daß man zunächst an dem stärksten Feuer, entweder mit Glimmer angefüllte graue Felssteine, oder andere dienliche Feldsteinstücke hingesetzt hatte. Die Berge bey Petite Riviere bestunden ganz und gar aus grauem Fels, und zwar von eben der Art, die ich bey der Baye St. Paul, als ich der Bleyerzadern erwähnte, beschrieben habe. Der Fuß derselben aber bestehet zu unterst aus einer von dieser Kalkschieferarten. Es stehet also ein grosser Theil von den grauen Felsen in Canada auf einer Art Schiefer, eben so als die grauen Felsen in Westgothland in Schweden.

Man bediente sich in den Stuben in dieser ganzen Gegend der Oefen, welche der Gestalt nach einigermassen mit unsern Kachelöfen überein kamen, anstatt der Kamine. Der Ofen war länglich, gemeiniglich 2 Ellen lang, Viertelellen breit, und 5 Viertelellen hoch, und mehrentheils von grauen mit Glimmer angefüllten Felssteinen oder andern tauglichen Feldsteinstücken aufgemauert. Den obersten Boden machte jederzeit eine dicke eiserne Platte aus. Von dem Ofen gieng eine eiserne Röhre, durch die der Rauch abgeleitet wurde, in die Höhe.

Vom sechsten. Aehle und **Meerschweine** fing man hier zu gewissen Zeiten im Jahr, nehmlich zu

Ende

Ende des Septembers und im ganzen October sehr stark. Der Ahl kam zu der Zeit von dem Meer herauf und von den Seen, welche oben im Lande liegen, hinunter. Die Art sie zu fangen ist schon oben * beschrieben worden. Mit den herauf kommenden Aehlen folgen die Meerschweine; indem sie sich von diesen Fischen nähren. Und eben zu der Zeit wird eine Menge von ihnen gefangen. Je mehr Aehle es giebt, in desto grösserer Anzahl finden sich die Meerschweine ein. Man fängt sie auf folgende Weise. Wenn das Wasser in dem Flusse bey der Ebbe ausfällt, so folgen die Meerschweine gemeiniglich den Seiten des Flusses, und erhaschen die Aehle, die sich da aufhalten. Die hier wohnenden Leute hatten daher an den Seiten desselben etwas von dem Lande Reiser oder kleine belaubte Zweige in einer krummen Linie gesetzt, die einen grossen halben Kreis machten, dessen Bogen sich gegen den Fluß, die Füsse aber gegen die Landseite hin kehreten, doch so, daß zwischen ihnen und dem Lande eine Oefnung war. Ohngefähr eine Elle oder etwas darüber war der Raum zwischen den belaubten Zweigen. Als die Meerschweine zwischen diese Zweige geriethen, und bemerkten, daß sie von dem Wasser beständig geschüttelt wurden, so wagten sie nicht ihnen nahe zu kommen, indem sie befürchteten, daß daselbst ein Sprenkel wäre, sondern suchten zurück zu gehen. Mittlerweile aber war das Wasser so abgetreten, daß sie, als sie zurücke wichen, an einen von den Füssen des Halbcirkels stiessen, dessen in Bewegung stehende Laubzweige sie gleichfalls sich zu nähern abschreckten. In dieser Verlegenheit und Furcht giengen

* Auf der 387. und 388ten Seite.

sie hin und her, bis das Wasser mit der Ebbe unvermerkt so gefallen war, daß sie auf dem Trocknen liegen blieben, wo sie hernach von den Einwohnern todt geschlagen wurden. Man erhält von ihnen eine Menge Thran. Wir wurden auf dieser ganzen Reise sehr vieler solcher Sprenkel gewahr.

Neben dem Ufer des Stroms lag ein grauer Thon, welcher voll mit Ritzen war, die insgesamt eine dunkele Rostfarbe hatten. Er war ausserdem von Würmern stark durchlöchert worden. Die Löcher, die klein waren, liefen insgesamt senkrecht, und waren von der Grösse, daß eine mäßige Stecknadel hätte hinein gehen können. Die Seitentheile derselben waren gleichfalls von einer dunklen Rostfarbe, und halb versteinert, so daß diese, da das Wasser den Thon weggespühlet hatte, als ocherfarbene kurze Stümpfe von Tobackspfeifenstielen übrig blieben.

Zur Mittagszeit verliessen wir Petite Riviere und setzten unsere Reise auf St. Joachim fort.

Zwischen Petite Riviere, welches in einem kleinen Seebusen lag, und St. Joachim, bestund das westliche Ufer des Lorenzflusses fast aus lauter hervorragenden Bergen, zwischen denen ein und anderer kleiner Seebusen befindlich war. Nach einer langen Erfahrung bemerkte man, daß, ob es gleich bisweilen fast ganz still zu Petite Riviere in der Luft war, es dennoch allezeit bey fast allen diesen Bergen, welche in dem Flusse hervortraten, wehete. Und wenn es etwas stark bey Petite Riviere wehete, so war es nicht rathsam von da mit einem Boote nach Quebec zu gehen, indem der Wind alsdann zuverläßig so

heftig, und die Wellen bey fast allen diesen Bergzungen so groß waren, daß niemand ohne Lebensgefahr ihnen vorbey fahren konnte. Wir hatten gegenwärtig selbst Gelegenheit dieses zu versuchen. Denn in den Busen zwischen den Bergen war das Wasser fast still und geruhig gewesen. So bald wir uns aber einer von diesen Ecken näherten, welche die erstaunlich hohen Berge machten, so wurden die Wellen viel mahl grösser, und der Wind nahm so zu, daß zwey Leute das Ruder, womit man steuerte, halten musten, und der Mast bisweilen abbrach. Die Wellen tobeten auch sehr von dem starken Strom neben diesen Ecken.

Vom siebenten. Etwas vor Mittag setzten wir unsere Reise von St. Joachim fort.

Man gebrauchte **Kork** anstatt des **Zunders** hier sehr stark. Er war völlig der Gestalt nach mit demjenigen gleich, welcher in Schweden zu eben dem Zwecke angewandt wird. Man hielt den für den besten, der von dem Zuckerahornbaum genommen wird, hernach den von dem rothblümigen Ahornbaum, und dann denjenigen von der Zuckerbirke. In Mangel davon bediente man sich dessen, den man auf der Espe findet.

Ausser der Thuya, dem Tax und verschiedenen Bäumen mit stachelichten Blättern sollen hier keine andere Bäume seyn, **welche den Winter über ihre Blätter behalten.**

Unter den Bäumen, welche der Fäulniß lange widerstehen können, rechnete man vornehmlich die Thuya und darauf die Fichte, welche Perulse genannt wird.

Man

Man machte Käse hier im Lande an verschiedenen Orten. Doch hielte man diejenigen von Isle d'Orleans für die besten. Sie waren ganz klein, dünn und rund. Vier von ihnen wogen ohngefähr eine Livre. Zwölf solche verkaufte man nun für 30 Sols. Eine Livre gesalzene Butter kostete in Quebec 10 Sols, und eine Livre frische 15 Sols. In vorigen Zeiten soll man hier eine Livre Butter für 4 Sols haben kaufen können.

Die **Aecker** waren gegen den Fluß abhängig. Sie lagen wechselsweise besäet und brach. Die besäeten waren von dem Getraide und dessen Halmen gelb; und die brach liegenden von dem vielen Unkraut, womit sie bedeckt waren, grün. Man ließ dasselbe zum Futter für das Vieh den ganzen Sommer stehen und frey wachsen, ohne den Acker während der ganzen Zeit umzupflügen.

Die besten **Tonnenbänder** verfertigte man hier von der Esche; und in Mangel derselben von der Thuya, kleinen Birken, wilden Kirschbäumen u. s. f.

Die **Berge** gaben einen starken **Rauch**, beides gestern und heute, von sich. Zuweilen stieg der Rauch oder Nebel bey ihnen von einer gewissen Stelle, und bey allen den andern nicht, in die Höhe.

Die Anhöhen neben dem Flusse, an der westlichen Seite desselben, waren Isle d' Orleans gegen über sehr hoch und ziemlich steil. Sie bestunden zwar an den meisten Orten aus dem schwarzen Kalkschiefer. So fand man aber auch eine und die andere Stelle, wo sie aus einem Felssteine bestunden, der bey dem ersten Anblick wie ein Sandstein aussahe, und aus einem grauen Quarz,

einem röthlichen Kalkstein, etwas wenigem von einem grauen Kalkstein, und ab und zu einigen hellgrauen Sandkörnern zusammengesetzt war. Die Theilgen dieser Steinarten waren klein und genau vermischt. Der Stein war hellroth mit grau vermengt und sehr hart. Er theilte sich in über einander liegenden Schichten. Die Dicke einer jeden Schichte war ohngefähr eine Viertelelle. Es war hiebey besonders, daß die Fläche voll von beides den erhabenen und hohlen Eindrücken der kleinen Muscheln lag, welche man Pectiniten nennt. Ja man fand in eben der Fläche verschiedene versteinte Schalen von eben dieser Muscheln. Aber in dem Stein selbst war, als man ihn entzwey schlug, nicht die geringste Spur, weder von einem Eindrucke noch einer versteinten Schale dieser Muschel zu sehen. Alle diese Eindrücke oder versteinte Schalen waren klein und nur einen Zoll lang und breit. Die Quarztheilgen im Stein gaben stark Feuer gegen Stahl, und die Kalksteinstheilgen gährten stark mit Scheidewasser. Die obere und untere Fläche des Steins bestund größtentheils aus Kalkstein, der innere Theil desselben aber fast aus lauter Quarz. Man grub diesen Stein in Menge auf, theils um Häuser aufzuführen, theils zu Fußböden, theils zu Treppen. Es wurde viel davon nach Quebec verschickt. Es war also besonders, daß man in diesem, niemahls aber in dem kohlschwarzen Kalkschiefer Versteinerungen antraf.

Die Frauensleute färbten hier ihr wollen Garn mit den Samenknospen von der Gale *, die hier Poivri hieß und in Menge an nassen Orten wuchs, gelb.

D

* Myrica Gale.

Des Abends reiseten Herr Gaulthier und ich, um den hohen Wasserfall bey Montmorenci zu besehen. Zunächst an dem Flusse war das Land erhaben, eben und jetzt zu Wiesen angewandt. Etwas oberhalb demselben, traten die hohen und steilen Anhöhen ein, welche mit einer Erdrinde überzogen, und jetzt meistentheils in kleine Aecker gelegt waren. Aber hin und wieder, wo es sehr steil war, oder wo ein Bach herab floß, bestunden die Anhöhen allein aus dem schwarzen Kalkschiefer, welcher an vielen Orten in sehr kleine Stücke, so daß er wie eine Erde aussahe, zerfallen war. Auf dem ganzen Felde unter den Anhöhen lag es voll von dergleichen Stücken. Als man einige von den grössern und dichtern Stücken entzwey schlug, so gaben sie einen starken Geruch von Stinkstein von sich. An einigen mehr erhabenen Orten war die Erde von einer blaßrothen Farbe, und der Schiefer gleichfalls ziemlich röthlich.

Der **Wasserfall** bey **Montmorenci** ist einer von den höchsten, die ich bisher hier gesehen habe. Er entspringt aus einem Strom, welcher doch nicht sehr breit ist, und wirft sich über die steile Seite des Berges, welche aus dem schwarzen Kalkschiefer besteht, herab. Der Fall befindet sich jetzt zu öberst an einem kleinen Busen, der von dem Flusse hineintritt. Es scheint aber, als wenn er ehedem gleich weit, als der übrige Rand des Flusses beides südlich und nordwärts von dem Falle noch jetzt thut, heraus gegangen wäre; daß aber das Wasser allmählich die Seite des Flusses abgeführet, und dadurch nach der Hand hier einen Busen gemacht hätte. Beide Seiten des Busens bestehen einzig und allein aus dem schwarzen

Kalkschiefer, der verschiedentlich sehr zersprungen und
herunter gefallen ist, so daß die Seite nicht senkrecht, son-
dern etwas abhängig ist. Doch kan man kaum dieselbe
hinaufgehen. Bey dem Wasserfalle selbst ist der Schie-
ferberg ganz senkrecht, und kan man kaum ohne Erstau-
nen das Wasser, wenn es herab fällt, anschauen. Es
hatte nun ein paar Tage geregnet, daher sich das Wasser
in diesem Strom sehr vermehret hatte. Dieß machte,
daß der Fall von dem vielen Wasser, das sich von einer
solchen Höhe mit einem heftigen Brausen hier herab warf,
gegenwärtig sehr gräßlich aussahe. Die Breite des Fal-
les schien nicht über 5 oder 6 Klaftern zu seyn. Was
aber die senkrechte Höhe desselben anbelangt, so urtheilte
sowohl Herr Gaulthier als ich, daß sie sich, so genau
wir sie nach dem Augenmasse bestimmen konnten, auf 110
bis 120 Fuß belief. Welches nachgehends nach unserer
Ankunft in Quebec von verschiedenen Standspersonen, s
dieselbe gemessen hatten, in sofern bestätigt wurde, daß
wir der rechten Höhe ziemlich nahe gekommen wären.
Die Leute, die hier herum wohneten, übertrieben es, in
dem sie steif behaupteten, daß der Fall 300 Französisch
Fuß hoch wäre. Und P. Charlevoix* ist gar zu sparsam
wenn er die Höhe nur auf 40 Fuß schätzet. Das würd
gar zu grosse Füsse geben. An dem Fusse des Falles stie
beständig als ein dicker Rauch von den Dünsten, welch
das Wasser bey seinem heftigen Sturz in die Luft trieb
in die Höhe. Dieser Rauch oder Nebel breitete sich her
nach zu mehr als einem Büchsenschusse in dem Busen un
ter dem Falle aus. Doch war er zunächst an dem Wasse
an

* In seiner *Hist. de la nouv. Fr. T. V. p. m.* 100.

am stärksten. Dieser Nebel machte, daß sich hier beständig als ein bald schwächerer bald stärkerer Regen befand, nachdem man nehmlich entweder dem Falle näher, oder weiter weg von demselben war. Um genauer zu sehen, wie das Wasser von einer solchen Höhe herabschoß, und zu untersuchen, wie der Berg hinter dem Wasser beschaffen war, wollten der Herr Gaulthier und ich mit dem Manne, der uns begleitete, an das herabstürzende Wasser näher treten. Aber eben da wir ohngefähr 6 Klaftern von dem Falle selbst weg waren, kam ein Windstoß von dem herunter brausenden Wasser, und trieb den starken Nebel auf uns, welcher uns in weniger als einer Minute so durch und durch naß machte, als wenn wir eine halbe Stunde in einem starken Regen gegangen wären. Wir waren daher genöthigt über Hals über Kopf zurück zu laufen, und waren froh davon zu kommen. Das Brausen dieses Falles vernimt man bisweilen ganz deutlich bis Quebec, welche Stadt zwey Französische Meilen davon nach Süden liegt; und alsdann ist es eine Anzeige vom Nordostwinde. Zu andern Zeiten wiederum hört man es gegen die Gewohnheit sehr gut in den Dörfern, welche eine Strecke unterwärts nach Norden liegen; und alsdann sagte man, daß es ein zuverläßiges Zeichen entweder vom Südwestwinde oder Regen wäre. Der schwarze Kalkschiefer, der die Seitentheile des Falles ausmachte, lag hier in Schichten. Diese waren aber nicht horizontell, sondern sehr schreg, und der senkrechten Richtung ziemlich nahe. Sie stunden so, als wenn sie von dem Flusse abwärts gelegt worden wären; das ist der obere Theil von ihnen war meistentheils nach Westen und der untere meistentheils nach Osten gerichtet.

In diesem Kalkschiefer fanden wir folgende fremde Steinarten.

Strahlgips *. Dieser steckte in sehr dünnen Scherben oder Blättern in den Spalten, die sich in dem Kalkschiefer befanden. Seine Farbe war schneeweiß. Ich habe ihn auch an vielen andern Orten von Canada in eben dem schwarzen Kalkschiefer angetroffen.

Pierre a Calumet. So nannten die Franzosen einen hier befindlichen Stein, aus dem fast alle Tobackspfeifen, die man hier im Lande braucht, gemacht werden. Ab und zu fand man in dem Kalkschiefer eine Schichte davon. Die Dicke der Schichten war verschieden. Ich sahe Stücke, die bis 3 Viertelellen dick waren. Gemeiniglich aber waren sie eine Querhand oder eine Viertelelle dick. Wenn der Stein lange unter freyem Himmel der Sonne, Luft und Wärme ausgesetzt gewesen war, so wurde seine Farbe äusserlich blaßgelb; aber weiter inwendig war er grau. Er ist ein Kalkstein, von einer solchen Dichtigkeit, daß seine Theilgen nicht mit blossen Augen erkannt werden können, und ziemlich weich, so, daß er mit einem Messer sich leicht schneiden und glätten läßt. Nach dieser letzten Eigenschaft beurtheilte man insonderheit dessen Güte zu dem Gebrauche, den man davon macht. Den diejenigen Abänderungen davon, welche hart waren, verwarf man als weniger tauglich. Obgleich dieser Stein anfänglich weich ist, so wird er doch hart, wenn er etwas in einem nicht allzu starken Feuer gelegen, und läßt sich nachdem nicht leicht schneiden. Wir sahen einen und den andern

* Gypsum amianthi-forme, *Wall. Mineral. p.* 55.

andern von diesen Steinen, welche äusserlich, wo die Sonne sie beschienen hatte, in dünne Blättergen zersprungen waren. Alle die Köpfe von den Tobackspfeifen, welche der gemeine Mann in Canada brauchte, waren von diesen verfertigt, und weniger oder mehr ausgeziert. Ein grosser Theil von den Vornehmern bediente sich auch derselben, vornehmlich auf ihren Reisen. Die Wilden haben von uralten Zeiten her sich Köpfe zu Tobackspfeifen davon gemacht. Und von diesen haben es die Franzosen zuerst gelernt. Die Pfeifenköpfe von diesem Stein sind zwar von Natur hellgrau. Damit sie sich aber besser ausnehmen mögen, so macht man sie alsobald schwarz, wenn sie noch neu sind. Dieß geschiehet folgender massen. Man beschmiert den Pfeifenkopf sorgfältig mit Fett und hält ihn über dem Lichte oder sonst einem Feuer eine Weile, damit sich das Fett zugleich mit dem Dampfe, der von dem Lichte oder dem Feuer aufsteigt, gut eindringen kann. Hiedurch wird der Pfeifenkopf ziemlich schwarz. Die Schwärze vermehrt sich aber nachher, je fleißiger man mit demselben raucht. Der Stiel der Pfeife war allezeit von Holz. Eine nette meßingene Kette oder sonst ein hübscher Drath war gemeiniglich mit dem einen Ende in einem besondern Loche unter dem Pfeifenkopf und mit dem andern um den Pfeifenstiel befestigt, um zu verhindern, daß der Kopf nicht abfallen möchte.

Steinkohlen fand man zwar nirgends bey diesem Falle, oder auf den steilen Anhöhen daneben. Diejenigen aber, welche in dem nächsten Dorfe wohnten, zeigten mir Steinkohlsstücke, welche sie, wie sie sagten, auf den Anhöhen nicht weit von diesem Falle gefunden hatten.

In der Nacht ganz spät kamen wir in Quebec an.

Vom achten. Das **Wechselfieber**, von welcher Art es auch seyn mag, soll, wie der Herr Gaulthier versicherte, hier in Quebec eine sehr seltene Krankheit seyn. Hingegen ist es in der Gegend von dem Fort St. Frederic, und von Detroit, einer Französischen Pflanzstadt, zwischen den Seen Erie und Huron, unter dem drey und vierzigsten Grade der nördlichen Breite, desto allgemeiner. Mit demjenigen, was ich oben * beides von den Engländern und Franzosen angeführt habe, stimmeten fast alle an diesem Orte überein, nehmlich, daß diejenigen aus Frankreich oder Europa, welche sich hier niedergelassen haben, gemeiniglich länger als die einheimischen leben. Man gab auch als gewiß aus, daß die zweyte und noch mehr die dritte Abstammung von den hier im Lande gebohrnen, gemeiniglich nicht zu dem Alter als die erste Abstammung gelangt. Viele Schuld davon schrieb man doch den grossen Beschwerden zu, welchen sie in Canada auf ihren Reisen, die sie unter den Wilden des Pelzwerks wegen anstellen, unterworfen sind. In Canada soll es mehr als selten seyn, einen hundert jährigen Menschen zu sehen. Doch traf man ab und zu Leute an, welche 80 Jahre und etwas darüber alt waren.

Der **Eiskeller** bedienten sich einige von den Vornehmern, um des Sommers das Bier darin kühl zu halten, vornehmlich aber frisches Fleisch zu verwahren, welches

* Im 2ten Theil auf der 253sten, und im 3ten auf der 296. und 297sten Seite.

ches sonst sich bey der starken Hitze nicht lange halten würde. Der Eiskeller war von Stein unter einem Hause gebauet. Die Mauern waren inwendig mit Brettern beschlagen, indem das Eis leichter vom Stein verzehret wird. Er wurde im Winter mit Schnee angefüllt, welchen man stark mit den Füssen zusammenpackte. Darauf begoß man ihn mit Wasser. Und ließ dabey Thüren und Kellerlöcher für die Kälte offen stehen. Im Sommer war es hier sehr gewöhnlich ein Stück Eis in das Wasser oder den Wein, bey dem Trinken zu legen.

Das Salz, welches man hier gebrauchte, wurde durchgängig von Frankreich hieher gebracht. Aus dem Meerwasser soll man auch hier ein gutes Salz gemacht haben. Da sich aber Frankreich allein den Handel mit dieser Waare wird vorbehalten wollen, so war man mit der Zubereitung des Salzes nicht weiter fortgefahren.

Die **Esquimaux** sind eine besondere Art wilde Amerikaner, welche nur an dem Wasser, niemahls aber weiter weg in dem Lande, in Labrador, zwischen der äussersten Mündung des Lorenzflusses und dem Hudsonschen Meerbusen wohnen. Ich hatte niemahls Gelegenheit jemand von ihnen zu sehen. Ich habe aber mit verschiedenen Franzosen geredet, welche sie oft gesehen und sie auf ihren Fahrzeugen am Bord gehabt haben. Aus ihren einstimmigen Erzählungen will ich, obgleich kürzlich, eines und das andere von ihnen beybringen.

Die Esquimaux sind der Farbe und der Sprache nach gänzlich von allen andern Wilden im nördlichen Amerika unterschieden. Sie sind fast wie die Europäer weiß, mit kleinen Augen. Die Mannsleute haben Bärte.

Da

Da hingegen die andern Wilden von einer Kupferfarbe und ihre Mannsleute ohne Bärte sind. In der Sprache soll man einige Europäische Wörter erkennen. Ihre **Häuser** sind entweder Höhlen unter der Erde oder Grotten und Klüfte, die innerhalb den Bergen sich befinden, oder bisweilen von Torf über der Erde gemacht sind. Sie säen niemahls, noch pflanzen sie etwas, sondern alle ihre **Nahrung** bestehet vornehmlich aus allerhand Arten Fisch, wie auch Wallfisch. Ebenfalls leben sie von dem Fleische der Seehunde * und der Wallrosse **. Bisweilen fangen sie auch zu ihrer Nahrung solche Thiere, die auf dem Lande leben. Die meisten Speisen essen sie ganz roh. Ihr **Trank** ist Wasser und hat man sie oft Seewasser trinken gesehen, welches so salzig als die stärkste Salzbrühe gewesen ist.

Ihre **Schuhe, Strümpfe, Hosen, Rock** oder **Kamisol** sind ganz aus dem Fell der Seehunde gemacht, welches gut zubereitet, und mit den Sehnen von Wallfischen, die sich als Zwirn drehen und winden lassen, und sehr zähe sind, in ein Stück zusammen genehet ist. Ihre Kleider, an denen das haarige auswärts gekehret ist, sind so gut und so dicht zusammen genehet, daß sie mit ihnen in dem Wasser ganz bis auf die Arme waden können, ohne daß ihre Unterkleider davon im geringsten naß werden. Innerhalb diesen äussern Kleidern haben sie Hemde, Kamisöle und andere Kleider, die sie insgesamt gleichfalls von dem Fell der Seehunde gemacht, aber so wohl

* Phoca vitulina.

** Phoca Rosmarus.

wohl zubereitet haben, daß sie sehr weich sind. Ich sahe heute eines von ihren Frauenskleidern, eine Mütze, ein Kamisol und einen Rock, welches alles aus einem Stück bestand, das von diesem Fell verfertigt und gut zubereitet war, sich weich anfühlen ließ, und die Haare auswärts gekehrt hatte. Hinten an dem Rock hieng eine lange Schleppe von der Breite einer Viertelelle. Vorne reichte der Rock nicht einmahl bis zu dem halben Schenkel; darunter waren aber Hosen und Stiefeln von einem Stücke angenehet. Das Hemd war auch von einem sehr weichen Fell von Seehunden. Ihre Frauensleute sollen weit besser als die unter den andern Wilden in Amerika aussehen. Die Mannsleute sollen aber auch ziemlich eifersüchtig ihrentwegen seyn.

Mir wurde auch heute eines von ihren Böten gezeigt. Es war äusserlich ganz von Fell gemacht, an dem man die Haare weggenommen, und die Seite des Fells, woran dieselben befestigt gewesen, nach aussen gewandt hatte, an der es auch so glatt als Pergamen war. Das Boot war beynahe 8 Ellen lang, aber dabey sehr schmahl und scharf an beiden Schnäbeln. Inwendig lagen an den Seiten ganz dünne Bretter, um dem Boote seine Gestalt zu geben. Oben hatte man es ganz und gar mit Fellen bedeckt, ausgenommen, daß in einiger Entfernung von dem einen Schnabel ein Loch von der Grösse ausgeschnitten war, daß ein erwachsener Mensch leicht darin sitzen und rudern, und dabey die Schenkel, Beine und Füsse in dem Boote unter der Decke halten konnte. Die Gestalt des Loches hatte mit dem Segmente eines Halbcirkels Aehnlichkeit, dessen Grundlinie oder Durchschnitt

schnitt sich nach dem grössern Theil des Bootes hinkehrete. Rings herum war das Loch mit Holz umgeben, und an demselben war ein weiches zusammen gelegtes Fell mit Riemen, die an dem obersten Ende des Felles durchgezogen waren, befestigt. Wenn der Esquimau ein solches Boot braucht, so steckt er die Füsse mit den Schenkeln unter die Decke, setzt sich auf den Boden in dem Boote, zieht das erwähnte Fell mitten um den Leib gut zusammen, und bindet die Riemen sorgfältig um sich herum. Alsdann können die Wellen bey stürmischen Wetter sich ziemlich über sein Boot hinwerfen, ohne daß ein einziger Tropfen Wasser in dasselbe eindringen kann. Seine von Fellen verfertigte Kleider halten bey ihm selbst die Nässe ab. Er hat in der Hand ein Ruder, welches an beiden Enden ein Blatt hat, und mit dem er sowohl rudert, als bey Sturm das Boot im Gleichgewichte hält. Die Blätter des Ruders waren ziemlich schmahl. Es kann nur eine einzige Person in einem solchen Boote sitzen. Man hat oft gesehen, daß ein einziger Esquimau in einem solchen Boote auf dem Meer einige Meilen von dem Lande in dem stärksten Sturm, ohne die geringste Gefahr, sich befunden habe, da doch grosse Schiffe Mühe genug gehabt haben, sich zu retten. Sein Boot ist auf dem Wasser als eine aufgetriebene Blase geflossen. Sie sollen mit diesen unglaublich geschwind rudern können. Man sagte mir, daß diese Böte bisweilen von ziemlich verschiedener Gestalt wären. Sie besitzen auch grössere Böte oder Chaloupen von Holz, und mit Fell bedeckt, worin einige Personen sitzen können, und worin ihre Fraunsleute gemeiniglich auf dem Meer fahren.

Ihre

Ihre Gewehre sind Bogen und Pfeile, wie auch Spiesse und Harpounen. Mit diesen letzten bringen sie Wallfische und andere grössere Meerthiere um. Die Spitze des Pfeils und Harpouns ist bisweilen von Eisen, bisweilen auch von Knochen, aus den Zähnen des Wallrosses. Der Köcher dieser Pfeile war vom Felle der Seehunde. Die Nadeln womit sie ihre Kleider zusammen nehen, sind gleichfalls bald von Eisen, bald von verschiedenen Arten Knochen. Alles Eisen, das sie gebrauchen, erhalten sie auf eine oder die andere Art von den Europäern.

Sie kommen zwar zuweilen auf die Schiffe der Europäer, um sich einige Sachen, als Messer und andere Eisengeräthe zuzutauschen. Aber für die Europäer (wofern ihrer nicht desto mehr sind) ist es nicht rathsam, in ihr Land zu gehen. Denn sie sind ein sehr argwönisch und falsches Volk, welches niemahls Fremde bey sich leiden will. Sondern wenn sie merken, daß sie selbst zu schwach sind, so fliehen sie bey der Annäherung der Fremden. Wenn sie aber sich mächtig genug erachten, so schlagen sie alle todt, welche zu ihnen kommen, und lassen niemahls jemand beym Leben. Daher wagen auch nicht die Europäer mehrere von ihnen über Bord auf ihren Schiffen zu lassen, als mit denen sie allenfalls fertig werden könnten. An ihren Gestaden Schiffbruch zu leiden, aber doch mit dem Leben ans Land zu kommen, ist fast eben so viel, als wenn man zugleich mit dem Fahrzeuge versunken wäre. Es hat dieß mancher Europäer erfahren müssen. Die Europäischen Schiffe oder Böte, der sie sich bemächtigen, hauen sie in Stücke,

ziehen

ziehen die Nägel und alles Eisen aus, und schmieden sich davon Messer, Nadeln, Spitzen zu den Pfeilen und Spiessen, u. s. f. Des Feuers sollen sie sich selten zu etwas anders als zum Eisenschmieden, und um verschiedene Felle zu bereiten, bedienen. Denn ihr meistes Essen wird roh genossen. Wenn sie auf ein europäisches Schiff über Bord kommen, und ihnen von dem Schiffsvolke Essen angeboten wird, so wagen sie nicht es zu kosten, bis sie sehen, daß die Europäer davon essen. Obgleich nichts in der Welt den andern Wilden so gut, als der Branntwein schmeckt: so versicherten doch viele von den Franzosen, daß sie niemahls auf einige Weise die Esquimaux dazu haben bringen können, einen einzigen Schluck davon zu nehmen. Ihr grosses Mistrauen zu allen andern Leuten wird die Ursache davon seyn; indem sie sich ohne Zweifel einbilden werden, daß es ein Gift ist, womit man sie hintergehen, oder ihnen schaden will. Es ist auch ungewiß, ob sie in dem Stücke so unrecht urtheilen. Sie tragen keine Ohrringe, noch bemahlen sie sich das Gesicht, als die andern Wilden in Amerika. Sie haben von uralten Zeiten Hunde gehabt, bey denen die Ohren aufgerichtet stehen, und niemahls herunter hangen. Diese gebrauchen sie nicht allein zur Jagd, sondern auch anstatt der Pferde, um des Winters ihre Sachen auf dem Eise zu ziehen. Ja sie fahren bisweilen selbst in kleinen Schlitten, die von solchen Hunden gezogen werden. Sie haben kein anderes zahmes Vieh. Es befinden sich zwar Rennthiere genug an den Orten, wo sie wohnen. Man weiß aber noch nicht, daß sie jemahls weder von den Esquimaux oder andern Wilden in Amerika gezähmt worden wären.

D

Die Franzosen in Canada, welche gewisser massen Nachbaren von diesen Esquimaux sind, haben sich alle Mühe gegeben, einen Handel mit ihnen zu errichten, und sie zu einem etwas freundschaftlichern Umgang mit andern Völkern zu bewegen. Zu dem Ende nahmen die Franzosen einige ihrer Kinder gefangen, liessen sie lesen lernen, und erzogen sie auf das sorgfältigste und beste. Die Absicht der Franzosen hiebey war, sie zu den Esquimaux wieder zurück zu schicken, damit diese Kinder berichten möchten, wie freundlich und gefällig die Franzosen mit ihnen umgegangen wären, und damit dieß Volk dadurch bessere Gedanken von den Franzosen fassete. Aber zu allem Unglück starben diese Kinder an den Pocken, und der ganze Anschlag gerieth in Stecken. Es zweifelten aber viele in Canada sehr, ob sie auch, wenn die Kinder beym Leben geblieben wären, viel dabey würden gewonnen haben. Denn es soll vorher ein Esquimau von den Franzosen gefangen worden seyn, und sich eine gute Zeit in Canada aufgehalten, und alle mögliche Gefälligkeit von ihnen genossen haben. Er hatte auch das Französische so ziemlich erlernet, und ein grosses Gefallen an der Französischen Lebensart bezeigt. Wie nun dieser hernach zu seinen Landsleuten zurück geschickt worden war, so ist er so wenig im Stande gewesen, ihnen einen vortheilhaften Eindruck von den Franzosen zu machen, daß so gar seine eigenen nächsten Anverwandten bald nach seiner Zurückkunft, ihn, als einen, der ein halber Franzose und Fremder wäre, erschlagen haben. Dieses harte Verfahren, welches die Esquimaux gegen alle Fremde ausüben, macht auch, daß die andern Wilden in Amerika, wenn sie über dieselben gerathen, ih-

nen niemahls Quartier geben, sondern sie sogleich ohne alle Barmherzigkeit umbringen, ob sie gleich sonst ziemlich oft anderer von ihren Feinden schonen, und die Gefangenen, die sie gemacht haben, unter ihre eigenen Leute einverleiben.

Denjenigen zum Dienste, die sich ein Vergnügen machen, verschiedener Völker Sprachen mit einander zu vergleichen, will ich einige **Wörter der Esquimaux**, die mir der Jesuit Saint Pie mittheilte, hersetzen. Nach der Schwedischen Aussprache werden sie folgendergestalt geschrieben. Eins, **Kombuc**; zwey, **Tigal**; drey, **Ke**; vier, **Mißilagat**; das Wasser, **Sillalokto**; der Regen, **Killaluck**; der Himmel, **Taktuk**, **Nabugakſche**; die Sonne, **Schikonak**, **Sakaknak**; der Mond, **Takok**; das Ey, **Mannegук**; das Boot, **Kagak**; das Ruder, **Pautick**; das Messer, **Schavie**; der Hund, **Mekke**, **Timilok**; der Bogen, **Petiksik**; der Pfeil, **Kazo**; der Kopf, **Niackok**; das Ohr, **Tſchiu**; das Auge, **Killik**, **Schik**; das Haar, **Nutſchad**; der Zahn, **Ukak**; der Fuß, **Itikat**. Einige glauben, daß sie von eben dem Ursprunge, als die Grönländer oder Strälinger sind, und behaupten, daß sie in der Sprache selbst viele Verwandschaft finden.

Es kamen hier **Pflaumenbäume** von verschiedenen Arten, welche zuerst aus Frankreich hieher gebracht worden waren, sehr gut fort. Sie fiengen in dem gegenwärtigen Jahre zuerst in diesem Monate zu blühen an. Einige von ihnen waren sehr schön. Und der Winter soll diesen Bäumen nicht schädlich seyn.

Vom

Vom eilften. Der **Marquis la Galissoniere** war einer von den drey Herren, die vor andern diese Zeit bey der Französischen Admiralität in hohem Ansehen stunden. Diese waren der eben genannte Marquis la Galissoniere, der Generalguvernör la Jonquiere und l'Etendure. Der erstere war ein Herr von einigen funfzig Jahren, klein von Statur, etwas buckelich, aber sonst von einer angenehmen Bildung. Er war jetzt einige Zeit in Canada als Generalguvernör gestanden: reisete aber in diesen Tagen nach Frankreich zurück. Ich habe vorher an einem und dem andern Orte etwas von diesem Herrn erwähnet. Wenn ich aber an seine vielen grossen Eigenschaften gedenke, so deucht mir, daß ich mich nicht genug zu seinem Ruhm auslassen kann. Er hatte fast in allen Wissenschaften eine so tiefe Einsicht, daß man darüber erstaunen muste. Und in der Naturgeschichte hatte er es durchgängig so weit gebracht, daß ich, wenn er von derselben zu reden anfieng, nicht wuste, ob ich meinen eigenen Ohren und Augen trauen, oder mir einbilden sollte, daß unser grosse **Linnäus** unter einer andern Gestalt sich hieher begeben hätte. Wenn er seinen Mund öfnete, um sich von dem Nutzen, den ein Land aus der Naturgeschichte schöpfte, von der Art sie recht zum Vortheil und zur Aufnahme eines Landes zu erlernen und zu treiben, und auf welche Weise sie befördert werden sollte, u. s. f. zu erklären: so gerieth ich ganz in Verwunderung über die Weisheit mit der er redete, und mit der er seine Gründe aus den tiefsten Quellen der Staatsklugheit sowohl, als der Physik, Naturgeschichte, Mathematik und mehrern dahin einschlagenden Wissenschaften, entlehnete. Ich gestehe aufrich-

tig, daß ich jedesmahl, wenn ich die Gnade hatte, bey ihm zu seyn, (welches doch zeitig und oft geschahe) gleichsam in einer Schule war, und viel nützliches erlernete. Hier erfuhr ich viele Vorschläge, wie die Naturgeschichte zur Politik und Staatskenntniß sollte angewandt werden, um ein Land mächtig zu machen, und dadurch dessen eifersüchtige Nachbaren zu schwächen. Niemahls hat die Naturgeschichte hier im Lande einen grössern Beförderer gehabt, und sehr ungewiß ist es, ob sie jemahls weiter einen ähnlichen erhalten wird. Gleich bey seinem Antritt zu der Stelle eines Generalguvernörs, nahm er die Maasregeln zu der Aufnahme der Naturgeschichte, der ich oben* gedacht habe. Wenn jemand zu ihm kam, der sich entweder einige Zeit an einem Orte da im Lande, insonderheit an entlegenen Gegenden, aufgehalten hatte, oder sonst daselbst herumgereiset war: so machte er sich bey demselben von allen Holzarten und Pflanzen, Erd- Stein- und Mineralarten, Thieren, u. s. f. die von einiger Erheblichkeit waren, und sich an dem Orte befanden, unterrichtet. Gleichfalls erkundigte er sich nach dem Nutzen, den die Einwohner davon haben möchten, nach der Oekonomie und Lebensart der Leute, nach den Seen, Strömen, Durchfahrten und tausend andern hieher gehörigen Umständen. Diejenigen, bey denen er hierin deutlichere Begriffe und Einsichten bemerkte, musten ihm von den Merkwürdigkeiten, die sie gesehen hatten, umständliche Beschreibungen geben. Er selbst zeichnete das auch an, was ihm einer und der andere erhebliches berichtet hatte. Durch diesen besondern Fleiß, der

* Auf der 294sten Seite und den folgg.

der sonst bey Personen von seinem Stande weniger ge-
wöhnlich ist, erwarb er sich in kurzer Zeit eine Kenntniß
so gar von den entlegensten Orten in Canada und dem
nördlichen Amerika. Daher die Priester, die Comman-
danten bey den Vestungen, und verschiedenen in dem
Lande weit weg liegenden Orten, wie auch andere, die
eine lange Zeit sich in einer weiten Entfernung aufgehal-
ten hatten, wenn sie nach Quebec herunter kamen, um
ihm ihre Aufwartung zu machen, oft über seine Fragen
und Einsichten bestürzt wurden, da er ihnen berichtete,
daß auf dem und dem Berge, bey dem und dem Ufer
u. s. f. wo sie oft gegangen und Jagd gehalten hatten,
diese oder jene Bäume und Pflanzen, und diese oder
jene Erd- oder Mineralarten, u. d. g. befindlich wären.
Denn so genau hatte er schon alles vorher erforschet.
Daher kam es auch, daß viele von den Einwohnern des
Landes glaubten, daß dieser Herr etwas mehr als eine
nur menschliche Kenntniß besässe, indem er so genau
wuste und ihnen anzeigen konnte, was man an einem Orte,
der bisweilen ein paar hundert Schwedische Meilen und
darüber von Quebec entfernet war, besonderes fände;
ob er gleich selbst doch niemahls da gewesen war, und
wo sie im Gegentheil einige Jahre gelebt hatten. Einer,
der diesen Herrn nicht so genau kannte, würde ihn für
einen trockenen und zum Umgange weniger aufgelegten
Mann, wie auch für einen, der sich nicht so gar weit in
den Wissenschaften umgesehen hat, gehalten haben. Je
mehr man aber die Ehre hatte, mit ihm bekannt zu wer-
den: desto grössere und höhere Wissenschaften entdeckte
man stündlich bey ihm, und desto grössere Hochachtung
fand man, daß man gegen eine so theure Person, die

von allem, das groß hieß, leuchtete, mit allem Rechte hegen muste. Man wird selten einen grössern Staatsmann antreffen, und niemand kann besser die rechte Aufnahme und den Wohlstand eines Landes suchen, und kürzere Mittel und weisere Maasregeln dazu nehmen, als eben er. Canada hatte kaum ihn kennen gelernet, so wurde es genöthigt sich eines so theuren Schatzes beraubet zu sehen. Sein König bedurfte seines Dienstes zu Hause in Frankreich, und konnte ihn nicht so weit von sich entfernt lassen. Er reisete nun dahin. Er hatte aber vorher eine überaus grosse Menge mit Erde angefüllte Laden, worin allerhand Arten seltene und nutzbare lebendige Bäume und Pflanzen gesetzt waren, und andere Laden mit dergleichen Samen, ausser noch vielen Kasten mit allerhand Arten Naturalien, die zu den drey Reichen der Natur gehören, zusammen bringen lassen, welche er alle mit sich nach Frankreich hinüber führte. Ich kann alle die Gnade, die er mir erzeigte, nicht beschreiben. Sie war grösser, als daß ich eine ähnliche zu Hause in meinem eigenen Vaterlande hätte erwarten können. Ich weiß nicht, wer ihn mehr in Canada vermissete, entweder dessen Einwohner oder die Wissenschaften, und vornehmlich die Naturgeschichte. Denn für beide war er der zärtlichste Vater, und für die letzte einer von den größten Gönnern und Beförderern, die ein Ort jemahls hat aufweisen können. Mehr als glücklich ist das Land oder Gebieth, dem ein ähnlicher Befehlshaber vorgesetzt wird. Da hat man nicht nöthig über einige von dem Eigennutze hervorgesuchte Hindernisse in der Verwaltung solcher Werke des Fleisses zu seufzen, womit man hinkünftig dem allgemeinen Besten nutzbar

nutzbar seyn will. Nein, im Gegentheil erhält man von einem solchen Befehlshaber eine Aufmunterung nach der andern, und einen Trieb in demjenigen fortzufahren, wovon das Vaterland die größten Früchte sammlet.

Des schwarzen **Kalkschiefers** ist in dieser Reisebeschreibung oft erwähnet worden. Nun will ich etwas genauer von demselben reden. Aus dem schwarzen Kalkschiefer besteht nicht allein der ganze Berg, worauf die Stadt Quebec gebauet ist, sondern selbst die Anhöhen neben dem Lorenzflusse bestehen zu einigen Meilen sowohl oberhalb als unter Quebec gleichfalls hieraus. Wenn dieser Stein etwas tief im Berge, ohngefähr eine Elle von der Luft weg liegt: so ist er ganz fest oder so dicht, daß man nicht die geringste Ritze in ihm wahrnehmen kann; noch kann man alsdenn merken, daß er ein Schiefer ist. Denn man kann keine Theilgen unterscheiden: sondern er sieht inwendig, wenn man ihn zerbricht, so eben und glatt überall, als eine Tischscheibe aus. Er liegt in dem Berge schichtenweise. Die Dicke einer jeden Schichte aber ist verschieden, von einer Querhand und weniger bis auf eine Elle und darüber. In dem ganzen Berge, worauf die Stadt Quebec stehet, lagen die Schichten nicht horizontell, sondern liefen sehr schreg, so daß sie der senkrechten Richtung am nächsten waren. Sie neigeten sich mit dem obern Ende nach Nordwest, und mit dem untern stützeten sie sich gegen Südost. Daher kam es, daß der Rand dieses Steins überall sowohl auf den Gassen, als an andern Orten in der Stadt hervorragete, welcher durch seine scharfen Ecken machte, daß man hier in sehr kurzer Zeit

seine Schuhe vernutzete. Ich sahe auch an einigen Stellen, Schichten, welche sich gegen Norden neigeten, ob sie gleich ebenfalls der senkrechten Linie am nächsten waren. Eben so ward ich an einem Orte Schichten gewahr, die fast horizontell lagen. Die Schichten wurden durch verschiedene feine Spalten abgeschnitten, welche mehrentheils geradelinichte Flächen ausmachten. Gemeiniglich waren diese feinen Ritzen mit einem weissen Strahlgips angefüllt, welcher bisweilen, wenn man den Stein nach der Ritze entzwey schlug, mit dem Messer losgebrochen werden konnte, so daß er wie ein dünnes weisses Blatt aussahe. Die grössern Ritzen waren fast allezeit ganz dicht mit kleinern und grössern ganz klaren Quarzcrystallen angefüllt. An einigen Stellen war in dem Berge unglaublich viel von diesen Crystallen. Und von diesen hat die Ecke des Berges, welche gleich nach SSO. von dem so genannten Schlosse liegt, den Namen Pointe de Diamant erhalten. Die feinen Ritzen, welche diesen Stein abschnitten, giengen mehrentheils nach einem rechten Winkel. Bald waren die Ritzen näher aneinander, bald weiter unter sich entfernet. Bisweilen war die Seite der Schichten, welche den äussern Theil ausmachte, oder der andern Schichte sich zukehrete, gleichsam mit einer schwarzen feinen glänzenden Haut überzogen, welche einigen Hornsteinen ziemlich ähnlich war. Ab und zu fand man darin einen meistentheils gelben Kies, aber nur in kleinen Körnern. Ich konnte keine Schaalthiere, noch einige andere Steinarten, als die erwähnten, darin entdecken. Der ganze Berg bey Quebec ganz von der Spitze bis zum Fusse bestund einzig und allein daraus. Wenn man den Stein entzwey schlug und nur

mit einem Messer oder Stein schabete, so gab er einen starken Geruch vom Stinkstein von sich. Der Theil des Berges, welcher der offenen Luft ausgesetzt gewesen, war ganz zerfallen und in kleine Scherben zerwittert, welche nun ihre schwarze Farbe verlohren, und anstatt dessen eine sehr blaßrothe angenommen hatten. Die Erde, welche auf dem Berge lag, und welche zum Theil aus diesem zerwitterten Kalkschiefer bestund, hatte auch eine sehr blaßrothe Farbe. Von diesem Kalkschiefer waren fast alle beides öffentliche und private Gebäude in Quebec erbauet. Und hieraus bestunden größtentheils sowohl die Mauern um die Stadt, als um die Klöster und Gärten. Er war so los, daß man ihn leicht nach einer jedweden beliebigen Grösse und Gestalt zerschlagen und hauen konnte. Er hatte aber die Eigenschaft, daß er, wenn er ein oder mehrere Jahre der Luft und der Sonne blos gestellet gewesen war, sich in dünnere oder dickere Scherben, welche mit der äussern Fläche und der Schichte, von der man sie genommen hatte, gleichlaufend waren, zerspaltete. Dieß verursachte aber der Mauer, worin sie sassen, keinen besondern Schaden. Denn, weil die Steine mit Fleiß so in der Mauer gelegt worden waren, daß die Ritzen horizontell liefen, und der Stein sich gleichfalls nach der Richtung zerspaltete: so druckten die obern Steine durch ihre Schwere dergestalt auf die untern, daß sie nur an der äussern Seite, oder nach der Luft hin, nicht aber weiter, in Blätter zersprungen. Je älter ein Haus war, desto dünner waren gemeiniglich diese Blätter.

Damit man sich einiger massen von dem **Climate** bey **Quebec**, wie auch von der Beschaffenheit der dasi-

gen Kälte und Hitze zu den verschiedenen Jahrszeiten u. s. f. Vorstellung machen kann: so will ich hier mit wenigen Worten für ein Jahr eines und das andere aus den Meteorologischen Beobachtungen des Königlichen Arztes, Herrn Gaulthier, anführen. Er hat mir davon eine Abschrift von dem Anfang des Octobers im Jahr 1744 an, bis auf das Ende des Septembers im Jahr 1746 mitgetheilet. Die Thermometrischen Bemerkungen will ich auslassen, indem ich mit denselben nicht völlig zufrieden seyn kann. Denn da er sich des Thermometers des de la Hire bediente: so kann man bey einer etwas starken Kälte, nachdem das Queckfilber in die Kugel hinunter getrieben worden, die Grade der Kälte nicht bestimmen. Die Beobachtungen geschahen auch das ganze Jahr des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr und nicht früher, und des Nachmittags zwischen 2 und 3. An den meisten Tagen hat er keine Beobachtungen des Nachmittags angestellet. Das Thermometer hieng überdem in einem halb geöfneten Fenster, konnte also selten ganz genau die Beschaffenheit der äussern Luft anzeigen. Des Nachmittags kam auch die Sonne ziemlich zeitig auf dasselbe. Hier richtet man sich durchgehends nach der neuen Zeitrechnung.

Das Jahr 1745.

Vom Jenner. Den 29sten gefror der Lorenzfluß, Quebec gegen über. In den Meteorologischen Beobachtungen von den andern Jahren wird angemerkt, daß er oft sowohl zu Anfange des Jenners, als auch zu Anfange des Decembers mit Eis belegt wird.

Vom

Vom Februar. In diesem Monate ist nichts merkwürdiges vorgefallen.

Vom Merz. Es wird hier gesagt, daß dieser Winter gegen die Gewohnheit sehr gelinde gewesen sey. Die alterältsten Leute haben versichert, daß sie sich keines so gelinden Winters entsinnen könnten. Der Schnee war nur in diesem Winter anderthalb bis 2 Fuß tief. Das Eis in dem Lorenzflusse gerade gegen über Quebec war nur 2 Französische Fuß dick. Den 21sten kam ein Gewitter, von dem ein Soldat getroffen und sehr beschädigt wurde. Den 19 und 20sten fieng man an, den Saft von dem Zuckerahornbaum um Zucker daraus zu verfertigen, zu zapfen.

Vom April. In den ersten Tagen dieses Monats, und hernach ab und zu den ganzen Monat, zapfete man den Saft von dem Zuckerahornbaum zum Zucker ab. Den 7ten fiengen die Gärtner an ihre Mistbeete zu machen. Den 20sten schoß das Eis im Lorenzflusse unten vor Quebec und zog ab. Die meteorologischen Bemerkungen des folgenden Jahrs zeigen an, daß es sehr selten sonst so frühe geschiehet. Den zuweilen liegt der Lorenzfluß noch den 10ten im May gerade unten vor Quebec mit Eis bedeckt. Den 22sten und 23sten fiel ein häufiger Schnee. Den 25sten fieng man bey St. Joachim zu säen an. Eben den Tag wurde man auch einiger Schwalben gewahr. Den 29sten säete man überall. Von dem 23sten an, war die Schiffarth in dem Lorenzflusse rein.

Vom May. Den 3ten war die Kälte des Morgens so stark, daß das Thermometer des Celsius 4 Grade

unter

unter dem Gefrierungspuncte stund. Doch litte die Saat davon keinen Schaden. Den 16ten war alle Frühlingssaat geendigt. Den 5ten waren die Sanguinaria, Narcissen und Violen in Blüthe. Den 17ten fieng das Laub an den wilden Kirschbäumen, Hindebeerbüschen, Aepfelbäumen und Linden sich zu öfnen an. Die Erdbeere blüheten schon damahls. Den 29sten blüheten die wilden Kirschbäume. Den 26sten stund ein Theil von den Französischen Aepfelbäumen, Kirsch- und Pflaumenbäumen in Blüthe.

Vom Junius. Den 5ten waren alle Bäume mit Laub versehen. Die Aepfelbäume blüheten bestens. Man aß reife Erdbeere den 22sten. Es wird hier angezeichnet, daß die Witterung für die Gewächse so vortreflich gewesen ist, daß man sich keine bessere hätte wünschen können.

Vom Julius. Das Getraide fieng den 12ten an, Aehren zu zeigen, und den 21sten hatte es schon überall Aehren. (Man muß wissen, daß man hier nichts anders als Frühlingssaat gebrauchet). Gleich darauf kam es in Blüthe. Die Heuerndte nahm den 22sten ihren Anfang. Es war den ganzen Monat ein vortrefliches Wetter.

Vom August. Den 12ten fand man in Montreal reife Birnen und Melonen. Den 20sten war der Weizen in dem Gebiete von Montreal reif, und die Erndte fieng sich alsdenn an. Den 22sten schritt man bey Quebec zur Erndte des Weizens. Den 30sten und 31sten sahe man des Morgens einen feinen Reif auf dem Boden.

Vom

Vom September. Die Erndtezeit endigte sich den 24sten und 25sten bey allen Getraidearten. Man hatte in diesem Monate eine Menge Melonen, Wassermelonen, Gurken und schöne Pflaumen. Die Aepfel und Birnen wurden auch ganz reif, welches, wie man sich verlautet, nicht alle Jahre geschieht. Sie fiengen die letzten Tage im Monate in den Aeckern zu pflügen an. Unter den Anmerkungen für diesen Monat wird folgendes angeführt: „Die Alten in dem Lande sagen, daß man ehemahls das „Getraide nicht eher als den 15ten oder 16ten im Septem„ber, doch bisweilen den 12ten, habe schneiden können, „und daß das Getraide niemahls eher reif geworden; „wie auch daß es niemahls zu einer so vollkommenen „Reife, als jetzt gelanget sey. Nachdem man aber nun „das Gehölze umgehauen und viel Land aufgenommen hat, „so haben die Sonnenstrahlen mehr Gelegenheit bekom„men, ihre Wirkung zu zeigen, wodurch das Getraide „jetzt weit früher reif wird.„ Weiter wird angemerkt, daß die heissen Sommer allezeit sehr fruchtbar in Canada sind, und daß annoch in vielen, ja in den meisten Jahren, wohl der zehente Theil des Getraides nicht zur Reife gelanget.

Vom October. Man pflügete diesen ganzen Monat die Brachäcker. Es war ein vortrefliches Wetter eben die Zeit. Der Nachtfrost fiel zu verschiedenen mahlen ein. Denn 28sten schneiete es. Gegen Ende des Monats fiengen die Bäume an, ihr Laub fallen zu lassen.

Vom November. Das Pflügen wurde bis auf den 10ten fortgesetzet. Die Bäume hatten auch den 10ten all ihr Laub fallen lassen. Bis auf den 18ten gieng

das

das Vieh aussen; doch hatte es bisweilen wegen schlimmen Wetters einen Tag zu Hause bleiben müssen. Den 16ten donnerte und blitzete es. Den 24sten sahe man noch kein Eis im Lorenzflusse.

Vom **December.** Unter diesem Monate wird gesagt, daß dieser Herbst weit gelinder als in vielen Jahren vorher gewesen sey. Den 1sten gieng noch ein Schiff nach Frankreich ab. Den 15ten fieng der Lorenzfluß an, mit Eis belegt zu werden. Doch war er noch in der Mitte offen. Aber in dem Charlesstrom war so dickes Eis, daß es Pferde und grosse Fuder tragen konnte. Denn 26sten gieng das Eis durch den starken Regen in dem Lorenzflusse weg. Den 28sten wurde wiederum ein Theil des Lorenzflusses mit Eis überzogen.

In den folgenden Beobachtungen wird angemerkt daß auch dieser Winter einer von den allergelindesten gewesen sey.

Die **Reise von Quebec** gieng des Abends mit einem guten Winde vor sich. Der Herr Generalguvernör Marquis la Jonquiere, der mich gleichfalls mit einer Gunst nach der andern überhäufet, hatte eines von den Böten des Königs mit 7 Mann, die mich nach Montreal rudern sollten, verabfolgen lassen. Mitten in dem Boote war ein grosser Spriegel von feinem blauen Tuch, unter dem wir vor dem Regen gesichert sitzen konnten. Diese ganze Reise wurde auf Kosten Sr. Majestät, des Königs in Frankreich unternommen. Wir legten diesen Abend 3 Französische Meilen zurück.

Vom zwölften. Die Reise wurde diesen ganzen Tag fortgesetzet.

Der **Mays** von der kleinen Art, welche innerhalb 3 Monaten reif wird, war jetzt zeitig, und man riß ihn auf und hieng ihn in die Luft zum Trocknen.

Die **Witterung** war zu jetziger Zeit in der hiesigen Gegend, so wie bey uns zu Anfang des Augusts nach dem alten Stil, beschaffen. Es scheint daher der Herbst in dem nördlichen Canada gegen einen Monat später als in dem mittelsten Theil von Schweden einzutreffen.

Es waren fast bey einem jedweden Bauerhofe **Küchengärten** angelegt. Der **Rothlauch** war das Gewächs, welches unter allen die größte Menge ausmachte. Des Freytags und Sonnabends, als die Franzosen ihrer Religion wegen nicht Fleisch essen durften, war oft das Frühstück der Französischen Bauern, und bisweilen der größte Theil ihrer Mittagsmahlzeit, nichts anders als Brot mit einigen Schnitten Rothlauch. Doch kann ich nicht sagen, daß die Franzosen in der Enthaltung des Fleisches so streng eben waren. Denn viele von meinen Rudersleuten assen heute, ob es gleich Freytag war, beide Mahlzeiten von dem Fleische, das sie gestern kochten, und damahls ungegessen blieb. Ich bemerkte dieß beides vor- und nachher. Wegen des starken Genusses des Rothlauchs roch der gemeine Mann bisweilen so stark, daß einer der dessen nicht gewohnt war, beym Vorbeygehen sich etwas vor die Nase zu halten genöthigt sahe. Von **Kürbissen** fand man auch viel in diesen Küchengärten. Man richtete sie auf verschiedene Weise

zum

zum Essen zu. Das gewöhnlichste aber zu dieser Zeit war, daß man die Kürbisse nach der Länge in der Mitte in zwey schnitt. Die innere oder aufgeschnittene Seite dieser Hälften ließ man in dem Heerde so lange gegen das Feuer stehen, bis sie gut durchgebraten war. Und das Fleisch oder das Lose schnitt man hernach von der äussern Schale weg und aß es. Die mehr bemittelten streueten auch ein wenig Zucker darauf. **Möhren, Sallat, Vicebohnen, Gurken** und **rothe Johannsbeerbüsche** waren die übrigen Gewächse, welche fast ein jeder Bauer in seinem kleinen Küchengarten gepflanzt hatte.

Der **Toback** war bey einem jedweden Bauer neben dem Hofe, und zwar in grösserer oder kleinerer Menge, nachdem die Haushaltung groß war, gesetzt worden. Es war auch ziemlich nöthig, daß sie es so machten, indem der gemeine Mann stark Toback rauchete. Kleine Knaben von 10 oder 12 Jahren liefen eben so wohl mit der Pfeife in dem Munde, als die Alten. Die Vornehmern hasseten auch die Tobackspfeife nicht. In dem nördlichen Canada rauchte man meistentheils den Toback allein. Aber weiter hinauf und um Montreal nahm man die innere Rinde von dem rothen Cornelkirschenbaum *, klopfte sie in zwey, und vermischte sie mit dem Toback um ihn dadurch etwas schwächer zu machen. Der Schnupftoback wurde auch von den vornehmen und gemeinen Leuten beiderley Geschlechts stark gebraucht. Fast aller Toback, der hier geraucht wurde, war einheimisch. Einige zogen ihn dem Virginischen vor. Diejenigen aber, die bessere Kenner seyn wollten, hielten den letztern für besser.

Obgleich

* Cornus sanguinea.

Obgleich viele Völker gemeiniglich ihre Gebräuche und Moden von den Franzosen entlehnen: so bemerkte ich doch im Gegentheil in Canada, daß die Franzosen in vielen Stücken sich nach den Gebräuchen der Indianer, mit denen sie täglich umgiengen, gerichtet hatten. Sie bedienten sich solcher Tobackspfeifen, Schuhe, Strümpfebänder, Gürtel, als die Indianer. Sie folgten ihrer Art Krieg zu führen ganz genau. Sie vermischten einerley Sachen mit dem Toback. Sie gebrauchten solche Borkböte, die sie auch auf eben die Weise ruderten. Sie wickelten ein viereckiges Stück Tuch oder Leinwand anstatt der Strümpfe um die Beine. Und so war es in vielen andern Stücken. Wenn man zu einem Canadischen Bauer hinein kam, so stund er auf, nahm den Hut oder die Mütze ab, grüssete, und bat den Fremden sich nieder zu lassen. Und so setzte er seinen Hut oder seine Mütze wieder auf. Monsieur und Madame werden in der Rede sowohl der Herr und die Frau unter den Vornehmen, als der schlechteste Bauer und sein Weib, ohne weitere Umstände genannt. Die Bauern, insonderheit die Frauensleute bey ihnen, giengen zu Hause mit Schuhen, die nur aus einem ausgehöhlten Holze, der Gestalt nach fast als Pantoffeln gemacht waren. Die Bauerknaben, ja auch alte Bauern, hatten mehrentheils einen Zopf in den Haaren; und fast alle trugen zu Hause und zuweilen auf Reisen, rothe wollene Mützen.

Das Essen bey den Bauern auf dem Lande war insonderheit Milch. Butter sahe man selten, und meistentheils wurde sie von saurem Rahm zubereitet. Sie war daher nicht so gut als die Englische. Sehr oft ver-

spürte man in derselben gleichsam einen Talggeschmack. Die geronnene Milch war allenthalben zu haben, und die Milch dazu hatte man fast allezeit in steinerne Gefässe durchgeseiget. Viele von den Franzosen waren grosse Liebhaber von Milch, welche sie vornehmlich des Freytags und Sonnabends, wenn ihnen nicht das Fleisch erlaubt war, assen. Doch verstunden sie nicht, dieselbe auf so vielerley Art, wie bey uns, zum Essen zuzurichten. Am gewöhnlichsten war, die süsse Milch aufzukochen, und gebrocktes Weizenbrot und braf Zucker einzuwerfen. In die ungekochte süsse Milch, oder in die geronnene legten auch die Vornehmen eine Menge Zucker, wenn sie sich davon bedienen wollten. Sonst gaben es die Franzosen hier im Lande den Engländern in dem Fleischessen an den Tagen, da es ihre Religion verstattete, nicht viel nach. Denn wenn man bey ihren Mahlzeiten die Suppe, den Sallat und den Nachtisch, als Mandeln und Rosinen u. s. f. ausnimmt, so bestunden fast alle ihre Gerichte aus lauter Fleisch, welches nur auf verschiedene Weise zugerichtet war.

Des Abends nahmen wir unsere Nachtherberge in einem Bauerhofe bey einem Strom, der Petite Riviere genannt wurde, und sich hier in den Lorenzfluß warf. Von hier rechnete man 16 Französische Meilen nach Quebec, und eben 10 nach Trois Rivieres. Die Ebbe und Fluth war noch ziemlich stark. Hier war die letzte Stelle nach dieser Gegend, wo ich die Anhöhen neben dem Strom zum Theil aus dem schon oft erwähnten schwarzen Kalkschiefer bestehen sahe. Denn weiter hinauf fiengen sie an ganz von Erde zu seyn.

Die

Die Feuerfliegen flogen des Abends in den Gebüschen, obgleich nicht so gar zahlreich. Die Franzosen nannten sie Mouche a feu.

Die Häuser hier herum waren fast überall von Holz. Die Stuben waren ziemlich groß. Das innere Dach ruhete auf 2, 3 oder 4 grossen dicken Sparren, nach der verschiedenen Grösse des Zimmers. Die Ritzen der Mauern waren mit Thon, anstatt des Mooses verschmiert. Die Fenster bestunden ganz aus Papier. Der Kamin war in der Mitte der Stube aufgemauert. Der Theil der Stube, welcher vorne vor der Oefnung des Camins oder der Feuerstätte war, diente zur Küche. Aber in demjenigen hinten schlief man, und nahm die Fremden auf. Bisweilen war ein eiserner Ofen hinter dem Kamin.

Vom dreyzehnten. Bey Champlain, welches 5 Französische Meilen von Trois Rivieres lag, bestunden die steilen Anhöhen neben dem Fluß aus einer gelben und bisweilen ocherfarbenen Sandstauberde, aus welcher eine Menge dicht an einander liegender Quellbäche heraus floß. Das Wasser in denselben war fast allezeit mit einem gelben Ocher angefüllt, zu einer Anzeige, daß überall unter diesen trockenen Sandfeldern eine Menge Eisenerz von eben der Art, welche bey Trois Rivieres aufgegraben wird, liegen muß. Es war bewundernswürdig, wovon diese unzählbare Menge von kleinen Bächen mag entstanden seyn; indem das Land oberhalb eben, und dieser Sommer einer von den dürresten war. Das Land zunächst an dem Flusse war bis auf eine kleine Englische Meile angebauet; aber dahinten folgte ein hohes dickes Gehölze und niedriges Land. Der Wald, der die Feuch-

tigkeit gesammlet hatte, und die Ausdünstung des Wassers verhinderte, nöthigte dasselbe, unter der Erde nach dem Flusse hin durchzudringen. Auf den Ufern des Flusses lag viel von dem **schwarzen Eisensande**.

Gegen Abend kamen wir nach Trois Rivieres, woselbst wir nicht länger verzogen, als bis wir die Briefe, welche uns von Quebec mitgegeben waren, abgeliefert hatten. Wir reiseten hernach noch eine Französische Meile weiter hinauf, ehe wir Nachtherberge nahmen.

Diesen Nachmittag sahen wir drey besonders **alte Leute**. Der eine war ein alter Jesuit, mit Namen P. Joseph Aubery, der bey den bekehrten Indianern bey S. Francois als Mißionarius stund. Er hatte in diesem Sommer als Jesuit das 50ste Jahr seines Amtes zurück geleget. Daher er jetzt nach Quebec reisete um sein Jesuitengelübde wieder zu erneuern, und schien noch sehr gesund und lebhaft zu seyn. Die andern waren unsere Wirthsleute, bey denen wir übernachteten. Der Mann war über 80 Jahr alt, und seine Frau nicht viel jünger. Sie hatten jetzt 51 Jahr mit einander in der Ehe gelebt. Das Jahr vorher, als sie das 50ste Jahr ihrer ehelichen Verbindung geendigt hatten, waren sie beide zur Kirche gegangen, und hatten Gott für die grosse Gnade, die er ihnen hierin erzeiget, gedankt. Sie haben aber keine andere Goldhochzeit gehalten, ob sie gleich von vielen darum ersucht worden sind. Sie waren noch ganz gesund, gesprächig, vergnügt und freundlich. Der Greis sagte, daß er mit andern zu der Zeit in Quebec gewesen wäre, als die Engländer im Jahr 1690 diese Stadt belagerten. Der Bischoff in Canada war unter

der

der Belagerung in seiner bischöflichen Kleidung mit einem Säbel in der Hand, um die Soldaten aufzumuntern, in der Stadt herum gegangen.

Dieser alte Mann sagte, daß ihm vorkäme, als wenn der Winter in seiner Kindheit weit kälter als jetzt gewesen wäre. Es soll auch damahls weit mehr Schnee als jetzt gefallen seyn. Er wuste sich noch zu entsinnen, daß die Gurken und Kürbisse u. s. f. selbst bey der Johanniszeit verfroren wären. Und versicherte auch, daß der Sommer jetzt wärmer als in seiner Jugend wäre. Vor einigen 30 Jahren war in Canada ein so strenger Winter gewesen, daß viele Vögel umgekommen: aber an die Jahrzahl selbst konnte er sich nicht erinnern. Es bezeugten alle, daß der Sommer in den Jahren 1748 und 1749 in Canada wärmer, als viele Jahre vorher gewesen wäre.

Das **Erdreich** hielte man hier für ziemlich fruchtbar. Der **Weizen** gab nun das 9te oder 10te Korn. Aber in der Kindheit des Greises, wo sie überall ein neues und fettes Land aufnehmen konnten, hatten sie bisweilen von dem Weizen bis auf das 20ste oder 24ste Korn erhalten. Von dem **Rocken** säete man sehr wenig aus. Ebenfalls von der **Gerste** nicht viel, und zwar nur für das Vieh. Doch klagete man, daß man in den Jahren, wenn ein Miswachs sich ereignete, genöthigt wäre, Brot aus Gersten, anstatt des Weizens zu backen.

Vom vierzehnten. Wir stunden des Morgens frühe auf, und eileten mit unserer Reise. Nachdem wir ein paar Französische Meilen gesegelt waren, kamen wir

zur See Saint Pierre, über die wir hernach fuhren. Verschiedene von den Gewächsen, welche in unsern Schwedischen Seen gemein sind, lagen und schwommen hier auf dem Wasser. Diese See soll jeden Winter mit einem so starken Eise belegt seyn, daß 100 Pferde und Fuhren auf einmahl sicher hinüber fahren können.

Ein **Krebs**, der einer Krabbe ähnlich, aber ganz klein von 2 geometrischen Linien in der Länge, und einer dem gemässen Dicke war, befand sich bisweilen auf den Seegewächsen, die wir aufzogen. Er war blaß, doch stieß er etwas auf grün.

Die **herzblätterige Pontederia** * wuchs häufig zu den Seiten einer langen schmahlen Meerenge, an eben den Orten als unsere Wasserliljen. ** Eine grosse Menge Schweine wadete weit in die Meerenge hinein, und tauchete sich zuweilen mit dem größten Theil des Körpers unter das Wasser, um die Wurzeln, welche sie begierig assen, aufzugraben.

So bald wir die See S. Pierre vorbey gekommen waren: so änderte das Land ganz und gar sein Aussehen. Es wurde nachdem das vortreflichste, das man sich wünschen konnte. Die Inseln und das Land zu beiden Seiten von uns, sahen als die niedlichsten Laubwälder aus, welches fast bis auf Montreal fortdauerte.

Diejenigen, welche an dem Flusse wohneten, hatten fast bey einem jedweden Hofe, Böte. Sie waren nicht von Brettern zusammen geschlagen, sondern insgesam

* Pontederia cordata.

** Nymphaeae.

samt aus einem einzigen Holze ausgehöhlet. Doch waren sie mehrentheils sehr nett und hübsch gemacht, so daß sie völlig einem Boote ähnlich aussahen. Ich wurde an einem einzigen Orte eines Borkbootes gewahr.

Vom funfzehnten. Wir setzten unsere Reise ganz frühe fort. Wegen der Heftigkeit des Stroms, der uns entgegen floß, waren wir an einigen Orten genöthigt die Ruderleute an dem Ufer gehen, und das Boot ziehen zu lassen.

Des Abends um 4 Uhr kamen wir nach Montreal. Es schätzten alle diese Reise von Quebec für sehr glücklich; indem sie wegen des heftigen Stroms, der einem fast den ganzen Weg vorkömmt, und wegen des sehr unbeständigen Windes etwas auf die andere Woche, ehe man ankömmt, sich zu verziehen pflegt.

Vom neunzehnten. Es hatte sich einer und der andere hier in der Stadt **Weinranken**, die in Frankreich wachsen, und aus denen man daselbst Wein preßt, von da verschaft und sie in seinen Baum= und Küchengärten gepflanzt. Es gab davon zweyerley Arten, eine mit blaßgrünen oder fast weissen Trauben, und eine andere mit rothbraunen. Aus den weissen sagte man, würde weisser, und aus den rothen rother Wein gemacht. Die Kälte ist hier im Winter so stark, daß sie genöthigt sind, die Ranken mit Dung oder sonst etwas die ganze Zeit zu bedecken; indem sie sonst verfrieren. Sie fiengen in diesen Tagen an, reif zu werden. Doch waren die weissen Trauben reifer als die rothen. Hier machte man keinen Wein davon. Denn es verlohnte sich nicht der Mühe: sondern sie wurden nur zum Nachtisch, als andere Beere,

 gebraucht.

gebraucht. Diese Trauben sollen nicht so groß, als diejenigen, welche in Frankreich hervorkommen, seyn.

Wassermelonen, * welche von den Franzosen **Melons d'eau**, von den Engländern **Water-Melons** und von den Holländern **Wat-Melone** genannt werden, wurden in Menge, sowohl in den Englischen als Französischen Pflanzörtern, gepflanzet. Es war kaum ein Bauer, der nicht ein grösseres oder kleineres Stück Land damit besetzt hatte. Vornehmlich wurden sie sowohl in den Städten, als auf dem Lande zunächst daherum stark gebauet. In dem nördlichen Theil von Canada waren sie doch sehr selten. Die Indianer pflanzen auch nun die Wassermelonen häufig. Ob sie es aber von uralten Zeiten her gethan haben, kann ich nicht so leicht bestimmen. Denn ein alter Indianer von den Iroquois in Oneida berichtete mir selbst, daß die Indianer niemahls die Wassermelonen gekannt hätten, ehe die Europäer hier ins Land gekommen wären, und daß die Indianer sie zuerst von den Europäern erhalten hätten. Im Gegentheil versicherten mir viele Franzosen, daß die Indianer, welche Illinois heissen, diese Frucht in Menge gehabt, als die Franzosen zuerst zu ihnen gekommen wären, und daß sie behauptet hätten, daß sie bey ihnen von undenklichen Zeiten her gepflanzet worden. Doch erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, daß die ersten Europäer, welche nach Nordamerika kamen, der Wassermelonen gedenken, wenn sie von den damahligen Speisen der Indianer reden. Wie stark die Hitze des Sommers in den Orten von Nordamerika, die ich durchreiset

* Cucurbita Citrullus.

reiset bin, seyn muß, kann man daraus schliessen, weil die Wassermelonen da niemahls in ein Mistbeet gesäet werden, sondern im Frühling auf das offene Feld unter freyem Himmel, ohne jemahls bedeckt zu werden. Und dennoch gelangen sie zeitig genug zur Reife. Es giebt hier von ihnen 2 Arten oder Abänderungen, nehmlich eine mit rothem Fleische inwendig, und eine andere mit weissem. Die erstere Art ist gemeiner weiter nach Süden bey den Illinois, und den Englischen Pflanzstädten. Aber von der letztern giebt es mehr in Canada. Sie legen den Samen im Frühling, wenn weiter keine Kälte zu befürchten ist, in eine gute fette Erde, doch weit von einander; indem ihre Reiser weit herum laufen, und einen grossen Raum erfordern, wofern sie anders recht fruchtbar werden sollen. In Montreal waren sie jetzt fast überall reif. Aber in den Englischen Provinzen und weiter nach Süden kommen sie schon im Julius und August zur Reife. Gemeiniglich erfordern sie weniger Zeit reif zu werden, als die gewöhnlichen Melonen. Diejenigen, welche in den Englischen Pflanzörtern gebauet werden, sind meistentheils süsser und angenehmer als die Canadischen. Macht etwa die starke Hitze sie daselbst reifer und wohlschmeckender? Doch hielte man diejenigen in der Provinz Neu-York gemeiniglich für die besten.

Man aß sie hier auf die Weise, daß man grosse Scheiben quer über die Wassermelonen schnitt, die grüne Schale rings herum wegschälete, und auch die Samen, wovon sie voll sind, heraus nahm. Sie hatten viel Saft bey sich, welcher durch und durch mit dem Fleische

vermischt war, und waren dabey sehr kühlend, welches in dieser heissen Sommerzeit sehr zu statten kam. Bisweilen erhielt man solche, die einen sehr angenehmen süssen Geschmack hatten. Man wußte weder hier noch in Albany und mehrern Theilen des Gebiethes Neu-York, ob jemand, wenn er viel von ihnen gegessen, davon Ungelegenheit verspürt hätte. Ja, sie führten so gar Beispiele an, daß gewisse Kranke sie ohne Beschwerden gegessen hätten. Aber weiter nach Süden glaubt man, daß durch ihren öftern Genuß Wechselfieber und andere schlimme Krankheiten entstünden, vornehmlich bey denen, die ihrer weniger gewohnt sind. Es versicherten viele Franzosen, daß, wenn Leute die in Canada gebohren sind, zu den Illinois kommen, und nur einige mahl von den daselbst wachsenden Wassermelonen essen, sie mehrentheils gleich mit dem Wechselfieber oder einem andern Fieber befallen würden. Daher auch die Illinois die Franzosen von einem ihnen so schädlichen Essen abrathen. Ja die Illinois selbst sollen dieser Krankheit sehr unterworfen seyn, wenn sie zu fleißig sich mit dieser Durst löschenden Frucht abkühlen wollen. Sie kochten diese Frucht niemahls, noch bereiteten sie dieselbe auf eine andere Weise zu, sondern sie assen sie jederzeit roh und ungekocht. In Canada verwahrt man sie in Häusern, worin ein wenig eingeheizet wird; da es dann ein paar Monate, nachdem sie reif geworden sind, kalt ist, und sie können doch gegessen werden, wofern man sich nur in acht nimmt, daß sie nicht verfrieren. In den Englischen Pflanzörtern erhält man sie auch in trockenen guten Kellern, ganz frisch, und als frisch lange in dem Winter. Man versicherte, daß sie sich alsdann um so

viel

viel länger hielten, wenn man sie behutsam von dem Stengel abbricht, und hernach mit einem heissen Eisen über die Stelle, wo der Stengel befestigt gewesen, hinüberfährt. Man kann sie auf die Weise ziemlich gut beides zur Weihnachtszeit und nachhero essen. In Pensylvanien, wo eine trockene Sanderde war, machten sie eine Grube in der Erde, legten die Wassermelonen mit ihren Reisern behutsam da hinein, und warfen so Erde darüber, wodurch sie sich ziemlich frisch lange in dem Herbst und Winter hielten. Es waren aber doch nur wenige, die sich diese Mühe gaben. Denn weil sie ziemlich kühlend sind, und der Winter gleichfalls hier merklich kalt ist: so scheint es weniger nöthig zu seyn, sie auf eine so späte Jahrszeit zu verwahren, in der man gemeiniglich, ohne Wassermelonen zu essen, Kälte genug verspüret. Sonst glaubt man an diesen Orten, daß die Gurken weit mehr kühlen, und daß sie weit leichter Wechselfieber verursachen. Uebrigens treiben die Wassermelonen den Urin stark. Die Iroquois nennen sie **Onoheserakahti.**

Kürbisse von vielerley Arten und Grösse, längliche, runde, platte oder zusammengedrückte, krummhälsige, ganz kleine u. s. f. wurden überall beides in den Englischen und Französischen Pflanzörtern gepflanzt. In Canada machten sie bey den Bauern fast die größte Menge ihrer Küchenkräuter aus, obgleich der Rothlauch gleichsam mit ihnen um den Vorzug stritte. Bey den Engländern war kaum ein Bauer, der nicht ein grosses mit Kürbissen besetztes Land besaß. Eben die Bewandniß hatte es mit den Schweden, Deutschen, Holländern

dern und andern Völkern, die sich unter den Engländern niedergelassen hatten. Für die Indianer machten die Kürbisse einen wichtigen Theil ihrer jährlichen Nahrung aus. Doch pflanzen sie gemeiniglich mehr Squashes, als gewöhnliche Kürbisse. Sie behaupten selbst, daß sie weit eher, als die Europäer Amerika entdeckten, Kürbisse gehabt hätten. Welches auch dadurch bestätigt zu werden scheint, weil die ersten Reisebeschreibungen, welche von den Europäern über diese Oerter herausgekommen sind, der Kürbisse, als eines bey den Wilden gewöhnlichen Essens, erwähnen. Die Franzosen nennen sie Citrouilles, und die Engländer Pumpkins. Sie werden im Frühling, wann weiter kein Frost zu besorgen ist, an einem umgezäunten Orte, aussen auf dem freyen Felde in gute fette Erde gepflanzt. Man setzt sie auch häufig in alte umschlossene Mistbeete. In Canada werden sie zu Anfang des Septembers reif: aber in den Englischen Colonien und weiter nach Süden, habe ich einige zu Ende des Julius, beides nach dem neuen Stil gerechnet, zur Reife kommen gesehen. So bald einige reif zu werden anfangen, so nimmt man sie ab, und richtet sie zum Essen zu, so wie man derselben nöthig hat. Die übrigen aber läßt man auf dem Lande so lange stehen, und grösser und reifer werden, bis man Ursach zu befürchten hat, daß die Kälte ihnen schädlich werden dürfte. Alsdenn nimmt man sie auf, und bringt sie in ein Haus, welches in diesem Jahr um Montreal in der Mitte des Septembers, neuer Zeitrechnung, geschah. In Pensylvanien aber habe ich sie noch den 19ten des Octobers eben des Stils aussen auf dem Lande stehen gesehen. Es geschiehet zwar mehrentheils, daß

bey

bey dem Eintragen noch ein Theil nicht gänzlich reif ist. Demohngeachtet aber gelangen sie hernach in dem Hause zu einer völligen Reife, wofern man sie nur gut ausbreitet, und nicht auf einander legt. Sie halten sich einige Monate, ja bisweilen den ganzen Winter gut, wenn sie entweder in trockenen Kellern, (denn in feuchten verderben sie und verfaulen bald) wo die Kälte nicht hinkommen kann, oder, welches noch für besser gehalten wird, in einem trockenen Zimmer, welches ab und zu geheizet wird, damit die Kälte keinen Schaden verursachen möge, verwahret werden.

Die Kürbisse werden hier zu Lande auf mannigfaltige Art zum Essen zugerichtet. Die Indianer kochten sie entweder so ganz, als sie waren, oder brateten sie ganz in Asche, und assen sie hernach theils selbst, theils führten sie dieselben auf die Weise zum Verkauf in die Städte. Die von den Wilden dergestalt gebratenen, schmeckten sehr gut. Die Franzosen und Engländer schnitten sie in zwey oder mehr Stücke, setzten sie ans Feuer, und liessen sie erst an der einen, und hernach an der andern Seite braten. Wenn sie völlig gebraten waren, so streuete man Zucker über die innere Seite: andere assen sie ohne Zucker. Eine andere Art sie zu braten war, sie in der Mitte durchzuschneiden, alle Samen heraus zu nehmen, die Hälften wieder an einander zu legen, und sie in einen Ofen zum Braten zu setzen. Wenn sie völlig durchgebraten waren: so breitete man Butter inwendig überall aus, indem sie noch warm waren; wodurch sich die Butter hinein zog, und sie ziemlich wohlschmeckend machte. Oft kochte man sie in Wasser und aß sie hernach

ent-

entweder allein oder zugleich mit Fleisch; in welchem letztern Falle sie gemeiniglich auf die Schüssel rings um das Fleisch gelegt wurden. Einige richteten eine Art eines verdünneten Breys von ihnen zu, indem sie dieselben erst in Wasser kochten, und sie darauf zerstampften; fast auf eben die Weise wie Rübenmus gemacht wird. Dieses Mus wurde aufs neue mit ein wenig von der Brühe des vorigen, die mit süsser Milch gut vermengt war, gekocht, wozu einige noch ein wenig Milch, andere aber nicht, zugossen; und dieß wurde unter dem Kochen fleißig umgerührt. Bisweilen wurden sie gekocht und zu einem Mus zerstampft, welches mit Maysmehl oder einem andern Mehl vermischt und zusammen gekneetet wurde; woraus Pfannkuchen, die man entweder bratete oder kochte, gemacht wurden. Einige richten beides Pudding und Torten aus diesen Kürbissen zu. Um die Pumpen um so viel länger nutzen zu können: so richten die Wilden sie auf folgende Weise zu. Wenn sie reif sind, so schält man sie mit Schalen und Fleisch in sehr lange Streifen, fast auf eben die Weise, als wenn man eine Rübe schält. Diese so geschälten Streifen werden auf verschiedene Weise um einander geflochten und zum Trocknen entweder in die Sonne oder in der Stube unter der Decke oder auch bey dem Feuer gehänget. Nachdem sie recht trocken worden sind, so kann man sie über Jahr und Tag verwahren. Und hernach kocht man sie zum Essen, entweder für sich allein oder auch mit andern Gerichten; da sie dann sehr gut schmecken. Die Wilden essen sie auf die Weise zugerichtet, beides zu Hause und auf ihren Reisen. Und die Europäer haben auch von ihnen gelernt, sie so zuzubereiten, und sie bedienen sich derselben gleichfalls auf den

Rei-

Reisen. Zuweilen geben sie sich dann nicht Zeit, sie zu kochen, sondern essen sie mit Peckelfleisch oder anderm Essen, so trocken sie sind; und muß ich gestehen, daß sie auch sodann für einen hungrigen Magen nicht so übel schmecken. Einige in Montreal machten sie folgendergestalt ein. Man zerschnitt den Kürbiß in 4 Theile, die Samen nahm man gut aus, und die Schale wurde weggeschnitten. Das Weiche oder Fleisch legte man in einen kochenden Topf, worin es 4 oder 6 Minuten kochte. Hernach nahm man es mit einem grossen durchlöcherten Löffel auf, und lies es auf dem Tische bis auf den folgenden Tag liegen, damit das Wasser gut ablaufen konnte. Darauf wurde es mit Nelken, Zimmet und ein wenig Citronschalen in Zuckersyrup eingemacht, worzu gleich viel Syrup als Kürbisse genommen wurde. Hierin kochte man es so lange bis sich der Syrup überall in den Kürbiß hinein gedrungen hatte, und nichts weisses mehr zu sehen war. Und nachdem ließ man es kalt werden und verwahrte es.

Vom zwanzigsten. Das **Getraide**, welches sie in diesem Jahr in Canada hatten, wurde durchgängig für das vortreflichste, das man daselbst zu bekommen gewohnt ist, gehalten. Im Gegentheil schlug es jetzt in der Provinz Neu-York ziemlich fehl. Der Herbst war übrigens in Canada sehr schön.

Vom zwey und zwanzigsten. Ganz Canada treibt einen sehr starken Handel mit den Indianern, welcher in vorigen Zeiten fast der einzige Handel war, den dieses grosse Land hatte; der doch die Einwohner ansehnlich bereicherte. Aber jetzt giebt es auch ausser denen,

die

die man sich von den Wilden erhandelt, noch andere Waaren, welche man von hier ausschiffet, und womit man Handel treibet. Die Indianer, welche hier zunächst herum wohnen, und sowohl als alle andern jeden Winter auf der Jagd sind, bringen gemeiniglich selbst zu den nächst gränzenden Französischen Städten die Felle, die sie zu verkaufen haben. Dieß verschlägt aber nicht weit. Diejenigen, die weiter weg wohnen, kommen selten hieher. Und weil man befürchtet, daß sie ihre Waaren den Engländern zuführen oder verkaufen, oder daß die Engländer zu ihnen hinreisen dürften: so ist man hier genöthigt diesem vorzukommen; welches dadurch geschiehet, daß die Franzosen selbst zu ihnen hinreisen und ihre Waaren an sich kaufen. Die Stadt Montreal treibt insonderheit diesen Handel stark. Denn von hier unternimmt jährlich eine Menge sowohl junger als alter Leute lange und beschwerliche Reisen zu den Wilden. Sie reisen von hier frühe im Frühling weg, und kommen im August oder September zurück. Um diesen Handel zu treiben, führen sie insonderheit solche Waaren mit sich, von denen sie wissen, daß sie bey den Wilden sehr gesucht werden, und guten Abgang finden. Sie haben nicht nöthig, sich mit grossen Geldsummen in contant, es mag Gold, Silber oder Kupfer seyn, auf dieser Reise zu belästigen. Denn der Indianer frägt nicht viel darnach. Er sieht verschiedene Waaren, die ihm zugebracht werden, für weit nothwendiger und kostbarer an. Der würde auch gewiß zu kurz kommen, welcher Geld, um sich dafür Pelzwerk von den Wilden zu erhandeln, mit sich nehmen wollte. Ich glaube überdem, daß von allen Franzosen, die von hier reisen, um sich mit den Wilden in Handel einzulassen,

sen,

sen, kaum ein einziger ist, der an Gelde auf der ganzen Reise so viel als einen Sol oder Pfenning mit sich führte. Zu geschweigen, daß in Canada fast kein Geld, als geschriebene Papierszettel, davon der Wilde sich wenige Vorstellung machen kann, vorhanden ist.

Nun will ich die vornehmsten Waaren, welche die Franzosen um diesen Handel zu treiben mit sich führen, und welche bey den Wilden einen guten Abgang finden, anmerken. Es sind vornehmlich die folgenden.

Büchsen, Pulver, Bley, Kugeln, Hagel. Denn es ist zu merken, daß alle Wilden, welche den Nutzen des Schießgewehrs der Europäer einzusehen gelernet, und ihnen so nahe wohnen, daß sie diese Gewehre sich anschaffen können, ihren Bogen und Pfeile (der sie sich ehedem einzig bedienten) bey Seite gelegt haben, und jetzt allein eine Büchse gebrauchen. Wofern jemand jetzt dieselbe dem Wilden versagen wollte: so würde er entweder Hungers sterben müssen, indem er meistentheils von der Jagt lebt, oder er würde äusserst aufgebracht werden und die Europäer angreifen. Man muß wissen, daß noch bis diese Zeit kein Indianer sich im geringsten Mühe gegeben hat, selbst eine Büchse oder ein ähnliches Schießgewehr zu verfertigen. Ja seine grosse Bequemlichkeit und Trägheit läßt ihm nicht einmahl zu, seine eigene, viel weniger die Büchsen der andern Wilden, wenn sie in Unschick gerathen, selbst zurecht zu machen. Sondern, so wie er sein Schießgewehr mit allem Zugehör von den Europäern haben muß: so vertraut er ihnen auch die Ausbesserung desselben an. Anfänglich als die Europäer nach Nordamerika hinkamen, sahen sie sich lange vor,

den Wilden ein Schießgewehr in die Hände zu geben. In den Kriegen aber, die zwischen den Franzosen und Holländern oder Engländern entstanden, theilten sie nachgehends ihren Bundesgenossen unter den Wilden Schießgewehre mit, damit sie desto besser die Gewalt ihrer Feinde schwächen möchten. Die Franzosen behaupten, daß die Holländer in Albany unter den Europäern die allerersten wären, die im Jahr 1642 den Wilden Schießgewehre gegeben, und sie in der Kunst, sie recht zu gebrauchen, unterwiesen hätten. Hiedurch sind die Franzosen genöthigt gewesen, den mit ihnen in Bündniß stehenden Indianern eben diesen Vortheil zu lassen; indem sie gesagt haben, daß sie sonst den Holländern und den ihnen ergebenen Wilden nicht gewachsen wären, sondern auf ihre Seite treten müsten. Die Einwohner von Albany aber behaupten hingegen, daß die Franzosen zu allererst den Wilden Schießgewehre gegeben hätten, indem sie sonst allein zu schwach gewesen wären, den Holländern und Engländern sich zu widersetzen. Es mag nun hiemit seyn wie es will, so bleibt doch gewiß, daß sich die Wilden jetzt überall der Büchsen und solcher Schießgewehre bedienen, die sie sich von den Europäern erhandeln, und daß sie dieselben jetzt fast besser als ihre Lehrmeister zu gebrauchen wissen. Es ist dabey auch wahr, daß die Europäer durch den Verkauf dieser Büchsen und der dahin gehörigen Sachen jährlich unglaublich viel von den Wilden verdienen.

Decken von weissem Tuch oder grobem ungeschornen Tuch, von der Art, die wir bisweilen auf den Betten gebrauchen. Mit einer solchen gehen die Wilden beständig, und

und wickeln sie um sich herum, wo sie sich hinbegeben. Bisweilen hängen sie dieselbe über die Schulter; und bisweilen wenn es warm ist, binden sie dieselbe mitten um den Leib: hingegen wenn es kalt ist, so wird sie auch über den Kopf gehänget. Beides Manns- und Frauensleute tragen solche. Mehrentheils sind an dem Rande ein oder mehr Streifen von blauen oder rother Farbe.

Blaues oder rothes Tuch. Hieraus machen die Frauensleute der Wilden ihre Röcke, die ihnen nur bis auf die Knie herabhangen. Meistentheils brauchen sie nur die blaue Farbe darzu.

Hemde von Leinwand, welche sowohl Manns- als Frauensleute täglich tragen. Wenn der Wilde oder eine Wildin einmahl ein solches Hemd angezogen hat: so wird es niemahls gewaschen, noch eher von dem Körper abgenommen, bis es so zerrissen ist, daß es nicht mehr zusammen hängt.

Tuch zu ihren Strümpfen, welches sie um die Beine anstatt der Strümpfe, fast auf eben die Weise, als die Russen umwickeln.

Aexte, Messer, Scheeren, Nehnadeln, Feuerstahl. Diese Werkzeuge findet man nun überall bey den Wilden. Sie nehmen sie insgesammt den Europäern ab, und halten sie für weit besser als die Aexte und Messer, welche sie ehedem von Stein und Knochen hatten. Die ehemahligen steinernen Aexte der Wilden sind in Canada ziemlich selten.

Kessel entweder von Kupfer oder Meßing, welche bisweilen inwendig auch verzinnt sind. Sie kochen jetzt

all ihr Essen darin. Und sind diese eine Waare, welche gemeiniglich unter ihnen einen guten Abgang hat. In vorigen Zeiten brauchten sie Töpfe und Gefässe von Erde, die sie selbst verfertigt hatten, oder von Holz, worin sie Wasser oder was sie sonst gekocht haben wollten, gossen, und warfen hernach glüende Steine hinein, um es zu kochen. Grapen von Eisen wollen sie nicht haben, indem sie nicht so bequem dieselben auf ihren fast beständigen Wanderungen mit sich führen können, und sie ausserdem nicht würden so zu fallen, und so viele starke Stösse, vertragen können, als ihre Kessel aushalten müssen.

Ohrringe, grössere und kleinere, gemeiniglich von Meßing, aber bisweilen auch von Zinn. Beide Männer und Weiber tragen sie; doch nicht alle, sondern die es wollen.

Zinnober. Hiemit färben sie sich das Gesicht, das Hemd, wie auch einen Theil des Körpers roth. In vorigen Zeiten bemahlten sie sich mit einer röthlichen Erde, die man hier im Lande findet. Nachdem aber die Europäer hieher kamen, und sie von ihnen Zinnober erhielten: so schien ihnen nichts in der Welt an Farbe hiemit zu vergleichen zu seyn. Verschiedene berichteten, daß sie von ihren Eltern gehöret, daß die Franzosen, die erst hieher kamen, von den Wilden für 2 oder 3 mahl so viel Zinnober als sie auf eine Messerspitze legen konnten, einen grossen Haufen von verschiedenen Arten Pelzwerk erlangt hätten.

Terre verte oder Grünspan, um das Gesicht grün zu bemahlen. Um sich schwarz zu färben, bedienen

sie

ſie ſich des Ruſſes, der unter ihren Keſſeln ſitzt, womit ſie das ganze Geſicht beſtreichen.

Spiegel. Dieſe gefallen den Wilden ſehr gut. Sie gebrauchen dieſelben, wenn ſie ſich bemahlen wollen, wie auch ſonſt. Der Wilde führt gemeiniglich den Spiegel mit ſich auf der Reiſe, wohin er ſich auch begiebt. Die Frauensleute aber thun dieß nicht. Denn die Mannsleute putzen ſich hier mehr als das andere Geſchlecht.

Brenngläſer. Dieſes iſt in den Gedanken des Wilden ein vortrefliches Hausgeräthe; weil er, indem r ſtark Toback raucht, und faſt alles was mit einiger Mühe verbunden iſt, verabſcheuet, ſo behende damit auf en Reiſen ſeine Tobackspfeife anzünden kann.

Den Toback erhandeln ſich vornehmlich die Wilen, die weit nach Norden wohnen, wo der Tobackween der Kälte nicht fortkommen kann. Die Wilden ber weiter nach Süden pflanzen faſt allezeit ſelbſt ſo viel avon, als ſie nöthig haben. Bey den erſtern oder nördchen iſt der Toback eine Waare, die einen guten Abgang at. Denn man hat bemerkt, daß die Wilden, je weir ſie nach Norden wohnen, deſto gröſſere Tobacksrauer ſeyn.

Porcellain, wie man es hier nennet, oder Wamum. Dieſe ſind aus beſondern Muſchelſchalen gemacht, nd zu kleinen kurzen cylindriſchen Perlen gedrechſelt, nd dienen den Wilden beides zum Gelde und zum Schmucke.

Glasperlen, welche klein, und weiß oder von einer ndern Farbe ſind. Die wilden Frauensleute wiſſen ſie

in ihre Bänder, Beutel, Kleider und andere Sachen, die sie verfertigen, einzuheften.

Meßingdrath, Stahldrath, zu verschiedenen von ihren Arbeiten.

Brandwein, der von ihnen höher als alles auf der Welt, was man ihnen bringen kann, geschätzet wird. Es ist auch ihnen nichts so lieb und kostbar, das sie nicht für dieß Getränke weggeben wollten. Aber der vielen Unordnungen wegen, die dadurch veranlasset werden, ist es in Canada bey schwerer Strafe verboten, diese Waare ihnen zuzuführen. Doch wird diesem Gesetze nicht immer so genau nachgelebt.

Diese sind die vornehmsten Waaren, welche die Franzosen den Wilden zubringen, und gemeiniglich bey ihnen guten Abgang finden.

Die Waaren, welche man von den Wilden zurück bringt, ohne mitzurechnen, daß man für die bemeldten Sachen fast alle Reisekost kauft, bestehen fast insgesamt in Pelzwerk. Dieses ist von zweyerley Art, nehmlich **Pelzwerk,** welches von den nördlichen Orten kömmt, und für das beste gehalten wird, und solches, das von den südlichen Gegenden gehohlt wird.

Von den **nördlichen Orten** werden insonderheit die Felle von den folgenden Thieren gebracht: nehmlich von den Biebern, Elendsthieren *, Rennthieren **, Wolfluchsen ***, und Mardern. Nach Süden hin erhält man

* Orignac.

** Caribou.

*** Loup Cervier.

man zwar auch bisweilen Marder; ihr Fell soll aber roth und untauglich seyn. Pichou du Nord dürfte das Thier seyn, welches sich bey dem Hudsonschen Meerbusen befindet, und von den Engländern Wolverinne genannt wird. Hieher sind noch die Bären, davon man sich aber nicht viel bringen läßt, und die Füchse, obgleich auch von denen nur wenige und mehrentheils schwarze, mit verschiedenen andern, zu zählen.

Das Fellwerck das von den **südlichen Gegenden** gehohlt wird, ist insonderheit von den folgenden Thieren: von wilden Ochsen und Kühen, Hirschen, Rehen, Ottern, Pichou du Sud, dessen auch P. Charlevoix * gedenckt, und entweder eine Art Katzenluchs, oder auch ein Pantherthier seyn dürfte, von Füchsen verschiedener Art, den Bären, die Racoon heissen, Katzenlüchsen und verschiedenen andern.

Es ist übrigens unglaublich, was für Mühe und Beschwerden die Leute in Canada auf ihren Reisen ausstehen müssen. Bisweilen müssen sie ihre Bürden und Sachen weit über Land schleppen. Ab und zu werden sie von den Wilden erschlagen oder auch gemißhandelt. Oft leiden sie Hunger, Durst, Hitze, Kälte, werden von den Mücken, giftigen Schlangen und andern schädlichen Thieren und Insekten gebissen. Dieses reibt einen grossen Theil von der Jugend des Landes in ihren besten Jahren auf. Und dieß macht, daß die Leute in Canada nicht alt werden können. Dadurch werden sie aber auch so erhärtet und so tapfere Soldaten, daß sie keine Gefahr

* In seiner Hist. de la nouv. Fr. T. VI, p. 158.

oder Beschwerde scheuen. Viele von ihnen setzen sich auch weit weg in dem Lande bey den Wilden nieder, verheyrathen sich mit ihnen und kehren niemahls wieder nach Canada zurück.

Die Preise des Fellwerks in Canada für das Jahr 1749, theilte mir der Handelsmann in Montreal, Herr de Couagne, bey dem ich meine Wohnung hatte, mit. Es waren die folgenden.

Grosse und mittelmäßige Bärenhäute kosten 5 Livres.
Bälge von jungen Bären, 50 Sols.
von Lüchsen, 25 Sols.
von Pichou du Sud, 35 Sols.
von Füchsen aus den südlichen Gegenden, 35 Sols.
von Ottern, 5 Livres.
von dem Bär Racoon, 5 Livres.
von Mardern, 45 Sols.
von Wolflüchsen *, 4 Livres.
von Wölfen, 40 Sols.
von Carkajoux (einem Thier, das ich nicht kenne) 5 Livres.
von Vison, einer Art Marder, die im Wasser lebt, 25 Sols.
rohe von Elendsthieren **, 10 Livres.
rohe von Hirschen ***

Bälge

* Loup Cervier.
** Orignac vert.
*** Cerf vert.

Bälge schlechte, von Elendsthieren und Hirschen *, 3 Livres.
von Rehen, 25 bis 30 Sols.
von rothen Füchsen, 3 Livres.
von Biebern, 3 Livres.

Jetzt will ich ein Verzeichniß von fast allen den ver-
chiedenen Arten von Pelzwerk liefern, welche man in
Canada findet, und welche die Kaufleute von da nach
Europa versenden. Ich habe es von einem der angese-
ensten Handelsleute in Montreal erhalten. Es sind
ie folgenden. Bereitete Rehfelle; unbereitete Rehfelle;
egerbte Rehfelle; Bäre; junge Bäre; Fischottern; Pec-
ans; Katzen; Wölfe; Lüchse; Nordpichoux; Südpichoux;
othe Füchse; Kreuzfüchse; graue Füchse; Süd- oder Vir-
inische Füchse; schwarze Füchse; weisse Füchse von Tadou-
ac; Mardern; Visons oder Foutreaux; schwarze Eichhör-
er; rohe Hirschfelle; bereitete Hirschfelle; rohe Felle von
Elendsthieren; bereitete von eben denselben; Felle von
aribou; rohe Felle von Hirschkühen; bereitete von eben
enselben; Carcajoux; Biesemratzen; fette Winterbieber;
Sommerbieber von eben der Art; trockene Winterbieber;
Sommerbieber von eben der Art; alte Winterbieber;
Sommerbieber von eben der Art **.

 Es

* Orignac et Cerf passé.

** Der Hr. Verf. hat dieß Verzeichniß, von dem Pelzwerk in Canada, Französisch mitgetheilet, weil er geglaubt hat, es möchte sich nicht so deutlich und kurz übersetzen lassen. Es wird daher nöthig seyn, es in eben der Sprache auch hier beizufügen. Differentes Especes de Pelleteries: Chevreuil passé; Chevreuil vert; Chevreuil tané; Ours, Oursons, Loutres, Peccans, Chats, Loups de Bois; Loups Cer-

Es wurde mir heute gediegenes Kupfer, welches bey Lac superieur genommen worden, gegeben. Man findet es da in der Erde fast ganz gediegen, so daß man selten nöthig hat, es umzuschmelzen, sondern es kan mehrentheils gleich, wozu es gebraucht werden soll, verarbeitet werden. P. Charlevoix redet von demselben in seiner Geschichte des neuen Frankreichs *. Einer von den Jesuiten in Montreal, der selbst an dem Orte wo dieses Erz gefunden wird, gewesen war, berichtete mir, daß man es gemeiniglich bey den Mündungen der Flüsse und Ströme antrift; daß man davon grössere Stücke, als ein Kerl zu heben im Stande ist, und zwar meistentheils gediegen findet; daß alle Wilden daselbst erzählen, daß man ehedem da ein Stück von mehr als einer Klafter in der Länge und einer halben Klafter oder darüber in der Dicke, und zwar ganz gediegen gesehen hätte. Da dieses Erz fast allezeit in der Erde bey den Mündungen der Ströme und Flüsse gefunden wird, so ist wahrscheinlich, daß es durch das Wasser und Eis von einem Berge dahin getrieben worden sey. So fleißig man aber bisher dem nachgespürt hat: so hat man doch annoch keine Stelle finden können, wo es in einer Menge beysammen gelegen wäre, sondern es ist alles blos aus losen zerstreuten Stücken bestanden.

Der

Cerviers; Pichoux du Nord; Pichoux du Sud; Renards rouges; Renards croizés; Renards argentés; Renards du Sud ou de Virginie; Renard noir; Renard blanc de Tadousac, Martres, Visons ou Foutreaux; l'ecureuil noir; Cerf vert, Cerf passé, Orignal vert, Orignal passé, Peau de Caribou, Biche verte, Biche passée, Carcajoux, Rats musqué, Castor gras d' hiver, item d'eté, Castor sec d'hiver, item d'eté; Castor vieux d'hiver, item d'eté.

* Tom. VI, p. 415.

Der Superiór von den Priestern in Montreal gab mir auch heute Bleyerz. Es soll nur einige Französische Meilen von hier genommen worden seyn, und bestund aus einem ziemlich dichten, glänzenden, in Würfeln fallenden Bleyerze. Ich vernahm von verschiedenen an diesem Orte, daß weiter weg in dem Lande, und zwar südlicher, an einem Orte ein solches Bleyerz, das aus der Erde gegraben wird, in Menge gefunden werden soll. Die Wilden die daselbst wohnen, sollen es selbst schmelzen und daraus Kugeln und Hagel giessen. Ich erhielte davon Stücke, die ebenfalls aus einem glänzenden Würfelerze mit schmalen Streifen dazwischen, und aus einer weissen harten, dichten mit Scheidewasser gährenden Erde oder Thon, bestunden.

Eine **rothbraune Erde** wurde mir ebenfalls heute gegeben, welche bey dem Lac de deux Montagnes, einige Französische Meilen von Montreal gefunden worden war. Doch kann sie ziemlich leicht zwischen den Fingern zu einem Mehl zerrieben werden. Sie hat eine merkliche Schwere, und ist noch schwerer als sonst die Erdarten zu seyn pflegen, und äusserlich etwas glänzend. Und wenn man sie zwischen den Fingern handthieret, so werden sie davon ganz glatt, glänzend und fast als halb versilbert, oder als wenn man sie mit einem silberfarbenen Bleyschweif bestrichen hätte. Sie dürfte daher entweder eine Art Bleyerde, oder eine mit Eisenglimmer vermischte Erdart seyn.

Das **Frauenzimmer in Canada** war überhaupt von zweyerley Art. Die eine war aus Frankreich, und hatten sich hieher begeben, und die andere war hier im

Lande

Lande gebohren. Die erstern besassen alles das gefällige, was der Französischen Nation eigen ist. Die einheimischen lassen sich wieder in zwey Gattungen unterscheiden, nehmlich in diejenigen von Quebec, und die von Montreal. Die Quebecschen Frauenzimmer gaben den gebohrnen Französischen kaum etwas an der Lebensart nach; indem sie überflüßige Gelegenheit haben, in jedem Jahre einmahl mit einer Menge Französischen Herren und Damen, die jeden Sommer mit den Schiffen des Königs herüber kommen, hier einige Wochen verbleiben, und hernach wieder nach Frankreich zurück reisen, umzugehen. Aber nach Montreal kommen sie selten hin. Die von Montreal wurden von den Franzosen beschuldigt, als wären sie von dem Hochmuthe der Wilden angesteckt, und als wenn man bey ihnen etwas von der Französischen Lebensart vermissete. Was ich oben * von den Frauenzimmern in Montreal erwähnt habe, bestätigte sich durchgängig im Lande, nehmlich, daß es dem Frauenzimmer überall sehr darum zu thun war, den Kopf zu putzen. Das Haar muste allezeit in Locken liegen, und täglich gepudert werden, wenn sie sich gleich gar nicht ausser dem Zimmer zeigten, und wenn sie gleich übrigens mit einem kurzen schmutzigen Camisol und einem kurzen schlechten Rock, der nicht bis auf die Mitte des Fusses reichete, giengen. Die Sonntage, und wenn sie Besuche gaben, oder zu Hause erwarteten, waren doch vornehmlich die Tage, in denen sie in ihrem Staate erschienen. Sie schmückten sich alsdann überall dergestalt, daß man glauben konnte, daß ihre Eltern der Herkunft und dem Stande

* Auf der 346sten Seite.

Stande nach, die vornehmsten Stellen in einem Reiche bekleideten. Daher auch die Franzosen, so die Sache genauer überlegten, sehr darüber klagten, daß bey einem grossen Theil von Frauenzimmern in dem Lande die verderbliche Gewohnheit eingerissen wäre, mehr Sorgfalt auf ihren Putz zu wenden, und dafür all ihr Geld und Vermögen, ja noch mehr dazu zu verschwenden, als etwas für die künftige Zeit zu ersparen. Nicht weniger waren sie jederzeit auf die neuesten Moden aufmerksam. Daher wurden auch alle ihre vorigen besten und kostbarsten Kleider abgeschaft und zerschnitten. Oft konnte die eine von Herzen lachen, wenn die andere nicht völlig nach ihrem Geschmack gekleidet war. Das Unglück aber war, daß dasjenige, was sie für die neueste Mode hielten, bisweilen schon in Frankreich veraltet und abgelegt worden war. Denn da die Schiffe nur einmahl im Jahr, oder in dem Julius und August von Frankreich hieher kamen: so wurde das in Canada in dem ganzen folgenden Jahr für die neueste Mode angesehen, was diese mit sich geführt, oder auch bisweilen aus Schalkheit ihnen weiß gemacht hatten. Wenn ein Fremder in der Rede nur den geringsten Fehler wider ihre Sprache benieng: so waren sie, vornehmlich in Montreal, sehr geneigt, darüber zu lachen; welches ich niemahls an einem andern Orte so bemerkt habe. Sie hatten aber anch die größte Entschuldigung auf ihrer Seite. Man lacht über das, was ungewöhnlich ist, und einem lächerlich vorkömmt. In Canada hört man niemahls jemand Französisch reden, als gebohrne Franzosen. Denn es kommen selten Fremde hieher. Und selbst die Wilden, die hier wohnen, halten sich aus ihrem

rem angebohrnen Hochmuth zu gut, Französisch zu reden, sondern zwingen die Franzosen, ihre Sprache zu lernen. Daher folgt natürlich, daß die feinen Ohren der Canadischen Frauenzimmer nicht ohne Gelächter was ungewöhnlich ist, hören können. Eine unter den ersten Fragen, welche die Frauenzimmer hier gemeiniglich einem Fremden vorlegten, war diese, ob er verheirathet wäre? die zweyte war, wie ihm die Frauensleute im Lande gefielen, und ob sie schöner, als in seinem Vaterland wären? und die dritte, ob er nicht eine von hier nach Hause mit sich nehmen wollte? Sonst ließ es, wofern ich anders recht sahe, als wenn ein kleiner Unterscheid in einer und der andern Kleinigkeit zwischen den Frauenzimmern in Quebec und Montreal wäre. Die an dem letztern Orte schienen gemeiniglich etwas hübscher, als an dem erstern zu seyn. Es kamen mir auch die in Quebec zu frey in ihrer Aufführung vor, hingegen die in Montreal von einer anständigern Schamhaftigkeit. In Quebec waren die Frauenzimmer, vornehmlich die unverheyratheten, nicht eben sehr arbeitsam. Es schien da ein Mädgen sehr elend zu seyn, wenn es, nachdem es schon sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, nicht ganze zwanzig Liebhaber, die es gehabt, und noch hatte, herrechnen konnte. Man sahe sie selten, vornehmlich die einigermassen vornehmen, etwas anders machen, als des Morgens um 7 Uhr aufstehen, sich anziehen, sich bis um 9 Uhr pudern und ausschmücken, und zu eben der Zeit ihren Caffee trinken. Nachdem sie zum Theil sich sehr geputzt hatten, so setzten sie sich auf einen Stuhl neben einem offenen Fenster gegen die Gasse, nahmen eine Nath in die Hand, und machten ab und zu einen

Stich,

Stich, aber vornehmlich waren die Augen auf die Gasse gerichtet. Und wenn ein Junggesell, er mochte bekannt oder fremde seyn, hereinkam; so wurde die Nath weggeworfen, und die Arbeit bestund anstatt dessen darin, sich neben ihn hinzusetzen, mit ihm zu plaudern, zu lachen und zu gecken, und die Zunge als Lerchenflügel, wofern nicht geschwinder, gehen zu lassen. Alsdann kam es darauf an, artig zu scherzen, und zweydeutige Wörter zu erfinden; und das hieß dann viel Witz besitzen. * Auf die Weise verfloß oft der ganze Tag. Die Mutter stund oft bey dem Feuerheerde, um das Essen zuzurichten, wenn die Tochter mittlerweile die Fremden unterhielt. Mit Haushaltungssorgen matteten sie sich nicht sehr ab. In Montreal waren die Mädgen nicht völlig so flüchtig, sondern mehr zur Arbeit aufgelegt. Man sahe sie fast immer bey ihrer Nath sitzen, und auch die Hand an andere Haushaltungsgeschäfte anlegen. Es war hier nicht selten, sie bey der Magd in der Küche zu finden. Uebrigens waren sie sehr vergnügt und freundlich. Und konnte niemand mit Recht sagen, daß es ihnen an Annehmlichkeit und Verstand fehlte. Ihr einziger Fehler dürfte der seyn, daß sie von sich selbst etwas zu sehr eingenommen waren. Sonst hielten sie sich nicht zu gut, auf den Markt zu gehen, Wassermelonen, Kürbisse und andere Eßwaaren, die daselbst feil waren, zu kaufen, und sie selbst nach Hause zu tragen. Dieß sahe ich nicht allein die Töchter von den gemeinern des Bürgerstandes, sondern auch von den bemitteltern, ja auch die, welche von einem hohen, alten und blühenden Adel waren,

* Avoir beaucoup d'esprit.

waren, thun. Des Morgens stunden sie eher auf, als der Hahn, und des Abends giengen sie mit den letzten zu Bette. Eine Sache versicherte man doch, daß bey einem grossen Theil von ihnen vermißt würde, nehmlich Reichthum und ein grosses Erbtheil. Geringe Einkünfte und viele Kinder in einem Hause, machten, daß diese Vorzüge sehr oft fehlten. Es war auch ein Verdruß für sie, daß die Mädgen in Quebec gemeiniglich eher als die in Montreal verheyrathet wurden. Die Ursache soll diese seyn, daß viele Französische junge Herren, welche mit den Schiffen hier herüber kommen, daselbst bisweilen von der Liebe gefesselt werden und sich verheyrathen. Da aber selten jemand von diesen Herren nach Montreal herauf reiset: so können hier die Mädgen nicht so oft sich eines solchen Glückes erfreuen.

Vom drey und zwanzigsten. Des Morgens reisete ich von der Stadt nördlich hin, nach **Sault au Recollet**, welches drey Französische Meilen von derselben abliegt, theils um die Pflanzen, Steine u. s. f. welche da etwa vorhanden wären, zu beschreiben, theils auch und insonderheit um Samen von den dasigen Bäumen und Kräutern zu sammlen. Anfänglich und zunächst an der Stadt, hatten wir eine Weile Höfe fast zu beiden Seiten des Weges. Hernach wurde aber das Land mit Wald überwachsen, und überall ziemlich uneben. Bisweilen war es höher, bisweilen niedriger und sumpfig. Es war durchgehends sehr steinig beides von Feldsteinstücken, und einer Art grauen Kalkstein. Die Wege waren sehr schlimm, so daß ich schwer hatte hier mit einer Chaise fortzukommen. Etwas, ehe ich nach Sault

Sault au Recollet kam, endigte sich der Wald, und das Land war zu Aeckern, Wiesen und Weiden angebauet. Sonst hatte dieser ganze Weg nichts angenehmes bey sich, und kam an Annehmlichkeit den andern um Montreal nicht bey.

Ohngefähr eine Französische Meile von der Stadt waren an dem Wege zwey **Kalköfen**. Sie waren unten in der Erde gemauert, und die Seiten zwey Ellen dick. Sie bestunden aus einem grauen hartgebrannten Kalkstein äusserst, und Feldsteinsstücken zunächst an dem Feuer. Die Höhe des Ofens von dem Grunde bis auf den Gipfel, betrug drey Klaftern.

Der **Kalkstein**, welcher hier gebrannt wurde, war von zweyerley Art.

Die eine war ganz schwarz und so dicht, daß man seine Bestandtheile nicht sehen konnte, ausgenommen, daß man einige wenige weisse oder hellgraue Spathkörner hin und wieder in demselben wahrnahm. Zuweilen fand man doch eine ganz dünne Ritze, die mit einem weissen feinkörnigen Spathe angefüllt war. Ich konnte hier keine Schaalthiere oder Versteinerungen entdecken, ob ich gleich überall, wo ich über diesen Stein gerieth, mit Fleiß darnach suchte. Man fand ihn fast durchgehends auf der Insel Montreal, so daß man, wenn man in der Erde grub, gemeiniglich, nachdem man eine halbe oder ganze Elle tief gegraben hatte, auf ihn stieß. Er lag da in Schichten, deren eine jedwede ohngefähr eine oder ein paar Viertelellen dick war. Dieser Stein soll den besten Kalk geben. Denn ob er gleich nicht so weiß, als von dem nächst folgenden grauen Kalkstein ist,

so hat er doch darin den Vorzug, daß er, wenn er mit Wasser vermischt, und in die Mauer gebracht wird, so zusammen hängt, daß er sich fast in Stein verwandelt, und alsdann immer härter und fester wird. Man führt Beispiele an, daß, wenn jemand nach einigen Jahren ein mit diesem Kalk gemauertes Haus hat zurecht machen wollen, selbst der Kieselstein, aus dem das Haus errichtet worden, eher als der Kalk von einander gegangen sey.

Die andere Art war ein **grauer und bisweilen dunkelgrauer Kalkstein.** Er bestund aus kleinen mit einem dichten Kalkstein von eben der Farbe vermischten Spathkörnern. Bisweilen war er auch ziemlich grobkörnig. Wenn man ihn entzwey schlug, so roch er stark nach Stinkstein. Er war bisweilen von versteinten streifigen Muscheln oder Pectiniten ganz voll. Der größte Theil aber von diesen Versteinerungen waren nur Abdrücke von der hohlen Seite der Schale. Doch erblickte ich auch bisweilen Stücke von der Schale selbst, die in Stein verwandelt worden waren; wofern ich anders glauben soll, daß diese Schalen ehedem wirkliche Muscheln gewesen, und nicht besondere Arten von Stein seyn. Denn ich suchte hier auf den Ufern vergebens nach solchen Muscheln. Und es scheint unbegreiflich zu seyn, wie eine so grosse Menge von Muschelabdrücken, als ich gleich anführen will, hat zusammen kommen können. Bisweilen erhielt ich grosse Stücke von diesem Kalkstein, die fast aus nichts als lauter solchen, ganz dicht an einander liegenden Pectiniten bestunden. Diesen Kalkstein traf man vornehmlich an verschiedenen Stellen auf der Insel an, woselbst er

er gleichfalls schichtenweise lag. Eine jede Schichte machte eine grosse horizontelle Lage, ohngefähr von der Dicke einer oder ein paar Viertelellen aus. Dieser gab zwar eine Menge weissen Kalk. Er wurde aber doch nicht für so gut, als der vorige gehalten, indem man sagte, daß er die Eigenschaft hätte, in nasser Witterung feuchte zu werden; welches man bey dem vorigen nicht bemerkte.

Das **Tannenholz** wurde zum **Kalkbrennen** für das beste gehalten; darauf gab man dem Holz von der Thuya den Vorzug. Dasjenige aber von dem Zuckerahornbaum und ähnlichen Bäumen hielte man nicht für tüchtig dazu, indem es so viel Kohlen gab.

Graue Felsen und Felssteine zeigten sich hin und wieder in dem Walde und auf den Feldern.

Das **Laub** und die Blätter fiengen schon an verschiedenen Bäumen und Kräutern, als an dem rothblümigen Ahornbaum, an dem glatten Schlingbaum *, an dem Wegtritt mit pfeilförmigen Blättern **, an den Farrenkräutern und andern, blaß zu werden an.

Es war ein **grosses Kreuz** an einem Orte in dem Gehölze neben dem Wege errichtet. Der Knabe der mich begleitete, sagte, daß daselbst einer, der grosse Wunder verrichtet hätte, begraben läge. Die Vorbeyreisenden zogen an ihrer Mütze, wenn sie mitten vor das Kreuz kamen.

* Rhus glabra.

** Polygonum sagittatum.

Zur Mittagszeit kam ich nach Sault au Recollet hin.

Sault au Recollet ist ein kleines Kirchspiel und liegt an einem Arm oder Aste des Lorenzflusses, der mit einem heftigen Strömen zwischen der Insel Montreal und Isle de Jesu fließt. Es hat den Namen von einem Zufall erhalten, welcher im Jahr 1625 mit einem Bettelmünch oder Recollet, der Nic. Viel geheissen, sich zugetragen hat. Er stieg nehmlich mit einem zur christlichen Lehre bekehrten Wilden, und einigen Huronischen Wilden in ein Boot, um nach Quebec zu reisen; als sie aber hier den Strom hinunter fahren wollten, so taumelte das Boot um; und glaubt man, daß dieß so mit Fleiß von den Indianern angerichtet gewesen sey. Der Münch und sein Proselyt ersoff. Die Indianer aber schwommen ans Land, retteten das, was der Münch mit sich führte und behielten es für sich. Das Land hier herum ist sehr steinig, und ist vor nicht vielen Jahren angebauet worden. Denn die Aeltern, die hier wohnen, versicherten, daß in ihrer Kindheit fast überall ein hohes Gehölze stund, wo jetzt Aecker, Wiesen und Höfe befindlich sind. Die Priester berichteten, daß hier ehedem ein Aufenthalt der Wilden von der Huronschen Nation, welche zur catholischen Lehre übergetreten waren, gewesen ist. Diese wohnten bey der ersten Ankunft der Franzosen auf dem hohen Berg, der in einiger Entfernung von der Stadt Montreal lag. Die Franzosen überredeten sie aber von da wegzuziehen, und kauften ihr Land. Sie liessen sich sodann hier bey Sault au Recollet nieder, und ist die Kirche, welche noch hier stehet, für diese Wilden gebauet worden. Sie haben auch darin in vielen Jahren

ren ihren Gottesdienst gehalten. Als sich die Franzosen auf der Insel Montreal vermehreten, so wollten sie gerne allein über dieselbe gebieten, und überredeten daher die Wilden auch diesen Platz zu verkaufen und sich nach einem andern Orte hinzubegeben; welches sie auch thaten. Nachdem haben die Franzosen aus eben der Ursache, damit sie nicht die Wilden mitten unter sich haben möchten, (indem sie stark trincken und gerne ein wildes wüstes Leben führen) sie dazu vermocht, noch zu einem andern Orte bey Lac des deux Montagnes sich hinzuziehen, woselbst sie noch wohnen, und eine hübsche Kirche von Stein haben. Ihre ehemahlige Kirche, die noch hier in Sault au Recollet stund, war von Holz, sahe alt und ziemlich baufällig aus, ob sie gleich inwendig noch einigermassen angieng, und noch von den hier wohnenden Franzosen genutzt wurde. Man hatte hier aber schon eine Menge Stein angefahren, woraus man gesonnen war, mit dem ehesten eine neue Kirche zu bauen.

Die Beobachtungen, welche ich in diesen Tagen in der Botanik machte, werde ich, wills Gott, auf ein besonderes Werk versparen.

Ob nun gleich in einigen Tagen kein Regen gefallen war, so dünstete die Feuchtigkeit doch so stark aus der Erde aus, daß, als ich etwas nach Mittag bey dem Einsammlen der Samen, die Papiere, welche ich zu Tüten gebrauchte, auf den Boden in dem Schatten legte, diese nach einigen Minuten so feuchte wurden, daß ich mich ihrer nicht füglich bedienen konnte. Es war dem ohngeachtet den ganzen Tag der klareste Sonnenschein und eine so unerträgliche Hitze, als hätte man sich noch in der Mitte des Julius befunden.

Der Acker wurde an diesem Orte, wie die Bauern berichteten, kürzlich folgender gestalt bestellet. Man theilt den Acker in zwey Theile, davon, wenn der eine besäet wird, der andere brachliegt. Der Brachacker wird den ganzen Sommer über niemahls gepflüget, sondern das Vieh hat zu der Zeit seine Nahrung von dem darauf wachsenden Unkraut. Es ist zu merken, daß man hier niemahls Herbstsaat, sondern lauter Frühlingssaat braucht. Einige pflügen das Brachfeld spät im Herbste, nachdem sie das Getraide von dem besäeten Acker eingeerndtet haben. Andere thun es zuerst im Frühling. Das erstere soll doch mehr zu einem reichlichen Wachsthum beitragen. Der Acker wird mehrentheils nur einmahl, doch zuweilen auch zweymahl gepflüget, hernach geegget und darauf besäet. Der Weizen, Gersten, Rocken und Haber werden geegget, die Erbsen aber werden in die Erde gepflüget. Die Zeit der Aussaat soll im Frühling um den 15ten des Aprils, neuen Stils, doch bisweilen früher oder später, nachdem die Jahrszeit ist, seyn. Die Erbsen werden zuerst gesäet. Unter vielen Arten, die man hier davon hat, wurden die grünen für die besten gehalten. Diese sollen einen trockenen, erhabenen, magern und mit Gries vermengten Boden lieben. Es hatte niemand die Gewohnheit, die Erbsen mit Reisern zu unterstützen. Die Erndtezeit fällt auf das Ende des Augusts, und bisweilen auf die Mitte desselben, nach dem neuen Stil zu rechnen. Der Weizen soll gemeiniglich das 15te, bisweilen auch das 20sten Korn nach der Aussaat geben; der Haber aber von dem 15ten bis aufs 30ste. Die Erbsen gehen ab und zu aufs 40ste Korn, aber zuweilen auch nur auf das 10te; denn sie sollen sehr ver-

änderlich seyn. Der Pflug und die Egge waren ihre einzigen Ackergeräthe und die eben nicht von der besten Art. Der Dung wurde im Frühling auf das Brachfeld gefahren. Das Vieh wurde nirgends auf dem Acker in Hürden getrieben. Man sahe sonst keine Graben, als wo das Wasser gleichsam den Acker überschwemmen wollte. Das Erdreich ist von einer grauen steinigen, mit Thon und Sand vermischten Erde. Es wurde nur wenig Gersten, und zwar blos für das Vieh ausgesäet. Denn daraus Malz zu machen, war hier nicht gebräuchlich. Den Haber säete man stark, aber doch auch nur zum Futter für die Pferde und anderes Vieh. Ob nun gleich die Wälder fast aus lauter Laubbäumen bestunden: so wuste doch niemand das Laub zum Futter für das Vieh anzuwenden, ohngeachtet sie gemeiniglich genöthigt waren, es des Jahrs ganze 5 Monate zu Hause zu futtern.

Ich habe einige mahl vorher erwähnt, daß fast aller Weizen, der in Canada gesäet wird, Frühlingsweizen, oder ein solcher, den man im Frühling säet, wäre. Bey Quebec trägt es sich daher bisweilen zu, wenn der Sommer weniger warm, oder der Frühling sehr langwierig ist, daß ein grosser Theil davon nicht zur völligen Reife, ehe der Herbst oder die Kälte sich einfindet, gelangt. Man versicherte mich aber hier, daß einer und der andere, die auf der Isle de Jesu wohnen, Weizen im Herbste aussäen sollen, welcher besser, fester und ergiebiger als der Frühlingsweizen ist. Doch soll dieser Herbstweizen kaum eine Woche eher als derjenige, den man im Frühling ausgesäet hat, reif werden.

Vom fünf und zwanzigsten. Man hatte hier an verschiedenen Orten die Aecker mit Gehägen von Stein, anstatt der hölzernen Zäune umgeben. Die vielen Steine, die man hier fand, erleichterten die Arbeit hiebey um so viel mehr. Sie waren auf gewöhnliche Weise gemacht, breiter unten und schmähler nach oben zu. Sonst traf man hier Zäune von mehrern Arten an, vornehmlich solche, die ich theils in diesem Theile *, theils in dem vorhergehenden ** bey Philadelphia beschrieben habe. Einige bestunden auch aus senkrecht stehenden und eine Klafter langen Zaunstangen von Thuya, der ich vorher *** bey Quebec gedacht habe.

Es wuchsen in den Gehölzen die **Büchen** in Menge, deren Eicheln jetzt reif waren. Die Leute in Canada sammlen sie im Herbste sehr stark, trocknen sie in den Häusern, und verwahren sie auf den Winter, da sie dieselben anstatt der Wall- und Haselnüsse essen. Sie versicherten, daß sie sodann ziemlich gut schmecken sollen.

Es soll eine **Salzquelle**, nach der Erzählung des hier stehenden Oberpriesters, 7 Französische Meilen von hier bey Riviere d' Assumtion befindlich seyn, von deren Wasser man in Kriegszeiten ein Salz gemacht hat, das völlig dem Lüneburgischen ähnlich gewesen ist. Das Wasser soll ziemlich stark mit Salz vermischt seyn.

Fruchtbäume von gewissen Arten, kamen um Montreal sehr gut fort. Ich hatte hier Gelegenheit sehr schöne

* Auf der 249. u. f. Seite.

** Auf der 223sten Seite.

*** Man sehe die 455ste Seite.

schöne Aepfel, wie auch schöne Birnen von vielerley Gattungen zu sehen. Bey Quebec will es mit den Birnenbäumen nicht anschlagen, sondern sie leiden oft im Winter Schaden und verderben. Um Montreal sollen sie auch in sehr kalten Wintern erfrieren. Pflaumenbäume von verschiedenen auserlesenen Arten kamen zuerst aus Frankreich, liessen sich hier gut an und hielten die Winter aus. In den Gehölzen wuchsen Amerikanische Wallnußbäume von 3 Abänderungen wild. Aber die Wallnußbäume, die aus Frankreich hieher gebracht und hier gepflanzt worden waren, froren fast jeden Winter ganz bis auf die Wurzel weg, und gaben den folgenden Frühling neue Sprösse wiederum. Die Pfirschenbäume kamen auch nicht gerne hier fort. Einige wenige hatten etwas ausgehalten: man war aber mehrerer Sicherheit wegen fast jeden Winter genöthigt, sie mit Stroh zu umwickeln. Sie hatten es aber noch nicht so weit gebracht, daß sie Castanienbäume, Maulbeerbäume und andere ähnliche Fruchtbäume pflanzeten.

Der ganze angebauete Theil von Canada ist, wie man mir sagte, von dem Könige entweder an die Geistlichen, oder an gewisse Vornehmen verschenkt worden. Da wo das Land aber unbebaut ist, gehört es ganz dem Könige zu. Der Platz, wo Quebec und Trois Rivieres erbauet sind, ist gleichfalls dem Könige zugehörig: denjenigen aber, auf dem die Stadt Montreal stehet, wie auch die ganze Insel dieses Namens, haben die Priester des Ordens des heil. Sulpicius, welche in Montreal wohnen, zu ihren Eigenthümern. Diese haben das Land an Bauern und andere, die sich da haben niederlassen

wollen, gegen einen gewissen jährlichen Abtrag oder Zins, vertheilet. Es ist auch schon ganz und gar so verpachtet, daß sie weiter nichts zu vergeben haben. Diejenigen, die sich hier zuerst setzten, erhielten ihre Landstücke für einen sehr geringen jährlichen Zins. Denn für eines von 3 Arpents in der Breite und 30 Arpents in der Länge bestehet oft der ganze Pacht das Jahr über, aus einem paar Hühnern; andere bezahlen für ein eben so grosses Stück Landes 20, 30 oder 40 Sols in jährlichem Zinse. Diejenigen aber, welche in spätern Zeiten Land von gleicher Grösse gepachtet haben, müssen jährlich an den Eigenthümer davon bis auf 2 Ecus erlegen. Dergestalt ist der Pachtzins in dem ganzen Lande ungleich, und muß öfters der eine Nachbar dreydoppelt mehr an Pacht für ein gleich grosses Land als der andere bezahlen. Eben so geben die Bauern von der einen Herrschaft weit mehr als von der andern jährlich für ein Land von gleicher Grösse. Der Bischoff von Canada hat kein Land auf seine Besoldung getheilet. Die Kirchen werden auf die eigenen Kosten der Versammlung erbauet. An den König in Frankreich soll man noch keine Geldsteuer von Canada bezahlen, dasjenige ausgenommen, was er an Zoll von den Waaren, die von hier verschiffet werden, bekömmt.

Die **Wassermühle**, die hier war und den Priestern in Montreal zugehörte, bestund aus einem festen Steinhause, mit 3 Wasserrädern und 3 paar Steinen. Hier bemerkte ich folgendes. 1. Die Räder waren ganz und gar mit ihren Wellen von weisser Eiche. 2. Die Zähne in dem Kammrade, und die Stöcke in dem Trilling

ling waren entweder vom Zuckerahornbaum oder von dem so genannten Bois dur *; indem diese für die härtesten Holzarten hier angesehen wurden. 3. Die Mühlsteine waren aus Frankreich gekommen, und bestunden aus einer vermischten Steinart und Quarzkörnern, welche beides die Grösse einer Haselnuß und der gewöhnlichen Sandkörner hatten, und mit einem weissen Kalkstein verbunden waren. Diese Steine schätzte man ziemlich hart. 4. Das Getraide wurde völlig auf die Weise wie vorher ** erwähnet worden, aus dem Trichter herunter geschüttelt. 5. Die Priester eigneten sich den 4ten Theil von allem, was in dieser Mühle gemahlen wird, zu; so daß sie, wenn nur ein Minot gemahlen wird, hier ein Maas haben, welches den 4ten Theil desselben ausmacht, womit das abgemessen wird, was der Mühle zugehören soll. Doch erhalten die Priester nicht alles von diesem Zoll. Der Müller bekam hier den 3ten Theil davon. An andern Orten fällt ihm die Hälfte zu. Verschiedentlich wird die Mühle für etwas gewisses im Jahr verpachtet. Es stehet niemanden, ausser den Priestern, auf der Insel Montreal frey, eine Mühle zu halten; sondern dieß ist ein Recht, daß sie sich allein vorbehalten haben. In dem Contract, welcher zwischen den Priestern und den Einwohnern dieser Insel errichtet worden ist, haben die erstern sich bedungen, daß die letztern nothwendig das ihrige auf den ihnen zugehörigen Mühlen mahlen lassen.

Der Zucker wurde in dem ganzen Canada stark aus dem Safte, welcher im Frühling aus dem Zuckerahorn-

* Carpinus ostrya.

** Auf der 354sten Seite.

ahornbaum, dem rothblümigen Ahornbaum und der Zuckerbirke abgezapft wird, gekocht. Doch wählte man vornehmlich den Zuckerahornbaum dazu. Die Art, wie man hieraus Zucker zubereitet, ist umständlicher in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften * von mir beschrieben worden.

Vom sechs und zwanzigsten. Dem Morgens frühe stellte ich die Reise nach Montreal zurück an.

Es fieng jetzt alles an, sehr nach dem Herbste auszusehen. Das Laub in dem Gehölze wurde blaß oder röthlich. Die meisten Pflanzen hatten ihre schönen Blumen verlohren. Ich zeichnete die wenigen an, welche noch in Blüthe stunden, und die folgenden waren **.

Sternblumen von verschiedenen Arten, beides blaue und weisse.
Wundkräuter von verschiedenen Arten.
Die Schafgarbe.
Die Braunelle.
Die krause Distel.
Die zweyjährige Oenothera.
Die Rudbeckia mit dreytheiligen Blättern.
Die Canadische Viole.
Die Enzian mit den Blättern des Seifenkrauts.

Die **wilden Weinranken** wuchsen in grosser Menge hier in den Wäldern und kletterten hoch in die Bäume hinauf.

Ich

* Für das Jahr 1751. auf der 143sten und den folg. Seiten.

** Afteres. Solidagines. Achillea Millefolium. Prunella vulgaris. Carduus crifpus. Oenothera biennis. Rudbeckia triloba. Viola Canadenfis. Gentiana Saponaria.

Ich erkundigte mich bey vielen, die oft unter den Wilden, sowohl denen, welche weit nach Norden, als denjenigen, die sich weit nach Süden aufhalten, gereiset waren, worin ihr Essen vornehmlich bestünde? Worauf mir geantwortet wurde, daß die Wilden, die weit nach Norden wohnen, niemahls etwas pflanzen, indem keine Feldfrüchte oder Küchenkräuter wegen der strengen Kälte da fortkommen würden. Also haben diese kein Brot, und leben nicht von solchen Speisen, die aus dem Pflanzenreiche genommen werden; sondern sie leben blos von Fleisch und Fisch, als vornehmlich von Biebern, Bären, Renathieren, Elendsthieren, Hasen, verschiedenen Arten Vögeln, und vielerley Fischen. Dahingegen bedienen sich die Wilden, die weiter nach Süden wohnen, von folgenden Nahrungsmitteln. Von Gewächsen pflanzen sie zu ihrer Nahrung, Mays, wilde Bohnen * von verschiedenen Arten, Kürbisse von vielerley Gattungen, Squashes eine Art Kürbisse, Wassermelonen, rechte Melonen **. Alle diese Gewächse haben sie von uralten Zeiten her und lange ehe die Europäer hieher kamen, gepflanzet. Ausserdem wenden sie verschiedene Arten von Früchten, die bey ihnen in den Wäldern wild wachsen, zur Nahrung an. Von Fischen und dem Fleische wilder Thiere und Vögel machen sie auch einen starken Gebrauch. Insonderheit gefällt ihnen sehr das Fleisch von wilden Ochsen und Kühen, Rehen, Hirschen, Bären, Biebern und einigen wenigen andern vierfüßigen Thieren. Unter ihren leckerern Speisen wird der Seehaber ***, den die Fran-

* Phaseoli.

** Melo vulgaris C. B.

*** Zizania aquatica.

Franzosen Fol. Avoine nennen, welcher in Menge in ihren Seen und stillstehenden oder sachte fliessenden Gewässern wächst, gerechnet. Sie sammleten ihn im September und October, und richteten ihn auf verschiedene Art zum Essen zu. Die Grütze die hieraus gemacht wird, giebt dem Reise wenig an dem angenehmen Geschmacke nach. Von den vielerley schönen Wallnüssen, Castanien, Maulbeeren, Acimine, * Chinquapin, ** Haselnüssen, Pfirschen, wilden Pflaumen, wilden Weintrauben, Heidelbeeren von verschiedenen Arten, vielerley Mispeln, Brombeeren, und vielen andern Früchten und Wurzeln, die man bey ihnen wild findet, können sie auch manche leckere Mahlzeit haben. Es scheint doch merkwürdig zu seyn, daß die in der so genannten alten Welt von uralten Zeiten gewöhnlichen Getraidearten, als Weizen, Rocken, Gersten, Haber, Spelte, Buchweizen, Reis, wie auch Kohl, Rüben, und eine Menge von unsern Küchenkräutern, vor der Ankunft der Europäer daselbst gänzlich unbekannt gewesen sind; wie auch, daß die Wilden, ob sie gleich täglich den Nutzen einsehen, welchen die Abkömmlinge der Europäer da in dem Lande von der Saat und der Pflanzung dieser Gewächse ziehen, dennoch sich fast im geringsten keine Mühe geben, an die Wartung derselben selbst Hand anzulegen, ohngeachtet sie sonst gerne essen, was von ihnen zugerichtet worden ist.

Vom sieben und zwanzigsten. Der Biebern giebt es eine grosse Menge in dem nördlichen Amerika. Sie

* Annona muricata.

** Fagus pumila.

Sie machen einen von den wichtigsten Stücken in dem Handel von Canada aus. Die Wilden leben eine lange Zeit im Jahre blos von ihrem Fleisch. Es ist gewiß, daß sich diese Thiere stark vermehren. So ist aber auch nicht weniger wahr, daß sie jetzt jährlich stark ausgerottet werden, und daß daher die Wilden, um sie zu fangen oder zu schiessen, zu jetziger Zeit genöthigt sind, weit längere und beschwerlichere Reisen, als vorher, anzustellen. Man hat auch nicht Ursache sich darüber zu verwundern, daß sie jetzt so stark abnehmen, wenn man bedenkt, daß die Wilden, vor der Ankunft der Europäer in diesem Lande nicht mehrere von diesen Thieren nöthig hatten, als die sie selbst einen Theil des Jahres zu ihrer Nahrung und ihren Kleidern gebrauchten. Denn es wurde damahls kein Handel mit ihren Bälgen getrieben. Jetzt aber verhält es sich ganz anders, da viele Schiffe von hier nach Europa jährlich abgehen, welche grossentheils mit Bieberfellen beladen sind. Die Franzosen und Engländer suchten einander vorzukommen, um die Wilden dafür gut zu bezahlen. Hiedurch werden die Wilden auf alle Art ermuntert, diese Thiere zu vertilgen. Alte Leute in Canada berichteten, daß es in ihrer Kindheit noch ganz voll von Biebern und ihren Dämmen nicht allein in den Strömen, welche in der Nähe von Montreal sind, sondern auch überall in der Nachbarschaft bis auf den Lorenzfluß gewesen wäre. Jetzt sind sie aber da so ausgerottet, daß man einige Meilen ins Land hinein reisen muß, ehe man einen antrift. Daß die Bälge, die man von denjenigen, so weiter nach Norden gefangen werden, erhält, besser als diejenigen sind, welche von

den

den mehr nach Süden belegenen Oertern kommen, habe ich oben * schon angemerkt.

Das Bieberfleisch wird nicht allein von den Wilden, sondern auch von den Europäern, vornehmlich von den Franzosen an ihren so genannten magern Tagen gegessen, wenn ihnen nach der römischcatholischen Lehre nicht verstattet ist, Fleisch zu essen. Denn Seine Päbstliche Heiligkeit haben in ihrem System, so wie viele von den alten, welche die Thiere eingetheilet haben, den Bieber zu den Fischen gerechnet, indem er meistentheils in einem und demselben Element, als sie, lebt; und folglich nicht zu der Zahl derjenigen Thiere gehört, welche Fleisch haben. Das Fleisch wurde für besser gehalten, wenn der Bieber meistentheils von Gewächsen, als der Espe und dem Bieberbaum und andern, gelebt hat. Wenn er aber Fisch gegessen, so soll es nicht so gut seyn. Heute schmeckte ich es zum ersten mahl. Man hatte einen Bieber gefangen, der heute zum Essen gekocht worden war. Die meisten hieselbst hielten dieses Fleisch für ein leckeres Gericht. Ich kann zwar nicht jemandens Empfindung und Geschmack bestreiten; und was mich anbelangt, so deucht mir, daß es sich wohl essen liesse. Doch war nichts leckeres daran. Gekocht sahe es ziemlich schwarz aus, und hatte einen besondern Geschmack, ich weiß nicht wornach. Wofern es gut werden soll, so muß es von dem Morgen bis auf den Mittag in verschiedenen Wassern kochen, damit der fremde Geschmack, den es sonst bey sich hat, vergehen möge. Sie hatten auch den Schwanz auf eben die Weise gekocht

* Auf der 349sten Seite.

kocht und hernach gebraten, und man trug ihn auf einer besondern Schüssel auf. Er bestund aber fast aus lauter Fett, ob sie es gleich hier nicht so nennen wollten, sondern sagten, daß dieß die Art des Schwanzes wäre. Er war dem Geschmacke nach so widerstrebend, daß ein ungewohnter schwerlich etwas herunter bringen konnte.

Das **Fasten der Päbstlichen** kam mir hiebey besonders vor. Diejenigen, die zuerst das Fasten angestiftet, haben ohne Zweifel es in einer guten und heiligen Absicht gethan, um die Leute von zu vielem Fleischessen abzuhalten, welches der Gesundheit schädlich ist, den Körper gar zu sehr nähret, und ihn zu vielerley, was nicht taugt, erhitzt. Diese Zeit aber glaubte man, daß es schon genug wäre, sich an den gewöhnlichen Fasttagen des Fleischessens zu enthalten. Indessen lebten sie überall, wofern sie anders in den Umständen waren, an diesen Fasttagen so überflüßig, und fülleten den Magen eben so sehr, als an den andern Tagen in der Woche an. Denn sie hatten alsdann verschiedene Gerichte von Eyern zugerichtet, allerhand Arten Fisch die mit viel Oehl begossen und sehr fett gemacht waren, verschiedene Milchgerichte, viele süsse und wohlschmeckende Früchte, und eine Menge von Wein darzu; so daß man mehrentheils wenn man an den Fasttagen bey jemand zu Gaste kam, den Tisch mit allerhand Gerichten mehr angefüllt sahe, als sonst an einem von den andern Tagen in der Woche. Und dieß hieß doch Fasten und **magere Tage**. *

Von der Kunst der Biebern, ihre Dämme und Häuser zu machen, ist schon so viel und zum Theil gut geschrie-

* Iours maigres.

geschrieben worden, daß es jetzt unnöthig wäre, die Zeit damit zu verderben. Bisweilen, doch sehr selten, soll man hier Biebern gefangen haben, deren Haare ganz weiß gewesen sind. Man erhält nunmehro in den Städten von Amerika so schöne Castorhüte, als jemahls in Frankreich oder England.

Der **Wein** war fast das einzige Getränke, dessen sich in Canada alle die bedienten, welche etwas mehr als der Bauer seyn wollten. Es ist zwar wahr, daß man hier von der weissen Fichte * ein Bier brauet, welches im Sommer getrunken wird. Es ist aber nicht so durchgängig angenommen worden, und wird selten von den Vornehmen getrunken. Der rothe Franzwein wird am meisten, der weisse auch bisweilen, gebraucht. Beide Weine trinkt man entweder unvermengt oder auch mit Wasser vermischt. Hieraus kann man schliessen, wie viel Geld oder was den Werth des Geldes hat, jährlich für diese Waare nach Frankreich von hier abgehet; indem keine Weinranken, aus denen man einen etwas wohlschmeckenden Wein machen könnte, in Canada fortkommen. Der gemeine Mann begnüget sich mit lauter Wasser. Bier aus Malz zu brauen ist hier noch nicht in Gebrauch gekommen. Und die Aepfelgärten sind noch nicht in den Stand gebracht worden, daß man sich Cider zurichten könnte. Eine und die andere Standesperson, die einen grossen Garten besaß, dürfte wohl etwas Cider aus

Aepfeln

* Epinette blanche. Die Art hieraus Bier zu brauen, ist in den Abhandlungen der Königl. Schwed. Akad. der Wissensch. vom Jahr 1751, S. 190. umständlich beschrieben worden.

Aepfeln pressen lassen. Es geschahe aber nur, um ihn als eine Seltenheit zu haben. Die Vornehmen hier, die sich dergestalt, von ihrer ersten Kindheit an, an den Wein gewöhnt haben, sind daher in Kriegszeiten in grosser Verlegenheit, wenn die Schiffe, welche Wein von Frankreich hieher führen sollen, unterwegens von feindlichen Kapern aufgefangen werden. Zu Ende des vorigen Krieges gab man für eine Barrique Wein 250 Francs, ja bis auf 100 Ecus; und man war dem ohngeachtet kaum im Stande, ihn zu erhalten.

Der **Preis von verschiedenen Dingen** war zu jetziger Zeit hier so beschaffen, wie ich ihn eben anzeigen will. Ich habe mich deswegen bey den vornehmsten Handelsleuten erkundiget. Ein mittelmäßiges **Pferd** kostete 40 Francs, und darüber; ein gutes Pferd 100 Francs, und darüber. Eine **Kuh** verkaufte man jetzt für 50 Francs; man erinnerte sich aber, daß man sie für 10 Ecus bekommen habe. Ein **Schaf** kostete nun 5 oder 6 Livres; aber im verwichenen Jahre, als alles theuer war, 8 oder 10 Livres. Ein jähriges **Schwein**, das 100 bis 150 Pfund wog, wurde mit 15 Francs bezahlt. Der Herr Handelsmann de Couagne sagte, daß er bey den Wilden ein Schwein, von 400 Pfund am Gewichte, gesehen habe. Ein **Huhn** kostete 10 oder 12 Sols; ein **Kalekutisches Huhn** aber 20 Sols. Ein Minot **Weizen** wurde im vorigen Jahr für einen Ecus, jetzt aber für 40 Sols, verkauft. Der **Mays** hat jederzeit gleichen Preis als der Weizen, indem man wenig hier davon findet, und alles für diejenigen, welche zu

den Wilden reisen, um mit ihnen zu handeln, gebraucht. Ein Minot **Haber** kostet bisweilen 15 bis 20 Sols; diese letztern Jahre aber 26 bis 30 Sols. Die **Erbsen** verkauft man allezeit zu gleichem Preise als den Weizen. Für ein Pfund **Butter** gab man gemeiniglich 8 oder 10 Sols, im vorigen Jahr aber bis auf 16. Ein Dutzend **Eyer** kostete gemeiniglich 3 Sols, jetzt aber 5. **Käs** macht man an diesem Orte nicht; noch bringt man ihn hier zum Verkaufe her, ausser demjenigen, den man verschreibet. Eine **Wassermelone** kostet gemeiniglich 5 oder 6 Sols; wenn sie aber groß ist, 15 bis 20.

Es waren noch keine **Manufacturen** hier eingerichtet. Vielleicht will Frankreich selbst den Gewinn davon haben. Indessen stunden sich beides die Einwohner in Canada selbst, und die mit ihnen verbundenen Wilden, in Kriegszeiten sehr übel dabey.

Mit den **Heyrathen** geht es folgendermassen zu. Diejenigen, welche einander zur Ehe nehmen wollen, müssen beiderseits die Einwilligung ihrer Eltern dazu erhalten. Doch kann der Richter, wofern sich die Eltern ohne gültige Ursache widersetzen, den Contrahenten die Freyheit verstatten einander zu heyrathen. Sonst können sie, wenn ein Mann 30 Jahre und ein Mädgen 26 Jahre erreicht hat, sich, wenn sie wollen, ohne erst die Erlaubniß ihrer Eltern zu erwarten, verheyrathen. Sie gehen nur zum Priester, der sie auf eben die Weise, wie bey uns, 3 Sonntage nach einander in der Kirche abkündiget. Und wofern keine Klage dazwischen kömmt, so werden sie darauf von dem Priester in der Kirche in Gegenwart von mehrern oder wenigern Leuten, so wie es ihnen

ihnen selbst gefällt, mit einander getrauet. Die Priester verstatten nicht gerne, daß die Trauung zu Hause geschieht.

Vom neun und zwanzigsten. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, reisete ich Nachmittags von der Stadt nach der südwestlichen Seite der Insel Montreal, theils um das Land und die Haushaltung der Leute in Augenschein zu nehmen, theils um Samen von allerhand Bäumen und Pflanzen zu sammlen. Gleich ausserhalb der Stadt lagen sehr angenehme grosse Felder, welche ehemahls Aecker gewesen waren, jetzt aber als Weiden gebraucht wurden. Nach Nordwest sahe man den hohen Berg westlich von Montreal, der sehr fruchtbar und voll von Aeckern und Gärten von dem Fuß bis auf den Gipfel ist. An der südöstlichen Seite floß der Lorenzfluß, der hier sehr breit war, an dessen andern Seite sich grosse Felder von Aeckern und Wiesen, und hübsche Häuser von Stein, welche in einer Entfernung weiß aussahen, zeigten. Man traf fast zu allen Seiten schöne Aecker an. Sehr weit weg nach Südost kamen einem sowohl die beiden hohen Berge, welche bey dem Fort Chamblais liegen, als einige andere bey der See Champlain, welche da über dem ganzen Walde und Feld hervorrageten, zu Gesichte. Uebrigens waren diese Weiden ziemlich mit grössern und kleinern Felssteinen angefüllt, unter denen sich ab und zu ein schwarzer Kalkstein einfand. Ohngefähr eine Französische Meile von der Stadt, fieng die Landstrasse an, neben der Seite des Flusses, der zur linken Hand floß, fortzugehen. Und zur rechten war das Land überall bearbeitet und bewohnt. Der eine Hof lag ohngefähr

gefähr 3, 4 oder 5 Arpents von dem andern. Die Anhöhen neben dem Flusse waren mehrentheils hoch und ziemlich steil, sie bestunden aus Erde, und unter denselben war es voll von Feldsteinsstücken, und Stücken von dem schwarzen Kalkstein. Ein paar Französische Meilen von der Stadt wurde das Wasser in dem Flusse sehr strömend, und hin und wieder steinig. Verschiedentlich warfen sich in dem Strom grosse Wellen. Doch musten diejenigen, welche mit Böten zum südlichen Theil von Canada hinaufreiseten, sich durch diese Ströme hindurcharbeiten.

Zunächst vor der Stadt stunden ein paar **Windmühlen**. Sie waren so gebauet, wie alle andern, die ich hier im Lande gesehen habe, nehmlich, daß das Gebäude rund und von Stein aufgemauert war. Das Dach, worin die Welle des Rades saß, war von Holz, und konnte herumgedrehet werden. Der Schaft der Windflügel, und die Aeste oder die Querhölzer waren von Holz. Aber anstatt dünner Holzschienen zu den Flügeln, hatte man hier überall Leinwand, die man wegnahm, so bald man ausgemahlen hatte, und wieder hineinsetzte, wenn die Mühle in Gang kommen sollte.

Die **Bauernhäuser** waren in dieser Gegend meistentheils von Stein, theis von dem schwarzen Kalkstein, theils von andern Steinen, die man in der Nachbarschaft fand. Das Dach war mit Schindeln, und an einigen Orten auch mit Stroh bedeckt. Der Giebel war allezeit hoch und steil. Die Nebengebäude bestunden fast allezeit aus Holz; und die Mauern waren allezeit von aufgerichteten Balken und Flicken darzwischen, eben

auf

auf die Weise, wie sie in Westgothland gebräuchlich sind, und in meiner Bahusischen Reise * abgezeichnet stehen. Die Dächer waren fast allezeit von Stroh.

Der Ackerbau war hier, die Wahrheit zu sagen, sehr schlecht. Ein jeder hatte seinen Acker in 2 Theile getheilt, davon, wenn der eine besäet war, der andere brach gelassen wurde. Jetzt pflügte man das Brachfeld bestens, welches doch nur einmahl im Herbste geschah. Den folgenden Frühling wurde es nicht gepflüget, sondern nur geegget, hernach besäete man es und eggete es wiederum. Ich habe vorher erwähnet, daß man hier keine Herbstsaat hat, sondern alles, sowohl Weizen als andere Getraidearten, im Frühling gesäet wird. Der Acker, den man hier im Frühling besäete, und eben den Sommer gegen den Herbst schnitte, wurde nicht den Herbst, noch auch den darauf folgenden Frühling und Sommer, gepflüget: sondern alles Unkraut, welches das Vieh nicht fraß oder niedertrat, konnte frey stehen und wachsen, und man sagte, daß es zum Futter für das Vieh so stehen müste. Den darauf folgenden Herbst, nehmlich ein ganzes Jahr nach der Erndte, wurde er wieder gepflüget; so daß der Acker hier in 2 Jahren nur ein einzig mahl gepflüget wurde. Die Aecker gaben auch überall die unterlassene Wartung zu erkennen. Derjenige Acker, welchen man dieses Jahr mit Weizen oder einem andern Getraide besäet hatte, war jetzt so voll von Gras und anderm Unkraut, daß er, nachdem das Getraide abgeschnitten war, fast als eine Wiese aussahe. Und noch mehr bekam er ein solches Aussehen

* Auf der 260sten Seite.

das ganze folgende Jahr, vornehmlich gegen den Herbst. Es war mir dahero, als einem Fremden, ohnmöglich zu bemerken und zu wissen, daß ein solcher Boden alle zwey Jahre besäet würde, sondern ich hätte ihn für ein unbebauetes Feld gehalten, das in einigen Jahren unbearbeitet gelegen wäre. Der **Pflug** war auch sehr grob und unbequem gemacht. Er wurde von drey paar Zugthieren gezogen, nehmlich von einem paar Pferden zuvörderst, und zwey paar Ochsen dahinten. Eine Person fuhr die Zugthiere, und eine andere regierte der Pflug.

Wilde Vögel, als Gänse und Enten, fiengen nun an von hier nach den südlichen Gegenden hinzuziehen, und flogen in grossen Haufen.

Im October.

Vom zweyten. Die beiden vorher gehenden Tage, nebst dem heutigen, wandte ich meistentheils zum Einsammlen der Samen und zu Botanischen Beobachtungen an.

Die **Kälte**, die in der vorigen Nacht einfiel, verursachte eine grosse Veränderung an verschiedenen Bäumen und Pflanzen. Die Wallnußbäume von allen Arten liessen nun in Menge ihr Laub fallen. An der Nessel mit den von einander gesperrten Blumensträußgen * verfroren die Blätter dergestalt, daß nicht ein einziges unbeschädigt blieb, sondern alle ausstarben. Das Laub an der amerikanischen Linde war sehr beschädigt. In den Küchengärten waren die Blätter bey allen Arten der Kürbisse

* Vrtica diuaricata.

bisse gänzlich verfroren. Aber die Büche, Eiche und Birke schien nicht im geringsten dabey gelitten zu haben. Das Feld war des Morgens schneeweiß von Reif, und an schlammigen Orten war es so stark gefroren, daß man fast darüber gehen konnte. Das Eis in den Wasserpfützen war anderthalb geometrische Linien dick.

Die zweyjährige Oenothera wuchs ziemlich häufig auf offenen waldigen Anhöhen und Brachäckern. Ein alter Franzose, der mich begleitete, um Samen zu sammlen, meinte, daß er sie nicht genug bey Hiebwunden rühmen könnte, wenn man nehmlich die Blätter zerreibet oder zerquetscht, und auf die Wunde legt.

Soeurs de Congregation wurden eine Art geistlicher Frauenzimmer, welche doch von den Nonnen verschieden waren, genannt. Diese wohnten nicht in einem Kloster, sondern hatten entweder in der Stadt oder auf dem Lande ihre Häuser. Diese giengen wohin sie wollten, konnten sich auch verheyrathen, wenn ihnen solches angeboten wurde, und es ihnen beliebte. Doch sagte man, daß dieß überaus selten geschähe. An verschiedenen Stellen auf dem Lande wohnten zwey oder mehrere von diesen Schwestern, und waren ihre Häuser gemeiniglich neben einer Kirche erbauet, und zwar mehrentheils so, daß, an der einen Seite der Kirche der Priesterhof, und an der andern das Haus der Schwestern, war. Ihre Verrichtung war, junge Mädgen in den Stücken ihres Christenthums zu unterweisen, sie lesen und bisweilen schreiben zu lehren, und überdem sie im Nehen und allerhand Arbeiten, welche für das Frauenzimmer gehören, zu unterrichten. Bemittelte Leute gaben ihre

Töchter bey diese Schwestern einige Zeit in die Kost. Sie hatten sich hier Essen, Wohnung, Bett, Unterricht, und was sie noch mehr bedurften, zu versprechen; doch alles gegen eine anständige Bezahlung. Das gemeinsame Haus, worin diese Schwestern wohnten, und aus dem sie in das Land verschickt wurden, war in Montreal. Wenn ein Frauenzimmer in die Zahl dieser Schwestern wollte aufgenommen werden: so muste es vorher an diesen Orden ein beträchtliches Geld erlegen, welches etliche auf 4000 Livres schätzten. Hernach konnte es aber eines anständigen Auskommens so lange als es lebte, gewiß seyn.

La Chine wurde ein hübsches Kirchspiel, das 3 Französische Meilen nach Südwest von Montreal doch auf eben der Insel, dicht an dem Lorenzflusse lag, genannt. Die Höfe liegen gewöhnlicher massen nach der Länge der Anhöhe des Flusses, ohngefähr in der Entfernung von 4 oder 5 Arpens von einander. Hier war eine hübsche Kirche von Stein mit einem kleinen Thurm. Der Ort war sonst sehr anmuthig. Man sagte, daß er seinen Namen davon bekommen hätte, daß, als der bekannte Monsieur Salee, der nachgehends auf eine so unglückliche Weise von seinen eigenen Landsleuten weiter weg in dem Lande ermordet wurde, hier war, er sich sehr viel Mühe gegeben, einen kürzern Weg nach China durch den Lorenzfluß zu entdecken. Er redete damahls von nichts anders als von diesem verkürzten Weg nach China. Da aber der Anschlag von der einen Reise, die er dieser Untersuchung wegen anstellen wollte, durch einen Zufall bey seiner Ankunft zu diesem Orte in Stecken gerieth, so, daß er

er dieß mahl nicht näher an China kam: so erhielt dieser Ort gleichsam aus Scherz diesen Namen.

Des Abends reisete ich nach Montreal zurück.

Vom fünften. Der Generalguvernör in Quebec ist der vornehmste in Canada, der über alle andere zu befehlen hat. Nächst ihm ist der Intendent in Quebec; alsdann folgt der Guvernör in Montreal und darauf der Guvernör in Trois Rivieres. Der Intendent in Quebec hat eine sehr grosse Gewalt, und zwar nächst dem Generalguvernör. Er zahlt alles Geld der Krone aus, ist Präsident in der Finanz und Justitz hier im Lande. Doch steht er gewisser massen unter dem Generalguvernör. Denn wofern er nicht Geld auszahlen oder in andern Stücken das thun will, wozu ihn sein Amt zu verbinden scheint; so kan ihm der Generalguvernör dazu Befehle ertheilen. Und dann muß er gehorsam seyn. Er kan aber doch die Sache der Regierung in Frankreich, um genauer untersucht zu werden, heimstellen. In einer jedweden von den Hauptstädten ist der Guvernör der vornehmste, alsdann ein Generallieutenant, hernach ein Major, und darauf die Capitaine. Der Generalguvernör giebt die ersten Befehle zu allem, was von einiger Wichtigkeit ausgeführet werden soll. Wenn der Generalguvernör nach Montreal oder Trois Rivieres kömmt, so hört gemeiniglich das Commando der da wohnenden ordentlichen Guvernöre auf. Denn der Generalguvernör führt selbst das Commando, wo er sich aufhält. Er reiset gemeiniglich einmahl im Jahr nach Montreal, und zwar mehrentheils im Winter. Wenn er von Montreal abwesend ist, so steht der Generalleutenant daselbst der Regie-

Regierung vor. Wenn der Generalguvernör stirbt oder nach Frankreich wegreiset, ehe ein anderer in seine Stelle kömmt: so muß der Guvernör in Montreal sich nach Quebec hin begeben, um die Hauptregierung des ganzen Landes, bis ein neuer Generalguvernör verordnet wird, zu übernehmen. Und wenn der Guvernör in Montreal von seinem Gebiete wegreiset: so führt der Major der Stadt so lange die Regierung daselbst.

Es kömmt jährlich von Frankreich nach Canada eines, wofern nicht mehrere, von den Königl. Schiffen. Die Ursache ihrer Herreise ist, um Recruten anstatt der Mannschaft hier im Lande mitzubringen, welche entweder gestorben ist, oder Erlaubniß erhalten hat sich zu verheyrathen und den Soldatenstand zu verlassen und Bauern zu werden, oder welcher verstattet worden, wieder nach Frankreich zurück zu reisen. Es ist kaum ein Jahr, daß nicht solchergestalt 100 oder 150 Mann, um das Land zu besetzen, hieher geschickt werden sollten. Mit eben der Gelegenheit wird auch eine Menge von Leuten, welche der Einfuhr verbotener Waaren in Frankreich sich schuldig gemacht haben, hieher versandt. Diese wurden ehedem zu den Galeeren verurtheilet. Jetzt aber schickt man sie nach den Pflanzörtern. So bald sie hier ankommen, so sind sie frey, und können sich eine Lebensart erwählen, welche sie wollen. Sie haben aber niemahls Erlaubniß, ohne eine besondere Gnade des Königs, nach Frankreich zurück zu reisen. Zugleich wird auf den Schiffen des Königs eine Menge Kaufmannswaaren, die der König gekauft hat, um sie unter die Indianer und andere bey gewissen Gelegenheiten zu vertheilen, mitgeführt.

Die

Die Einwohner in Canada erlegen dem Könige so gut als nichts. Doch machte man im Jahr 1748 einen Anfang damit, nehmlich, daß sie seit der Zeit 3 von Hundert für alles, was aus Frankreich von den Kaufleuten hieher zum Verkaufe geführt wurde, bezahlen musten. Sie musten ebenfalls von der erwähnten Zeit an der Krone ein gewisses Geld für alles Pelzwerk, das von hier nach Frankreich geführet wird, abtragen. Für dasjenige aber, das von hier nach einem von den Französischen Pflanzörtern, oder von da hieher, geführet wird, bezahlet man nichts. Es sollen die Kaufleute von allen Französischen Oertern und Colonien Freiheit haben, ihre Schiffe mit Waaren hieher zusenden. Und eben so hatten die Kaufleute in Quebec Erlaubniß ihre Waaren zu welchem Orte in Frankreich und zu welcher Französischen Colonie sie wollten, zu verführen. Gemeiniglich aber besitzen die Kaufleute in Quebec wenige Schiffe, indem das Volk hier einen gar zu grossen Sold fordert; daher die Kaufleute in Frankreich selbst ihre Waaren hieher schicken. Die Städte in Frankreich, die insonderheit einen Handel auf Canada treiben, sind Rochelle und Bourdeaux vornehmlich, und darauf Marseille, Nantes, Havre de Grace, St. Malo und andere. Die Königl. Schiffe, welche jährlich Waaren und andere Sachen hieher bringen, kommen entweder von Brest oder Rochefort. Die Kaufleute in Quebec schicken doch selbst Schiffe mit Mehl, Weizen, Erbsen, Holzwaaren u. s. f. nach den Französischen Inseln in Westindien. Die Mauern um Montreal wurden ohngefähr im Jahr 1738 auf Königl. Kosten gebauet, aber mit der Bedingung, daß die Stadt selbst nach und nach an den König, was sie gekostet haben, bezah-

zahlen sollte. Jetzt bezahlte die Stadt jährlich darauf 6000 Livres an die Krone, davon die Priester in der Stadt 2000 Livres erlegten, und das übrige fiel auf die andern Einwohner. In Quebec hat der König auf eigene Kosten die Mauern aufführen lassen, und nicht die Einwohner damit belästigen wollen, indem sie ausserdem mit ihrem Zolle belegt sind. Der Biebernhandel gehört allein der Indianischen Compagnie in Frankreich zu, und darf niemand, ausser ihren Abgeordneten, hier denselben treiben. Aber mit anderm Fellwerk hat ein jedweder Erlaubniß zu handeln. Oben in dem Lande sind verschiedene Oerter bey den Wilden, wo die Franzosen ihre Niederlage für ihre Waaren haben, welche Oerter hier les Postes heissen. Der König hält gemeiniglich keine andere Vestungen in Canada, als Quebec, Fort Chamblais, Fort St. Jean, Fort St. Frederic, Montreal, Frontenac und Niagara. Die andere Oerter gehören Kaufleuten und Privatpersonen zu. Der König treibt selbst in Niagara Handel. Es darf nicht ein jeder nach Belieben zu den Wilden des Handels wegen hinreisen, sondern man muß vorher von dem Generalguvernör Vollmacht und Erlaubniß dazu haben. Diese Erlaubniß erhält man nicht umsonst, sondern man muß dafür mehr oder weniger bezahlen, nachdem der Ort mehr oder weniger einbringt. Ein Kaufmann, der ein Boot mit 4 oder 5 Mann, das mit allerhand Waaren beladen ist, ausschickt, muß für die Erlaubniß dazu 5 bis 600 Livres bezahlen. Ja, es giebt hier Stellen, für welche man genöthigt ist bis auf 1000 Livres zu bezahlen. Oft kann man, so viel man auch dafür bietet, keine Erlaubniß erhalten. Die Ursache ist, weil der Generalguvernör, der dieselbe geben

soll,

soll, und der selbst dieß Geld erhält, einen solchen Posten an einen seiner Freunde oder Angehörigen überlassen hat oder zu überlassen willens ist. Der Generalguvernör bekömmt zwar dieses Geld. Doch ist der Gebrauch, daß er die Hälfte davon an die Armen überläßt. Ob dieß aber immer so genau befolgt wird, ist unbekannt.

Die **Religion** in Canada war durchgängig die Päbstliche. Es wird hier keine andere geduldet. Es sagten auch fast alle, die gegenwärtig waren und sich in Frankreich aufgehalten hatten, daß die Leute in Canada beiderley Geschlechts stärker für diese Religion eingenommen und eifriger in derselben, als jemahls in Frankreich selbst, wären. Nirgends konnte man fleißiger in die Kirche als hier gehen; ob sie gleich nicht den zehnten Theil von demjenigen verstunden, was der Priester sagte, indem der Gottesdienst fast ganz in Lateinischer Sprache verrichtet wurde. Ich habe schon oben * erwähnt, wie eifrig die Frauensleute und der gemeine Mann hier sind, ihre Gebete auf Latein zu halten, ob sie gleich oft kein Wort von dem, so sie beteten, verstunden, und nicht das geringste von dem, so sie hörten, begreifen konnten. Es schien als wenn fast aller Gottesdienst hier zu sehr ein Ceremonienwerk wäre, und fast blos in dem äusserlichen gesetzt würde. Der meiste Theil des Gottesdienstes in der Kirche, bestund in Herlesung einer Menge Gebete. Es waren alle Gebete Lateinisch. Sie wurden der Versammlung von den Priestern vorne in dem Chor vorgelesen, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß auch der, welcher zu

* Auf der 384. u. 385sten Seite.

zu vörderst in der Kirche und ihnen am nächsten stund, und der Lateinischen Sprache eben so mächtig, als sie war, fast ohnmöglich, wenn er gleich mit allem Fleiß die Ohren anstrengete, das eine Wort von dem andern unterscheiden und den Priester verstehen konnte. Ich konnte nur ab und zu ein Wort auffangen, aber nicht die ganze Meinung vernehmen. Dem Einfältigen war daher ohnmöglich etwas zu begreifen und Nutzen davon zu haben. Der allerfertigste in der Lateinischen Sprache, war nicht im Stande, bey einem solchen Galopieren in der Herlesung der Gebete die Gedanken zusammen zu halten, und mit Andacht zu beten. Ja dieß letztere werden die Priester selbst nicht haben thun können. Die Predigt wurde doch in der Muttersprache, dem Französischen, verrichtet. Die Sprüche aber aus der heil. Schrift wurden erst aus der Vulgata Lateinisch hergesaget, und so gleich Französisch ausgelegt. Eine Sache war poßierlich. Dem ohngeachtet daß die Geistlichen hier täglich fast den ganzen Gottesdienst in Lateinischer Sprache hielten, und sie täglich aus dem Lateinischen Breviario gewisse Stücke herlasen: so fiel es doch den meisten von ihnen ziemlich schwer Latein zu reden. Welches daher gekommen seyn dürfte, weil in der gewöhnlichen und weltlichen Rede verschiedene Wörter vorkommen, die fast niemahls in ihren Kirchenbüchern angetroffen werden. Sonst war hier überall beides in den Städten und auf dem Lande gebräuchlich, des Morgens, nachdem man aufgestanden war, und vornehmlich des Abends, wenn man eben zu Bette gehen wollte, für sich allein bey dem Bette auf die Knie zu fallen, und in der Stille sein Gebet zu halten. Ob es aber auf Latein oder Französisch geschah, wollte ich nicht, um

nicht

nicht neugierig zu scheinen, erfragen. So fleißig ich auch darauf acht gab, wurde ich doch niemahls auf meinen Reisen hier in Canada der Bibel weder auf Französisch noch Latein in einem Hause gewahr, wofern ich nur die Geistlichen von dem männlichen Geschlechte ausnehme. Aber andere Französische oder Lateinische Gebetbücher traf ich an einigen Stellen an. Doch waren mehr Gebete in ihnen an die Jungfrau Maria, als an den grossen Gott gerichtet. Von dem Fleisse, den die Jesuiten in der Bekehrung der Indianer anwenden, von der vielen Last, die sie dabey ausstehen müssen u. s. f. ist schon vorher * gemeldet worden.

Bey den folgenden von mir gemachten **Meteorologischen Beobachtungen** habe ich nichts anders zu erinnern, als was ich vorher in dem zweyten Theile ** erwähnet habe. Hinwiederum bey den von Herrn Johann Bartram angestellten Meteorologischen Beobachtungen muß ich melden, daß ich ihn etwas vor meiner Abreise von Philadelphia nach Canada ersuchte, diese Bemerkungen in meiner Abwesenheit anzustellen, indem es mir aus mehrern Ursachen, die ich oben *** angeführt habe, sehr darum zu thun war, zu vernehmen, wie stark die Wärme des Sommers an dem dasigen Orte war, u. s. f. Zu dem Ende ließ ich ihm das eine Thermometer, und unterwies ihn, wie man es recht gebrauchen sollte. Er war auch so

* Auf der 434sten u. f. Seite.

** Auf der 256sten und folg. und der 581sten Seite.

*** Im 2ten Theil auf der 256sten und folgenden Seite.

so gut, und schrieb auf mein Ersuchen die Höhe der Thermometers u. s. f. auf seinem Landhofe, der 4 Englische Meilen von Philadelphia südwärts liegt, auf. Daß er nicht die Stunde, wenn er die Beobachtungen gemacht hat, angemerkt, bisweilen den Wind und die Witterung ausgelassen, nicht die Heftigkeit des Windes angezeichnet hat, u. s. f. muß um so viel mehr entschuldiget werden, da er, als ein Landmann, nicht Zeit genug dazu hat abbrechen können. Und ich konnte auch in dem Orte keinen so zuverläßigen Mann erhalten. Ich habe seine Beobachtungen von Wort zu Wort, nur ins Schwedische übersetzt, eingerückt. Daraus wird erhellen, wie die Wärme der Pensylvanischen Sommer beschaffen ist.



Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	7½ v. M.	07. 0.	NW. 0.	heiter
„	2 n. M.	4. 0.	„ 0.	„ „ „
2	7½ v. M.	04. 5.	WNW. 1.	abwechseld heiter u. trübe
„	2 n. M.	5. 5.	„ 1.	„ „ „
3	7½ v. M.	2. 0.	NW. 1.	trübe
„	2 n. M.	2. 0.	„ 1.	„ „ „
4	7½ v. M.	02. 0.	W. 1.	heiter
„	2 n. M.	11. 0.	„ 1.	„ „ „
5	7½ v. M.	03. 0.	W. 0.	heiter
6	7½ v. M.	03. 0.	W. 0	heiter; doch war es des
„	2 n. M.	14. 5.	„ 0.	Abends spät trübe, mit
„	5 n. M.	„	NW. 3.	Schnee und Gestöber.
7	7½ v. M.	01. 0.	WNW. 1.	etwas trübe
„	2 n. M.	3. 0.	„ 1.	„ „ „
8	7½ v. M.	04. 0.	WNW. 1.	heiter
„	2 n. M.	8. 0	„ 1.	„ „ „
9	7½ v. M.	03. 0.	WNW. 1.	Morgenröthe; trübe
„	2 n. M	8. 0.	„ 1.	d. Abends fiel e. starker Reg.
10	7½ v. M.	15. 0	S. 2.	trüb mit Regengüssen; des
„	2 n. M.	2. 0.	W. 4.	Abends flog etwas Schnee
„	4 n. M.			in der Luft. Kl. 9. v. M.
				WSW. 3. Kl. 11. v. M.
				SW. 4. Kl. 2. n. M. W. 4.
11	7½ v. M	03. 0	WNW. 3.	trübe
„	2 n. M.	04. 0	„ 3.	„ „ „
12	7¾ v. M.	04. 0	WNW. 3.	heiter
„	2 n. M.	01. 5	NW. 2.	„ „ „
13	7¾ v. M.	07. 5	WNW. 2.	heiter
„	2 n. M.	03. 0.	„ 2.	trübe
14	7¾ v. M.	05. 5	WNW. 1	trübe und Schnee den ganz.
„	1 n. M.	02. 0.	„ 1.	Tag. Er fiel 3 Querfing-
				ger hoch.
15	7 v. M	07. 0.	WNW. 0.	heiter
„	2 n. M.	3. 0	„ 0	„ „ „
16	7 v. M	08. 9.	NW. 3.	Die Nacht vorher WNW.
„	8 v. M.	09. 0.	„	4; den ganzen Tag hei-
„	2 n. M.	08. 0.	„ 1.	ter
17	7 v. M.	011. 0.	NNO 0	trübe; es schneiete d. ganz.
„	d. g. n. m.	09. 0.	„ 0.	Tag. u. die folg. Nacht.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
18	7 v. M.	012. 0.	NW. 1.	trübe, und schneiete v. M.
ꞏ	10 v. M.	011. 0.	ꞏ 1.	n. M. heiter; d. Therm. den ganz. n. M. 011. 0. Der Schnee war e. Viertelelle hoch
19	7 v. M.	015. 5.	W. 1.	heiter
ꞏ	1 n. M.	010. 5.	ꞏ 1	ꞏ ꞏ ꞏ
20	7 v. M.	012. 5.	W. 1.	heiter
ꞏ	2 n. M.	07. 0.	ꞏ	ꞏ ꞏ ꞏ
21	7 v. M.	022. 0.	WNW. 0.	heiter
ꞏ	2 n. M.	03. 0.	W. 1.	ꞏ ꞏ ꞏ
22	7 v. M.	05. 0.	W. 1.	heiter
ꞏ	2 n. M.	01. 0.	ꞏ 1.	trübe
23	7 v. M.	010. 0.	WNW. 1.	heiter. Den Abend hatte d. Mond e. sehr grossen Hof um sich
ꞏ	d. g n. m.	3. 0.	ꞏ 1.	
24	7 v. M.	01. 0.	NNO. 0.	trübe. Es schneite den ganzen Tag.
	2 n. M.	4. 0	NO. 0.	
25	7 v. M.	00. 0.	WNW. 0.	heiter
ꞏ	2 n. M.	4. 0.	W. 0.	ꞏ ꞏ ꞏ
26	7 v. M.	013. 5.	WNW. 1.	heiter
ꞏ	2 n. M.	1. 0.	ꞏ 1.	trübe. Kl. 3 n. M. fieng es zu schneien an.
27	7 v. M.	07. 0.	W. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
	2 n. M.	00. 0.	ꞏ 1.	
28	7 v. M.	01. 0	WNW. 1.	trübe. Es schneite fast den ganz. Tag.
ꞏ	3 n. M.	4. 0.	ꞏ 1	
29	7 v. M.	05. 0.	NNO. 1.	heiter
ꞏ	3 n. M.	03. 0.	ꞏ 1.	ꞏ ꞏ ꞏ
30	7 v. M.	013. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
ꞏ	3 n. M.	4. 0.	ꞏ 1.	
31	7 v. M.	04. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
ꞏ	3 n. M	8. 0.	ꞏ 1.	

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	7 v. M.	03. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
,	1 n. M.	11. 0.	W. 1.	
2	7 v. M.	5. 0	WNW. 0.	heiter
,	2 n. M.	16. 0	W. 0.	, , ,
3	7 v. M.	00. 0.	W. 0.	heiter
,	2 n. M.	19. 5.	, 0	, , ,
4	7 v. M.	5. 5.	W. 0.	trüb. Kl. 10. n. M. NNO. 3, Schnee und Gestöber.
,	2 n. M.	11. 0.	4. n. M. NNO. 2.	
5	7 v. M.	06. 0	NNW. 2.	heiter
	1 n. M.	03. 0	NW. 2.	, , ,
6	7 v. M.	010. 5.	NW. 0.	In der Nacht vorher knackte es in den Häusern. Morgenröthe. Heiter d. ganz. Tag. Kl. 7 v. M. NW. 0. Kl. 9 WNW. 1. Kl 11. W 1. Kl 2. n. M. WSW 1.
,	2 n. M.	5. 0	WSW. 1.	
7	7 v. M.	01. 0.	NNO. 1.	trübe; heiter Kl. 7 v. M. NNO. 1. Kl 9 N. 1. Kl. 10 WNW. 1. Kl. 12. v. M. NW. 1.
,	2 n. M.	1. 0.	NW. 1.	
8	7 v. M.	09. 0.	NW. 0.	heiter
,	2 n. M.	7. 0	W. 1.	, , ,
9	7 v. M.	03. 0.	W. 1.	heiter
,	3 n. M.	16. 0	, 1.	, , ,
10	7 v. M.	7. 0.	W. 1.	Meist heiter. Ein heftiger Sturm d. ganze folgende Nacht mit Regen.
,	1 n. M.	19. 0.	SSW. 4.	
11	7 v. M.	9. 0	SSW. 2.	heiter. Gegen Abend Regen. Des Abends ein Schein als Nordlicht in SW.
,	1 n. M.	11. 0.	, 2.	
12	7 v. M.	4. 0.	SSW. 3.	heiter. Des Abends Kl. 9. ein Schein als ein schwaches Nordlicht in SW.
,	1 n. M.	10. 0.	, 3.	
13	7 v. M.	2. 0.	WNW. 2.	trübe
,	3 n. M.	5. 0.	NW. 2.	heiter
14	7 v. M.	06. 5.	NW. 1.	heiter
,	3 n. M.	02. 0.	WNW. 2.	zerstreuete Wolken
15	$6\frac{3}{4}$ v. M.	010. 5.	NW. 1.	heiter. Kl. 8 des Abends Nordlicht.
,	2 n. M.	03. 0.	WNW. 2.	
16	$6\frac{3}{4}$ v. M.	013. 0.	NNW. 0.	heiter
,	2 n. M.	00. 0.	NW. 1.	, , ,

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind.	Die Witterung.
17	6½ v. M.	02. 0	WNW. 1.	trübe und Schnee, aber den
=	2 n. M.	00. 0	W. 1.	ganz. Nachm. regnete es
18	6½ v. M.	2. 0	WNW. 1.	trübe
=	2 n. M.	00. 0	WNW. 1.	= = =
19	6½ v. M.	03. 0.	NNO. 2.	trübe. Es fiel d. ganz. Tag
=	2 n. M.	01. 0.	= 2.	ein mit Schlossen u. Hagel vermischter Regen.
20	6½ v. M.	1. 5.	NW. 1.	trübe
=	2 n. M.	4. 5.	= 1.	= = =
21	6½ v. M.	00. 8.	NW. 0.	trübe; man hörte e. Wasserfall bey einer Mühle,
=	4 n. M.	4. 0.	NNO. 1.	die eine Englische Meile SSO. von d. Orte wo wir wohnten, lag, Kl. 5 v. M. gegen die Gewohnheit stark brausen, ob es gleich ganz still war. Kl. 10. v. M. kam ein Regen, der d ganz. Tag dauerte
22	6½ v. M.	3. 0.	WNW. 2.	heiter
=	2 n. M.	3. 5	= 2.	= = =
23	6½ v. M.	06. 0.	W. 2.	heiter
=	4 n. M.	4. 0.	= 2.	Es zogen sich Wolken um d. Sonne zusammen.
24	6½ v. M.	4. 0	SSW. 1.	trübe
=	3 n. M.	10. 0.	W. 1	= = =
25	6 v. M.	3. 0.	WNW 0.	abwechselnd heiter u. trübe
=	2 n. M.	1.	= 0.	= = =
26	6 v. M.	012. 0	NNW. 1.	heiter; des Abends trüb,
=	3 n. M.	02. 0	= 1.	Kl. 8. n. M. war ein gr. Hof um d. Mond, und d. Wolken in S. ganz roth
27	6 v. M.	04. 0.	N. 2	trübe; Schnee u. Gestöber
=	3 n. M.	01. 0.	= 2	v. M. aber Kl. 4 n. M. heiter
28	6 v. M.	04. 5	NW. 4	zerstreuete Wolken
=	3 n. M.	03. 5.	WNW. 4.	= = =

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	6 v. M.	09. 0.	WNW. 2.	heiter. Am Abend war ein
;	3 n. M.	01. 5.	; 2.	gr. Hof um den Mond
2	6 v. M.	06. 0.	NW. 2.	heiter. Am Ab. umgab den
;	4 n. M.	2. 5.	; 2.	Mond ein schwacher Hof
3	6 v. M.	04. 0.	NW. 1.	heiter; n. M. trübe. Kl. 8
;	2 n. M.	6. 5.	S. 1.	n. M. waren die Wolken in SW. ganz roth, Kl. 9 fieng es zu schneien an.
4	6 v. M.	0. 5.	OSO. 1.	trübe; am Abend fiel ein
;	2 n. M.	7. 0.	S. 1.	starker Regen.
5	6 v. M.	4. 0.	W. 1.	Abwechselnd trüb und heiter
;	2 n. M.	11. 0.	; 3.	d. folg. Nacht war es still
6	6 v. M.	4. 0.	W 2.	heiter
7	6 v. M	00. 0.	WSW. 1.	v. M. abwechselnd trübe u.
;	2 n. M.	8. 0.	; 1	heiter; n. M. trübe, Donner und Regen um einander.
8	6 v. M.	2. 0.	WNW. 0.	heiter; Kl. 8. n. M. sahe
;	3 n. M.	20. 0.	WSW. 2.	man in SW. ein so genanntes Schneefeuer. Man s. S. 50.
9	6 v. M.	5. 0.	N. 1.	heiter
;	3 n. M.	13. 5.	; 1.	trübe; Kl. 8. n. M. ein Schneefeuer in S. W.
10	6½ v. M.	5. 0.	SSO. 1.	trübe. Schnee mit Regen d.
;	2 n. M.	6. 5.	SO. 1	ganz. Tag u. d. fol. Nacht
11	6 v. M.	9. 0	SSO. 1.	trübe und starker Regen; v
;	3 n. M.	14. 0.	W. 1.	M. etwas heiter n. M.
12	6 v. M.	9. 0.	NNW. 0	wölkig des Morgens; Kl 10.
;	3 n. M.	15. 0.	ONO 0.	klärte es sich auf. Gegen Abend trübe und Regen.
13	6 v. M.	9. 5.	NNO. 2.	trübe u stark. Regen. Kl. 4
;	2 n. M.	8. 0.	10. v. M. N. 3.	n. M. heiter.
14	6 v. M.	4. 0.	WN. W. 2	heiter
;	2 n. M.	10. 0.	; 2.	; ; ;
15	6 v. M.	00. 0	WSW 0	heiter. gegen d. Abend trübe
;	3 n. M	13. 0.	W 2.	; ; ;
16	6 v. M.	2. 5.	NNO. 3.	Schnee u. heftiges Gestöber
;	3 n. M.	01. 0.	; 3.	den ganzen Tag.
17	6 v. M.	01. 0.	NW. 2.	trübe; Kl. 8. v. M. heiter
;	3 n. M.	5. 0.	; 2.	; ; ;

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
18	6 v. M.	02. 0.	WSW. 0.	heiter. Das Feld war jetzt mit Schnee bedeckt,
:	3 n. M.	4. 0.	W. 2.	
19	6. v. M.	02. 0.	WNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	6. 0.	NW. 2.	: : :
20	6 v. M.	05. 5.	W. 0.	heiter; gegen den Abend trübe
:	3 n. M.	11. 5.	SW. 1.	
21	6½ v. M.	2. 0.	SSO. 0.	trüb; ab und zu Regen.
:	3 n. M.	14. 5.	: 0.	: : :
22	6 v. M.	10. 0.	SSO. 0.	trüb
:	3 n. M.	19. 5.	: 0.	: : :
23	6 v. M.	15. 0.	SSO. 1.	starker Regen
:	3 n. M.	19. 0.	: 1.	: : :
24	6 v. M.	8. 0.	SW. 1.	heiter
:	3 n. M.	15. 0.	: 1.	: : :
25	6¼ v. M.	6. 5.	WNW. 3.	heiter
:	3 n. M.	11. 0.	: 3.	zerstreute Wolken
26	6 v. M.	00. 0.	WNW. 2.	heiter
:	3 n. M.	11. 0.	SW. 2.	zerstreute Wolken; Kl. 8. n. M. ein so genantes Schn. Feuer in SW. am Horiz.
27	6 v. M.	3. 0.	WNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	9. 0.	: 1.	: : :
28	6½ v. M.	3. 0.	S. 1.	Regen d. ganzen Tag u. die folg. Nacht durch.
:	3 n. M.	12. 0.	11 n. M. NNW. 3.	
29	6 v. M.	1. 0.	NNW. 2.	heiter
:	2 n. M.	6. 0.	: 2.	: : :
30	6 v. M.	03. 0.	O. 1.	heiter; zu Mittag trübe. Es fieng zu schneien u. zu stöbern an, welches bis in die Nacht dauerte, da es sich in einen Regen verwandelte.
:	2 n. M.	4. 0.	SO. 1.	
31	6¼ v. M.	5. 0.	N. 1.	trübe
:	3 n. M.	14. 0.	: 1.	: : :

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	6 v. M.	5. 5.	NNO. 1.	Regen v. M. aber n. M. u. d.
„	3 n. M.	3. 5.	O. 1.	folg. Nacht fielen Schloſ-
				ſen und Schnee bey vielen
				Blitzen und Donnern.
2	6 v. M.	0. 5.	NNO. 1.	Es ſchneiete u. fielen Schloſ-
„	3 n. M.	0. 5.	„ 1.	ſen faſt den ganzen Tag
3	6 v. M.	02. 0.	NW. 1.	heiter
„	3 n. M.	9. 0.	„ 1.	„ „ „
4	6. v. M.	02. 0.	W. 1.	heiter
„	3 n. M.	16. 0.	„ 1.	„ „ „
5	6 v. M.	00. 5.	N. 1.	heiter. Die Sonne war beym
„	3. n. M.	19. 0.	SW. 1.	Untergange ſehr roth
6	6 v. M.	4. 0.	SW. 1.	heiter
„	3 n. M.	23. 0.	„ 1.	„ „ „
7	6 v. M.	13. 0.	S. 2.	heiter; n. M. wurde es trübe.
„	3 n. M.	24. 0.	„ 2.	Kl. 7. n. M. erfolgte ein
				Regen, der bis in die Nacht
				dauerte.
8	7 v. M.	9. 0.	NW. 3.	zerſtreuete Wolken
„	3 n. M.	13. 0.	„ 3.	„ „ „
9	6 v. M.	1. 0.	N. 1.	abwechſelnd trübe u. heiter
„	3 n. M.	7. 0.	„ 1.	Abends fieng es zu Schnei-
				en an und dauerte bis in
				die Nacht
10	7 v. M.	2. 5.	NO. 1.	trübe. Kl. 12. v. M. Regen,
„	3 n. M.	6. 5.	„ 1.	d. bis in die Nacht anhielt.
11	6 v. M.	5. 0.	NO. 1.	Regen faſt den ganzen Tag
„	3 n. M.	9. 0.	„ 1.	„ „ „
12	6 v. M.	2. 0.	WNW. 2.	heiter; n. M. wölkig mit Ha-
„	2. n. M.	13. 0.	„ 2.	gel und Regen.
13	6 v. M.	„	NW. 2.	heiter
„	2 n. M.	„	SW. 1	trübe
14	6 v. M.	„	O. 1.	trübe; Kl. 8. heiter; gegen
„	2 n. M.	„	„ 1.	Abend trübe.
15	6 v. M.	„	O. 1.	meiſtentheils heiter
„	2 n. M.	„	„ 1.	„ „ „
16	6 v. M.	6. 5.	WNW. 2.	heiter
„	2 n. M.	13. 5.	„ 1.	„ „ „
17	6 v. M.	7. 0.	S. 1.	abwechſelnd heiter u. trübe
„	3 n. M.	16. 0.	SW. 1.	Regen
18	7 v. M.	6. 0.	N. 0.	heiter
„	3 n. M.	18. 0.	NW. 3.	„ „ „

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
19	5½ v.M.	2. 0.	NNW. 0.	heiter
=	3 n.M.	20. 0.	W. 2.	= = =
20	6 v.M.	2. 0.	SW. 0.	ein stark. Reif des Morgens;
			= 0.	klar u. sehr heiß d. ganz Tag.
21	=	=	SW. 1.	heiter mit einem Sonnenrauche
22	5 v.M.	13. 0.	S. 0.	meist heiter
=	3 n.M.	23. 0.	= 0.	= = =
23	5½ v.M.	11. 0	W. 1.	heiter
=	3 n.M.	25. 5.	= 1.	= = =
24	6 v.M.	12. 0	S. 1.	trübe. Staubregen ab u. zu
=	3 n.M.	22. 0.	= 1.	= = =
25	6 v.M.	18. 0.	S. 0	Regen die Nacht vorher, und
=	3 n.M.	24. 0.	= 0	oft am Tage. Am Abend Donner und Bliz
26	6 v.M.	18. 0	W. 1.	heiter
	3 n.M.	30. 0.	= 1.	= = =
27	6 v.M.	17. 0	W. 2	heiter
=	3 n.M.	25. 0.	= 2.	= = =
28	6 v.M.	7. 0	W. 0.	heiter
=	3 n.M.	24. 0.	= 0.	= = =
29	6 v.M	7. 0.	N. 2.	heiter
=	3 n.M	17. 0.	O 2.	= = =
30	5 v.M.	3. 0.	O. 1.	zerstreute Wolken
	3 n.M.	15. 5.	S. 0.	= = =

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	4 v. M.	01. 5.	S. 0.	Reif des Morgens; heiter.
⸗	3 n. M.	18. 5.	SW. 1.	⸗ ⸗ ⸗
2	5 v. M.	1. 0.	W. 1.	heiter
⸗	3 n. M.	23. 0.	⸗ 1.	⸗ ⸗ ⸗
3	$5\frac{1}{2}$ v. M.	4. 0.	W. 1.	heiter
⸗	3 n. M	27. 5.	⸗ 1.	⸗ ⸗ ⸗
4	5 v. M.	10. 0.	W. 1.	heiter
5	5 v. M.	13. 0.	S. 3.	zerstreuete Wolken
⸗	3 n. M.	27. 0.	⸗ 3.	⸗ ⸗ ⸗
6	5 v. M.	14. 5.	N. 0.	heiter
7	5 v. M.	13. 0.	N. 0.	etwas trübe
8	5 v. M.	4. 0.	N. 0.	heiter
9	6 v. M.	14. 0.	S. 1.	Regen fast den ganzen Tag.
⸗	3 n. M.	14. 0.	⸗	⸗ ⸗ ⸗
10	6 v. M.	13. 0.	SSW. 0.	Regen ab und zu.
⸗	3 n. M.	16. 0.	⸗ 0.	⸗ ⸗ ⸗
11	6 v. M	12. 0.	WSW. 0.	heiter
⸗	3 n. M	28. 0.	⸗ 0.	⸗ ⸗ ⸗
12	6 v. M.	13. 0.	WNW. 2.	heiter
⸗	3 n. M.	20. 0.	⸗ 2.	⸗ ⸗ ⸗
13	5 v. M.	9. 0.	NW. 1.	heiter
⸗	3 n. M	18. 5.	⸗ 1.	⸗ ⸗ ⸗
14	5 v. M.	00. 5.	NW. 0.	heiter
15	5 v. M.	9. 0.	SSW. 2.	trübe
⸗	3 n. M.	20. 0.	⸗ 2	Regen
16	5 v. M.	17. 0.	⸗	trübe
⸗	4 n. M.	23. 0.	⸗	⸗ ⸗ ⸗
17	5 v. M.	20. 0.	S. 1.	Es regnete ab u. zu den ganz
⸗	3 n. M.	24. 0.	⸗ 1.	Tag u. blitzete des Abends
			⸗	sehr.
18	5 v. M.	13. 0.	⸗	heiter
19	5 v. M.	17. 0.	W. 2.	heiter
20	5 v. M	19. 0.	W. 1.	heiter
⸗	3 n. M.	24. 0.	⸗ 1.	⸗ ⸗ ⸗
21	6 v M.	20. 0.	⸗	heiter
22	⸗	⸗	SW. 1.	heiter; sehr heiß.
23	5 v. M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
⸗	3 n. M.	33. 5.	⸗ 1.	⸗ ⸗ ⸗
24	12 v. M.	32. 0.	SW. 1.	heiter
25	8 v. M.	23. 0.	SW. 1.	heiter und sehr warm
⸗	2 n. M.	28. 0.	⸗	⸗ ⸗ ⸗

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
26	8 v. M.	21. 0.	WNW. 2.	zerstreuete Wolken. Am Abend ein Triebgewölke mit Sturm und Regen.
:	3 n. M.	25. 0.	:	
27	7 v. M.	17. 0	W. 2.	dicke zerstreuete Wolken; ziemlich kühl.
:	2 n. M.	25. 0.	:	
28	7 v. M.	15. 0.	W. 1.	zerstreuete Wolken
:	2 n. M.	25. 0.	:	: : :
29	7 v. M.	16. 0.	W. 2.	zerstreuete Wolken
:	2 n. M.	25. 0.	:	: : :
30	5 v. M.	13. 0.	WNW. 1.	heiter
:	n. M.	25. 0.	W. 1.	trübe
31	5 v. M.	13. 0.	SW. 1.	etwas trübe:
:	1 n. M.	27. 0.	: 1.	heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	5 v. M.	23. 0.	SW. 1.	Regen die Nacht vorher;
2	"	"	SO. 1.	Morgens trüb; Kl. 10. heiter, zerstreuete Wolken
3	7 v. "	24. 0.	SW. 1.	zerstreuete Wolken; n. M. Gewitterw. mit Regen, welche von NW. kamen
4	3 n. "	26. 0.	NW. 1.	zerstreuete Wolken
5	5½ n. "	15. 5.	S. 1.	heiter
"	3 n. "	22. 0.	" 1.	" " "
6	5 v. "	18. 5.	SW. 1.	abwechselnd trübe und
"	3 n. "	23. 0.	" 1.	klar
7	d. g. Tg.	20. 0.	"	trüb und Regen
8	6 v. M.	15. 5.	NW. 0.	trübe
"	3 n. "	23. 0.	" 1.	zerstreuete Wolken
9	5 v. "	13. 0.		heiter
10	5 v. "	11. 0.	SW. 1.	heiter
"	3 n. "	22. 5.	" 1.	" " "
11	7 v. "	20. 0.	N. 1.	zerstreuete Wolken
"	2 n. "	33. 0.	SW. 1.	Gewitter mit Regen
12	6 v. "	23. 0.	N. 0.	heiter
"	3 n. "	32. 0.	S. 2.	etwas trübe
13	5 v. "	19. 0.	SO. 2.	meist heiter
"	3 n. "	27. 0.	" 2.	" " "
14	6 v. "	26. 0.	S. 1.	heiter
"	3 n. "	25. 0.	" 1.	Gewitter mit Regen
15	6 v. "	18. 0.	N. 0.	heiter
"	3 n. "	26. 5.	" 0.	" " "
16	6 v. "	20. 0.	NNO. 1.	heiter
"	2 n. "	28. 0.	" 1.	" " "
17	5½ v. "	18. 0.	N. 0.	heiter
"	3 n. "	27. 5.	" 0.	" " "
18	5 v. "	21. 0.	OSO. 1.	heiter
"	3 n. "	32. 0.	NO. 1.	Gewitter mit stark. Regengüssen
19	6 v. "	20. 0.	NNW. 1.	heiter
	3 n. "	27. 0.	" 1.	" " "
20	5 v. "	18. 0.	S. 1.	heiter
	3 n. "	26. 0.	" 1.	trübe
21	5 v. "	23. 0.	SW. 0.	trüb, bisweilen Regen
22	5 v. "	9. 0.	W. 1.	heiter
23	6 v. "	17. 0.	S. 1.	heiter
"	n. "	"	NW. 1.	trübe

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
24	6 v. M.	20. 5.	S. 1.	trübe, hernach heiter.
;	n. -	;	SW. 1.	Gewitter und Regen.
25	5 v. -	23. 0.	S. 1.	heiter
;	2 n. -	32. 0.	; 1.	; ; ;
26	5 v. -	14. 0.	N. 1.	heiter
27	6 v. -	15. 0.	;	heiter
28	5 v. -	18. 0.	S. 1.	heiter
;	1 n. -	35. 0.	; 1.	; ; ;
29	7 v. -	26. 0.	;	heiter
30	5 v. -	11. 0.	S. 1.	heiter
;	3 n. -	31. 0.	W. 1.	; ; ;

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	: :	:	N. 3.	zerstreuete Wolken
2	5 v. M.	7. 5.	N. 2.	heiter
3	8 v. -	26. 0.	N. 1.	heiter
:	2 n. -	28. 0.	: 1.	des Abends Gewitter mit Regen
4	6 v. -	20. 0.	S. 1.	trübe; zuweilen Regen n. M.
:	n. -	:	N. 2.	: : :
5	: :	:	W. 1.	heiter
:	4 n. -	26. 0.	: 1.	trübe; Abends Regen.
6	$5\frac{1}{2}$ v. -	18. 0.	SW. 1.	Es regnete die ganz. Nacht vorher. Am Tage heiter
7	$4\frac{1}{2}$ v. -	17. 0.	NW. 0.	heiter
8	6 v. -	16. 0.	N. 0.	abwechseld heiter u. trübe v. M. ein gr. Ring um die Sonne.
9	7 v. -	21. 0.	SW. 0.	d. Nacht vorher Regen. Am
:	3 n. .	22. 0.	: 0.	Tage trübe zuweilen Reg
10	$4\frac{3}{4}$ v. -	18. 0.	SW. 0.	heiter; bisweilen ziehende
:	3 n. -	24. 5.	: 1.	Wolken mit Regen
11	5 v. -	17. 0.	SSO. 1.	heiter
:	2 n. -	26. 0.	: 1.	: : :
12	5 v. -	22. 0.	W. 1.	heiter
13	6 v. -	20. 0.	SSW. 1.	heiter
:	3 n. -	33. 0.	: 1.	: : :
14	5 v. -	21. 0.	WSW. 1.	heiter
:	2 n. -	28. 0.	: 1.	: : :
15	5 v. -	16. 0.	NNO. 1.	heiter
:	3 n. -	28. 0.	: 1.	: : :
16	5 v. -	14. 0.	S. 0.	heiter; bisweilen etw. trübe
:	10 v. -	:	SSO. 1.	: : :
17	5 v. -	19. 0.	S. 1.	heiter
:	3 n. -	24. 0.	: 1.	trübe
18	5 v. -	15. 0.	NNO. 0.	heiter
:	2 n. -	25. 0.	: 0.	: : :
19	5 v. -	19. 0.	SSW. 1.	trübe, Regen
:	n. -	:	:	etwas heiter
20	5 v. -	19. 0.	S. 1.	heiter
:	3 n. -	24. 0.	: 1.	trübe, etwas Regen
21	:	:	S. 0.	heiter
:	3 n. -	27. 0.	: 0.	zerstreuete Wolken
22	5 v. -	16. 0.	SW. 2.	heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
22	3 n. M.	27. 0.	SW. 2.	heiter
23	6 v. -	19. 0.	SSW. 1.	heiter u. trübe abwechselnd
:	3 n. -	28. 5.	: 1.	: : :
24	6 v. -	20. 0.	SW. 1.	heiter
:	3 n. -	29. 0.	: 1.	: : :
25	5 v. -	20. 0.	WSW. 0.	heiter
:	3 n. -	29. 5.	: 0.	: : :
26	5 v. -	21. 0.	S. 0.	heiter
:	3 n. -	30. 0.	: 1.	: : :
27	5 v. -	22. 0.	W. 1.	trübe, Regen bisweilen
:	3 n. -	21. 5.	: 1.	: : :
28	6 v. -	17. 0.	W. 1.	heiter
:	3 n. -	27. 0.	: 1.	: : :
29	6 v. -	16. 0.	NW. ½	heiter. Des Abends ziehende Wolken mit Regen
:	2 n. -	24. 0.	: 1.	
30	6 v. -	14. 0.	WNW. 1.	heiter
:	2 n. -	26. 0.	: 1.	: : :
31	6 v. -	16. 0.	O. 1.	trübe mit Regen fast den ganzen Tag
:	3 n. -	22. 0.	: 1.	

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	6 v. M.	22. 0.	NO. 1.	trübe; bisweilen Regen
;	3 n. M	28. 0.	; 1.	; ; ;
2	4½ v. M.	16. 0.	NO. 1.	heiter
;	n. M.	;	SO. 1.	trübe; gegen d. Abend heiter
3	5 v. M.	13. 0.	SW. 2.	heiter
4	;	;	NO. 2.	trübe; bisweilen Regen
;	2 n. M.	21. 0.	; 2.	; ; ;
5	v. M.	;	NO. 1.	heiter
;	n. M.	;	SW. 1.	; ; ;
6	5 v. M.	16. 0.	NO. 3.	starker Regen d. ganz. Tag,
;	3 n. M.	16. 0	; 3	bisweilen Gewitter
7	6 v. M.	13. 0.	OSO. 1	trübe; oft Regen
;	3 n M.	16. 0.	; 1.	; ; ;
8	6 v. M.	16. 0.	SW. 1.	trübe; bisweilen Regen
;	3. n. M.	27. 0.	; 1.	; ; ;
9	6 v. M.	14. 0.	SW. 1.	zerstreuete Wolken
;	1 n. M.	20. 0.	; 1.	des Abends Regen
10	6 v. M	14. 0.	SW. 1.	zerstreuete Wolken
;	3 n. M.	24 0.	; 1.	; ; ;
11	6 v. M.	13. 5.	W. 1.	trübe
12	6 v. M.	14. 0.	W. 1.	zerstreuete Wolken
;	2 n. M.	25. 0.	; 1.	; ; ;
13	7 v. M.	15. 5.	NW. 1.	heiter
;	2 n. M.	30. 0.	; 1.	; ; ;
14	6 v. M.	16. 0.	NO. 2.	heiter
;	2 n. M.	26. 0.	; 2.	; ; ;
15	6 v. M.	14. 0.	NO. 1.	heiter
;	2 v. M.	28. 0.	; 1.	; ;
16	5 v. M.	14. 0.	SO. 1.	heiter. Am Abend Gewitter
;	3 n. M.	26. 0.	; 1.	und Regen
17	5 v. M.	14. 5.	S. 0.	zerstreuete Wolken
;	3 n. M.	27. 0.	; 0.	; ; ;
18	5 v. M.	16. 0.	W. 1.	Am Morgen Gewitter und
;	3 n. M.	29. 0.	; 1.	Regen Kl. 10. v. M. zerstreuete Wolken
19	6 v. M.	17. 0.	W. 1.	heiter
;	3 n. M.	30. 0.	; 1.	; ; ;
20	5 v. M.	16. 5.	SW. 0.	heiter
;	3 v. M.	28. 0.	; 0.	; ; ;
21	5 v. M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
;	2 n. M.	29. 0.	; 1.	; ; ;
;	5 n. M.	27. 0.	; ;	; ; ;

Im August.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
22	5 v. M.	19. 0.	NO. 2.	Regen den ganzen Tag
:	3 n. M.	17. 5.	: 2.	: : :
23	5 v. M.	16. 5.	SW. 3.	des Morgens Regen;
:	2 n. M.	22. 5.	: 3.	Kl. 10. v. M. zerstreuete Wolk.
24	6 v. M.	13. 5.	SW. 2.	zerstreuete Wolken
:	2 n. M.	22. 0.	: 2.	: : :
25	5 v. M.	7. 0.	SW. 2.	heiter
:	4 n. M.	20. 5.	: 2.	: : :
26	5 v. M.	13. 0.	NO. 1.	heiter u. trübe abwechselnd;
:	3 n. M.	18. 0.	: 1.	n. M. oft Regen
27	5 v. M.	10. 5.	SW. 1.	zerstreuete Wolken
:	2 n. M.	23. 0.	: 1.	: : :
28	5 v. M.	10. 0.	SW. 1.	heiter
:	2 n. M.	20. 0.	: 1.	: : :
29	5 v. M.	13. 0.	NO. 2.	heiter
30	5½ v. M.	11. 0.	NO. 2.	heiter
31	6 v. M.	13. 0.	S. 1.	heiter u. trübe, abwechselnd;
:	3 n. M.	18. 5.	: 1.	Regen ab und zu

Im September.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	5½ n. M.	14. 5.	NNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	20. 0.	: 1.	: : :
2	5½ v. M.	9. 0.	N. 1.	heiter
:	2. n. M.	18. 0.	SSW. 1.	: : :
3	5½ v. M.	7. 5.	S. 1.	etwas trübe; ab und zu heiter
:	2 n. M.	20. 0.	: 1.	
4	6 v. M.	14. 0.	S. 1.	ab und zu Regen, und heitere Luft
:	2 n. M.	17. 5.	: 1.	
5	6 v. M.	14. 0.	NO. 2.	Nebel. Regen d. ganz. Tag. Ab und zu Gewitter
6	10½ v. M	15. 0.	NO. 2.	Nebel und Staubregen den ganzen Tag
:	d. g. n. m	15. 0.	: 2.	
7	7 v. M.	17. 0.	SW. 1.	Nebel und Regen
:	3 n. M.	22. 0.	: 1.	heiter
8	5½ v. M.	15. 0.	SSW. 1.	heiter
:	4 n. M.	28. 0.	: 1.	: : :
9	5 v. M.	17. 5.	ONO. 2.	heiter
:	3 n. M.	25. 0.	: 2.	: : :

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
10	$5\frac{1}{2}$ v. M.	16. 0.	NO. 2.	heiter
=	3 n. M.	26. 0.	= 2.	= = =
11	$5\frac{1}{2}$ v. M.	15. 0.	ONO. 0.	heiter
=	3 n. M.	25. 0.	= 0.	= = =
12	7 v. M.	14. 5.	NNO. 1.	heiter
=	n. M.	=	SW. 1.	= = =
13	$5\frac{1}{2}$ v. M.	14. 0.	NO. 1.	heiter
=	$1\frac{1}{2}$ n. M.	24. 5.	= 1.	= = =
14	5 v. M.	15. 0.	NO. 2.	heiter
=	1 n. M.	22. 5.	= 2.	= = =
15	$5\frac{1}{2}$ v. M.	16. 0.	NNO. 3.	heiter. V. M. war ein Ring
=	2 n. M.	19. 0.	= 3.	um die Sonne
16	$5\frac{1}{2}$ v. M.	8. 5.	NNO. 1.	heiter
=	3 n. M.	20. 5.	= 1.	= = =
17	5 v. M.	12. 0.	SW. 0.	heiter
18	6 v. M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n. M.	27. 0.	= 1.	= = =
19	6 v. M.	14. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n. M.	26. 0.	= 1.	= = =
20	6 v. M.	19. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n. M.	26. 0.	= 1.	trübe, gegen Abend Regen
21	6 v. M.	15. 0.	= =	heiter
=	3 n. M.	19. 5.	= =	= = =
22	6 v. M.	13. 0.	O. 0.	etwas trübe
=	3 n. M.	22. 0.	= 0.	= = =
23	6 v. M.	14. 0.	SW. 0.	heiter
24	6 v. M.	18. 0.	SW. 2.	heiter; zu Mittag Regen
=	2 n. M.	26. 0.	= 2.	n. M. zerstreuete Wolken
25	7 v. M.	16. 0.	W. 1.	heiter u. trübe abwechselnd
=	2 n. M.	17. 0.	= 1.	= = =
26	8 v. M.	12. 0.	NO. 1.	heiter
=	3 n. M.	11. 5.	= 1.	trübe mit Regen
27	6 v. M.	9. 5.	N. 1.	Regen den ganzen Tag
=	3 n. M.	14. 0.	= 1.	= = =
28	6 v. M.	8. 0.	SW. 1.	es regnete stark den ganzen
=	3 n. M.	14. 0.	= 1.	Tag
29	6 v. M.	8. 0.	S. 1.	Nebel
=	1 n. M.	13. 0.	= 1.	zerstreuete Wolken
30	8 v. M.	14. 0.	SW. 2.	Staubregen
=	2 n. M.	18. 0.	= 2.	etwas heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	$7\frac{1}{2}$ v. M	9. 0.	NW. 1.	Regen
;	n. M.	;	; 1.	etwas heiter
2	7 v. M.	2. 0.	W. 1.	des Morgens Reif heiter den ganzen Tag
3	6 v M.	3. 5.	SW. 1.	heiter
;	1 n. M	12. 0.	; 1.	; ; ;
4	6 v. M.	11. 0.	S. 1.	Regen
5	6 v. M.	10. 5.	NO. 1.	trübe
;	n. M.	11. 0.	; 1.	; ; ;
6	$6\frac{1}{2}$ v. M.	10. 0.	ONO. 1.	Regen den ganzen Tag
;	3 n. M.	12. 0.	; 1.	; ; ;
7	$6\frac{1}{2}$ v. M.	10. 0.	ONO. 1.	zerstreuete Wolken
;	2 n. M.	14. 0.	;	; ; ;
8	$6\frac{1}{2}$ v. M.	7. 0.	S. 1.	heiter
;	3 n. M.	18. 0.	; 1.	; ; ;

Meteorologische Beobachtungen, welche ohnweit Philadelphia, während meiner Abwesenheit im Sommer des Jahres 1749, von dem Herrn Johann Bartram angestellet worden sind.

Im Junius

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
	v. M.	n. M.		
1	22.	25.	W.	trübe
2	20.	27.	W.	trübe
3	23.	28.	W.	Regengüsse
4	22.	28.	W.	heiter
5	18.	25.	W.	heiter
6	18.	25.	W	trübe
7	22.	22.	NO.	trübe
8	;	21.	NO.	trübe
9	;	21.	N.	trübe
10	14.	22.	O.	trübe
11	22.	23.	O.	trübe
12	25.	25.	O.	trübe
13	23.	25.	O.	trübe
14	25.	27.	O. 3.	trübe
15	24.	28.	O.	heiter
16	22.	26.	O.	heiter
17	23.	27.	O.	heiter
18	25.	27.	O. 2.	heiter
19	23.	24.	NW.	heiter
20	17.	26.	W.	heiter
21	24.	26.	W.	heiter

Der Tag	Die Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M.		
22	18	27	W.	heiter
23	15	29	W.	heiter
24	22	32	W.	heiter
25	22	31	W.	heiter
26	23	30	N.	heiter
27	19	32	W.	heiter
28	24	36	W.	„ „ „
29	25	37	W.	„ „ „
30	25	36	N.	„ „ „

Im Julius.

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M		
1	21	30	W.	„ „ „
2	18	27	NW.	„ „ „
3	26	28	SW.	Regengüsse
4	24	36	NW.	„ „ „
5	22	32	W.	„ „ „
6	22	34	NW.	Regen
7	20	35	W.	Regengüsse
8	20	35	NO.	Regen
9	20	29	N.	heiter
10	16	29	N.	heiter
11	17	33	NW.	heiter
12	20	35	W.	heiter; am Abend Regen.
13	22	33	W.	heiter
14	26	30	W.	Regengüsse
15	20	29	N.	heiter
16	21	30	O.	Regen
17	19	29	NO.	trübe
18	18	19	NO.	Regen
19	18	33	W.	heiter
20	19	33	W.	heiter
21	22	31	W.	heiter
22	23	23	W.	Regengüsse
23	23	25	W.	Regengüsse
24	20	36	W.	heiter
25	27	36	W.	„ „ „
26	28	32	W.	„ „ „
27	24	30	W.	heiter

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
	v. M.	n. M.		
28	19	27	W.	heiter
29	23	36	W.	Regen
30	30	34	„	„ „ „
31	21	34	„	„ „ „

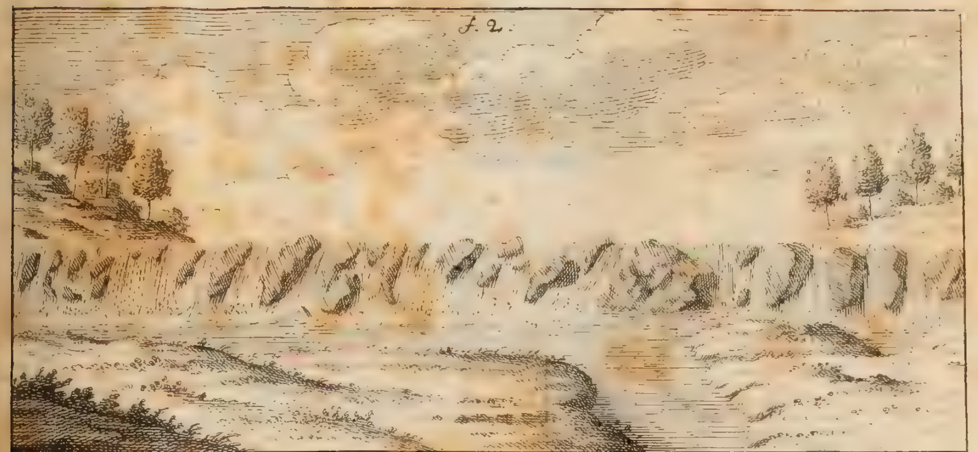
Im August.

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M.		
1	„	„	„	„ „ „
2	18	32	„	„ „ „
3	17	30	„	„ „ „
4	18	33	„	„ „ „
5	22	39	W.	„ „ „
6	18	37	N 2.	„ „ „
7	17	27	W.	„ „ „
8	14	25	NW.	„ „ „
9	12	24	NW.	„ „ „
10	13	24	NW.	„ „ „
11	11	25	NW.	„ „ „
12	14½	30	NW.	„ „ „
13	18	31	NW.	„ „ „
14	18	30	W.	„ „ „
15	15	30	W.	Regen
16	23	33	N.	„ „ „
17	14	34	NW.	„ „ „
18	18	37	W.	„ „ „
19	18	25	WS.	„ „ „
20	20	26	NO.	Regen
21	20	25	NW.	„ „ „
22	23	34	NW.	„ „ „
23	17	34	W.	„ „ „
24	18	30	W.	„ „ „
25	20	32	NW. W.	„ „ „
26	10	24	NW.	heiter
27	12	20	NW.	heiter
28	13	23	W.	heiter
29	22	24	W.	heiter
30	17	25	O.	„ „ „
31	20	29	O.	„ „ „

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M.		
1	19	30	O.	Regengüsse
2	18	20	O.	Regen
3	19	25	O.	Regen
4	22	25	O.	neblich
5	23	31	NO.	trübe
6	23	37	NO.	trübe
7	24	34	NO.	trübe
8	24	32	NO.	trübe
9	23	33	NO.	Regen
10	23	32	W.	Regen
11	19	25	NO.	„ „ „
12	13	23	NO.	„ „ „
13	12	25	NO.	„ „ „
14	12	30	NO.	„ „ „
15	13	27	NO.	„ „ „
16	20	26	NO.	„ „ „
17	17	27	O.	„ „ „
18	16	34	SO.	„ „ „
19	12	30	SW.	„ „ „
20	17	26	„	„ „ „
21	17	25	W.	„ „ „
22	15	30	O.	„ „ „
23	20	29	O.	„ „ „
24	21	29	W.	„ „ „
25	23	28	W 3.	„ „ „
26	20	15	O.N.	Gewitter
27	15	19	NW.	„ „ „
28	10	20	NW.	„ „ „
29	„	„	„	„ „ „
30	6	26	W.	„ „ „

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind.	Die Witterung.		
	v. M.	n. M.				
1	13	25	W.	s	s	s
2	14	29	NW.	s	s	s
3	8	15	N.	s	s	s
4	13	29	W.	s	s	s
5	17	30	O.	s	s	s
6	18	30	O.	s	s	s
7	16	21	NW.	s	s	s
8	11	22	NW.	s	s	s





Der Wasserfall bey Cohoes in dem Flusse Mohaak.

f. 1.

f. 3.

f. 5.

f. 4.

N.

Brunn

W.

O.

S.

Der Fluß Woodcreek





